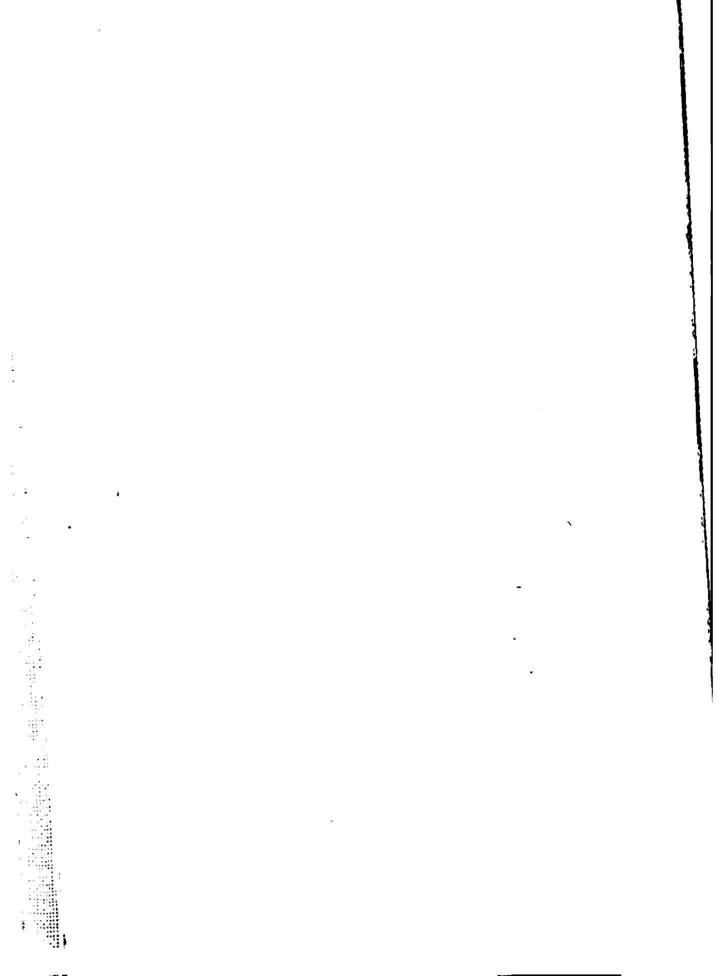




# …ige Jude.

Deutsche

Originalausgabe

unter Mitwirkung

von

Wilhelm Ludwig Wesché.

Von

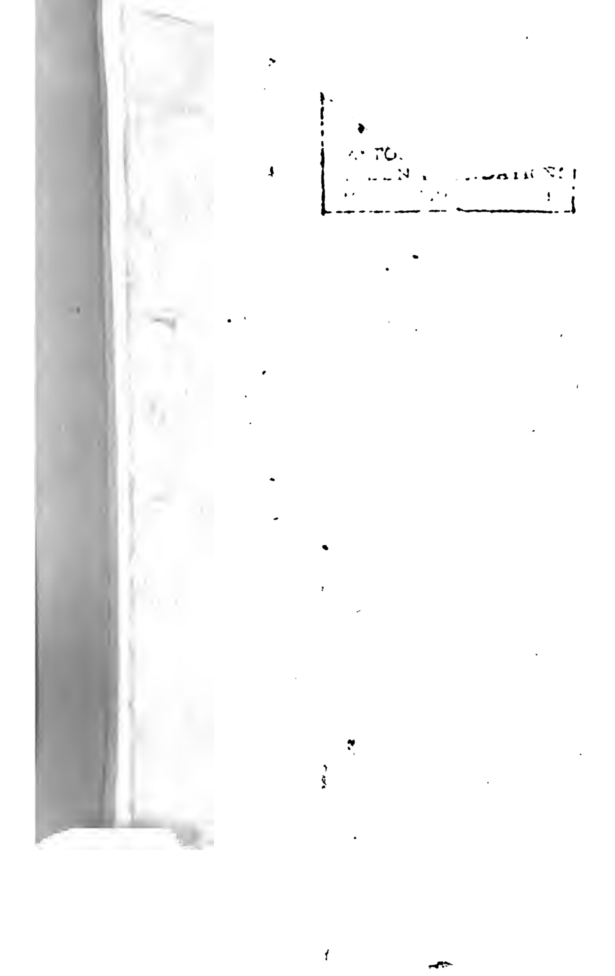
Eugen Sue.

Vierter Band.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1844.





I.

## Die Maskerade.

Am dritten nach dem Tage, an welchem Dagoberts Frau vom Polizeicommissair zum Untersuchungsrichter geführt worden war, ereignete sich auf dem Platze des Châtelet eine Scene voll Lärm, Fröhlichkeit und Leben, einem Hause gegenüber, dessen geräumige Säle, sowohl im Erdgeschoß wie in der ersten Etage, damals ein Speisewirth eingenommen, mit dem Aushängeschild: Zum saugenden Kalb.

Die Nacht des Fastnachtdonnerstags war zu Ende.

Eine große Anzahl wunderlich und armselig gekleideter Masken verließ die Bälle der in dem Quartiere des Stadthauses gelegenen Schenken und zog singend über den Platz des Châtelet; als sie aber vom Quai her einen zweiten Haufen verkleideter Leute herbeieilen sahen, blieben sie stehen und erwarteten sie unter Freudengeschrei, in der Hoffnung eines jener Kämpfe mit schlüpfrigen Worten und pöbelhaften Geberden, die Vadé berühmt gemacht haben.

Diese mehr oder minder berauschte Menge, die sich bald durch eine ziemlich große Anzahl Anderer ver-

größerte, welche ihr Stand am frühesten
Paris zu gehen nöthigte, diese Menge hatt
an einer der Ecken des Platzes zusamme
daß ein junges, bleiches und verwachsen
welches in diesem Augenblicke über selbigen g
allen Seiten umringt war.

Dieses junge Mädchen war die mit T
aufgestandene Mayeux, sie wollte mehrere
zeug bei der Person holen, für welche
Man wird die Furcht der armen Nähteri
die sich schaudernd des schrecklichen Auftrittes
erinnerte, als sie sich ganz gegen ihren Wil
dieser Menge eingeschlossen sah; aber unge
freilich schwachen Anstrengungen vermocht
Schritt zu thun, denn der anlangende M
hatte sich, lautes Geschrei ausstoßend, auf
gekommenen geworfen; ein Theil dieser e
Andere strömten wieder vorwärts, und d
welche sich unter diesen letzteren befand, n
sagen durch diese Welle von Volk unter die
des Speisewirthes am nächsten stehenden
tragen.

Die neuen Masken waren weit besser ko
die anderen; sie gehörten zu jener unruhigen
Klasse, welche gewöhnlich die Chaumière,
das Coliseum und andere Bälle besuchen, a
mehr oder minder ausgelassen zugeht, und

gemeinen aus Studenten, Ladenjungfern, Handlungsdienern, Grisetten u. s. w. bestehen.

Indem dieser Haufe auf die Späße der anderen Masken antwortete, schien derselbe mit einer großen Ungeduld die Ankunft einer außerordentlich ersehnten Person zu erwarten.

Folgende, zwischen den Pierrots und Pierretten, Debardeurs*) und Debardeusen, Türken und Sultaninnen und anderen zusammenpassenden Paaren ausgewechselten Worte werden einen Begriff von der Wichtigkeit der so heißersehnten Personen geben.

— Ihr Mahl ist für sieben Uhr Morgens bestellt. Ihre Wagen müßten schon angelangt sein.

— Ja ... aber die Bacchanten-Königin wird den letzten Reigen im Prado haben führen wollen.

— Wenn ich das gewußt hätte ... so wäre ich dort geblieben, um meine angebetete Königin zu sehen.

---

*) Debardeurs heißen die Leute, welche mit dem Auflösen der Holzflöße und dem Landen des Holzes beschäftigt sind, und die demnach, selbst bei dem kältesten Wetter, oft Tage lang bis über den halben Leib im Wasser stehen. Die Maske, welche diesen Namen bekommen hat, besteht in einer Sammetjacke mit kurzem Schoße und mit goldenen oder silbernen Tressen und Knöpfen besetzt, weiten Beinkleidern von demselben Stoffe und auf dieselbe Weise verziert und einer Leibbinde, endlich aus einer großen gepuderten Perücke mit zwei Flechten an den Schläfen, die hinten in den dicken Zopf verschlungen sind, und einem kleinen Claquehut, der wie das Kostüm verziert ist. Die weibliche Maske unterscheidet sich nur durch den Schnitt der Jacke am Busen.

— Wenn Sie sie noch ein Mal Ihre ange
nennen, Gobinet, so kratze ich Sie; einst
ich Sie! ...

— Höre doch auf, Cölestine! Du mac
Flecke auf dem natürlichen Atlas, mit de
Mutter bei meiner Geburt geschmückt hat.

— Warum nennen Sie diese Bacchan
gebetete Königin ... was bin ich Ihnen d

— Du bist meine Angebetete, aber nic
nigin ... denn wie es nur einen Mond in
der Natur giebt, so giebt es nur eine L
den Nächten des Prado.

— Oh! das ist hübsch ... Du Taugen

— Gobinet hat Recht, die Königin war
köstlich!

— Und bei Laune!

— Ich habe sie niemals lustiger gesehen

— Und welches Kostüm ... zum Rasen

— Zum Umfallen! ... Zum Verzweifel

— Pulverisirend! ... Fulminirend!

— Nur sie kann so etwas erfinden.

— Und welcher Tanz!

— Ach ja! bei aller Ausgelassenheit ist
förmig und schlangenartig. So weit der bl
reicht, giebt es keine gleiche Bayadere!

— Geben Sie mir gleich meinen Shawl
binet ... Sie haben ihn mir schon genug
daß Sie sich einen Gürtel um Ihren dicken

gemacht ... ich habe nicht nöthig, meine Sachen grober Leute wegen zu Grunde zu richten, die andere Frauenzimmer Bayaderen nennen.

— Nun, nun! Cölestine, besänftige Deinen Zorn ... ich bin als Türke verkleidet, wenn ich von Bayaderen spreche, so bleibe ich ziemlich in meiner Rolle.

— Höre! Gobinet, Deine Cölestine ist wie die Anderen, sie ist eifersüchtig auf die Bacchanten-Königin.

— Eifersüchtig! ich? Ach! höre Einer mal an ... Wenn ich eben so frech sein wollte, als sie ... so würde man eben so viel von mir sprechen ... Und was macht am Ende ihren Ruf? daß sie einen Spitznamen hat.

— Was das anbetrifft, so hast Du sie um nichts zu beneiden ... da man Dich Cölestine (die Himmlische) nennt.

— Sie wissen wohl, Gobinet, daß Cölestine mein Name ist ...

— Ja, aber er hat den Anschein eines Spitznamens, ... wenn man Dich ansieht.

— Gobinet, ich werde das auch auf Ihre Rechnung setzen ...

— Und Oscar wird Dir bei dem Addiren helfen ... nicht wahr?

— Gewiß, und Sie werden das Facit sehen ... Ich werde dem Einen den Paß geben ... und den Andern zurückbehalten und der Andere werden Sie nicht sein.

— Wenn Sie sie noch ein Mal Ihre angebetete Königin nennen, Gobinet, so kratze ich Sie; einstweilen kneipe ich Sie!...

— Höre doch auf, Cölestine! Du machst mir blaue Flecke auf dem natürlichen Atlas, mit dem mich meine Mutter bei meiner Geburt geschmückt hat.

— Warum nennen Sie diese Bacchantin Ihre angebetete Königin ... was bin ich Ihnen denn?

— Du bist meine Angebetete, aber nicht meine Königin ... denn wie es nur einen Mond in den Nächten der Natur giebt, so giebt es nur eine Bacchantin in den Nächten des Prado.

— Oh! das ist hübsch ... Du Taugenichts, geh!

— Gobinet hat Recht, die Königin war heute Nacht köstlich!

— Und bei Laune!

— Ich habe sie niemals lustiger gesehen.

— Und welches Kostüm ... zum Rasendwerden!

— Zum Umfallen! ... Zum Verzweifeln!

— Pulverisirend! ... Fulminirend!

— Nur sie kann so etwas erfinden.

— Und welcher Tanz!

— Ach ja! bei aller Ausgelassenheit ist er wellenförmig und schlangenartig. So weit der blaue Himmel reicht, giebt es keine gleiche Bayadere!

— Geben Sie mir gleich meinen Shawl zurück, Gobinet ... Sie haben ihn mir schon genug verdorben, daß Sie sich einen Gürtel um Ihren dicken Leib daraus

gemacht ... ich habe nicht nöthig, meine Sachen grober Leute wegen zu Grunde zu richten, die andere Frauenzimmer Bayaderen nennen.

— Nun, nun! Cölestine, besänftige Deinen Zorn ... ich bin als Türke verkleidet, wenn ich von Bayaderen spreche, so bleibe ich ziemlich in meiner Rolle.

— Höre! Gobinet, Deine Cölestine ist wie die Anderen, sie ist eifersüchtig auf die Bacchanten-Königin.

— Eifersüchtig! ich? Ach! höre Einer mal an ... Wenn ich eben so frech sein wollte, als sie ... so würde man eben so viel von mir sprechen ... Und was macht am Ende ihren Ruf? daß sie einen Spitznamen hat.

— Was das anbetrifft, so hast Du sie um nichts zu beneiden ... da man Dich Cölestine (die Himmlische) nennt.

— Sie wissen wohl, Gobinet, daß Cölestine mein Name ist ...

— Ja, aber er hat den Anschein eines Spitznamens, ... wenn man Dich ansieht.

— Gobinet, ich werde das auch auf Ihre Rechnung setzen ...

— Und Oscar wird Dir bei dem Addiren helfen ... nicht wahr?

— Gewiß, und Sie werden das Facit sehen ... Ich werde dem Einen den Paß geben ... und den Andern zurückbehalten und der Andere werden Sie nicht sein.

— Sie dauern mich, Cölestine ... ich wollte Ihnen sagen, daß Ihr Engels-Name im Widerspruch mit Ihrer reizenden kleinen Miene sei, welche noch bei weitem schelmischer ist, als die der Bacchanten-Königin.

— So klingt es jetzt, schmeicheln Sie mir, Bösewicht.

— Ich schwöre Dir bei dem verabscheuten Haupte meines Hausherrn, daß, wenn Du wolltest, Du Dir ein eben so großes Ansehen geben könntest, als die Bacchanten-Königin, was nicht wenig gesagt ist.

— Wahr ist es, wenn es darauf ankommt, sich ein Ansehen zu geben, so versteht es die Bacchantin ... und das sehr.

— Ohne zu rechnen, daß sie die Municipal-Gardisten behext.

— Und die Stadtsergeanten magnetisirt.

— Ich glaube es wohl, sie mögen noch so bös werden wollen ... sie bringt sie am Ende immer zum Lachen ...

— Und sie nennen sie Alle: Meine Königin!

— Heute Nacht wieder ... hat sie einen Municipal-Gardisten behext, ein wahres Rosenmädchen, oder vielmehr einen Rosenmann, dessen Züchtigkeit sich empört, gendarmirt, wollte ich sagen (gendarmirt! Vor den Glorreichen würde dies ein nettes Wort gewesen sein!) Ich sagte also, daß die Schamhaftigkeit des

Municipals sich gendarmirt hatte, während die Königin ihren famösen Pas de la Tulipe orageuse*) tanzte.

— Und welcher Contretanz!! Couche-tout-Nu und die Bacchanten-Königin, ihnen gegenüber, Rosa-Pompon und Nini-Moulin!

— Und wie alle vier immer rasendere Faxen machten.

— Ist es denn wahr, was man von Nini-Moulin sagt?

— Was denn?

— Daß er ein Schriftsteller ist, der Broschüren über die Religion schreibt?

— Ja, das ist wahr; ich habe ihn oft bei meinem Prinzipal gesehen, wo er seine Einkäufe macht. Ein schlechter Zahler . . . aber ein Spaßvogel! . . .

— Und er spielt den Frommen?

— Ich glaube wohl, wenn es sein muß; dann ist es Herr Dumoulin armsdick; er rollt die Augen, geht mit auf die Seite geneigtem Halse, und mit nach Innen gebogenen Füßen . . . wenn er aber einmal seine Parade gemacht hat, besucht er die Cancan-Bälle, welche er vergöttert, und auf denen ihm die Frauenzimmer den Beinamen Nini-Moulin gegeben haben; fügt zu diesem Signalement noch hinzu, daß er wie

*) Diese Tour ist die allergemeinste des unter dem Namen Cancan in Paris bekannten (und verbotenen) Tanzes des ausgelassenen Volks.

ein Fisch säuft, und Ihr kennt den Schelm. Das hält ihn nicht ab, für die religiösen Journale zu schreiben; die Heuchler, welche er weit öfter hineinsetzt, als er sich daran macht, schwören demnach auch nur bei ihm. Man muß seine Artikel oder seine Broschüren sehen (nur ansehen ... nicht lesen), man spricht in ihnen auf jeder Seite von dem Teufel und von seinen Hörnern ... von dem Braten in der Hölle, welches die Gottlosen und die Revolutionairs erwartet ... von der Macht der Bischöfe, von der Gewalt des Papstes ... Was weiß ich Alles? ... Der Immerdurst von Nini-Moulin ... geht! ... Er giebt ihnen für ihr Geld ...

— Die Wahrheit ist, daß er immer durstig und teufelmäßig Chicard*) ist ... Welchen en avant deux er mit der kleinen Rosa-Pompon in dem Contre-Tanze der Tulipe orageuse losließ!

— Und was für ein einfältiges Gesicht er in seinem römischen Helme und mit seinen Stulpenstiefeln hatte! ...

---

*) Chicard ... ein reicher junger Pariser, der zuerst die grotesksten Kostüme und Tänze auf den öffentlichen Maskenbällen aufbrachte, und darin einen gewissen Stolz fand. Wer Casanova's Memoiren gelesen, wird sich eines Kapitels dieses frivolen Werkes erinnern, worin der Held der Geschichte eine prachtvolle Bettler-Maske ausgesonnen, was ungefähr einen Begriff von den Chicardschen Erfindungen giebt, dessen Namen übrigens für alles die Schranken der Sittsamkeit Ueberschreitende sprichwörtlich geworden ist.

— Rosa-Pompon tanzt auch sehr hübsch; das heißt sich poetisch drehen.

— Und idealisch cancaniren!!

— Ja, aber die Bachanten-Königin steht um sechstausend Fuß über dem gewöhnlichen Cancan ... Ich komme deshalb immer wieder auf ihren Pas von dieser Nacht, die Tulipe orageuse, zurück.

— Das war, um sie anzubeten.

— Und sie zu verehren ...

— Das heißt, wenn ich Familienvater wäre, so würde ich ihr die Erziehung meiner Söhne anvertrauen!!

— Wegen dieses Pas da ist der Municipal bös geworden.

— Wahr ist es, daß der Pas ein wenig steif war.

— Steif und höchst steif; der Municipal schritt demnach auch auf sie zu und sagte zu ihr:

— Heda! meine Königin, laßt sehen ... ist dieser Pas da so recht?

— Nein doch, züchtiger Krieger, — antwortete die Königin, — ich versuche ihn nur einmal jeden Abend, um ihn in meinem Alter gut zu tanzen ... das ist ein Gelübde, das ich gethan habe, damit Ihr Brigadier würdet ...

— Welch ausgelassenes Mädchen!

— Ich für meinen Theil begreife nicht, daß das Verhältniß mit Couche-tout-Nu immer noch fortdauert.

— Weil er Handwerker gewesen ist?

— Welche Albernheit! Es würde uns Studenten

und Ladendienern gut stehen, die Stolzen zu spielen ... Nein, ich verwundere mich über die Treue der Königin ...

— Wahr ist es, daß das jetzt drei bis vier gute Monate so dauert.

— Zuweilen frage ich mich, wo der Teufel Couche-tout-Nu das Geld hernimmt, das er uns giebt ... Es scheint, daß er die Kosten dieser Nacht bezahlt, drei Wagen mit vier Pferden, und das Frühstück für zwanzig Personen zu zehn Franken den Kopf.

— Man sagt, daß er geerbt hat ... Nini-Moulin, der die Feste und Gelage wittert, hat demnach auch heute Nacht Bekanntschaft mit ihm gemacht ... ohne zu rechnen, daß er unredliche Absichten auf die Bacchanten-Königin hat.

— Er! ach ja doch! er ist zu häßlich; die Frauenzimmer nehmen ihn zum Tänzer ... weil er die Zuschauer lachen macht; aber das ist Alles. Die kleine Rosa-Pompon, die so hübsch ist, hat ihn in Abwesenheit ihres Studenten als wenig compromittirenden Deckmantel genommen.

— Ah! ... die Wagen! da sind die Wagen! — rief die Menge wie mit einer Stimme aus.

Gezwungen bei den Masken zu bleiben, hatte die Mayeux kein Wort von dieser für sie schmerzlichen Unterhaltung verloren, denn es handelte sich um ihre Schwester, die sie seit langer Zeit nicht mehr sah, nicht etwa, weil die Bacchanten-Königin ein schlechtes Herz

gehabt hätte, sondern weil der Anblick der großen Armuth der Mayeux, eine Armuth, die sie selbst lange getheilt, die sie aber nicht den Muth gehabt hatte zu ertragen, dem lustigen Mädchen Anfälle bitterer Traurigkeit verursachte; sie setzte sich dem nicht mehr aus, weil sie das Zartgefühl ihrer Schwester hinlänglich kannte, um überzeugt zu sein, daß sie keine Unterstützung von ihr annehmen würde, weil die Quelle derselben nicht ehrenhaft sein konnte.

— Die Wagen! ... die Wagen! — rief von Neuem die Menge, indem sie sich mit Begeisterung vordrängte, so daß sich die Mayeux, ohne es zu wollen, in der ersten Reihe der Leute befand, welche begierig waren, die Maskerade vorüberkommen zu sehen.

Es war in der That ein sehenswerthes Schauspiel.

Ein als Postillon verkleideter Mann zu Pferde, in einer blauen, reich mit Silber gestickten Jacke, mit einem ungeheuren Zopfe, aus welchem Wolken von Puder flogen, mit einem, mit langen Bändern geschmückten Hute, ritt dem ersten Wagen voraus, indem er seine Peitsche knallen ließ und aus vollem Halse rief:

— Platz, Platz, der Bacchanten-Königin und ihrem Hofe ...

In diesem offenen Landau, der von vier abgemagerten Pferden gezogen wurde, auf denen zwei als Teufel gekleidete Postillone ritten, erhob sich eine wahre Pyramide von Männern und Frauenzimmern, die sitzend,

stehend, angeklammert, alle in höchst wunderlichen, grotesken und excentrischen Kostümen waren: es war ein unglaubliches Gewimmel von grellen Farben, Blumen und Bändern, Flittergold und Flittern, und aus diesem Haufen von Gestalten und wunderlichen Anzügen traten groteske oder anmuthige, häßliche oder hübsche Köpfe hervor, die aber alle durch die fieberhafte Aufregung einer ausgelassenen Trunkenheit belebt, alle mit einem Ausdrucke fanatischer Bewunderung nach dem zweiten Wagen gerichtet waren, in welchem die Bacchanten-Königin als Herrscherin thronte und die sie mit dem von der Menge wiederholten Rufe: „Es lebe die Bacchanten-Königin!“ begrüßten.

Dieser zweite Wagen, ein offener Landau wie der erste, enthielt nur die vier Koryphäen des famösen Pas der Tulipe orageuse, nämlich Nini-Moulin, Rosa-Pompon, Couche-tout-Nu und die Bacchanten-Königin.

Dumoulin, dieser moralische und religiöse Schriftsteller, welcher Madame de la Sainte-Colombe dem Einflusse der Freunde des Herrn Rodin, seines Patrons, streitig machen wollte, — Dumoulin, mit dem Beinamen Nini-Moulin, der auf dem Vordersitze des Wagens stand, hätte einen prachtvollen Gegenstand zu einer Studie Callots oder Gavarnis, dieses ausgezeichneten Künstlers, geboten, der mit der beißenden Laune und der wundervollen Phantasie jenes berühmten Caricatur-

Malers, die Anmuth, die Poesie und die Tiefe Hogarths verbindet. *)

Nini-Moulin, ungefähr dreißig Jahre alt, trug, sehr auf dem Hinterkopfe sitzend, einen römischen Helm von Silberpapier ein Federbusch, dessen Stiel von rothem Holze von einem dicken Büschel schwarzer Federn überragt wurde, war an die Seite dieser Kopfbedeckung gesteckt, deren vielleicht zu klassische Linien er auf eine angenehme Weise brach.

Unter diesem Helme leuchtete das kupferigste, lustigste Gesicht, welches jemals durch die flüchtigen Geister eines feurigen Weines mit Purpur gefärbt worden ist. Eine sehr hervorstehende Nase, deren ursprüngliche Gestalt sich aber bescheidentlich unter dem üppigen Wuchse violetrother Finnen verbarg, machte auf eine sehr baroke Weise dieses gänzlich bartlose Gesicht auffallend, welchem ein breiter Mund mit dicken, ein wenig nach außen gebogenen Lippen einen Ausdruck überraschender Lustigkeit verlieh, welche in seinen großen, hervorstehenden grauen Augen strahlte.

*) Wir freuen uns, hier Herrn Gavarin unsern Dank aussprechen zu können, welcher in der Illustration unseres Werkes, mit welcher er sich jetzt beschäftigt, die erstaunenswürdigen Mittel seines seltenen Talentes entwickelt; so auslegen, heißt schaffen, und wir fürchten aufrichtig, unsere Bilder neben den seinigen erbleichen zu sehen, seitdem wir die wundervollen Zeichnungen der Töchter des Generals Simon, Dagoberts, Rodins, der Mayeux und Adriennes von Cardoville gesehen haben.

Wenn man diesen lustigen Mann mit einem Silen-Bauche sah, so fragte man sich, wie er nicht hundert Male diese Bitterkeit, diese Galle und dieses Gift, von dem seine Pamphlete gegen die Feinde des Ultramontanismus durchdrungen waren, im Weine ersäuft hätte, und wie sein katholischer Glaube sich bei seinen ausschweifenden Gelagen und Tanzbelustigungen hätte erhalten können.

Diese Frage würde unauflösbar erscheinen, wenn man nicht bedächte, daß die mit den schwärzesten, abscheulichsten Rollen beauftragten Schauspieler oft die besten Menschen von der Welt sind.

Die Kälte war ziemlich schneidend; Nini-Moulin war in einen offenstehenden Oberrock gekleidet, der seinen Fischschuppen-Panzer und sein fleischfarbenes Beinkleid sehen ließ, das sich plötzlich unterhalb der Wade in den gelben Stulpen seiner Stiefel verlor.

Vorwärts aus dem Wagen geneigt, stieß er grimmiges Geschrei aus, welches er mit den Worten unterbrach: Es lebe die Bacchanten-Königin! worauf er durch rasches Schwingen eine ungeheure Schnarre knarren ließ, die er in der Hand hielt.

Der Nini-Moulin zur Seite stehende Couche-tout-Nu ließ eine Fahne von weißer Seide wallen, auf welcher folgende Worte standen: Liebe und Lust der Bacchanten-Königin.

Couche-tout-Nu war ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt. Sein gescheidtes und fröhliches, in einen

kastanienbraunen Bart eingefaßtes Gesicht war durch Nachtwachen und Ausschweifungen abgemagert. Seine Züge drückten eine seltsame Mischung von Sorglosigkeit, Kühnheit, Nachlässigkeit und Spott aus, aber noch hatte keine gemeine oder widerliche Leidenschaft ihre traurige Spur auf ihnen zurückgelassen. Er war das vollkommene Bild des Parisers in dem Sinne, welchen man dieser Benennung, sei es nun in dem Heere, oder in der Provinz, oder am Bord eines Kriegs- oder Handelsschiffes, giebt. Sie ist kein Kompliment, und dennoch ist sie weit davon entfernt, eine Beleidigung zu sein; sie ist ein Beiname, der zu gleicher Zeit von dem Tadel und der Bewunderung herrührt, denn wenn in dieser Annahme der Pariser oft träge und widerspänstig ist, so ist er geschickt bei der Arbeit, entschlossen in der Gefahr, und immer entsetzlich spöttisch und spaßhaft.

Couche-tout-Nu trug ein Kostüm als Lastträger, wie man es im gemeinen Leben nennt: eine schwarze Sammetjacke mit silbernen Knöpfen, eine scharlachrothe Weste, ein Beinkleid mit breiten blauen Streifen, einen nachgemachten Cachemir-Shawl mit langen, wallenden Enden als Gürtel, und einen mit Blumen und Bändern bedeckten Hut. Diese Verkleidung stand seiner ungezwungenen Haltung vortrefflich.

Auf dem hintern Sitze des Wagens standen Rosa-Pompon und die Bacchanten-Königin.

Rosa-Pompon, ehemalige Fransenmacherin, siebenzehn Jahre alt, hatte die lieblichste und die drolligste Miene,

welche man sehen konnte; sie war auf eine kokette Weise in ein Kostüm als Debardeur gekleidet; ihre weiß gepuderte Perrücke, auf welche sie eine orange und grüne, mit Silber gallonirte Militairmütze prahlerisch auf ein Ohr gesetzt hatte, machte den Glanz ihrer schwarzen Augen und die Röthe ihrer fleischigen Wangen noch feuriger; sie trug um ihren Hals eine kleine, gleich ihrem wallenden Gürtel orangefarbige Halsbinde, und ihre anschließende Jacke, wie ihre enge Weste von hellgrünem, mit Silbertressen besetzten Sammet, ließen in seinem ganzen Werthe ihren reizenden Wuchs hervortreten, dessen elastische Schmiegsamkeit auf eine wundervolle Weise zu den Schwenkungen des famösen Pas der Tulipe orageuse passen mußte. Endlich war ihr weites Beinkleid, von derselben Farbe und demselben Stoffe, als die Jacke, hinlänglich verrätherisch.

Die Bacchanten-Königin stützte sich mit einer Hand auf die Achsel Rosa-Pompons, welche sie mit ihrem ganzen Kopfe überragte.

Die Schwester der armen Mayeux leitete wahrhaft als Gebieterin diese ausgelassene Trunkenheit, welche ihre bloße Gegenwart einzuflößen schien; solch einen großen Einfluß übte ihr hinreißendes Wesen, ihre lärmende Fröhlichkeit auf ihre Umgebung aus.

Sie war ein großes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, flink und wohlgebaut, mit regelmäßigen Zügen, mit einer lustigen und ausgelassenen Miene; wie ihre Schwester hatte sie prachtvolle, kastanienbraune Haare

und große blaue Augen; aber anstatt sanft und schüchtern zu sein, wie die der jungen Nähterin, leuchteten diese von einer unermüdlichen Vergnügungssucht. Die Energie dieser gesunden und feurigen Natur war so groß, daß ihre Gesichtsfarbe, trotz mehrerer in ununterbrochenen Festen zugebrachter Tage eben so rein, ihre Wange eben so rosig, ihre Achsel eben so frisch war, als ob sie am selbigen Morgen erst irgend einen friedlichen Aufenthaltsort verlassen hätte.

Ihre Verkleidung, obgleich wunderlich und von einem außerordentlich seiltänzermäßigen Charakter, stand ihr wundervoll. Sie bestand aus einer Art engem Mieder von Goldtuch mit langer Taille, mit dicken Schleifen von hochrothen Bändern besetzt, welche über ihre bloßen Arme wallten, und aus einem kurzen Sammetrocke, auch von hochrother Farbe, und mit Schnüren und Goldflittern verziert; dieser Rock fiel nur bis auf die Hälfte eines zugleich feinen und kräftigen Beines herab, welches mit weißseidenen Strümpfen und rothen Halbstiefelchen mit kupfernen Absätzen bekleidet war.

Niemals hat eine spanische Tänzerin einen kühner gerundeten, elastischeren und so zu sagen immer hüpfenden Wuchs gehabt, als dieses seltsame Mädchen, welches von dem Dämon des Tanzes und der Bewegung besessen zu sein schien, denn fast mit jedem Augenblicke schien ein anmuthiges Schaukeln des Kopfes, begleitet von einem leichten Schwanken der Achseln und Hüften, der Musik eines unsichtbaren Orchesters zu

folgen, deren Takt sie mit ihrem, kühn auf den Rand vom Schlage des Wagens auf die herausforderndste Weise gestellten rechten Fuße angab; denn die Bacchanten-Königin stand auf eine stolze Weise auf den Kissen des Wagens.

Eine Art von vergoldetem, mit klangvollen Schellen geschmückten Diadem, das Sinnbild ihres lärmenden Königthumes, umschlang ihre Stirn; ihre in zwei dicke Flechten gefesselten Haare rundeten sich um ihre rosigen Wangen und waren an ihrem Hinterkopfe aufgesteckt; ihre linke Hand ruhete auf der Schulter der kleinen Rosa-Pompon, und in ihrer rechten Hand hielt sie einen ungeheuren Strauß, mit welchem sie die Menge unter schallendem Gelächter begrüßte.

Es würde schwer sein, dieses so lärmende, so lebendige und ausgelassene Bild wiederzugeben, welches durch einen dritten Wagen, wie der erste mit einer Pyramide seltsamer und grotesker Masken angefüllt, vervollständigt wurde.

Unter dieser fröhlichen Menge betrachtete eine einzige Person diesen Auftritt mit einer unendlichen Trauer; das war die, trotz ihrer Anstrengungen, aus der Menge herauszukommen, immer in der ersten Reihe der Zuschauer gehaltene Mayeux.

Seit sehr langer Zeit von ihrer Schwester getrennt, sah sie dieselbe zum ersten Male in all dem Prunke ihres seltsamen Triumphes, in der Mitte des Freudengeschreies und der Beifallsbezeugungen ihrer Vergnügungsgefähr-

ten, wieder. Dennoch verschleierten sich die Augen der jungen Nähterin mit Thränen; obgleich die Bacchanten-Königin die sie umgebende, betäubende Fröhlichkeit zu theilen schien, obgleich ihr Gesicht vor Freude strahlte, und sie all den Glanz eines vergänglichen Luxus zu genießen schien, bedauerte sie dieselbe dennoch aufrichtig . . . sie . . . die arme, fast in Lumpen gekleidete Unglückliche, welche mit Tagesanbruch Arbeit für den Tag und für die Nacht zu suchen kam . . .

Die Mayeux hatte die sie umgebende Menge vergessen, um ihre Schwester zu betrachten, welche sie zärtlich liebte . . . um so zärtlicher, als sie dieselbe für zu bedauern hielt . . . Die Augen auf dieses fröhliche und schöne Mädchen geheftet, drückte ihr bleiches und sanftes Gesicht ein rührendes Mitleid, eine innige und schmerzliche Theilnahme aus.

Plötzlich schweifte der leuchtende und fröhliche Blick der Bacchanten-Königin über die Menge, und begegnete dem traurigen und feuchten Blicke der Mayeux . . .

— Meine Schwester!! — rief Cephyse aus. (Wir haben bereits bemerkt, daß das der Name der Bacchanten-Königin war.) — Meine Schwester . . .

Und leicht, wie eine Tänzerin, verließ die Bacchanten-Königin mit einem Sprunge ihren jetzt gerade glücklicher Weise unbeweglichen wandernden Thron, und befand sich vor der Mayeux, die sie mit Rührung umarmte.

Alles das hatte sich so rasch zugetragen, daß die

Begleiter der Bacchanten-Königin, noch ganz bestürzt über die Kühnheit ihres gefährlichen Sprunges, noch nicht wußten, wem sie ihn zuschreiben sollten; die Masken, welche die Mayeux umgaben, wichen vor Ueberraschung zurück, und die Mayeux, ganz dem Glücke, ihre Schwester zu umarmen, hingegeben, welcher sie ihre Liebkosungen erwiederte, dachte nicht an den seltsamen Contrast, welcher bald das Erstaunen und das Lachen der Menge erregen mußte.

Cephyse dachte zuerst daran, und, indem sie ihrer Schwester eine Demüthigung ersparen wollte, wandte sie sich nach dem Wagen um und sagte:

— Rosa-Pompon, wirf mir meinen Mantel zu ... und Sie, Nini-Moulin, machen Sie den Schlag auf.

Die Bacchanten-Königin empfing den Mantel, und rasch die bestürzte Mayeux in denselben hüllend, bevor diese eine Bewegung machen konnte, ergriff sie dieselbe bei der Hand und sagte zu ihr:

— Komm ... komm ...

— Ich! ... — rief die Mayeux mit Entsetzen aus, — es fällt Dir nicht ein! ...

— Ich muß durchaus mit Dir sprechen ... ich werde ein Kabinet verlangen, in welchem wir allein sind ... eile ... meine liebe Schwester ... weigere Dich nicht ... in Gegenwart aller dieser Menschen ... komm ...

Die Furcht, sich zur Schau zu stellen, bestimmte die Mayeux, welche außerdem, ganz bestürzt über das Aben-

teuer, zitternd, entsetzt, fast maschinenmäßig ihrer Schwester folgte, welche sie nach dem Wagen zog, dessen Schlag Nini-Moulin aufgemacht hatte.

Da der Mantel der Bacchanten-Königin die armseligen Kleider und die Gebrechlichkeit der Mayeux verbarg, so hatte die Menge nichts zu lachen, und verwunderte sich nur über dieses Begegnen, während die Wagen an die Thür des Speisewirthes auf dem Platze des Châtelet gelangten.

---

## II.

## Die Contraste.

Einige Minuten nach dem Zusammentreffen der Mayeux und der Bacchanten-Königin befanden sich die beiden Schwestern in einem Kabinette im Hause des Speisewirths vereinigt.

— Laß mich Dich noch ein Mal umarmen, — sagte Cephyse zu der jungen Nähterin, — jetzt wenigstens sind wir allein ... Du fürchtest Dich nun doch nicht mehr? ...

Bei der Bewegung, welche die Bacchanten-Königin machte, um ihre Schwester in ihre Arme zu schließen, fiel der die Mayeux umhüllende Mantel zu Boden.

Bei dem Anblicke der armseligen Kleider ihrer Schwester, welche sie kaum Zeit gehabt hatte auf dem Platze des Châtelet inmitten der Menge zu bemerken, faltete Cephyse die Hände, und vermochte einen Ausruf schmerzlichen Erstaunens nicht zu unterdrücken. Dann sich ihrer Schwester nähernd, um sie genauer zu betrachten, schloß sie die abgemagerten und erstarrten Hände der Mayeux in ihre fleischigen Hände, und prüfte einige Minuten lang mit einem zunehmenden Kummer dieses

leidende, bleiche, durch Entbehrungen und Nachtwachen abgemagerte, kaum mit einem schlechten Kleide von abgenutzter, geflickter Leinwand bekleidete unglückliche Geschöpf . . .

— Ach! meine Schwester! Dich so wiederzusehen!...

Und kein Wort mehr aussprechen könnend, brach die Bacchanten-Königin in Thränen aus, und warf sich der Mayeux an den Hals.

Und unter Schluchzen fügte sie hinzu:

— Verzeihung! . . . Verzeihung! . . .

— Was hast Du, meine gute Cephyse? — sagte die junge Nähterin tiefgerührt, indem sie sich sanft aus den Umarmungen ihrer Schwester losmachte.

— Du bittest mich um Verzeihung... und über was?

— Ueber was? — erwiederte Cephyse, indem sie ihr in Thränen gebadetes und vor Beschämung purpurrothes Gesicht wieder erhob, — ist es nicht schimpflich von mir, in diesen Flitterstaat gekleidet zu sein, und so viel Geld in Thorheiten zu vergeuden ... während Du so gekleidet bist ... während Du vielleicht vor Elend und Noth umkommst, denn ich habe Dein armes Gesicht niemals so bleich, so erschöpft gesehen . . .

— Beruhige Dich, gute Schwester . . . ich befinde mich nicht unwohl .... ich habe heute Nacht ein wenig gewacht... deshalb bin ich bleich ... aber ... ich bitte Dich, weine nicht . . . Du machst mich traurig . . .

Die Bacchanten-Königin war vor Vergnügen strah-

lend inmitten einer berauschten Menge angelangt, und die Mayeux war es, welche sie tröstete . . .

Ein Vorfall kam noch hinzu, um den Contrast noch auffallender zu machen.

Man hörte plötzlich Jubelgeschrei in dem benachbarten Saale, und folgende, mit Begeisterung ausgesprochenen Worte erschallten:

— Es lebe die Bacchanten-Königin! . . . Es lebe die Bacchanten-Königin! . . .

Die Mayeux erbebte, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie ihre Schwester sah, welche, das Gesicht in ihre Hände verbergend, vor Scham vernichtet schien.

— Cephyse, — sagte sie zu ihr, — ich bitte Dich... Betrübe Dich nicht so ... Du würdest mich die Wonne dieses Zusammentreffens bedauern lassen, und ich bin so glücklich darüber! . . . es ist so lange her, daß ich Dich nicht gesehen habe . . . aber was hast Du? sage es mir . . .

— Du verachtest mich vielleicht . . . und Du hast Recht, — sagte die Bacchanten-Königin, indem sie ihre Augen abtrocknete.

— Dich verachten! . . . ich, mein Gott . . . und warum?

— Weil ich ein Leben führe, wie ich es führe . . . anstatt wie Du den Muth zu haben, das Elend zu ertragen . . .

Cephysens Schmerz war so herzzerreißend, daß, im-

mer nachsichtig und gut, die Mayeux vor Allem ihre Schwester trösten, sie in ihren eigenen Augen wieder ein wenig aufrichten wollte, und sie sagte auf eine zärtliche Weise zu ihr:

— Dadurch, daß Du das Elend ein Jahr lang, wie Du es gethan, ertragen hast, meine gute Cephyse, hast Du mehr Verdienst und Muth an den Tag gelegt, als ich haben würde, es mein ganzes Leben lang zu ertragen.

— Ach! liebe Schwester ... sag' das nicht.

— Laß sehen, offenherzig, — begann die Mayeux wieder ... — welcher Versuchung ist ein Geschöpf, wie ich, ausgesetzt? Ist es nicht natürlich, daß ich die Absonderung und die Einsamkeit eben so sehr suche, als Du das geräuschvolle Leben und das Vergnügen suchst? Kränklich und leidend, wie ich bin, welche Bedürfnisse habe ich da? Sehr wenig genügt mir ...

— Und dieses Wenige ... hast Du nicht immer? ...

— Nein ... aber es giebt Entbehrungen, die ich, Schwache und Kränkliche, besser ertragen kann, als Du ... so verursacht mir der Hunger eine Art von Erstarrung ... die sich mit einer großen Schwäche endigt ... Dich ... Kräftige und Feurige ... erbittert der Hunger ... bringt Dich außer Dich! ... Ach! Du erinnerst Dich dessen? ... wie manches Mal habe ich Dich als Beute dieser schmerzlichen Krisen gesehen ... wenn wir in unserer traurigen Dachstube ... in Folge von Mangel an Arbeit ... nicht einmal unsere vier Franken wöchentlich verdienen konnten, und wir nichts ... durchaus

nichts zu essen hatten ... denn unser Stolz hielt uns ab, uns an die Nachbarn zu wenden ...

— Diesen Stolz da hast Du zum Mindesten bewahrt.

— Und Du auch ... hast Du nicht so lange gekämpft, als es einem menschlichen Geschöpfe nur vergönnt ist zu kämpfen? ... Aber die Kräfte haben ein Ziel ... ich kenne Dich gut, Cephyse ... besonders der Hunger war es, dem Du nachgegeben hast ... dem Hunger und dieser schmerzlichen Verpflichtung einer ununterbrochen anhaltenden Arbeit, die Dir nicht einmal so viel gewährte, um die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu bestreiten ...

— Aber Du ... Du ertrugst diese Entbehrungen, Du erträgst sie noch.

— Kannst Du mich etwa mit Dir vergleichen?

— Sieh, — sagte die Mayeux, indem sie ihre Schwester bei der Hand ergriff und sie vor einen, über einem Kanapee angebrachten Spiegel führte, — betrachte Dich ... glaubst Du, daß Gott, indem er Dich so schön schuf, indem er Dich mit einem raschen und feurigen Blute, mit einem fröhlichen, unruhigen, sich ergießenden, vergnügungssüchtigen Charakter begabte, gewollt hat, daß Du Deine Jugend in einer frostigen Dachkammer, ohne jemals die Sonne zu sehen, auf Deinen Stuhl gefesselt und ohne Unterlaß und ohne Hoffnung arbeitend, zubrächtest? Nein, denn Gott hat uns andere Bedürfnisse, als die, zu essen und zu trinken, gegeben. Hat nicht, selbst in unserer niedrigen Stellung, die

Schönheit das Bedürfniß nach ein wenig Schmuck? Bedarf die Jugend nicht der Veränderung, des Vergnügens und der Fröhlichkeit? Hat jedes Alter nicht das Bedürfniß der Zerstreuung und der Ruhe. Wenn Du einen genügenden Lohn verdient hättest, um nach Deinem Hunger zu essen, um nach einer täglichen Arbeit von zwölf bis fünfzehn Stunden wöchentlich ein bis zwei Tage der Belustigung zu haben, um Dir die sittsame und frische Kleidung zu verschaffen, welche Dein hübsches Gesicht so dringend erheischt; so würdest Du, ich bin überzeugt davon, nichts weiter verlangt haben, Du hast es mir mehr als hundert Mal gesagt; Du hast demnach einer für Dich unüberwindlichen Nothwendigkeit nachgegeben, weil Deine Bedürfnisse größer sind, als die meinigen.

— Das ist wahr ... — antwortete die Bacchanten-Königin mit einer tiefsinnigen Miene, — wenn ich Mittel gefunden hätte, täglich vierzig Sous zu verdienen ... so wäre mein Leben ganz anders gewesen ... denn, siehst Du, liebe Schwester, anfangs fühlte ich mich grausam gedemüthigt, auf Kosten Jemandes leben zu sollen ...

— Demnach auch ... bist Du unwiderstehlich fortgerissen worden, meine gute Cephyse; ohne das würde ich Dich tadeln, anstatt Dich zu bedauern ... Du hast Dein Schicksal nicht gewählt, Du hast es ertragen ... wie ich das meinige ertrage ...

— Arme Schwester, — sagte Cephyse, indem sie die Mayeur zärtlich umarmte, — Du, die Du so unglücklich

bist, Du ermuthigst mich, Du tröstest mich ... und an mir wäre es, Dich zu bedauern ...

— Beruhige Dich ... — sagte die Mayeux, — Gott ist gerecht und gütig: wenn er mir auch gar manche Vorzüge verweigert, so hat er mir doch auch meine Freuden gegeben, wie er Dir die Deinigen gegeben hat.

— Deine Freuden?

— Ja, und große ... ohne sie würde mir das Leben zu schwer sein ... würde ich nicht den Muth haben, es zu ertragen.

— Ich verstehe Dich, — sagte Cephyse gerührt, — obgleich sehr unglücklich, findest Du doch noch Mittel, Dich für Andere aufzuopfern, und das mildert Deinen Kummer.

— Ich thue zum Mindesten mein Möglichstes dafür, obgleich ich sehr wenig zu thun vermag; wenn es mir aber auch gelingt, — fügte die Mayeux lächelnd hinzu, — so bin ich glücklich und stolz, wie eine arme kleine Ameise, die nach gar mancher Mühe einen dicken Strohhalm in das gemeinschaftliche Nest gebracht hat ... aber sprechen wir nicht mehr von mir ...

— Doch ... sprechen wir von Dir, ich bitte Dich darum, und auf die Gefahr hin, Dich bös zu machen, — erwiederte die Bacchanten-Königin auf eine schüchterne Weise, — will ich Dir nochmals einen Vorschlag machen, den Du bereits zurückgewiesen hast ... Jacques*)

---

*) Wir erinnern den Leser daran, daß Couche-tout-Nu Jacques

hat, wie ich glaube, noch Geld ... wir verschwenden es in Thorheiten ... indem wir hier und da armen Leuten geben, wenn die Gelegenheit sich bietet ... Ich bitte Dich inständigst, laß mich Dir zu Hülfe kommen ... Du magst es mir noch so sehr verbergen wollen, ich sehe an Deinem armen, leidenden und abgemagerten Gesichte, daß Du Deine Kräfte durch übermäßiges Arbeiten erschöpfst.

— Ich danke Dir, meine liebe Cephyse ... ich kenne Dein gutes Herz! aber ich bedarf nichts ... Das Wenige, was ich verdiene, genügt mir.

— Du schlägst es mir aus ... sagte die Bacchanten-Königin betrübt. — weil Du weißt, daß meine Rechte auf dieses Geld nicht ehrbar sind ... Es sei ... Ich verstehe Deine Bedenklichkeiten ... Aber nimm zum Mindesten von Jacques einen Dienst an; ... er ist, wie wir, Arbeiter gewesen ... Unter Kameraden hilft man sich gegenseitig ... Ich bitte Dich inständigst, nimm es an ... oder ich muß glauben, daß Du mich verachtest ...

— Und ich muß glauben, daß Du mich verachtest, wenn Du darauf bestehst, meine gute Cephyse, — sagte die Mayeux in einem zugleich so festen und sanften Tone, daß die Bacchanten-Königin sah, daß alles fernere in sie Dringen vergeblich wäre.

---

Rennepont hieß, und zu der Nachkommenschaft der Schwester des ewigen Juden gehörte.

Sie senkte betrübt den Kopf, und eine Thräne rollte aus ihren Augen.

— Meine Weigerung betrübt Dich, — sagte die Mayeux, ihre Hand ergreifend; — ich bin untröstlich darüber; aber bedenke ... und Du wirst mich verstehen ...

— Du hast Recht, — sagte die Bacchanten-Königin nach einem Augenblicke des Schweigens mit Bitterkeit, — Du kannst keine Unterstützung von meinem Geliebten annehmen ... nur sie Dir anzubieten, hieße Dich beleidigen ... Es giebt so erniedrigende Stellungen, daß sie selbst das Gute, was man thun möchte, besudeln.

— Cephyse ... ich habe Dir nicht weh thun wollen ... Du weißt es wohl.

— Oh! geh, glaube mir, — antwortete die Bacchanten-Königin, — so unbesonnen, so lustig ich auch sein mag, so habe ich doch zuweilen ... Augenblicke der Ueberlegung ... selbst inmitten meiner ausgelassensten Belustigungen ... und diese Augenblicke sind glücklicher Weise selten.

— Und woran denkst Du dann?

— Ich denke, daß das Leben, welches ich führe ... eben nicht ehrbar ist; dann will ich von Jacques eine kleine Summe Geldes verlangen, nur um meinen Lebensunterhalt während eines Jahres zu sichern, dann mache ich den Plan, wieder zu Dir zu kommen und mich allmälig wieder an die Arbeit zu gewöhnen.

— Nun ... dieser Gedanke ist gut ... warum befolgst Du ihn nicht?

— Weil, wenn ich an den Moment der Ausführung dieses Planes komme, ich mich aufrichtig prüfe und erkenne, daß mir der Muth dazu fehlt; ich vermöchte mich niemals wieder an die Arbeit zu gewöhnen und auf dieses Leben zu verzichten, das bald glänzend wie jetzt, bald unsicher ... aber zum Mindesten immer frei, müßig, fröhlich, sorgenlos und tausend Mal demjenigen vorzuziehen ist, welches ich sonst führte, indem ich nur vier Franken wöchentlich verdiente. Niemals hat mich außerdem das Interesse geleitet; mehrere Male habe ich es ausgeschlagen, einen Geliebten, der nicht viel besaß, wegen eines Reichen zu verlassen; niemals habe ich etwas für mich verlangt. Jacques hat seit drei bis vier Monaten vielleicht zehntausend Franken ausgegeben, und wir haben nur zwei armselige, kaum möblirte Zimmer, denn wir leben immer, wie die Vögel, außerhalb; glücklicher Weise besaß er, als ich seine Bekanntschaft machte, nichts, also hat mich das Interesse nicht geleitet, ich hatte einige Schmucksachen, die man mir geschenkt hatte, für hundert Franken verkauft und diese Summe in die Lotterie gesetzt; da die Narren immer Glück haben, so habe ich viertausend Franken gewonnen. Jacques war eben so lustig, eben so thöricht und ausgelassen, als ich, wir haben uns gesagt: wir lieben uns sehr, so lange, als das Geld dauert, treiben wir es so fort; wenn wir keines mehr haben, dann von zwei Sachen

eine: entweder werden wir einander überdrüßig sein, und dann sagen wir uns Lebewohl, oder wir werden uns noch lieben, und um bei einander zu bleiben, werden wir versuchen, uns wieder an die Arbeit zu gewöhnen ... vermögen wir das nicht, und wir wollen uns immer noch nicht trennen ... wird ein Korb Kohlen Alles sein, was wir bedürfen ...

— Großer Gott! — rief die Mayeux erbleichend aus.

— Beruhige Dich doch ... wir brauchen noch nicht dazu zu schreiten! ... es war uns noch etwas übrig, als ein Geschäftsmann, der mir den Hof gemacht hatte, der aber so häßlich war, daß es mich verhinderte zu sehen, daß er reich sei, und welcher wußte, daß ich mit Jacques lebte, mich aufgefordert hat ... Aber wozu Dich mit diesen Kleinigkeiten langweilen? ... Mit kurzen Worten, man hat Jacques Geld geliehen, auf etwas, wie, nach dem was man sagt, ziemlich zweifelhafte Rechte, die er auf eine Erbschaft hätte ... Mit diesem Gelde belustigen wir uns ... so lange, als davon da sein wird, wird es gehen ...

— Aber, meine gute Cephyse, anstatt dieses Geld so thörichter Weise auszugeben, warum es da nicht anlegen ... und Dich mit Jacques verheirathen ... da Du ihn liebst?

— Oh! zuvörderst siehst Du, — antwortete die Bacchanten-Königin lachend, deren sorgenloser und fröhlicher Charakter wieder die Oberhand erhielt, — Geld anzu-

legen verschafft uns kein Vergnügen ... man hat als ganze Belustigung ein kleines Stück Papier anzusehen, das man gegen diese schönen kleinen Goldstücke erhält, durch welche man tausend Vergnügungen hat ... Was das anbelangt, mich zu verheirathen, so ist es gewiß wahr, daß ich Jacques liebe, wie ich niemals Jemanden geliebt habe; dennoch meine ich, daß, wenn ich mit ihm verheirathet wäre, all unser Glück aufhören würde, denn am Ende hat er mir als mein Geliebter nichts über mein früheres Leben zu sagen, aber als mein Gatte würde er es mir früher oder später vorwerfen, und wenn mein Betragen Vorwürfe verdient, so will ich sie liber selbst an mich richten, ich werde dabei manierlich sein.

— Ah so, Ausgelassene, die Du bist ... aber dieses Geld wird nicht immer dauern ... wie werdet Ihr es nachher machen?

— Nachher ... ei was! Nachher ... das steht im Monde ... morgen scheint mir immer in hundert Jahren kommen zu müssen ... wenn man sich sagen müßte, daß man eines Tages sterben würde ... so wäre es nicht der Mühe werth zu leben ...

Die Unterhaltung Cephysens und der Mayeur wurde von Neuem durch einen entsetzlichen Lärm unterbrochen, welcher das schneidende und durchdringende Knarren von Nini-Moulins Rassel überragte; dann folgte auf diesen Lärm ein Chor unmenschlichen Geschreies, unter welchem

man folgende Worte unterschied, von denen die Fensterscheiben zitterten:

— Die Bacchanten-Königin, die Bacchanten-Königin!!

Die Mayeux erbebte bei diesem plötzlichen Lärm.

— Da ist wieder mein Hof ungeduldig geworden, — sagte Cephyse diesmal lachend zu ihr.

— Mein Gott! — rief die Mayeux mit Entsetzen aus, — wenn man Dich von hier zu holen käme? ...

— Nein, nein, beruhige Dich ...

— Aber doch ... hörst Du diese Schritte? ... man geht auf dem Vorplatze ... man kommt näher ... Oh! ich beschwöre Dich, liebe Schwester, mache, daß ich allein fortgehen kann ... ohne von allen diesen Leuten gesehen zu werden.

In dem Augenblicke, wo die Thür aufging, eilte Cephyse auf dieselbe zu.

Sie sah auf dem Vorplatze eine Deputation, an deren Spitze Nini-Moulin, mit seiner furchtbaren Rassel versehen, Rosa-Pompon und Couche-tout-Nu gingen.

— Die Bacchanten-Königin! oder ich vergifte mich mit einem Glase Wasser! — rief Nini-Moulin aus.

— Die Bacchanten-Königin! oder ich lasse mich auf der Mairie mit Nini-Moulin aufbieten! — rief die kleine Rosa-Pompon mit einer entschlossenen Miene aus.

— Die Bacchanten-Königin! oder ihr Hof empört

sich und kommt, sie zu entführen! — sagte eine andere Stimme.

— Ja, ja, entführen wir sie, — wiederholte ein furchtbares Chor.

— Jacques ... tritt allein ein, — sagte die Bacchanten-Königin trotz dieser dringenden Aufforderungen; sich dann an ihren Hof wendend, sagte sie in einem majestätischen Tone:

— In zehn Minuten bin ich die Eure, und dann ein Höllen-Ungethüm!

— Es lebe die Bacchanten-Königin! — rief Dumoulin aus, indem er seine Rassel schwang und sich, von der Deputation begleitet, entfernte, während Couche-tout-Nu allein in das Kabinet trat.

— Jacques, da ist meine gute Schwester, — sagte Cephyse zu ihm.

— Ich freue mich, Sie zu sehen, Mademoiselle, — sagte Jacques auf eine herzliche Weise, — und ich freue mich doppelt, denn Sie werden mir sagen, wie sich Kamerad Agricol befindet ... Seitdem ich den Millionair spiele, sehen wir uns nicht mehr ... aber ich liebe ihn immer als einen guten und wackeren Gesellen ... Sie wohnen in seinem Hause ... Wie geht es ihm?

— Ach! mein Herr ... es ist ihm und seiner Familie gar viel Unglück zugestoßen ... Er ist im Gefängniß.

— Im Gefängniß! — rief Cephyse aus.

— Agricol! ... im Gefängniß! ... er! und weshalb? — sagte Couche-tout-Nu.

— Wegen eines politischen Vergehens, das nicht von Bedeutung ist. Man hatte gehofft, ihn gegen Bürgschaft in Freiheit setzen zu lassen ...

— Ohne Zweifel ... für fünfhundert Franken, ich kenne das ... — sagte Couche-tout-Nu.

— Unglücklicher Weise ist das unmöglich gewesen; die Person, auf welche man rechnete ...

Die Bacchanten-Königin unterbrach die Mayeux, indem sie zu Couche-tout-Nu sagte:

— Du hörst ... Jacques ... Agricol ... im Gefängnisse, wegen fünfhundert Franken ...

— Bei Gott! ich höre und ich verstehe Dich, Du hast nicht nöthig, mir Zeichen zu machen ... Armer Junge, und er ernährt seine Mutter.

— Ach! ja, mein Herr, und es ist um so schmerzlicher, als sein Vater aus Rußland angekommen ist, und seine Mutter ...

— Da, Mademoiselle, — sagte Couche-tout-Nu, indem er die Mayeux nochmals unterbrach und ihr eine Börse gab, — nehmen Sie ... Alles ist hier voraus bezahlt, hier ist der Rest meines Beutels; es befinden sich fünf und zwanzig bis dreißig Napoleons darin; ich kann kein besseres Ende mit ihnen machen, als daß ich mich ihrer für einen Kameraden, der in der Noth ist, bediene; geben Sie dieselben Agricols Vater; er wird die nöthigen Schritte thun, und morgen wird Agricol

an seiner Schmiede stehen ... wo ich lieber will, daß er ist, als ich.

— Umarme mich auf der Stelle, Jacques, — sagte die Bacchanten-Königin.

— Auf der Stelle, und nochmals, und immer, — sagte Jacques, indem er die Königin vergnügt umarmte.

Die Mayeux war einen Augenblick lang unschlüssig; aber bedenkend, daß am Ende diese Summe, die auf eine thörichte Weise verschwendet werden würde, Agricols Familie Leben und Hoffnung zurückgeben könnte, endlich bedenkend, daß diese späterhin Jacques zurückgegebenen fünfhundert Franken ihm vielleicht dann eine nützliche Hülfe sein würden, nahm sie das junge Mädchen an, und die Börse nehmend, sagte sie mit feuchten Augen:

— Ich nehme es an, Herr Jacques ... Sie sind edelmüthig und gut; Agricols Vater wird nach sehr grausamem Kummer heute zum Mindesten diesen Trost haben ... ich danke Ihnen, oh! ich danke Ihnen!

— Sie haben keine Ursache zu danken, Mademoiselle ... wenn man Geld hat, so ist es für Andere, wie für sich ...

Das Geschrei begann von Neuem rasender als jemals, und Nini-Moulin's Rassel schnarrte auf eine traurige Weise.

— Sie werden da drinn Alles zerbrechen, wenn Du nicht kommst, Cephyse, und jetzt habe ich nichts mehr, um das Zerbrochene zu bezahlen, — sagte Couche-tout-Nu. — Verzeihung, Mademoiselle ... — fügte er lachend

hinzu, — aber Sie sehen, die Königswürde hat ihre Pflichten ...

Gerührt streckte Cephyse der Mayeux die Arme hin, die sich, süße Thränen weinend, hinein warf.

— Und jetzt, — sagte sie zu ihrer Schwester, — wann werde ich Dich wiedersehn?

— Bald ... obgleich mir nichts mehr Schmerz verursacht, als Dich in einem Elende zu sehen, das zu erleichtern Du mir nicht erlauben willst ...

— Du wirst kommen? Du versprichst es mir?

— Ich verspreche es Ihnen für sie, — sagte Jacques, — wir werden Sie besuchen, Sie und Ihren Nachbar Agricol.

— Geh ... kehre zu Deinem Feste zurück, Cephyse ... belustige Dich von Herzen ... Du kannst es ... denn Herr Jacques wird eine Familie recht glücklich machen ...

Mit diesen Worten, und nachdem Couche-tout-Nu sich versichert hatte, daß sie hinunter gehen könnte, ohne von seinen lustigen und lärmenden Kameraden gesehen zu werden, ging die Mayeux verstohlener Weise hinunter, sehr beeilt, Dagobert zum Mindesten eine gute Nachricht zu überbringen; aber indem sie sich zuvörderst nach der Straße **Babylone**, in den, vor Kurzem von Adrienne von Cardoville bewohnten Pavillon begeben wollte.

Man wird späterhin die Ursache von dem Entschlusse der Mayeux kennen lernen.

In dem Augenblicke, wo das junge Mädchen das Haus des Speisewirthes verließ, sprachen drei bürgerliche und anständig gekleidete Männer leise mit einander, und schienen sich zu berathen, indem sie das Haus des Speisewirthes anblickten.

Bald kam ein vierter Mann eiligst die Treppe des Speisewirthes herab.

— Nun! — sagten die drei Anderen gespannt.

— Er ist da . . .

— Du bist dessen gewiß.

— Giebt es etwa zwei Couche-tout-Nu auf der Erde? — antwortete der Andere; — ich habe ihn so eben gesehn; er ist als Lastträger verkleidet; . . . sie sitzen zum Mindesten für drei Stunden zu Tische.

— Dann . . . erwartet mich hier, Ihr Anderen, . . . versteckt Euch so viel als möglich . . . Ich gehe den Rottmeister zu holen, und das Geschäft ist im Sacke.

Und, nachdem er diese Worte gesagt, verschwand der Mann eilend in einer Straße, die auf den Platz auslief.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

In diesem Augenblicke trat die Bacchanten-Königin, begleitet von Couche-tout-Nu, in den Speisesaal, und wurde mit den ausgelassensten Beifallsbezeugungen begrüßt.

— Jetzt, — rief Cephyse mit einer Art von fieberhafter Fröhlichkeit, und als ob sie sich zu betäuben gesucht hätte, aus: — jetzt, meine Freunde, Gewitter,

Sturm, Umwälzungen, Toben und andere Erdbeben ... Dann Rini-Moulin ihr Glas hinreichend, sagte sie: — Zu Trinken!

— Es lebe die Königin! — rief Alles mit einer Stimme aus.

---

## III.

### Das Frühstück.

Die Bachanten-Königin, der Couche-tout-Nu und Rosa-Pompon gegenüber, und Nini-Moulin zur Rechten saßen, führte den Vorsitz bei dem Frühstück genannten Mahle, das Jacques freigebiger Weise seinen Vergnügungsgenossen angeboten hatte.

Diese jungen Männer und diese jungen Mädchen schienen die Ermüdung eines um eilf Uhr Abends begonnenen und um sechs Uhr Morgens beendigten Balles vergessen zu haben; alle diese eben so fröhlichen, als verliebten und unermüdlichen Paare lachten, aßen und tranken mit einem jugendlichen Eifer; während des ersten Theils der Mahlzeit plauderte man demnach auch wenig, und man hörte nur das Klingen der Gläser und das Klappern der Teller.

Die Züge der Bachanten-Königin waren minder fröhlich, aber belebter als gewöhnlich; ihre hochrothen Wangen, ihre glänzenden Augen zeugten von einer Art von fieberhafter Ueberreizung: sie wollte sich um jeden Preis betäuben; ihre Unterhaltung mit ihrer Schwester

kam ihr zuweilen wieder in das Gedächtniß; sie trachtete diesen traurigen Erinnerungen zu entgehen.

Jacques betrachtete von Zeit zu Zeit Cephysen mit leidenschaftlicher Verehrung, denn Dank der seltsamen Uebereinstimmung des Charakters, des Verstandes und des Geschmackes, die zwischen ihm und der Bacchanten-Königin bestand, hatte ihre Verbindung weit tiefere Wurzeln geschlagen, als diese flüchtigen, auf das Vergnügen begründeten Zuneigungen gewöhnlich haben. Cephyse und Jacques kannten nicht einmal die ganze Gewalt einer bis dahin von Belustigungen und Festen umgebenen Liebe, die noch kein trauriges Ereigniß gestört hatte.

Die kleine Rosa-Pompon, seit einigen Tagen Wittwe eines Studenten, der, um seinen Carneval auf eine würdige Weise beschließen zu können, in seine Provinz zurückgekehrt war, um seiner Familie einiges Geld unter irgend einem jener fabelhaften Vorwände abzulocken, deren Ueberlieferung sich unter den Studenten der Jurisprudenz und der Medicin sorgfältig erhält und fortpflanzt, Rosa-Pompon hatte, zum Beispiel einer seltenen Treue und indem sie sich nicht compromittiren wollte, den unschädlichen Nini-Moulin zum Ehrenwächter gewählt.

Dieser Letztere zeigte, seines Helmes entledigt, einen, mit einem Kranze schwarzer und gelockter, hinten in dem Nacken ziemlich langer Haare umgebenen Kahlkopf. Durch eine ziemlich merkwürdige, dem Bacchus gehörige

Erscheinung erreichte in dem Maße, als er trank, und er trank viel, ein gleich seinem strahlenden Gesichte purpurrother Gürtel allmälig seine Stirn, und überzog die glänzende Weiße seines Schädels.

Rosa-Pompon, welche die Bedeutung dieser Erscheinung kannte, machte die Gesellschaft darauf aufmerksam, und rief mit schallendem Gelächter aus:

— Nini-Moulin, nimm Dich in Acht! die Fluth des Weines steigt Dir auf Deinen Schädel.

— Wenn er sie über seinem Kopfe hat ... wird er ersäuft sein! — fügte die Bacchanten-Königin hinzu.

— Oh! Königin! sucht mich nicht zu zerstreuen ... ich bin in Betrachtuugen vertieft ... — antwortete Dumoulin, welcher anfing, trunken zu werden, und welcher, statt eines antiken Bechers, eine mit Wein gefüllte Punschbowle in der Hand hielt; denn er verachtete die gewöhnlichen Gläser, welche er wegen ihrer geringfügigen Weite verächtlich Schlücker nannte.

— Er stellt Betrachtungen an ... — begann Rosa-Pompon wieder, — Nini-Moulin stellt Betrachtungen an, Achtung ...

— Er stellt Betrachtungen an ... er ist also krank!

— Worüber stellt er Betrachtungen an? über einen Pas Chicard?

— Ueber eine anakreontische und verbotene Stellung?

— Ja, ich stelle Betrachtungen an, — erwiederte Dumoulin auf eine ernste Weise, — ich stelle Betrachtungen über den Wein im Allgemeinen und im Beson-

deren an . . . Ueber den Wein, von welchem der göttliche Bossuet (Dumoulin hatte die ungeheure Unschicklichkeit, Bossuet anzuführen, wenn er trunken war), welcher Kenner war, gesagt hat: — In dem Weine ist der Muth, die Kraft, die Freude, die geistige Trunkenheit*) . . . (wohl verstanden, wenn man Geist hat), — fügte Nini-Moulin, wie in Parenthese hinzu.

— Dann bete ich Deinen Bossuet an, — sagte Rosa-Pompon.

— Was meine besondere Betrachtung anbelangt, so bezieht sie sich auf die Frage: ob der Wein bei der Hochzeit zu Cana roth oder weiß war . . . bald befrage ich den weißen, bald den rothen Wein . . . bald alle beide auf einmal.

— Das heißt auf den Grund der Frage gehen, — sagte Couche-tout-Nu.

— Und besonders auf den Grund der Flaschen, — sagte die Bacchanten-Königin.

— Wie Ihro Majestät es sagen . . . und ich habe bereits durch vieles Probiren und Nachforschen eine große Entdeckung gemacht, nämlich, daß, wenn der Wein der Hochzeit zu Cana roth war . . .

— Er nicht weiß war, — sagte Rosa-Pompon auf altkluge Weise.

---

*) Bossuet, Betrachtungen über das Evangelium, VI. Tag. — Band IV.

— Und wenn ich zu der Ueberzeugung gelangte, daß er weder weiß noch roth ist? — fragte Dumoulin.

— Das wäre ein Beweis, daß Ihr betrunken wäret, mein Dicker, — fügte Couche-tout-Nu hinzu.

— Der Gatte der Königin sagt die Wahrheit . . . Das ereignet sich, wenn man zu sehr nach Wissenschaft durstet; aber das ist gleich, von Studium zu Studium über diese Frage, welcher ich mein Leben gewidmet habe, werde ich das Ende meiner achtungswerthen Laufbahn erreichen, indem ich meinem Durste eine teufelmäßige historische . . . theo . . . lo . . . gische und ar . . . chäo . . . lo . . . gische Farbe verliehen habe.

Wir müssen darauf verzichten, die ergötzliche Grimasse und den nicht minder ergötzlichen Ausdruck zu schildern, mit welchem Dumoulin die letzten Worte aussprach und scandirte, welche ein anhaltendes Gelächter hervorriefen.

— Archäologige . . . — sagte Rosa-Pompon, — was ist das? hat das einen Schwanz? schwimmt das auf dem Wasser?

— Laß doch, — begann die Königin, — das sind Worte für Gelehrte oder Taschenspieler, das ist wie die Wendungen in Crinoline . . . das macht Wind . . . und das ist Alles . . . Ich trinke lieber . . . schenken Sie ein, Nini-Moulin . . . Champagner. Rosa-Pompon, auf die Gesundheit Deines Philemon . . . auf seine Rückkehr . . .

— Trinken wir lieber auf das Gelingen der langen

Rübe*), welche er von seiner einfältigen und filzigen Familie zu ziehen hofft, um seinen Carneval zu beendigen, — sagte Rosa-Pompon, — glücklicher Weise ist sein Rübenplan nicht übel . . .

— Rosa-Pompon! — rief Nini-Moulin aus, — wenn Sie diesen Calembourg mit oder ohne Absicht gemacht haben . . . kommen Sie, mich zu umarmen . . . mein Kind.

— Danke schön! . . . und mein Gatte, was würde der dazu sagen?

— Ich kann Sie beruhigen, Rosa-Pompon . . . Sanct Paulus . . . hören Sie, der Apostel Sanct Paulus . . .

— Nun! weiter . . . guter Apostel!

— Sanct Paulus hat förmlich gesagt: daß diejenigen, welche verheirathet sind, leben müßten, als ob sie keine Weiber hätten.

— Was kümmert mich das? . . . das geht Philemon an . . .

— Ja, — erwiederte Nini-Moulin. — Aber der göttliche Bossuet fügt, Sanct Paulus anführend, hinzu: Und dem zufolge müssen die verheiratheten Frauen leben, als ob sie keine Männer hät-

---

*) Carotte de longueur, ein gewöhnlicher Studenten-Ausdruck, wenn sie unter irgend einem Vorwande ihren Eltern Geld abzulocken suchen.

ten . . .*) Es bleibt mir nur übrig, Ihnen um so mehr die Arme entgegen zu strecken, Rosa-Pompon! als Philemon nicht einmal Ihr Gatte ist . . .

— Ich sage nichts dagegen; aber Sie sind zu häßlich! . . .

— Das ist ein Grund . . . . dann trinke ich auf die Gesundheit von Philemons Plan! . . . Wünschen wir, daß er ihm eine ungeheure Rübe erzeugt! . . .

— Das lasse ich mir gefallen, — sagte Rosa-Pompon, — auf die Gesundheit dieses interessanten Gemüses, welches für das Leben der Studenten so nothwendig ist!

— Und andere Rübenfresser! — fügte Dumoulin hinzu.

Dieser für die Gelegenheit passende Toast wurde mit einstimmigem Beifall aufgenommen.

— Mit der Erlaubniß Ihrer Majestät und Ihres Hofes, — begann Dumoulin wieder, — schlage ich einen Toast auf das Gelingen einer Sache vor, welche mich interessirt, und welche einige Aehnlichkeit mit der Rübe Philemons hat . . . Ich meine, daß dieser Toast mir Glück bringen wird.

— Laßt hören . . .

— Wohlan denn! auf die Gesundheit meiner Heirath, — sagte Dumoulin, indem er aufstand.

---

*) Abhandlung von den Gelüsten. Bd. IV.

Diese Worte brachten einen Ausbruch von Geschrei, schallenden Gelächters und furchtbaren Stampfens hervor.

Nini-Moulin schrie, stampfte und lachte noch stärker, als die Andern, indem er einen ungeheuren Mund öffnete, und zu diesem betäubenden Getöse das ohrzerreißende Schnarren seiner Rassel hinzufügte, welche er unter seinem Stuhle wieder hervornahm, wohin er sie gelegt hatte.

Als der Sturm ein wenig besänftigt war, stand die Bacchanten-Königin auf und sagte:

— Ich trinke auf die Gesundheit der zukünftigen Madame Nini-Mouline.

— Oh! Königin, Ihr Verfahren rührt mich so innig, daß ich Sie auf dem Grunde meines Herzens den Namen meiner zukünftigen Gattin lesen lasse, — rief Dumoulin aus, — sie heißt Frau Wittwe Honorée Modeste Messaline Angele de la Saint-Colombe . . .

— Bravo . . . bravo . . .

— Sie ist sechzig Jahre alt, und hat mehr Tausend Franken Renten, als sie Haare in ihrem grauen Schnurrbarte und Runzeln in ihrem Gesicht hat; ihre Wohlbeleibtheit ist so imposant, daß eines ihrer Kleider zum Zelte für die ehrenwerthe Gesellschaft dienen könnte, ich hoffe demnach auch, Ihnen meine zukünftige Gattin am Fastnachts-Dienstag unter dem Kostüme einer Hirtin vorzustellen, welche ihre Heerde so eben verzehrt hat; man wollte sie bekehren, aber ich habe es übernommen, sie wieder umzukehren, sie wird das lieber

haben. Sie mühete mir immer, daß er in der Mathe-
stärksten bacchantischen nicht hätte ... ohne zu rechnen,
Umwälzungen zu versenkt hatte ...

— Wir werden sie in Alun Dumoulin wieder, den
wollen. — könntet Ihr wohl

— Das ist der Cancan in weißen epont gehören.
Rosa-Pompon nach einer bekannten Mel Rosa-Pompon

— Das wird den Stadtsergeanten impon mmler als

— Man wird ihnen sagen: respectirt sie ...
Mutter wird vielleicht eines Tages ihr Alter haben. zu

— Plötzlich stand die Bachanten-Königin auf. Ihr Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck bitterer und spöttischer Lust; mit der einen Hand hielt sie ihr volles Glas.

— Man sagt, daß die Cholera mit ihren Siebenmeilenstiefeln herannaht ... rief sie aus. — Ich trinke auf die Cholera!

Und sie trank.

Trotz der allgemeinen Fröhlichkeit machten diese Worte einen traurigen Eindruck; eine Art elektrischen Schauders durchlief die Versammlung, fast alle Gesichter wurden plötzlich ernst.

— Ah! Cephyse ... — sagte Jacques mit einem Tone des Vorwurfs.

— Auf die Cholera! ... — begann die Bachanten-Königin auf eine unerschrockene Weise wieder, möge sie die verschonen, welche Lust zu leben haben ... und

Diese Worte brachten einen Ausbr
schallenden Gelächters und furchtbar erben lassen, welche
Nini-Moulin schrie, stampft
als die Andern, indem auschten flüchtig einen Blick
öffnete, und zu diesem igen Gefährten entging, und
reißende Schnarren t blieb die Bacchanten-Königin
unter seinem St ig.
gelegt hatte. uf diese Weise ... das ist etwas An-
Als d erwiederte Rosa-Pompon mit einer verwe-
Bacch Miene. — Auf die Cholera! ... damit es nur
gute Menschen auf Erden giebt ...

Trotz dieser veränderten Deutung blieb noch immer ein dumpfer, peinlicher Eindruck zurück. Dumoulin wollte diesen traurigen Gegenstand der Unterhaltung kurz abbrechen, und rief aus:

— Zum Teufel mit den Todten! es leben die Lebendigen! und in Bezug auf die Lebendigen und die guten Lebendigen verlange ich eine unserer lustigen Königin theure Gesundheit auszubringen, die Gesundheit unseres Wirths; unglücklicher Weise weiß ich seinen achtbaren Namen nicht, weil ich nur das Vergnügen habe, ihn seit heute Nacht zu kennen; er wird mich demnach entschuldigen, wenn ich mich darauf beschränke, die Gesundheit von Couche-tout-Nu auszubringen, ein Name, der in Nichts meine Züchtigkeit verletzt, denn Adam legte sich niemals anders schlafen. Es gilt demnach für Couche-tout-Nu.

— Ich danke, mein Dicker, — sagte Jacques auf eine lustige Weise; — wenn ich Ihren Namen vergessen

sollte, so würde ich [...]te mir immer, daß er in der Mathe-
und ich bin überzeugt, [...] nicht hätte ... ohne zu rechnen,
[...]t hatte ...

— Hier, ... immer hi[...]n Dumoulin wieder, den
dem er den militairischen Gr[...] — könntet Ihr wohl
machte, und mit der andern seine [...]nepont gehören.

— Uebrigens, wenn man mit ei[...] Rosa-Pompon
hat, — begann Couche-tout-Nu wieder [...]mmler als
herzige Weise, — so muß man sich von
kennen ... Ich heiße Jacques Rennepont.

— Rennepont! — rief Dumoulin aus, indem [...] zu
trotz seiner halben Trunkenheit über diesen Namen über-
rascht schien, — Sie heißen Rennepont?

— Ganz Rennepont ... Das verwundert Sie?

— Weil es eine adelige Familie dieses Namens
giebt ... die Grafen von Rennepont.

— Ei was! wahrhaftig! — sagte Couche-tout-Nu
lachend.

— Die Grafen von Rennepont, welche auch Herzöge
von Cardoville sind, — fügte Dumoulin hinzu.

— Ah! so! laßt hören, mein Dicker, sehe ich Euch
etwa aus, das Leben einer solchen Familie zu verdan-
ken? ... ich ein in Saus und Braus lebender Hand-
werker.

— Ihr! ... Handwerker? Ei was, wir verfallen
ja in Tausend und eine Nacht! — rief Dumoulin immer
mehr erstaunt aus; — Ihr bezahlt uns ein Balthasars
Mahl mit Begleitung von Kutschen mit vier Pferden.
Und Ihr seid Handwerker? ... Nennt mir geschwind

Diese Worte brachten einen Ausbr... auf und verlasse den
schallenden Gelächters und furchtbar... ch mich so gut als es
Nini-Moulin schrie, stampft...
als die Andern, indem ...
öffnete, und zu diesem ... glaubt Ihr etwa am Ende, daß
reißende Schnarren ...ankbilletten oder in falscher Münze
unter seinem St...ques lachend.
gelegt hatte. ...merad, ... eine solche Vermuthung ...
Als d... verzeihlich, wenn man den Aufwand sieht,
Bacch... mache ... Aber ich will Euch beruhigen ...
verzehre eine Erbschaft.

— Ihr verzehrt und vertrinkt ohne Zweifel einen Onkel? — sagte Dumoulin auf eine artige Weise.

— Meiner Treue ... ich weiß es nicht ...

— Wie? Ihr kennt den Ursprung dessen nicht, was Ihr verzehrt?

— Stellt Euch zuvörderst vor, daß mein Vater Lumpensammler war ...

— Ah! der Teufel ... — sagte Dumoulin, — ziemlich außer Fassung gebracht, obgleich er im Allgemeinen wenig bedenklich über die Wahl seiner Trink-Genossen war; aber als sein erstes Erstaunen vorüber, begann er wieder mit einer liebenswürdigen Herablassung: — aber es giebt Lumpensammler ... von dem höchsten Verdienst ...

— Bei Gott, Ihr glaubt zu spaßen ... — sagte Jacques, — und dennoch habt Ihr Recht, — mein Vater war ein Mann von einem famösen Verdienst, geht!! Er sprach griechisch und lateinisch, wie ein wahrer Ge-

lehrter, und er sagte mir immer, daß er in der Mathematik seines Gleichen nicht hätte . . . ohne zu rechnen, daß er viel Reisen gemacht hatte . . .

— Aber dann, — begann Dumoulin wieder, den das Erstaunen nüchtern machte, — könntet Ihr wohl zu der Familie des Grafen von Rennepont gehören.

— In diesem Falle da, — sagte Rosa-Pompon lachend, — war Euer Vater Lumpensammler als Liebhaber und für die Ehre.

— Nein! nein! Gottes Elend! er war es, um zu leben, — erwiederte Jacques, — aber in seiner Jugend hatte er im Wohlstande gelebt . . . Nach dem, wie es scheint, oder vielmehr, wie es in seinem Unglücke nicht mehr schien, hatte er sich an einen reichen Verwandten, den er hatte, gewandt; aber der reiche Verwandte hatte sich bedankt! Nun hat er sein Griechisch, sein Latein und seine Mathematik benutzen wollen. Unmöglich. Es scheint, daß Paris damals von Gelehrten wimmelte. Da hat er, lieber als vor Hunger umzukommen . . . sein Brod an der Spitze seines Hakens gesucht, und meiner Treue, er hat es dort gefunden, denn ich habe davon zwei Jahre lang gegessen, als ich nach dem Tode meiner Tante, bei welcher ich auf dem Lande wohnte, bei ihm lebte.

— Euer achtbarer Vater war dann eine Art von Philosoph, — sagte Dumoulin; — wenn er aber nicht etwa eine Erbschaft an einem Ecksteine gefunden hat . . .

so begreife ich die Erbschaft nicht recht, von der Ihr redet.

— Wartet doch das Ende von dem Liede ab. Im Alter von zwölf Jahren bin ich in der Fabrik des Herrn Tripeaud in die Lehre getreten; zwei Jahre nachher ist mein Vater durch einen Unglücksfall gestorben, indem er mir das Mobiliar unserer Dachkammer: einen Strohsack, einen Stuhl und einen Tisch hinterließ, außerdem in einer elenden Kölnischen-Wasser-Kiste Papiere, wie es scheint in englischer Sprache geschrieben und eine Medaille von Bronze, welche mit ihrer Kette wohl zehn Sous werth sein konnte ... Er hatte mir niemals etwas von diesen Papieren gesagt. Da ich nicht wußte, wozu sie gut wären, so hatte ich sie auf dem Böden eines alten Koffers gelassen, anstatt sie zu verbrennen; ich hatte einen guten Einfall, denn auf diese Papiere da hat man mir Geld geliehen.

— Welcher Schlag vom Himmel! — sagte Dumoulin. — Aber so, man wußte also, daß Ihr sie hättet?

— Ja, einer jener Männer, welche alten Schuldposten nachspüren, hat Cephysen aufgesucht, die mit mir darüber gesprochen hat; nachdem er die Papiere gelesen, hat der Mann zu mir gesagt, daß die Sache zweifelhaft wäre, aber daß er mir, wenn ich wollte, darauf zehn Tausend Franken leihen würde ... Zehn Tausend Franken! ... das war ein Schatz ... ich habe sie sogleich angenommen ...

— Aber Ihr hättet bedenken müssen, daß diese

Schuldbriefe einen ziemlich grossen Werth haben mußten . . .

— Meiner Treue, nein . . . da mein Vater, der ihren Werth kennen mußte, keinen Nutzen daraus gezogen hatte . . . und dann, zehntausend Franken, in schönen und guten Thalern , . . welche uns, man weiß nicht woher, zugefallen . . . das nimmt man immer, und auf der Stelle . . . und ich habe sie angenommen . . . Nur hat mich der Geschäftsmann einen Wechsel zur . . . zur Bürgschaft . . . ja so ist es, zur Bürgschaft unterschreiben lassen.

— Ihr habt ihn unterzeichnet?

— Was macht mir das aus? . . . es war eine reine Förmlichkeit, wie mir der Geschäftsmann sagte, und er sagte die Wahrheit, da er vor ein vierzehn Tagen verfallen ist, und ich nichts davon habe sprechen hören . . . Es bleiben mir ungefähr noch eintausend Franken bei dem Geschäftsmanne, den ich zum Kassirer genommen habe . . . da er die Kasse hatte . . . Und so, mein Dicker, trinke ich seit dem Besitz meiner zehntausend Franken vom Morgen bis zum Abend auf Tod und Leben, vergnügt wie ein Stieglitz, meinen Schelm von Meister, Herrn Tripeaud verlassen zu haben.

Als er diesen Namen aussprach, verfinsterte sich das bis dahin fröhliche Gesicht Jacques plötzlich.

Cephyse, die sich nicht mehr unter dem schmerzlichen Eindrucke befand, der sie einen Augenblick gänzlich beschäftigt, blickte Jacques mit Besorgniß an, denn sie

wußte, in welchem Grade ihn der Name des Herrn Tripeaud reizte.

— Herr Tripeaud, — begann Couche-tout-Nu wieder, — das ist einer von denen, welche die Guten bös, und die Bösen boshafter machen würden ... Man sagt guter Reiter ... gutes Pferd; man sollte sagen guter Herr, guter Arbeiter ... Gottes Elend! Wenn ich an diesen Menschen denke! ...

Und Couche-tout-Nu schlug gewaltsam mit der Faust auf den Tisch.

— Sei ruhig, Jacques, denk an etwas Anderes, — sagte die Bacchanten-Königin, — Rosa-Pompon ... mach ihn doch zu lachen ...

— Ich habe keine Lust mehr zu lachen, — antwortete Jacques mit einem barschen und durch die Aufregung des Weines noch heftigeren Tone, — das ist stärker, als ich; wenn ich an diesen Menschen da denke ... so werde ich erbittert! Ihr hättet ihn hören müssen! ... Lumpen von Gesellen ... Kanaillen von Gesellen! sie schreien, daß sie kein Brod im Bauche hätten, — sagte Herr Tripeaud, — nun denn, man wird ihnen Bajonnette hineinstechen ...*) das wird sie besänftigen ... Und die Kinder ... in seiner Fabrik ... Ihr hättet sie sehen müssen ... die armen

*) Dieses gräßliche Wort ist bei den Unruhen von Lyon ausgesprochen worden.

Kleinen ... wie sie eben so lange; als die Männer, arbeiteten ... wie sie sich erschöpften und Dutzendweise umkamen ... Aber was! Waren diese todt, kamen am Ende immer gar viele andere ... Das ist nicht wie mit den Pferden, die man nur ersetzen kann, indem man sie bezahlt.

— Laßt sein, zuverlässig liebt Ihr Euren alten Herrn nicht, — sagte Dumoulin, immer mehr über die finstere und sorgenvolle Miene seines Wirthes erstaunt, und indem er bedauerte, daß die Unterhaltung eine so ernste Wendung genommen hatte; demnach flüsterte er auch der Bacchanten-Königin einige Worte ins Ohr, die ihm durch ein Zeichen des Einverständnisses antwortete.

— Nein ... ich liebe Herrn Tripeaud nicht, — erwiederte Couche-tout-Nu, — ich hasse ihn, wißt Ihr warum? weil es eben so sehr seine Schuld als die meinige ist, daß ich ein Schwelger geworden bin; ich sage das nicht, um mich zu rühmen, aber es ist wahr; ... als ich ein Knabe und Lehrling bei ihm war, war ich voller Muth, voller Eifer und so erpicht auf die Arbeit, daß ich mein Hemd auszog, um zu arbeiten; gerade wegen diesem hat man mich sogar Couche-tout-Nu getauft ... Nun denn! ich mochte mich noch so sehr ermüden, mich abrackern ... niemals ein Wort, um mich zu ermuthigen; ich war der Erste in der Werkstatt, ich verließ sie als der Letzte ... nichts; man wurde es nicht einmal gewahr ... eines Tages hatte ich mich an der Maschine verwundet ... man brachte mich in das

Hospital ... ich verließ es ... noch ganz schwach; das war einerlei, ich nahm meine Arbeit wieder vor ... Ich ließ mich nicht abschrecken; ... die Anderen, welche wußten, wozu es dadurch wieder kommen würde, und die den Herrn kannten, mochten mir noch so sehr sagen: Ist er ein Narr, dieser Kleine da, sich so abzuschinden, was für einen Nutzen wird er davon haben? ... Aber so mach doch gerade Deine Arbeit, Einfaltspinsel, Du hast darum nicht mehr und nicht weniger. Das war einerlei, ich schaffte immer fort; endlich wurde eines Tages ein alter wackerer Mann, den man den Vater Arséne nannte, er arbeitete seit langer Zeit in dem Hause, und er war ein Muster guten Betragens — eines Tages also wurde der Vater Arséne fortgeschickt, weil seine Kräfte zu sehr abnahmen. Das war für ihn ein Todesstoß; er hatte eine gebrechliche Frau, und schwach, wie er war, konnte er in seinem Alter anderswo kein Unterkommen finden ... Als der Werkmeister ihm seinen Abschied ankündigte, vermochte es der arme Mann nicht zu glauben; er begann vor Verzweiflung zu weinen. In diesem Augenblicke kam Herr Tripeaud vorüber ... Der Vater Arséne flehete ihn mit gefalteten Händen an, ihn um die Hälfte des Preises zu behalten.
— Ah! so, — sagte Herr Tripeaud, die Achseln zuckend, zu ihm, — glaubst Du etwa, daß ich aus meiner Fabrik ein Invalidenhaus machen will? Du kannst nicht mehr arbeiten, pack Dich. — Aber ich habe seit vierzig Jahren meines Lebens gearbeitet, was soll aus mir werden?

mein Gott! — sagte der arme Vater Arséne. — Geht das mich etwa was an? — antwortete ihm Herr Tripeaud, und sich an seinen Kommis wendend, sagte er: — Stellen Sie die Abrechnung seiner Woche, und daß er sich packt. — Der Vater Arséne hat sich gepackt, — ja ... er hat sich gepackt ... aber am Abend hat er sich und seine alte Frau mit Kohlendampf erstickt. Nun denn, seht, ich war ein Knabe; aber die Geschichte des Vater Arséne hat mir etwas gelehrt, nämlich daß, wenn man sich noch so sehr bei der Arbeit zu Grunde richtete, das immer nur den Herren Nutzen bringen würde, die uns nicht einmal Dank dafür wüßten, und daß man für seine alten Tage nur die Aussicht hätte, an einem Ecksteine zu verrecken. Da ist all mein schönes Feuer erloschen, und ich habe mir gesagt: was für Nutzen hätte ich davon, mehr zu thun, als ich muß? Habe ich etwa, wenn meine Arbeit Herrn Tripeaud Haufen Geldes einträgt, nur ein Stäubchen davon? Demnach auch, da ich keinen Vortheil der Eigenliebe oder des Interesses dabei hatte, zu arbeiten, so habe ich einen Widerwillen gegen die Arbeit bekommen, ich habe gerade gemacht, was ich machen mußte, um meinen Wochenlohn zu verdienen; ich bin ein Müßiggänger, Faullenzer, Schwärmer geworden, und sagte mir: wenn es mich zu sehr langweilt zu arbeiten, so werde ich es wie Vater Arséne und seine Frau machen ...

Während Jacques sich unwillkürlich von diesen bitteren Gedanken fortreißen ließ, hatten sich die übrigen

Tischgenossen, durch eine ausdrucksvolle Geberde Dumoulins und der Bacchanten-Königin schweigend verabredet; auf ein Zeichen der Bacchanten-Königin, die, mit dem Fuße Flaschen und Gläser umwerfend, auf den Tisch sprang, standen Alle auf, indem sie unter Begleitung von Nini-Moulins Rassel ausriefen:

— Die Tulipe orageuse ... man verlangt die Tulipe orageuse.

Bei diesen freudigen Rufen, die wie eine Bombe ausbrachen, erbebte Jacques; dann, nachdem er seine Gäste mit Erstaunen angeblickt hatte, fuhr er mit der Hand über seine Stirn, gleichsam um die ihn beherrschenden peinlichen Gedanken zu verscheuchen, und rief aus:

— Ihr habt Recht. **En avant deux** und es lebe die Lust!

In einem Augenblicke war die von kräftigen Armen fortgetragene Tafel an das eine Ende des großen Speisesaales versetzt; die Zuschauer stellten sich auf Stühle, auf Bänke, auf die Fensterrahmen, und ersetzten, im Chor die den Studenten so bekannte Melodie singend, das Orchester, um den von Couche-tout-Nu, der Bacchanten-Königin, Nini-Moulin und Rosa-Pompon gebildeten Contretanz zu begleiten.

Seine Schnarre einem der Tischgenossen anvertrauend, nahm Dumoulin wieder seinen ungeheuren römischen Helm mit Federbesen; bei dem Anfange des Festes hatte er seinen Oberrock ausgezogen, er erschien demnach in

dem ganzen Glanze seiner Verkleidung. Sein Schuppenpanzer endigte sich auf eine passende Weise durch eine Federjacke gleich denen, welche die Wilden der Bedeckung des Fastnachts-Ochsens tragen. Nini-Moulin hatte einen dicken Bauch und dürre Beine, seine Waden schlotterten demnach auch in dem Raume seiner weiten Stulpenstiefeln.

Ihre Militairmütze der Quere gesetzt, die beiden Hände in den Taschen ihres Beinkleides, den Oberleib ein wenig vorgeneigt und ihn auf ihren Hüften von der Rechten zur Linken schaukelnd, machte die kleine Rosa-Pompon ein en-avant-deux mit Nini-Moulin. Dieser, in sich selbst zusammengerafft, das linke Bein zurückgebogen, das rechte Bein vorausgestellt, die Fußspitze in der Luft und mit dem Absatze den Boden streifend, rückte in plötzlichen Sprüngen heran; außerdem schlug er noch mit seiner linken Hand seinen Nacken, während er mit einer gleichzeitigen Bewegung rasch seinen rechten Arm ausstreckte, als ob er seinem Gegenüber hätte Staub in die Augen werfen wollen.

Dieser Anfang hatte den größten Erfolg, man beklatschte ihn lärmend, obgleich er nur das unschuldige Vorspiel der Tulipe orageuse war, als plötzlich die Thür aufging; einer der Aufwärter, welcher einen Augenblick lang Couche-tout-Nu mit den Augen gesucht hatte, trat auf ihn zu und sagte ihm einige Worte ins Ohr.

— Ich! — rief Jacques, in schallendes Gelächter ausbrechend, aus, — welche Albernheit!

Als der Aufwärter einige Worte hinzugefügt hatte, drückte Couche-tout-Nu's Gesicht plötzlich eine ziemlich große Unruhe aus, und er antwortete dem Aufwärter:

— Gut! . . . ich werde kommen.

Und er that einige Schritte nach der Thür zu.

— Was giebt es denn, Jacques? — fragte die Bacchanten-Königin ziemlich erstaunt.

— Ich komme sogleich zurück . . . irgend Jemand wird meine Stelle einnehmen; tanzt immer fort, — sagte Couche-tout-Nu.

Und er verließ eiligst den Saal.

— Das wird etwas sein, was nicht auf den Speisezettel gesetzt ist, — sagte Dumoulin; — er wird wieder kommen.

— So ist es . . . — sagte Cephyse; — jetzt der Cavalier allein, — sagte sie zu Jacques Stellvertreter. Und der Contretanz fuhr fort.

Nini-Moulin hatte so eben Rosa-Pompon bei der rechten und die Bacchanten-Königin bei der linken Hand ergriffen, um zwischen ihnen zu balanciren, eine Tour, in welcher er ausgelassen komisch war, als die Thür von Neuem aufging, und der Aufwärter, welcher Jacques gefolgt war, sich rasch mit einer bestürzten

Miene Cephysen näherte und ihr ins Ohr flüsterte, wie er mit Couche-tout-Nu gesprochen hatte.

Die Bacchanten-Königin wurde bleich, stieß einen lauten Schrei aus, stürzte nach der Thür zu und verließ eiligst den Saal, ohne ein Wort auszusprechen, indem sie die Gäste auf das Höchste erstaunt zurückließ.

---

## IV.

### Der Abschied.

Indem sie dem Aufwärter des Speisewirthes folgte, gelangte die Bacchanten-Königin an den Fuß der Treppe; eine Miethkutsche stand vor der Thür; in dieser Miethkutsche sah sie Couche-tout-Nu mit einem der Männer, welche zwei Stunden zuvor auf dem Platze des Châtelet aufpaßten.

Bei Cephysens Ankunft stieg der Mann aus, und sagte zu Jacques, indem er seine Uhr aus der Tasche zog:

— Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde . . . das ist Alles, was ich vermag, mein Guter . . . nachher . . . auf den Weg . . . Versuchen Sie nicht, uns zu entwischen, wir werden an den Schlägen so lange wachen, als der Wagen hier hält.

Mit einem Sprunge war Cephyse in dem Wagen.

Zu sehr erschüttert, um früher gesprochen zu haben, rief sie aus, als sie sich an Jacques Seite setzte und seine Blässe bemerkte:

— Was giebt es? was will man von Dir?

— Man verhaftet mich wegen Schulden ... — sagte Jacques mit einer finsteren Stimme.

— Dich? — rief Cephyse mit einem herzzerreißenden Schreie.

— Ja, wegen dieses Bürgschafts-Wechsels, welchen der Geschäftsmann mich hat unterschreiben lassen ... und er sagte, daß das nur eine Förmlichkeit sei ... der Spitzbube!!

— Aber, mein Gott, Du hast Geld bei ihm stehen ... er soll das einstweilen auf Abschlag nehmen.

— Es bleibt mir kein Sou mehr übrig; er hat mir durch den Gerichtsdiener sagen lassen, daß er mir die letzten tausend Franken nicht gäbe, da ich den Wechsel nicht bezahlt hätte.

— Eilen wir dann zu ihm, um ihn zu bitten, ihn zu flehen, daß er Dich in Freiheit läßt; er ist es ja, welcher Dir angeboten hat, Dir dieses Geld zu leihen; ich weiß es genau, da er sich ja zuerst an mich gewandt hat. Er wird Mitleid haben.

— Mitleid ... ein Geschäftsmann ... geh doch ...

— Also nichts ... nichts mehr ... — rief Cephyse beklommen die Hände faltend aus.

Dann begann sie wieder:

— Aber es muß darin etwas zu thun sein ... Er hatte Dir versprochen ...

— Du siehst, wie er seine Versprechungen hält, — erwiederte Jacques bitter, — ich habe unterschrieben, ohne nur zu wissen, was ich unterschrieb; der Verfall-

tag ist vorüber, er ist in seinem Recht ... Es würde mir zu nichts dienen, Widerstand zu leisten, man hat mir alles das so eben erklärt ...

— Aber man kann Dich nicht lange im Gefängniß behalten! das ist unmöglich.

— Fünf Jahre ... wenn ich nicht bezahle ... Und da ich niemals werde bezahlen können, so ist meine Sache sicher ...

— Ach! welches Unglück! welches Unglück! und nichts zu vermögen!! — sagte Cephyse, indem sie ihren Kopf in ihre Hände verbarg.

— Höre, Cephyse, — begann Jacques wieder mit einer schmerzlich bewegten Stimme, — seitdem ich so weit bin, denke ich nur an eines ... nämlich daran, was aus Dir werden wird.

— Bekümmere Dich nicht um mich ...

— Ich soll mich nicht um Dich bekümmern? aber Du bist närrisch ... Wie willst Du es machen. Das Mobiliar unserer beiden Zimmer ist keine zweihundert Franken werth. Wir verschwendeten so unsinnig, daß wir nicht einmal unsere Miethe bezahlt haben. Wir sind drei Termine schuldig ... wir dürfen also nicht auf den Verkauf unserer Möbeln rechnen ... ich lasse Dich ohne einen Sou ... Mich ernährt man zum Mindesten im Gefängnisse ... aber Du ... wie willst Du leben?

— Wozu nützt es, sich im Voraus Kummer zu machen?

— Ich frage Dich, wie willst Du morgen leben? — rief Jacques aus.

— Ich werde mein Kostüm und einige Sachen verkaufen, die Hälfte des Geldes Dir schicken und den Rest behalten; das wird mir für einige Tage ausreichen.

— Und nachher? nachher?

— Nachher? ... hm ... dann ... ich weiß es nicht, mein Gott, was willst Du, daß ich Dir sage? ... nachher werde ich sehen ...

— Höre, Cephyse, — erwiederte Jacques mit einer herzzerreißenden Bitterkeit, — jetzt ... sehe ich, wie sehr ich Dich liebe ... bei dem Gedanken, daß ich Dich zu verlassen im Begriffe stehe, ist mir das Herz wie in einen Schraubstock gepreßt ... es macht mich schaudern nicht zu wissen, was aus Dir werden wird ... — dann, mit der Hand über die Stirn fahrend, fügte Jacques hinzu: — Siehst Du? ... was uns ins Verderben gestürzt hat, ist, daß wir uns immer gesagt: Morgen wird nicht kommen, und Du siehst, Morgen kommt. Wenn ich einmal nicht mehr bei Dir sein werde, wenn Du einmal den letzten Sou von diesen Kleidern, die Du verkaufen willst, ausgegeben hast ... was willst Du dann ... unfähig zu arbeiten, wie Du jetzt bist ... thun? ... willst Du, daß ich Dir es sage ... was Du thun wirst? Du wirst mich vergessen und ...

Dann, als ob er vor seinem Gedanken zurückgebebt wäre, rief Jacques mit Wuth und Verzweiflung aus:

— Gottes Elend! wenn sich das ereignen sollte, so würde ich mir den Kopf an einem Stein zerschmettern!

Cephyse errieth, was Jacques verschwiegen hatte, und sie sagte hastig zu ihm, indem sie sich an seinen Hals warf:

— Ich? einen anderen Geliebten ... nimmermehr!! denn mir geht es wie Dir, ich sehe jetzt, wie sehr ich Dich liebe.

— Aber um zu leben? ... meine arme Cephyse! um zu leben?

— Wohlan denn! ... ich werde Muth haben, ich werde wie sonst bei meiner Schwester wohnen ... ich werde mit ihr arbeiten; das wird mir immer Brod geben ... Ich werde nur ausgehn, um Dich zu besuchen ... Binnen hier und einigen Tagen wird der Geschäftsmann überlegen und denken, daß Du ihm die zehntausend Franken nicht bezahlen kannst, und er wird Dich in Freiheit setzen lassen; ich werde meine Gewohnheit zur Arbeit wieder erlangt haben ... Du wirst sehen ... Du wirst sehen! ... Du wirst diese Gewohnheit auch wieder annehmen, und wir werden arm, aber ruhig leben ... am Ende werden wir uns zum Mindesten sechs Monate lang recht ordentlich belustigt haben ... während so viele Andere ihr Leben lang das Vergnügen nicht gekannt haben; glaube mir, mein guter Jacques, was ich Dir sage, ist wahr ... Diese Lehre wird mir Nutzen bringen. Wenn Du mich liebst, habe ich nicht die geringste Besorgniß; ich sage Dir, daß ich hundert

Mal lieber sterben, als einen anderen Geliebten haben möchte.

— Umarme mich ... — sagte Jacques mit feuchten Augen, — ich glaube Dir ... ich glaube Dir ... Du verleihest mir wieder Muth ... sowohl für jetzt, als für später; ... Du hast Recht, wir müssen versuchen, uns wieder an die Arbeit zu machen, oder, wo nicht ... der Korb Kohlen des Vater Arséne ... denn, siehst Du, — fügte Jacques mit einer leisen und bebenden Stimme hinzu, — seit sechs Monaten ... war ich wie trunken; jetzt werde ich wieder nüchtern ... und ich sehe, wohin wir gingen ... Einmal mit unsern Mitteln zu Ende, wäre ich vielleicht ein Dieb geworden, und Du ... eine ...

— Oh! Jacques, Du machst mich bange, sage das nicht, — rief Cephyse, Couche-tout-Nu unterbrechend, aus, — ich schwöre es Dir, ich werde zu meiner Schwester zurückkehren, ich werde arbeiten ... ich werde Muth haben ...

Die Bacchanten-Königin war in diesem Augenblicke sehr aufrichtig; sie hatte den festen Willen ihr Wort zu halten; ihr Herz war noch nicht gänzlich verdorben, das Elend und die Noth waren für sie die Ursache und selbst die Entschuldigung ihrer Verirrung gewesen; bis dahin war sie zum Mindesten immer der Neigung ihres Herzens, ohne irgend einen niedrigen oder feilen Gedanken gefolgt; die grausame Lage, in welcher sie Jacques sah, überspannte ihre Liebe noch; sie glaubte sich ihrer selbst

sicher genug, um ihm zu schwören, bei der Mayeux dieses Leben fruchtloser und beständiger Arbeit, dieses Leben schmerzlicher Entbehrungen wieder vorzunehmen, das ihr schon einmal zu ertragen unmöglich gewesen war, und das ihr noch weit unerträglicher sein mußte, seitdem sie sich an ein müßiges und ausschweifendes Leben gewöhnt hatte.

Nichts desto weniger beruhigten die Versicherungen, welche sie so eben Jacques gegeben hatte, den Kummer und die Besorgnisse dieses Mannes ein wenig; er hatte Verstand und Herz genug um einzusehn, daß der verhängnißvolle Strudel, von dem er sich bis jetzt hatte blindlings fortreißen lassen, ihn und Cephysen geraden Weges zur Schande führte.

Einer der Gerichtsdiener klopfte an den Schlag:

— Es bleiben Ihnen nur noch fünf Minuten, mein Lieber, eilen Sie.

— Wohlan denn, mein Kind ... Muth ... — sagte Jacques.

— Sei unbesorgt ... ich werde ihn haben ... Du kannst darauf rechnen ...

— Willst Du nicht wieder hinaufgehn?

— Nein, oh! nein! — sagte Cephyse. — Ich habe jetzt einen Abscheu vor diesem Feste.

— Alles ist voraus bezahlt ... ich will durch einen Aufwärter melden lassen, daß man uns nicht erwartet, — erwiederte Jacques. — Sie werden sehr erstaunt sein, aber das ist gleich ...

— Wenn Du mich nur bis nach Hause begleiten könntest, — sagte Cephyse, — dieser Mann da wird es vielleicht erlauben, denn am Ende kannst Du nicht so gekleidet nach Saint-Pelagie gehen.

— Das ist wahr, er wird Dir nicht ausschlagen, mich zu begleiten; da er aber mit uns in dem Wagen sitzen wird, so können wir uns in seiner Gegenwart nichts mehr sagen ... Laß mich demnach auch zum ersten Male in meinem Leben vernünftig mit Dir reden. Erinnere Dich wohl dessen, was ich Dir sage, meine gute Cephyse ... das kann außerdem mir eben so, wie Dir gelten, — begann Jacques wieder mit einem ernsten und innigen Tone, — nimm noch heute die Gewohnheit der Arbeit wieder an ... Sie mag noch so mühevoll und undankbar sein, das ist gleich ... zögere nicht, denn Du würdest den Eindruck dieser Lehre bald vergessen; wie Du sagtest, würde es späterhin nicht mehr Zeit sein, und dann würdest Du wie so viele andere arme Unglückliche endigen ... Du verstehst mich ...

— Ich verstehe Dich ... — sagte Cephyse erröthend; — aber ich würde hundert Male den Tod einem solchen Leben vorziehen ...

— Und Du hättest Recht; ... denn in diesem Falle, siehst Du, — fügte Jacques mit dumpfer und gezwungener Stimme hinzu, — werde ich Dir helfen ... zu sterben.

— Ich rechne fest darauf, Jacques, — antwortete Ce-

physe, indem sie ihren Geliebten begeistert umarmte, dann fügte sie traurig hinzu:

— Siehst Du, es war wie eine Ahnung, als ich mich vorhin ganz traurig gefühlt habe, ... ohne zu wissen, warum, mitten in unserer Fröhlichkeit ... und als ich auf die Cholera trank ... damit sie uns mit einander sterben lassen möchte ...

— Ei nun! ... wer weiß, ob die Cholera nicht kommen wird? — erwiederte Jacques mit einer finsteren Miene, — das würde uns die Kohlen ersparen, wir werden vielleicht nicht einmal die Mittel haben, um sie zu kaufen ...

— Ich kann Dir nur eines sagen, Jacques, nämlich, daß Du mich immer bereit finden wirst, sowohl um mit einander zu leben als zu sterben.

— Wohlan denn, trockne Deine Augen, — erwiederte er mit einer innigen Rührung. — Benehmen wir uns nicht wie Kinder in Gegenwart dieser Männer. ...

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

— Einige Minuten nachher schlug die Miethkutsche den Weg nach Jacques' Wohnung ein, wo er die Kleider wechseln sollte, bevor er sich nach dem Schuldgefängniß begäbe.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Wiederholen wir in Bezug auf die Schwester der Mayeux (es giebt Dinge, welche man nicht zu oft wiederholen kann):

Eine der traurigsten Folgen der Inorganisation der Arbeit ist die Unzulänglichkeit des Lohnes.

Die Unzulänglichkeit des Lohnes nöthigt unvermeidlich die größte Zahl auf diese Weise schlecht bezahlter junger Mädchen, das Mittel zum Lebensunterhalt darin zu suchen, daß sie Bekanntschaften schließen, welche sie sittenlos machen.

Bald empfangen sie von ihrem Geliebten eine mäßige Summe, die, vereinigt mit dem Ergebniß ihrer Arbeit, ihnen ihr Auskommen verschafft.

Bald, wie die Schwester der Mayeux, geben sie die Arbeit gänzlich auf, und führen ein gemeinschaftliches Leben mit dem Manne, den sie wählen, wenn dieser die Ausgabe bestreiten kann; dann, und während dieser Zeit der Lustbarkeiten und des Nichtsthuns bemächtigt sich die unheilbare Seuche des Müßigganges für immer dieser Unglücklichen.

Das ist der erste Abschnitt der Entwürdigung, welche die strafbare Sorglosigkeit der menschlichen Gesellschaft einer ungeheuren Zahl von Arbeiterinnen auferlegt, welche gleichwohl mit Instincten der Züchtigkeit, der Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit geboren sind.

Nach Verlauf einer gewissen Zeit verläßt sie ihr Geliebter, zuweilen, wenn sie Mütter sind.

Ein anderes Mal führt eine thörichte Verschwendung den Unbesonnenen ins Gefängniß; dann befindet sich das junge Mädchen allein, verlassen, ohne Unterhalt.

Diejenigen, welche Muth und Energie bewahrt ha-

ben, machen sich wieder an die Arbeit . . . ihre Zahl ist sehr klein.

Die andern . . . durch das Elend, durch die Gewohnheit eines leichtsinnigen und müßigen Lebens fortgerissen, sinken dann bis zur letzten Stufe der Verworfenheit herab.

Und man muß sie wegen dieser Verworfenheit noch mehr bemitleiden, als tadeln, denn die erste und wirkende Ursache ihres Falles war die Unzulänglichkeit der Bezahlung ihrer Arbeit, oder der Mangel an Arbeit, das Feiern *)—

Eine andere traurige Folge von der nichtorganisirten Arbeit ist für die Männer, außer der Unzulänglichkeit des Lohnes, der große Widerwille, mit dem sie an das ihnen auferlegte Tagewerk gehen.

---

*) Wir lesen in einer vortrefflichen Denkschrift voll praktischer Ansichten und durch einen mildthätigen und erhabenen Geist eingegeben (Nationales Bündniß gegen das Elend der arbeitenden Klasse, oder erklärende Denkschrift einer, der Deputirten-Kammer vorzulegenden Bittschrift; von J. Terson. — Paulin, Herausgeber.)— Wir lasen folgende, unglücklicher Weise nur zu wahren Zeilen: „Wir sprechen nicht von den, denselben Wechselfällen unterworfenen Arbeiterinnen, was wir darüber zu sagen hätten, würde zu schmerzlich anzuhören sein . . . Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß gerade während der längsten Feierzeit die Abgesandten der Unzucht ihre Proselyten unter den schönsten Mädchen des Volkes werben.“

Das ist begreiflich.

Weiß man ihnen die Arbeit anziehend zu machen, sei es nun durch die Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen, oder durch ehrenhafte Belohnungen, oder durch Aufmerksamkeiten, oder durch den Nutzen, welchen das Werk ihrer Hände einbringt, angemessene Vergütungen, oder endlich durch die Hoffnung eines versicherten Ruhestandes nach langen Jahren mühevoller Arbeit?

Nein, das Vaterland bekümmert sich weder um diese Sorge für ihr Bedürfniß, noch um ihre Rechte.

Und doch giebt es, um nur einen Erwerbszweig anzuführen, Mechaniker und Arbeiter in den Fabriken, welche, dem Platzen der Dampfmaschinen und der Berührung furchtbarer Räderwerke ausgesetzt, täglich weit größeren Gefahren die Spitze bieten, als Soldaten im Kriege, seltene praktische Kenntnisse entfalten, indem sie dem Gewerbsfleiße, und demzufolge dem Vaterlande unbestreitbare Dienste während einer langen und ehrenvollen Laufbahn leisten, wenn sie nicht früher durch das Platzen eines Dampfkessels umkommen, oder irgend eines ihrer Glieder zwischen den Eisenzähnen einer Maschine zermalmt wird.

Erhält in diesem letzteren Falle der Arbeiter zum Mindesten eine Belohnung gleich derjenigen, welche der Soldat als Vergeltung seines, ohne Zweifel löblichen, aber unfruchtbaren Muthes erhält! — eine Unterkunft in einem Invalidenhause?

Nein ...

Was kümmert dies das Land? und wenn der Herr des Arbeiters undankbar ist, so stirbt der zum Dienst Untaugliche in irgend einem Winkel Hungers.

Beruft man endlich jemals zu diesen prunkvollen Festen des Gewerbfleißes einige dieser geschickten Arbeiter, die allein diese wundervollen Stoffe gewoben, diese glänzenden Waffen geschmiedet und damascirt, diese Gold- und Silberbecher ciselirt, diese Möbeln von Ebenholz und Elfenbein ausgeschnitzt, diese blendenden Edelsteine mit einer auserlesenen Kunst gefaßt haben?

Nein ...

In ihre Dachstube, inmitten einer armseligen und hungrigen Familie zurückgezogen, leben dieselben nothdürftig von einem geringen Lohne, während sie, man muß es gestehen, zum Mindesten *zur Hälfte* dazu beigetragen haben, das Vaterland mit diesen Wundern zu begaben, welche seinen Reichthum, seinen Ruhm und seinen Stolz ausmachen.

Sollte nicht ein Minister des Handels und der Gewerbe, welcher den geringsten Begriff seiner hohen Stellung und seiner *Pflichten* hätte, verlangen, daß jede zur Ausstellung liefernde Fabrik *durch eine Wahl in verschiedenen Graden eine gewisse Anzahl der verdienstvollsten Kandidaten erwählte, unter welchen der Fabrikant denjenigen bezeichnete, welcher ihm der Würdigste schiene, um die arbeitende Klasse bei diesen großen*

Feierlichkeiten des Gewerbfleißes zu vertreten?

Würde es nicht ein edles und ermuthigendes Beispiel geben, dann von seinem Meister den Arbeiter zur öffentlichen Belohnung oder Auszeichnung vorgeschlagen zu sehen, der von seinen Mitarbeitern als der Rechtschaffenste, Arbeitsamste und Einsichtsvollste seines Gewerbes abgeordnet worden war?

Dann würde eine zur Verzweiflung bringende Ungerechtigkeit verschwinden, dann würde die Tugend des Arbeiters durch ein edles und erhabenes Ziel angefeuert, dann würde er ein Interesse haben, gut zu handeln.

Gewiß hat der Fabrikant wegen der Umsicht, die er entfaltet, der Kapitale, welche er wagt, der Fabriken, welche er gründet, und des Guten, welches er zuweilen thut, einen rechtmäßigen Anspruch auf die Auszeichnungen, mit denen man ihn überhäuft; warum ist aber der Arbeiter so unbarmherziger Weise von diesen Belohnungen ausgeschlossen, deren Wirkung auf den großen Haufen so allmächtig ist?

Sind denn die Generäle und die Offiziere die Einzigen, die man in einem Heere belohnt?

Nachdem man die Anführer dieses mächtigen und fruchtbringenden Heeres des Gewerbfleißes gerechter Weise belohnt hat, warum da niemals an ihre Soldaten denken?

Warum giebt es für sie niemals Zeichen glänzender

Vergeltung? einige tröstende und wohlwollende Worte aus einem erhabenen Munde? kurz, warum sieht man in Frankreich keinen einzigen mit einem Ehrenzeichen geschmückten Arbeiter, als Belohnung für das Werk seiner Hände, seines gewerbfleißigen Muthes und seiner langen und mühseligen Laufbahn? Dieses Kreuz und der geringe Jahrgehalt, der es begleitet, würde indessen für ihn eine doppelte, gerechter Weise verdiente Belohnung sein; aber nein, für die niedrige Arbeit, für die ernährende Arbeit, giebt es nur Vergessen, Ungerechtigkeit, Gleichgiltigkeit und Geringschätzung!

Aus dieser öffentlichen Vernachlässigung, oft durch die Selbstsucht oder die Härte undankbarer Herren verschlimmert, entsteht demnach auch für die Arbeiter eine traurige Lage.

Trotz ihrer unaufhörlichen und harten Arbeit leben die Einen von Entbehrungen und sterben vor der Zeit, fast immer eine sie vernachlässigende Gesellschaft verwünschend.

Andere suchen das vergängliche Vergessen ihrer Leiden in einer sie tödtenden Trunkenheit.

Endlich eine große Anzahl, die kein Interesse, keinen Vortheil, keine moralische oder materielle Anspornung hat, um mehr zu thun oder besser zu arbeiten, beschränkt sich darauf, um gerade nur so viel zu thun, als sein muß, um ihren Lohn zu verdienen. Nichts fesselt sie an ihre Arbeit ... Nichts schützt sie vor den Lockungen

des Müßigganges, und wenn sie durch Zufall Mittel finden, eine Zeitlang in Trägheit zu leben, so geben sie sich allmälig diesen Gewohnheiten des Nichtsthuns und der Schwelgerei hin, und zuweilen beflecken die schlechtesten Leidenschaften für immer die ursprünglich gesunden, rechtschaffenen Naturen voll guten Willens, aus Mangel einer schützenden und billigen Vormundschaft, die ihre ersten rechtschaffenen und arbeitsamen Bestrebungen unterstützt, ermuthigt und belohnt hätte.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Wir wollen jetzt der Mayeux folgen, die, nachdem sie, um Arbeit zu holen, zu der Person gegangen war, welche sie gewöhnlich beschäftigte, sich in die Straße Babylone nach dem von Adrienne von Cardoville bewohnten Pavillon begeben hatte.

---

## Zweite Abtheilung.

### Das Sanct-Marien-Stift.

---

### V.

### Florine.

Während die Bacchanten-Königin und Couche-tout-Nu den lustigen Zeitabschnitt ihres Lebens auf eine so traurige Weise beschlossen, gelangte die Mayeux an die Thür des Pavillons der Straße Babylone.

Bevor sie schellte, trocknete die Mayeux ihre Thränen ab: ein neuer Kummer drückte sie. Als sie ihre Schwester verlassen, war sie zu der Person gegangen, welche ihr gewöhnlich Arbeit gab; aber diese hatte keine gegeben, indem sie, wie sie sagte, dieselbe Arbeit in den Frauenzimmer-Gefängnissen mit einem Drittheil Ersparniß anfertigen lassen könnte. Ehe sie diese letzte Nahrungsquelle auch verlöre, hatte die Mayeux sich erboten, sich dieser Herabsetzung des Preises zu unterwerfen; aber die Stücke Weißzeug waren schon übergeben, und die Nähterin durfte nicht hoffen, selbst nachdem sie in diese

Preiserniedrigung eingewilligt, früher als in vierzehn Tagen Arbeit zu erhalten. Man wird die Angst des armen Geschöpfes begreifen; denn bei einem gezwungenen Müßiggehen muß man betteln, vor Hunger sterben oder stehlen.

Was ihren Besuch in der Straße **Babylone** anlangt, so wird sich derselbe sogleich erklären.

Die Mayeux schellte auf eine schüchterne Weise an der kleinen Thür, und wenige Augenblicke nachher machte ihr Florine auf. Die Kammerfrau war nicht mehr nach dem reizenden Geschmacke Adriennens gekleidet, sondern sie war im Gegentheile mit einer, so zu sagen affectirten strengen Einfachheit gekleidet; sie trug ein hoch an den Hals hinaufreichendes Kleid von dunkler Farbe, das weit genug war, um die schlanke Zierlichkeit ihres Wuchses zu verbergen; ihre gescheitelten, glänzend schwarzen Haare traten kaum unter dem platten Besatze einer kleinen, weißen gestärkten Haube hervor, die ziemlich denen der Nonnen glich; aber trotz dieses so modesten Kostümes erschien das dunkle und bleiche Gesicht Florinens doch immer noch wundervoll schön.

Wir haben bemerkt, daß Florine, wegen eines früher begangenen Verbrechens unter die gänzliche Abhängigkeit Rodins und des Herrn von Aigrigny gestellt, ihnen bis dahin, trotz der Beweise von Vertrauen und Güte, mit welchen Adrienne sie überhäuft, als Spionin bei dieser gedient hatte. Indessen war Florine nicht gänzlich verdorben; sie empfand oft schmerzliche und

vergebliche Gewissensbisse bei dem Gedanken an das schändliche Gewerbe, das man sie bei ihrer Gebieterin auszuüben nöthigte.

Bei dem Anblicke der Mayeux, welche sie als diejenige erkannte, der sie vor etlichen Tagen die Verhaftung Agricols und den plötzlichen Anfall von Wahnsinn beim Fräulein von Cardoville mitgetheilt hatte, wich Florine um einen Schritt zurück, so viel Theilnahme und Mitleiden flößten ihr die Züge der jungen Nähterin ein. In der That hatte die Ankündigung eines gezwungenen Feierns unter diesen Umständen der jungen Nähterin einen letzten und schrecklichen Schlag versetzt; man sah auf ihren Wangen die Spuren frischer Thränen; ihre Züge drückten ohne ihr Wissen eine unendliche Trostlosigkeit aus, und sie schien so erschöpft, so schwach, so niedergeschlagen, daß Florine rasch auf sie zutrat, ihr ihren Arm anbot, und sie unterstützend, mit Güte zu ihr sagte:

— Treten Sie ein, Mademoiselle, treten Sie ein... Ruhen Sie ein wenig aus, denn Sie sind sehr blaß ... und Sie haben ein sehr leidendes und sehr erschöpftes Aussehn, mein Gott!

— Indem sie dieses sagte, führte Florine die Mayeux in eine kleine, mit Teppichen belegte, heizbare Vorhalle, und ließ sie sich an ein wohlthätiges Feuer in einem gestickten Sessel setzen; Georgette und Hebe waren verabschiedet worden; Florine war bis jetzt die alleinige Aufseherin des Pavillons geblieben.

Als die Mayeur sich gesetzt, sagte Florine theilnehmend zu ihr:

— Wollen Sie nicht etwas trinken, Mademoiselle? ein wenig warmes Zuckerwasser mit Orangeblüthen?

— Ich danke Ihnen, Mademoiselle, — sagte die Mayeur gerührt, denn der geringste Beweis von Wohlwollen gegen sie erfüllte sie mit Dankbarkeit, und sie sah mit einer angenehmen Ueberraschung, daß ihre armseligen Kleider kein Gegenstand des Widerwillens oder der Geringschätzung für Florinen waren.

— Ich bedarf nur ein wenig Ruhe, denn ich komme weit her, — begann sie wieder, — und wenn Sie erlauben ...

— Ruhen Sie aus, so lange als Sie wollen, Mademoiselle ... seit meine Gebieterin ihn verlassen, bin ich allein in diesem Pavillon. — Hier erröthete Florine und seufzte. — Geniren Sie sich demnach in nichts ... nähern Sie sich dem Feuer ... ich bitte Sie; kommen Sie hierher, Sie werden sich da besser befinden ... Mein Gott, was Ihre Füße naß sind! ... setzen Sie dieselben ... auf diese Fußbank.

Der so herzliche Empfang Florinens, ihr schönes Gesicht, das Angenehme ihrer Manieren, welche nicht diejenigen einer gewöhnlichen Kammerjungfer waren, überraschten die Mayeur, die trotz ihrer niedrigen Stellung mehr als irgend Jemand für alles das, was anmuthig, zart und ausgezeichnet war, Gefühl hatte; demnach auch fühlte die gewöhnlich so besorgt empfind-

liche, so argwöhnisch schüchterne junge Nähterin, durch Florinens Freundlichkeit fortgerissen, beinahe Vertrauen zu ihr.

— Wie gütig Sie sind, Mademoiselle ... — sagte sie mit einem innigen Tone zu ihr, — ich bin ganz beschämt über Ihre Güte.

— Ich versichere Ihnen, Mademoiselle, ich wünschte, ich könnte mehr für Sie thun, als Ihnen den Platz an diesem Feuer anzubieten ... Sie haben eine so sanfte, so interessante Miene! ...

— Ach! Mademoiselle, wie wohl thut es, sich an einem so guten Feuer zu wärmen! — sagte die Mayeux treuherzig und fast unwillkürlich. — Dann bange, so groß war ihr Zartgefühl, daß man sie für fähig halten möchte, durch Verlängerung ihres Besuches die ihr angebotene Gastfreundschaft zu mißbrauchen, fügte sie hinzu:

— Hören Sie, Mademoiselle, weshalb ich wieder herkomme! ... Neulich bin ich sehr besorgt gekommen, und Sie haben mir mitgetheilt, daß ein junger Schmied-Geselle, Agricol Beaudoin, in diesem Pavillon verhaftet worden wäre ...

— Leider! ja, Mademoiselle, und das in dem Augenblicke, wo meine Gebieterin sich damit beschäftigte, ihm zu Hülfe zu kommen ...

— Herr Agricol ... ich bin seine Adoptiv-Schwester, — erwiederte die Mayeux, leicht erröthend, — hat mir gestern Abend aus seinem Gefängnisse geschrieben ... er bat mich, seinem Vater zu sagen, sich so bald als

möglich hierher zu begeben, um Fräulein von Cardoville zu benachrichtigen, daß er, Agricol, diesem Fräulein . . . oder der Person, welche man ihm senden würde, Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hätte . . . daß er sie aber keinem Briefe anzuvertrauen wage, da er nicht wisse, ob der Briefwechsel der Gefangenen nicht von dem Director des Gefängnisses gelesen würde.

— Wie? meiner Gebieterin will Herr Agricol eine wichtige Mittheilung machen? — sagte Florine ganz erstaunt.

— Ja, Mademoiselle, denn in diesem Augenblicke kennt Agricol das abscheuliche Unglück noch nicht, welches Fräulein von Cardoville betroffen hat.

— Ach, leider hat sich dieser Anfall von Geisteszerrüttung auf eine so plötzliche Weise erklärt, — sagte Florine, die Augen niederschlagend, — daß nichts ihn hätte voraussehen lassen können.

— Dem muß so sein, — erwiederte die Mayeux, — denn als Herr Agricol Fräulein von Cardoville zum ersten Mal gesehen hat . . . ist er über ihre Anmuth, über ihr Zartgefühl und über ihre Güte überrascht gewesen.

— Wie alle diejenigen, welche sich meiner Gebieterin nahen . . . — sagte Florine betrübt.

— Als ich heute Morgen, — begann die Mayeux wieder, — auf Veranlassung Agricols zu dessen Vater gekommen bin, war derselbe schon ausgegangen, denn er

hat große Besorgnisse; aber der Brief meines Adoptiv-Bruders hat mir so dringend und von einem so großen Interesse für Fräulein von Cardoville geschienen, welche sich so großmüthig gegen ihn gezeigt hat . . . daß ich gekommen bin.

— Unglücklicher Weise ist das Fräulein, wie Sie wissen, nicht mehr hier.

— Aber befindet sich nicht irgend Jemand von ihrer Familie hier, den ich, wo nicht sprechen, doch zum Mindesten durch Sie, Mademoiselle, wissen lassen könnte, daß Agricol Sachen von der größten Wichtigkeit für dieses Fräulein zu sagen wünschte?

— Das ist seltsam . . . — begann Florine nachdenkend und ohne der Mayeux zu antworten; dann sich nach ihr umwendend, sagte sie: — Und der Gegenstand dieser Mittheilungen ist Ihnen gänzlich unbekannt?

— Gänzlich, Mademoiselle; aber ich kenne Agricol! er ist die Ehre und die Rechtschaffenheit selbst; er hat einen sehr richtigen, sehr geraden Verstand; man kann dem glauben, was er behauptet . . . Welches Interesse könnte er außerdem haben, um . . .

— Mein Gott! — rief, von einem plötzlichen Lichtstrahle getroffen, mit einem Male Florine aus, indem sie die Mayeux unterbrach, — ich erinnere mich dessen jetzt: als er in dem Verstecke verhaftet worden ist, in welches ihn das Fräulein hatte führen lassen, befand ich mich zufälliger Weise anwesend und Herr Agricol sagte rasch und leise zu mir: — Benachrichtigen Sie Ihre edel-

müthige Gebieterin, daß ihre Güte für mich ihre Belohnung haben würde, und daß mein Aufenthalt in diesem Verstecke vielleicht nicht nutzlos gewesen sein wird ... — Das ist Alles, was er mir hat sagen können, denn man hat ihn auf der Stelle fortgeführt; ich gestehe, daß ich in diesen Worten nur den Ausdruck seiner Dankbarkeit und die Hoffnung, dieselbe dem Fräulein eines Tages zu beweisen, gesehen hatte ... wenn ich sie aber mit diesen Worten des Briefes, welchen er Ihnen geschrieben hat, zusammenstelle ... — sagte Florine nachdenkend ...

— In der That, — erwiederte die Mayeux, — es besteht zuverlässig irgend eine Beziehung mit seinem Aufenthalte in diesem Verstecke und den wichtigen Dingen, welche er Ihrer Gebieterin oder irgend Jemandem von ihrer Familie mitzutheilen verlangt hat.

— Dieser Versteck war seit sehr langer Zeit weder bewohnt, noch besucht gewesen, — sagte Florine mit einer nachdenkenden Miene; — vielleicht hat Herr Agricol darin irgend etwas gefunden oder gesehen, welches meine Gebieterin interessiren muß.

— Wenn Agricols Brief mir nicht so dringend geschienen hätte, — begann die Mayeux wieder, — so würde ich nicht gekommen sein, und er würde sich bei seinem Austritte aus dem Gefängnisse, welcher sich jetzt, Dank der Großmuth eines seiner alten Kameraden, nicht lange verzögern kann, selbst hierher begeben haben; ... da ich aber nicht weiß, ob man ihn selbst ge-

gen Caution noch heute frei lassen wird . . . so habe ich vor Allem seinen Auftrag ausführen wollen; die großmüthige Güte, welche Ihre Gebieterin ihm bezeigt hatte, machte mir außerdem noch eine Pflicht daraus.

Wie alle Personen, deren gute Instincte noch zuweilen wieder erwachen, empfand Florine eine Art von Trost, Gutes zu thun, wenn sie es ungestraft thun konnte, das heißt, ohne sich dem unbarmherzigen Grolle derer auszusetzen, von denen sie abhing.

Durch die Mayeux fand sie die Gelegenheit, ihrer Gebieterin wahrscheinlich einen großen Dienst zu erweisen; da sie den Haß der Prinzessin von Saint-Dizier gegen ihre Nichte hinlänglich kannte, um von der Gefahr überzeugt zu sein, die darin läge, wenn Agricols Entdeckung gerade wegen ihrer Wichtigkeit Jemand anders, als Fräulein von Cardoville selbst, mitgetheilt würde, so sagte Florine, durchdrungen von diesem Gefühl, in einem ernsten Tone zu der Mayeux:

— Hören Sie, Mademoiselle . . . ich will Ihnen einen Rath geben, der, wie ich glaube, meiner armen Gebieterin nützlich sein würde; aber dieser Schritt von meiner Seite könnte mir sehr verderbenbringend werden, wenn Sie keine Rücksicht auf meine Anempfehlungen nähmen.

— Wie das, Mademoiselle? — sagte die Mayeux, indem sie Florinen mit einem großen Erstaunen anblickte.

— In dem Interesse meiner Gebieterin . . . darf

Herr Agricol Niemandem ... als ihr selbst ... die wichtigen Dinge anvertrauen ... die er ihr mitzutheilen wünscht.

— Da er aber Fräulein Adrienne nicht sehen kann, warum soll er sich da nicht an ihre Familie wenden?

— Weil er vor Allem der Familie meiner Gebieterin Alles, was er weiß, verschweigen muß ... Fräulein Adrienne kann genesen ... dann wird Herr Agricol mit ihr reden; außerdem, und sollte sie niemals genesen, sagen Sie Ihrem Adoptivbruder, daß es weit besser sei, sein Geheimniß zu bewahren, als durch Mittheilung es den Feinden meiner Gebieterin dienen zu sehen ... was, glauben Sie mir, unfehlbar geschehen würde.

— Ich verstehe Sie, Mademoiselle, — sagte die Mayeux betrübt. — Die Familie Ihrer großmüthigen Gebieterin liebt sie nicht und verfolgt sie vielleicht?

— Ich kann Ihnen über diesen Gegenstand nichts weiter sagen; jetzt, in dem was mich angeht, so beschwöre ich Sie, von Herrn Agricol zu erlangen, daß er mit Niemandem auf der Welt von dem Schritte spricht, den Sie in dieser Beziehung bei mir versucht, und von dem Rathe, den ich Ihnen gegeben habe; das Glück ... nein, nicht das Glück, — begann Florine mit einer gewissen Bitterkeit wieder, als ob sie schon lange auf Glück verzichtet hätte, — nein, nicht das Glück, aber die Ruhe meines Lebens hängt von Ihrer Verschwiegenheit ab.

— Oh, sein Sie unbesorgt, — sagte die Mayeux

eben so gerührt als erstaunt über den schmerzlichen Ausdruck von Florinens Zügen, — ich werde nicht undankbar sein! Niemand auf der Welt, ausgenommen Agricol, wird erfahren, daß ich Sie gesehen habe.

— Ich danke Ihnen ... oh! ich danke Ihnen, Mademoiselle, — sagte Florine erschüttert.

— Sie mir danken? — sagte die Mayeux, verwundert, große Thränen aus Florinens Augen rollen zu sehen.

— Ja ... ich verdanke Ihnen einen Moment reinen Glückes ohne Mischung, denn ich werde meiner theuren Gebieterin vielleicht einen Dienst erwiesen haben, ohne Gefahr zu laufen, den Kummer zu vermehren, der mich bereits drückt ...

— Sie, unglücklich? ...

— Das verwundert Sie? Dennoch glauben Sie mir, welches auch Ihr Loos sein möge, ich würde es gegen das meinige vertauschen, — rief Florine fast unwillkürlich aus.

— Ach! Mademoiselle, — sagte die Mayeux, — Sie scheinen ein zu gutes Herz zu haben, als daß ich Sie einen solchen Wunsch besonders heute fassen lassen möchte ...

— Was wollen Sie damit sagen? ...

— Ach! ich hoffe recht aufrichtig für Sie, Mademoiselle, — erwiederte die Mayeux voll Bitterkeit, — daß Sie niemals erfahren mögen, wie schrecklich es

ist, sich der Arbeit beraubt zu sehen, wenn dieselbe unsern einzigen Lebensunterhalt ausmacht.

— Sind Sie in diese Lage versetzt? mein Gott! — rief Florine aus, indem sie die Mayeux mit Bangigkeit anblickte.

Die junge Nähterin senkte den Kopf und antwortete nichts; ihr außerordentlicher Stolz warf sich diese Mittheilung beinahe vor, die einer Klage glich und die ihr bei dem Gedanken an das Gräßliche ihrer Lage entschlüpft war.

— Wenn dem so ist, — erwiederte Florine, — so bedaure ich Sie von dem Grunde meines Herzens ... und dennoch weiß ich nicht, ob mein Unglück nicht noch weit größer als das Ihrige ist.

Dann, nach einem Augenblicke der Ueberlegung, rief Florine plötzlich aus:

— Aber da fällt mir ein ... wenn es Ihnen an Arbeit fehlt ... wenn Ihre Mittel zu Ende sind ... so könnte ich, wie ich hoffe, Ihnen Arbeit verschaffen...

— Wäre es möglich, Mademoiselle! — rief die Mayeux aus, — ich hätte niemals gewagt, einen solchen Dienst von Ihnen zu verlangen ... der mich indessen retten würde; ... aber jetzt gebietet Ihr edelmüthiges Anerbieten fast mein Vertrauen ... ich muß Ihnen demnach auch gestehen, daß man mir gerade heute Morgen eine sehr bescheidene Arbeit, da sie mir nur vier Franken wöchentlich eintrug, genommen hat ...

— Vier Franken wöchentlich! — rief Florine aus, indem sie kaum an das glauben konnte, was sie hörte.

— Das ist ohne Zweifel sehr wenig, — begann die Mayeux wieder, — aber das genügte mir ... Unglücklicher Weise hat die Person, welche mich beschäftigt, Gelegenheit gefunden, diese Arbeit für einen noch geringeren Preis anfertigen zu lassen ...

— Vier Franken wöchentlich! — wiederholte Florine tief gerührt über so viel Elend und so viel Ergebung, — nun denn! ich werde Sie Personen empfehlen, die Ihnen einen Verdienst von mindestens zwei Franken täglich versichern werden ...

— Ich könnte zwei Franken täglich verdienen? ... ist es möglich? ...

— Ja, gewiß; ... nur müßten Sie außer dem Hause arbeiten ... es sei denn, daß Sie vorzögen, in Dienste zu treten ...

— In meiner Lage, — sagte die Mayeux mit einer stolzen Schüchternheit, — hat man, ich weiß es, kein Recht, auf seine Empfindlichkeit zu achten; indessen würde ich die Arbeit im Tagelohn, und sollte ich auch weniger verdienen, der Arbeit außer dem Hause die Erlaubniß zu Hause zu arbeiten vorziehen.

— Die Bedingung, außer dem Hause zu arbeiten, ist unglücklicher Weise unerläßlich, — sagte Florine.

— Dann muß ich auf diese Hoffnung verzichten, — antwortete die Mayeux schüchtern ... — Nicht etwa,

daß ich mich weigerte, außer dem Hause zu arbeiten; vor Allem muß man leben ... aber ... man verlangt von den Nähterinnen eine, wo nicht elegante, doch zum Mindesten anständige Kleidung ... und ich gestehe Ihnen ohne Scham, weil ich eine rechtschaffene Arme bin ... daß ich nicht besser gekleidet sein kann, als ich es bin.

— Wenn es nur darauf ankommt ... — sagte Florine rasch, — man wird Ihnen die Mittel geben, sich auf eine anständige Weise zu kleiden.

Die Mayeux blickte Florinen mit einer zunehmenden Verwunderung an. Diese Anerbietungen überstiegen so sehr das, was sie hoffen konnte, und das, was die Nähterinnen im Allgemeinen verdienten, daß die Mayeux kaum daran zu glauben vermochte.

— Aber ... — erwiederte sie zögernd, — aus welchem Grunde würde man so freigebig gegen mich sein, Mademoiselle? auf welche Weise könnte ich denn einen so hohen Lohn verdienen?

Florine erbebte.

Eine Regung des Herzens und natürlicher Güte, das Verlangen, der Mayeux nützlich zu sein, deren Sanftmuth und Ergebung sie lebhaft interessirten, hatten sie zu einem unüberlegten Antrage fortgerissen; sie wußte, um welchen Preis die Mayeux die Vortheile, welche sie ihr vorschlug, erlangen könnte, und jetzt erst frug sie sich, ob die junge Nähterin jemals einwilligen würde, eine solche Stellung anzunehmen.

Unglücklicher Weise war Florine zu weit gegangen; doch konnte sie sich nicht entschließen es zu wagen, der Mayeux Alles zu sagen. Sie beschloß demnach, die Zukunft den Bedenklichkeiten der jungen Nähterin zu überlassen; dann endlich, da diejenigen, welche gefehlt haben, in der Regel wenig geneigt sind, an die Unfehlbarkeit Anderer zu glauben, so sagte sich Florine, daß die Mayeux in der verzweifelten Lage, in welcher sie sich befände, vielleicht weniger Bedenklichkeiten haben würde, als sie bei ihr voraussetzte.

Sie begann demnach wieder:

— Ich begreife, Mademoiselle, daß Anerbietungen, die so sehr dasjenige übersteigen, was Sie gewöhnlich verdienen, Sie in Erstaunen setzen; aber ich muß Ihnen sagen, daß es sich um eine fromme Stiftung handelt, welche bestimmt ist, weiblichen Personen, welche es verdienen, und in Noth sind, Arbeit oder Anstellung zu verschaffen . . . Diese Anstalt, welche das Sanct-Marien-Stift heißt, übernimmt es, sowohl Dienstboten, als Nähterinnen auf Tagelohn unterzubringen . . . Nun aber ist die Stiftung durch so mildthätige Personen geleitet, daß sie selbst eine Art von Ausstattung liefern, wenn die Nähterinnen, welche sie unter ihren Schutz nehmen, nicht hinlänglich anständig gekleidet sind, um die Verrichtungen, zu denen man sie bestimmt, zu erfüllen.

Diese sehr annehmbare Erklärung der glänzenden Anerbietungen Florinens mußten der Mayeux ge-

nügen, da es sich am Ende um ein Werk der Wohlthätigkeit handelte.

— Auf diese Weise begreife ich den hohen Lohn, von dem Sie mir reden, Mademoiselle, — erwiederte die Mayeux, — nur habe ich keine Empfehlung, um den Schutz der mildthätigen Personen zu genießen, welche diese Anstalt leiten.

— Sie leiden, Sie sind arbeitsam und ehrbar, das sind genügende Rechte; ... nur muß ich Sie benachrichtigen, daß man Sie fragen wird, ob sie Ihre religiösen Pflichten pünktlich erfüllen.

— Niemand, Mademoiselle, liebt und preiset Gott mehr als ich, — sagte die Mayeux mit einer sanften Festigkeit, — aber die Ausübung gewisser Pflichten sind eine Sache der Ueberzeugung, und ich würde vorziehen, auf den Schutz, von dem Sie mir reden, zu verzichten, wenn er mir in dieser Beziehung irgend eine Forderung stellen sollte ...

— Nicht im Mindesten. Nur, da es, wie ich Ihnen gesagt, sehr fromme Personen sind, welche diese Stiftung leiten, so müssen Sie sich nicht über ihre Fragen in dieser Beziehung verwundern ... Und dann am Ende ... versuchen Sie es; was wagen Sie dabei? wenn die Vorschläge, welche man Ihnen macht, Ihnen anstehen, so nehmen Sie dieselben an; wenn Sie im Gegentheile Ihrer Gewissensfreiheit anstößig sind, so schlagen Sie dieselben aus ... Ihre Lage wird dadurch nicht verschlimmert sein.

Auf diesen Schluß hatte die Mayeux nichts zu antworten; dadurch, daß er ihr vollkommene Freiheit ließ, mußte er jedes Mißtrauen von ihr entfernen; sie erwiederte demnach:

— Ich nehme Ihr Anerbieten an, Mademoiselle, und ich danke Ihnen von Herzens Grunde dafür; aber wer wird mich vorstellen?

— Ich . . . morgen früh, wenn Sie wollen.

— Aber die Erkundigungen, welche man über mich einzuziehen wünschen möchte, vielleicht? . . .

— Die ehrwürdige Mutter Sancta Perpetuitas, die Superiorin des Sanct-Marien-Klosters, wo die Stiftung errichtet ist, wird Sie zu würdigen wissen, ich bin überzeugt davon, ohne daß es ihr nöthig ist, Erkundigungen einzuziehen; wo nicht, so wird sie es Ihnen sagen, und es wird Ihnen leicht sein, sie zufrieden zu stellen. Demnach also sind wir einverstanden . . . auf morgen.

— Werde ich Sie hier abholen, Mademoiselle?

— Nein, wie ich Ihnen gesagt, darf man nicht wissen, daß Sie im Namen des Herrn Agricol gekommen sind, und ein neuer Besuch könnte hier bekannt werden und Verdacht erregen . . . Ich werde Sie in meinem Wagen abholen . . . Wo wohnen Sie?

— Straße **Brise-Miche**, No. 3 . . . Da Sie sich diese Mühe nehmen, Mademoiselle, so brauchen Sie nur den Färber, der als Portier dient, zu bitten, mich zu rufen . . . die Mayeux zu rufen.

— Die Mayeux? — sagte Florine erstaunt.

— Ja, Mademoiselle, — antwortete die Nähterin mit einem traurigen Lächeln, — es ist ein Spottname, den Jedermann mir giebt ... und sehen Sie, — fügte die Mayeux, eine Thräne nicht unterdrücken könnend, hinzu, — auch wegen meiner lächerlichen Gebrechlichkeit, auf welche dieser Spottname anspielt, fürchte ich, zu Fremden in Tagelohn zu gehen ... es giebt so viele Leute, welche uns verspotten ... ohne zu wissen, wie sehr sie uns verletzen! ... Aber, — begann die Mayeux, eine Thräne abtrocknend, wieder, — ich habe keine Wahl, ich werde mich darein ergeben ...

Schmerzlich bewegt, ergriff Florine die Mayeux bei der Hand, und sagte zu ihr:

— Beruhigen Sie sich; es giebt so rührendes Unglück, daß es Mitgefühl und keinen Spott einflößt; ich kann also nicht unter Ihrem wahren Namen nach Ihnen fragen?

— Ich heiße Magdalene Soliveau; aber, ich wiederhole Ihnen, Mademoiselle, fragen Sie nach der Mayeux, denn man kennt mich fast nur unter diesem Namen.

— Ich werde also morgen Mittag in der Straße **Brise-Miche** sein.

— Ach! Mademoiselle, wie werde ich jemals für Ihre Güte erkenntlich sein können?

— Sprechen Sie mir nicht davon, mein ganzer Wunsch ist, daß meine Vermittelung Ihnen nützlich sein möchte ... was Sie allein beurtheilen werden; was

Herr'n Agricol anbelangt, so antworten Sie ihm nicht; warten Sie ab, bis er aus dem Gefängnisse gekommen, und sagen Sie ihm dann, ich wiederhole es Ihnen, daß seine Entdeckungen bis zu dem Augenblicke geheim bleiben müßten, wo er meine arme Gebieterin würde sprechen können ...

— Und wo ist dieses liebe Fräulein jetzt?

— Ich weiß es nicht ... Ich weiß nicht, wohin man sie gebracht, als ihr Anfall sich erklärt hat. Auf Morgen also erwarten Sie mich.

— Auf Morgen, — sagte die Mayeux.

Der Leser hat nicht vergessen, daß in dem Sanct-Marien-Kloster, nach welchem Florine die Mayeux führen sollte, die Töchter des Generals Simon eingesperrt waren, und daß dieses an die Heilanstalt des Doctors Baleinier stieß, in welcher sich jetzt Adrienne von Cardoville befand.

## VI.

### Die Mutter Santa Perpetuitas.

Das Sanct-Marien-Kloster, wohin die Töchter des Marschalls Simon geführt worden waren, war ein altes und großes Hotel, dessen großer Garten auf den Boulevard des Hospitals ging, einem der (besonders zu jener Zeit) einsamsten Orte von Paris.

Die Auftritte, welche folgen werden, ereigneten sich am zwölften Februar, am Vorabende des verhängnißvollen Tages, an welchem sich die Glieder der Familie Rennepont, die letzten Nachkommen der Schwester des Ewigen Juden, in der Straße Saint-François versammelt finden sollten.

Das Sanct-Marien-Kloster war mit einer vollkommenen Regelmäßigkeit verwaltet. Ein oberer, aus einflußreichen Geistlichen bestehender Rath, unter dem Vorsitze des Pater d'Aigrigny und Frauen von der größten Frömmigkeit, an deren Spitze sich die Prinzessin von Saint-Dizier befand, versammelte sich häufig, um die Mittel zur Erweiterung und zur Sicherung des geheimen und mächtigen Einflusses dieser einflußreichen

Anstalt zu berathen, welche eine außerordentliche Ausdehnung annahm.

Sehr geschickte, tief durchdachte Berechnungen hatten die Gründung des Sanct-Marien-Stifts geleitet, welches in Folge zahlloser Schenkungen sehr reiche Grundstücke und andere Güter besaß, deren Zahl sich täglich vermehrte.

Die Klostergemeinde war nur der Vorwand; aber, Dank der zahlreichen, durch die Vermittelung gewisser überspannter Mitglieder der ultramontanischen Parthei in der Provinz angeknüpfter Einverständnisse, zog man in dieses Haus eine ziemlich große Anzahl von Waisen mit reicher Ausstattung, welche in diesem Kloster eine gründliche, strenge und religiöse Erziehung erhalten sollten, welche, sagte man, einer leichtfertigen Erziehung, wie sie dieselbe in den im Rufe stehenden, aber von der Verderbtheit des Jahrhunderts angesteckten Pensionaten erhalten haben würden, weit vorzuziehen sei. Den Wittwen und allein dastehenden, aber auch reichen Frauen bot das Sanct-Marien-Stift gleichfalls eine gegen die Gefahren und die Versuchungen der Welt gesicherte Zufluchtsstätte, denn in dieser friedlichen Zurückgezogenheit genoß man eine wundervolle Ruhe, sorgte man auf eine süße Weise für sein Seelenheil, und war von der zärtlichsten und liebevollsten Pflege umgeben.

Das war nicht Alles: Die Mutter Sancta Perpetuitas, die Superiorin des Klosters, übernahm es auch, im Namen der Stiftung den wahren Frommen, welche

das Innere ihrer Häuser vor der Verderbtheit des Jahrhunderts bewahren wollten, entweder Gesellschaftsdamen für allein dastehende oder bejahrte Frauen, oder Dienstboten für Haushaltungen, oder endlich Nähterinnen auf Tagelohn zu verschaffen, Alles Personen, für deren fromme Moralität die Stiftung Bürgschaft leistete.

Nichts würde des Interesses, der Theilnahme und der Aufmunterung würdiger scheinen, als eine solche Anstalt, aber sogleich wird sich das umfassende und gefährliche Netz von Ränken aller Art entschleiern, welches dieser mildthätige und heilige Schein verbarg.

Die Superiorin des Klosters, Mutter Sancta Perpetuitas, war eine große Frau von ungefähr vierzig Jahren, in ein härenes Gewand von brauner Farbe gekleidet, trug sie einen langen Rosenkranz an ihrem Gürtel, eine Art von weißer Haube mit Backenstücken und einem schwarzen Schleier versehn, faßte ihr mageres und bleiches Gesicht ein, eine große Anzahl von tiefen und querlaufenden Runzeln durchfurchte ihre Stirn von der Farbe gelb gewordenen Elfenbeines; ihr scharfkantiges Nasenbein bog sich ein wenig, wie der Schnabel eines Raubvogels; ihr schwarzes Auge war scharfsinnig und durchbohrend; ihre Züge waren zugleich schlau, kalt und fest.

In Bezug auf das Verstehen und die Leitung der materiellen Interessen der Gemeinde hätte die Mutter Sancta Perpetuitas dem pfiffigsten und listigsten Advokaten etwas zu rathen aufgeben können. Wenn die

Frauen von dem besessen sind, was man Geschäftsgeist nennt, und sie darauf ihre Schlauheit im Erforschen, ihre unermüdliche Beharrlichkeit, ihre kluge Verstellung, kurz diesen Scharfsinn, diese Ausdauer, diesen richtigen und schnellen Blick, der ihnen angeboren ist, verwenden, so gelangen sie zu wundervollen Resultaten.

Für die Mutter Sancta Perpetuitas, eine Frau von einem gründlichen und gediegenen Verstande, war das umfassende Rechnungswesen der Gemeinde nur ein Spiel; Niemand verstand es besser, in Verruf gekommene Grundstücke anzukaufen, sie wieder in Werth zu bringen und sie wieder mit Vortheil zu verkaufen; auch mit dem Cours der Rente, der Wechsel, dem laufenden Werth der Actien der verschiedenen Unternehmungen war sie sehr vertraut; niemals hatte sie ihren Unterhändlern eine falsche Speculation aufgetragen, wenn es sich darum handelte, Gelder anzulegen, mit denen fromme Seelen das Sanct-Marien-Stift täglich beschenkten. Sie hatte in dem Hause eine außergewöhnliche Ordnung, Disciplin und besonders Sparsamkeit eingeführt; ihr beständiges Ziel war, nicht sich, sondern die Gemeinde, welche sie leitete, zu bereichern; denn der Geist der Association, wenn er in einem Geiste zusammenscharrender Selbstsucht geleitet wird, verleihet den Körperschaften die Mängel und die Laster der einzelnen Person.

So wird eine Congregation die Gewalt und das

Geld lieben, wie ein Ehrgeiziger die Gewalt um der Gewalt willen liebt, wie der Habsüchtige das Geld des Geldes wegen liebt ... Aber besonders in Bezug auf Grundstücke handeln die Congregationen wie ein einzelner Mensch. Der Grundbesitz ist ihr Traum, ihre fixe Idee, ihre fruchttragende Monomanie; sie verfolgen ihn mit ihren aufrichtigsten, ihren zärtlichsten, ihren heißesten Wünschen ...

Der erste Grundbesitz ist für eine arme, entstehende kleine Gemeinde dasjenige, was für Neuverehelichte ihr Hochzeitsgeschenk, für einen Jüngling sein erstes Reitpferd, für einen Dichter sein erster errungener Beifall, für eine Lorette ihr erster Cachemir-Shawl ist; weil am Ende in diesem materiellen Jahrhundert ein Grundbesitz einer Gemeinde einen Rang und eine Stellung an dieser Art von religiöser Börse verleihet, und einen um so besseren Begriff von ihrem Einflusse auf die Einfältigen giebt, weil alle diese Verbindungen des Heiles in Commandite, welche nach und nach unermeßliche Güter erwerben, sich immer bescheidentlich mit der Armuth, als gesellschaftliche Mitgift, und der Liebe des Nächsten, als Bürgschaft und Aussicht, gründen.

Man kann sich demnach auch keinen Begriff von der beißenden und eifrigen Rivalität machen, welche zwischen den verschiedenen Männer- und Frauen-Congregationen in Bezug auf Grundbesitz herrscht, den jeder offen aufzählen kann, und mit welchem unaussprechlichen Wohlgefallen eine reiche Congregation durch das Inven-

tarium ihrer Häuser, ihrer Güter und ihrer baaren Kapitalien eine minder reiche Congregation demüthigt.

Neid, gehässige Eifersucht, welche durch den klösterlichen Müßiggang noch mehr aufgestachelt wird, entstehen nothwendiger Weise aus solchen Vergleichen; und dennoch ist nichts weniger christlich, in der verehrungswürdigen Bedeutung dieses göttlichen Wortes, ist nichts weniger dem wahrhaft evangelischen Geiste, einem so wesentlich, so religiös communisten Geiste, gemäß, als diese widrige, als diese unersättliche Begierde, durch alle möglichen Mittel zu erwerben und an sich zu ziehen, eine gefährliche Begierde, die weit davon entfernt ist, in den Augen der öffentlichen Meinung durch einige magere Almosen entschuldigt zu werden, bei welchen ein unbarmherziger Geist der Ausschließung und der Unduldsamkeit vorwaltet.

Mutter Sancta Perpetuitas saß vor einem großen Cylinder-Pulte, das in Mitte eines sehr einfachen, aber sehr bequem möblirten Arbeitszimmers stand; ein vortreffliches Feuer leuchtete in einem Marmor-Kamine; ein weicher Teppich bedeckte den Fußboden.

Die Superiorin, der man täglich alle, sowohl an die Schwestern, als an die Kostgängerinnen gerichteten Briefe übergab, hatte so eben, ihrem Rechte gemäß, die Briefe der Schwestern erbrochen, und auf eine sehr geschickte Weise die Briefe der Kostgängerinnen nach dem Rechte entsiegelt, welches sie sich ohne ihr Wissen, aber, wohl verstanden, immer in dem Interesse des Heiles

dieser lieben Töchter beilegte, und auch ein wenig, um mit ihrem Briefwechsel bekannt zu bleiben, denn die Superiorin legte sich auch die Pflicht auf, Kenntniß von allen den von dem Kloster aus geschriebenen Briefen zu nehmen, bevor sie dieselben auf die Post geben ließ.

Die Spuren dieser frommen und unschuldigen Inquisition verschwanden sehr leicht, da die heilige und gute Mutter ein ganzes Zeughaus von allerliebsten kleinen Stahlwerkzeugen besaß; die einen, sehr zugespitzten, dienten dazu, um auf eine unmerkliche Weise das Papier um das Siegel herum aufzuschneiden, wenn dann der Brief geöffnet, gelesen und wieder in seinen Umschlag gesteckt war, so nahm man ein anderes niedliches gerundetes Werkzeug, erwärmte es leicht, und fuhr damit auf den Rändern von dem Siegellack des Petschaftes herum, das, indem es schmolz und sich ein wenig ausdehnte, den ursprünglichen Einschnitt wieder bedeckte; endlich befand sich, aus einem löblichen Gefühle für Gerechtigkeit und Gleichheit, in dem Arsenale der guten Mutter sogar eine kleine Dampfmaschine, die nicht sinnreicher sein konnte, deren feuchtem und auflösendem Dampf man die bescheidener und demüthiger Weise mit Oblate gesiegelten Briefe aussetzte; so angefeuchtet, gaben sie der geringsten Bemühung und ohne den geringsten Riß zu verursachen, nach.

Je nach der Wichtigkeit der Plauderhaftigkeit, welche sie auf diese Weise die Schreiber der Briefe begehen ließ, machte sich die Superiorin mehr oder minde-

lange Notizen. Sie wurde in dieser interessanten Nachforschung durch zwei leise an die verriegelte Thür gethane Schläge unterbrochen.

Mutter Sancta Perpetuitas ließ sogleich den weiten Cylinder ihres Schreibpultes über ihr Arsenal herab, und stand mit einer ernsten und feierlichen Miene auf, um zu öffnen.

Eine Laienschwester kam ihr zu melden, daß die Frau Prinzessin von Saint-Dizier in dem Salon warte, und daß, kurze Zeit nach der Prinzessin angelangt, Mademoiselle Florine in Begleitung eines verwachsenen und schlecht gekleideten jungen Mädchens an der Thür des kleinen Vorplatzes wartete.

— Führen Sie zuerst die Frau Prinzessin ein, — sagte die Mutter Sancta Perpetuitas.

Und mit einer liebenswürdigen Zuvorkommenheit schob sie einen Sessel an das Feuer.

Frau von Saint-Dizier trat ein.

Obgleich ohne gefallsüchtige und jugendliche Ansprüche, war die Prinzessin doch mit Geschmack und Eleganz gekleidet: sie trug einen schwarzen Sammethut von der besten Putzmacherin, einen großen blauen Cachemir-Shawl, und ein schwarzes Atlas-Kleid, mit dem Pelzwerke ihrer Muffe ähnlichem Marder besetzt.

— Welcher glückliche Zufall schenkt mir heute wieder die Ehre Ihres Besuches, meine liebe Tochter? ... — sagte die Superiorin auf eine freundliche Weise zu ihr.

— Eine sehr wichtige Anempfehlung, meine liebe

Mutter, denn ich habe grosse Eile, man erwartet mich bei Seiner Eminenz, und ich kann unglücklicher Weise Ihnen nur einige Minuten widmen; es handelt sich nochmals um diese beiden Waisen, deretwegen wir uns gestern lange unterhalten haben.

— Sie sind, nach Ihrem Wunsche, fortwährend getrennt ... und diese Trennung hat ihnen einen so merklichen Stoß versetzt ... daß ich heute Morgen genöthigt gewesen bin ... nach dem Herrn Doctor Baleinier ... in seine Heilanstalt ... zu schicken ... Er hat Fieber, verbunden mit einer großen Niedergeschlagenheit, gefunden, und, wie seltsam, durchaus dieselben Krankheits-Symptome bei der einen, wie bei der anderen der beiden Schwestern ... Ich habe die beiden unglücklichen Geschöpfe von Neuem befragt ... ich bin bestürzt ... entsetzt geblieben; ... sie sind Götzendiener ...

— Demnach war es auch sehr dringend nothwendig, sie Ihnen anzuvertrauen ... Aber hören Sie den Grund meines Besuches, meine liebe Mutter: Man hat so eben die unvermuthete Rückkehr des Soldaten erfahren, welcher diese jungen Mädchen nach Frankreich gebracht hat, und den man für einige Tage abwesend glaubte; er befindet sich also in Paris, trotz seines Alters ist er ein kühner, unternehmender Mann, von einer seltenen Energie; wenn er entdeckte, daß diese jungen Mädchen sich hier befinden ... was übrigens glücklicher Weise fast unmöglich ist, so wäre er in seiner Wuth, sie vor seinem gottlosen Einflusse geschützt zu

sehen, zu Allem fähig ... Verdoppeln Sie demnach von heute an, meine liebe Mutter, die Aufsicht; — daß Niemand sich nächtlicher Weise hier einschleichen kann... Dieses Quartier ist so einsam! ...

— Sein Sie unbesorgt, meine liebe Tochter ... wir sind hinlänglich bewacht: unser Pförtner und unser Gärtner machen jede Nacht wohl bewaffnet eine Runde nach der Seite des Boulevard des Hospitals; die Mauern sind hoch und mit eisernen Stacheln an den leichter zugänglichen Orten besetzt; ... aber ich danke Ihnen immerhin dafür, meine liebe Tochter, daß Sie mich gewarnt haben; man wird die Vorsichtsmaßregeln verdoppeln.

— Sie müßten sie besonders heute Nacht verdoppeln, meine liebe Mutter!

— Und weshalb?

— Weil, wenn dieser Teufel von Soldat die unerhörte Frechheit hätte, etwas zu unternehmen ... er es heute Nacht unternehmen würde ...

— Und woher wissen Sie das, meine liebe Tochter?

— Unsere Erkundigungen geben uns diese Gewißheit, — antwortete die Prinzessin mit einer leichten Verlegenheit, welche der Superiorin nicht entging, aber sie war zu schlau und zu verschlossen, um zu verrathen, daß sie es bemerke; nur argwöhnte sie, daß man ihr Mehreres verheimlichte.

— Man wird also heute Nacht die Aufsicht verdoppeln, — antwortete die Mutter Sancta Perpetui-

tas . . . . — Aber da ich das Vergnügen habe Sie zu sehen, meine liebe Tochter, so will ich es benutzen, um Ihnen einige Worte über die in Rede stehende Heirath zu sagen.

— Sprechen wir davon, meine liebe Mutter, — sagte die Prinzessin hastig, — denn das ist sehr wichtig; der junge Baron von Brisville ist ein Mann voll inbrünstiger Gottesfurcht in diesen Zeiten revolutionairer Gottlosigkeit, er prakticirt offen, und er kann uns die größten Dienste erweisen, man hört in der Kammer ziemlich auf ihn; es fehlt ihm nicht an einer gewissen angreifenden und herausfordernden Beredtsamkeit und ich kenne Niemanden, der seinen Meinungen eine keckere Wendung, seinem Glauben eine anmaßendere Haltung giebt; seine Berechnung ist richtig, denn diese ungezwungene und nachlässige Art und Weise von heiligen Dingen zu reden, reizt und erweckt die Neugierde der Gleichgiltigen. Glücklicher Weise sind die Verhältnisse so, daß er ohne die geringste Gefahr unseren Feinden eine kühne Heftigkeit zeigen kann, was natürlicher Weise seinen Eifer als sich bewerbender Märtyrer erhöht; mit einem Worte, er ist der Unsrige, und wir sind ihm dagegen diese Heirath schuldig; sie muß demnach geschehen; Sie wissen außerdem, liebe Mutter, daß er sich vorgenommen hat, der Sanct-Marien-Stiftung eine Schenkung von hunderttausend Franken an dem Tage zu machen, an welchem er im Besitze des Vermögens des Fräuleins Baudricourt sein würde.

— Ich habe niemals an den vortrefflichen Absichten des Herrn von Brisville im Bezug auf eine Stiftung gezweifelt, welche die Theilnahme aller frommen Personen verdient, — antwortete die Superiorin auf eine bescheidene Weise; — aber ich glaubte nicht so viel Schwierigkeiten von Seiten dieser jungen Person zu begegnen.

— Wie denn?

— Dieses junge Mädchen, das ich bis hierhin für die Unterwürfigkeit, die Nichtigkeit, kurz mit einem Worte für den Blödsinn selbst gehalten hatte, ... verlangt ... anstatt wie ich dachte, über diesen Heirathsantrag entzückt zu sein ... Bedenkzeit.

— Das ist zum Erbarmen.

— Sie leistet mir einen unthätigen Widerstand; ich mag ihr noch so sehr auf eine strenge Weise sagen, daß, da sie ohne Verwandte, ohne Freunde, und durchaus meiner Sorgfalt anvertraut sei, sie mit meinen Augen sehen, mit meinen Ohren hören müsse, und daß, wenn ich ihr versicherte, daß diese Verbindung in allen Beziehungen für sie passe, sie ohne die geringste Einrede oder Ueberlegung ihre Zustimmung dazu geben müsse ...

— Gewiß ... man kann auf keine vernünftigere Weise reden.

— Antwortet sie mir, daß sie Herrn von Brisville sehen und seinen Charakter kennen lernen wollte, bevor sie sich verpflichte ...

— Das ist abgeschmackt ... da Sie ihr für seine Moralität bürgen, und Sie diese Heirath passend finden.

— Uebrigens habe ich heute Morgen dem Fräulein Baudricourt bemerklich gemacht, daß ich bis jetzt gegen sie nur Mittel der Güte und der Ueberredung angewandt hätte, daß ich aber, wenn sie mich dazu zwänge, wider meinen Willen und in ihrem eigenen Interesse genöthigt sein würde ... mit Strenge zu verfahren, um ihre Halsstarrigkeit zu überwinden, sie von ihren Freundinnen zu trennen, sie in eine Zelle, in die strengste Abgeschlossenheit zu setzen ... bis daß sie sich am Ende entschlösse, glücklich zu sein ... und einen ehrenwerthen Mann zu heirathen.

— Und diese Drohungen? meine gute Mutter.

— Werden, wie ich hoffe, einen guten Erfolg haben ... sie hatte nach ihrer Provinz einen Briefwechsel mit einer früheren Pensions-Freundin ... Ich habe diesen Briefwechsel, welcher mir gefährlich schien, unterschlagen; sie steht also jetzt blos unter meinem Einflusse ... und ich hoffe, daß wir unser Ziel erreichen; aber Sie sehen, meine liebe Tochter, daß man niemals ohne Mühe, ohne Widerwärtigkeiten dazu gelangt, Gutes zu thun.

— Ich bin demnach auch überzeugt, daß Herr von Brisville nicht bei seinem ersten Versprechen stehen bleiben wird, und ich verbürge mich für ihn, daß wenn er Fräulein Baudricourt heirathet ...

— Sie wissen, meine liebe Tochter, — sagte die

Superiorin, indem sie die Prinzessin unterbrach, — daß, wenn es sich um mich handelte, ich es ausschlagen würde; aber der Stiftung geben, heißt Gott geben, und ich kann Herrn von Brisville nicht abhalten, die Summe seiner guten Werke zu erhöhen; und dann begegnet uns immer etwas Trauriges . . .

— Warum handelt es sich denn, meine gute Mutter?

— Das Kloster Sacré-Coeur überbietet uns und macht uns ein Grundstück streitig, das ganz für uns paßt . . . Wahrlich, es giebt unersättliche Leute; ich habe mich übrigens sehr unverholen darüber gegen die Superiorin erklärt.

— Sie hat es mir in der That gesagt, sie hat die Schuld auf die Zahlmeisterin geschoben, — antwortete Frau von Saint-Dizier.

— Ah! . . . Sie sehen sie also, meine liebe Tochter? — fragte die Superiorin, die ziemlich lebhaft überrascht schien.

— Ich habe sie bei dem gnädigen Herrn angetroffen, — antwortete Frau von Saint-Dizier mit einem leichten Zögern, welches die Mutter Sancta Perpetuitas nicht zu bemerken schien.

Sie erwiederte:

— Ich weiß in Wahrheit nicht, weshalb unsere Anstalt auf eine so gewaltige Weise die Eifersucht des Sacré-Coeur erregt; es giebt kein unangenehmes Gerücht, das dieses nicht über die Sanct-Marien-Stif-

tung verbreitet hat; aber gewisse Personen fühlen sich immer durch das Glück des Nächsten verletzt.

— Lassen Sie doch, meine liebe Mutter, — sagte die Prinzessin in einem versöhnenden Tone, wir müssen hoffen, daß die Schenkung des Herrn von Brisville uns in Stand setzen wird, das Mehrgebot des Sacré-Coeur zu decken; diese Heirath wird also einen doppelten Vortheil haben, meine liebe Mutter . . . denn sie wird ein großes Vermögen in die Hände eines uns angehörenden Mannes legen, der es verwenden wird, wie es sich gehört . . . mit ungefähr hunderttausend Franken Renten wird sich die Wichtigkeit der Stellung unseres eifrigen Vertheidigers verdreifachen. Wir werden endlich ein, unserer Sache würdiges Organ haben, und wir werden nicht mehr genöthigt sein, uns durch Leute, wie dieser Herr Dumoulin, vertheidigen zu lassen.

— Es liegt indessen viel Feuer und viel Wissen in seinen Schriften. Nach meiner Meinung ist es der Styl des heiligen Bernhard im Zorn gegen die Gottlosigkeit des Jahrhunderts . . .

— Ach! meine liebe Mutter, wenn Sie wüßten, welcher seltsame heilige Bernhard dieser Herr Dumoulin ist! . . . aber ich will Ihren Ohren nicht wehe thun . . . Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß solche Vertheidiger die heiligsten Sachen compromittiren können . . . Leben Sie wohl, meine liebe Mutter . . . auf Wiedersehen . . . und vor Allem verdoppeln Sie die

Vorsichtsmaßregeln heute Nacht ... Die Rückkehr dieses Soldaten ist so beunruhigend! ...

— Sein Sie unbesorgt, meine liebe Tochter ... Ah! ich vergaß ... Mademoiselle Florine hat mich gebeten, Sie um eine Gunst zu bitten, nämlich: in Ihren Dienst zu treten ... Sie kennen die Treue, welche sie Ihnen bei der Beaufsichtigung Ihrer unglücklichen Nichte bewiesen hat... ich glaube, daß, wenn Sie dieselbe auf diese Weise belohnen, Sie sie gänzlich an sich fesseln werden ... und ich würde Ihnen sehr dankbar für sie sein.

— Sobald Sie sich nur im Entferntesten für Florinen interessiren, meine liebe Mutter ... so ist es eine abgemachte Sache, ich werde sie zu mir nehmen ... Und jetzt fällt mir ein, sie könnte mir nützlicher sein, als ich anfangs dachte.

— Tausend Dank für Ihre Gefälligkeit, meine liebe Tochter; auf baldiges Wiedersehen, wie ich hoffe ... Wir haben übermorgen um zwei Uhr eine lange Berathung mit Sr. Eminenz und dem gnädigen Herrn, vergessen Sie es nicht ...

— Nein, meine liebe Mutter, ich werde pünktlich sein ... Aber verdoppeln Sie aus Furcht vor einem großen Aergerniß die Vorsichtsmaßregeln heute Nacht.

Nachdem sie ehrerbietig die Hand der Superiorin geküßt, verließ die Prinzessin das Kabinet durch die große Thür, welche durch einen Salon auf die Haupttreppe führte.

Einige Minuten nachher trat Florine durch eine Seitenthür in das Kabinet der Superiorin.

Die Superiorin saß; Florine schritt mit einer furchtsamen Demuth auf sie zu.

— Sie sind der Frau Prinzessin von Saint-Dizier nicht begegnet? — fragte sie die Mutter Sancta Perpetuitas.

— Nein, meine Mutter, ich wartete auf dem Vorplatze, dessen Fenster auf den Garten gehen.

— Die Prinzessin nimmt Sie von heute an in Ihre Dienste, — sagte die Superiorin.

Florine machte eine Bewegung kummervoller Ueberraschung, und sagte:

— Mich! ... meine Mutter ... aber ...

— Ich habe sie in Ihrem Namen darum gebeten ... Sie werden es annehmen ... — antwortete die Superiorin auf eine gebieterische Weise.

— Indessen ... meine Mutter ... hatte ich Sie gebeten, nicht ...

— Ich sage Ihnen, Sie werden es annehmen! — sagte die Superiorin mit einem so festen, so bestimmten Tone, daß Florine die Augen niederschlug und mit leiser Stimme sagte:

— Ich nehme es an ...

— Im Namen des Herrn Rodin ... gebe ich Ihnen diesen Auftrag.

— Ich ahnete es ... meine Mutter, — antwortete Florine auf eine betrübte Weise, — und unter welchen

Bedingungen ... soll ich ... bei der Prinzessin eintreten?

— Unter denselben Bedingungen, als bei ihrer Nichte.

Florine erbebte und sagte: — Demnach also werde ich häufige geheime Berichte über die Prinzessin abstatten müssen?

— Sie werden beobachten, Sie werden sich erinnern und Sie werden Rechenschaft ablegen ...

— Ja, meine Mutter ...

— Sie werden Ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Besuche richten, welche die Prinzessin von jetzt an von der Superiorin des Sacré-Coeur empfangen könnte; Sie werden sie vermerken und sie zu belauschen trachten ... Es handelt sich darum, die Prinzessin vor bösem Einflusse zu bewahren.

— Ich werde gehorchen, meine Mutter.

— Sie werden ferner zu erfahren trachten, weshalb zwei junge Waisen hierher gebracht wurden, und von Madame Grivois, der vertrauten Kammerfrau der Prinzessin, mit der größten Strenge anempfohlen sind.

— Ja, meine Mutter.

— Was Sie nicht abhalten wird, Ihrem Gedächtnisse die Dinge einzuprägen, die Ihnen bemerkenswerth scheinen möchten. Morgen werde ich Ihnen außerdem besondere Vorschriften über einen anderen Gegenstand geben.

— Es genügt, meine Mutter.

— Wenn Sie sich übrigens auf eine befriedigende

Weise benehmen, wenn Sie getreulich die Vorschriften ausführen, von denen ich Ihnen rede, so werden Sie den Dienst der Prinzessin verlassen, um Haushälterin bei einer Neuverheiratheten zu werden: das wird für Sie eine vortreffliche und dauernde Stellung sein . . . immer unter denselben Bedingungen. Demnach ist es also wohlverstanden, daß Sie in den Dienst der Frau von Saint-Dizier treten, nachdem Sie mich darum gebeten haben.

— Ja, meine Mutter ... ich werde mich dessen erinnern.

— Wer ist das junge verwachsene Mädchen, das Sie begleitet?

— Ein armes Geschöpf ohne irgend einen Lebensunterhalt, sehr verständig, von einer Erziehung über ihren Stand; sie ist Nähterin in Weißzeug; die Arbeit fehlt ihr. sie ist auf das Aeußerste gebracht. Als ich sie heute Morgen abgeholt, habe ich Erkundigungen über sie eingezogen: sie lauten vortrefflich.

— Sie ist häßlich und verwachsen?

— Ihr Gesicht ist interessant; aber sie ist verwachsen.

Die Superiorin schien zufrieden, daß diese Person, von welcher man ihr sprach, sanft, von einem verunstalteten Aeußeren wäre, und sie fügte nach einem Augenblicke der Ueberlegung hinzu:

— Und sie scheint verständig?

— Sehr verständig.

— Und sie ist durchaus ohne Mittel?

— Ohne irgend einen Lebensunterhalt ...

— Ist sie fromm?

— Sie praktizirt nicht.

— Gleichviel, — sagte sich die Superiorin in ihrem Geiste, — wenn sie sehr verständig ist, so genügt das. — Dann begann sie wieder laut:

— Wissen Sie, ob sie eine geschickte Nähterin ist?

— Ich glaube es, meine Mutter.

Die Superiorin stand auf, ging an einen Aktenschrank, nahm aus demselben ein Register, schien darin eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit zu suchen, dann sagte sie, indem sie das Register wieder weglegte:

— Lassen Sie dieses junge Mädchen eintreten ... und warten Sie in der Wäschkammer.

— Verwachsen ... gescheidt ... eine geschickte Nähterin, — sagte die Superiorin überlegend, — sie würde keinen Argwohn einflößen ... wir müssen sehen.

Nach Verlauf eines Augenblickes kehrte Florine mit der Mayeux zurück, welche sie zu der Superiorin einführte, worauf sie sich bescheidentlich entfernte.

Die junge Nähterin war bewegt, zitternd und höchst verwirrt, denn sie vermochte so zu sagen nicht an die Entdeckung zu glauben, welche sie während Florinens Abwesenheit gemacht hatte.

Die Mayeux blieb nicht ohne ein unbestimmtes Entsetzen mit der Superiorin des Sanct-Marien-Klosters allein.

---

## VII.

### Die Versuchung.

Folgendes war die Ursache der großen Aufregung der Mayeux gewesen.

Als sie sich zu der Superiorin begab, hatte Florine die junge Nähterin in einem mit Bänken besetzten Gange gelassen, der eine Art von Vorzimmer auf dem ersten Stockwerke bildete. Da sie sich allein befand, so war die Mayeux unwillkürlich an ein Fenster getreten, das auf den Klostergarten führte, welcher von dieser Seite durch eine halb niedergerissene Mauer begränzt war, die an einem ihrer Enden mit einem Breterverschlag endigte, dessen Oeffnungen dem Auge die Durchsicht ließen. Diese, auf eine im Bau befindliche Kapelle auslaufende Mauer diente gemeinschaftlich dem Garten eines benachbarten Hauses.

Die Mayeux hatte plötzlich ein junges Mädchen an einem der Fenster im Erdgeschoße dieses Hauses erscheinen sehen, einem vergitterten Fenster, außerdem ausgezeichnet durch eine Art von Wetterdach in Form eines Zeltes, das über demselben angebracht war. Die Augen auf eines der Klostergebäude geheftet, machte dieses

junge Mädchen zugleich ermuthigende und liebevolle Zeichen mit der Hand.

Da sie von dem Fenster aus, wo sie stand, nicht sehen konnte, an wen diese Zeichen des Einverständnisses gerichtet waren, so bewunderte die Mayeux die seltene Schönheit dieses jungen Mädchens, den Glanz ihrer Haut, das leuchtende Schwarz ihrer großen Augen, und das sanfte und wohlwollende Lächeln, welches über ihre Lippen lief. Man antwortete ohne Zweifel auf ihre zugleich liebreiche und ausdrucksvolle Pantomime, denn, mit einer Bewegung voller Anmuth ihre linke Hand auf ihr Herz legend, machte sie mit ihrer rechten Hand eine Geberde, welche zu sagen schien, daß ihr Herz nach diesem Orte eile, den sie nicht mit den Augen verließ.

Ein bleicher, durch die Wolken dringender Sonnenstrahl spiegelte sich in diesem Augenblicke auf den Haaren dieses jungen Mädchens, deren weißes, jetzt fast an die Eisenstangen ihres Fensters geheftetes Gesicht, so zu sagen, plötzlich durch den blendenden Wiederschein ihres prachtvollen Haares von glänzender Goldfarbe erleuchtet schien.

Bei dem Anblicke dieses bezaubernden, in lange Locken wundervoller Haare von einem goldigen Roth eingefaßten Gesichts erbebte die Mayeux ... unwillkürlich stieg sogleich der Gedanke an Fräulein von Cardoville in ihrem Geiste auf, und sie überredete sich (sie täuschte sich nicht), daß sie Agricols Beschützerin vor Augen hätte.

Als sie dort, in dem widrigen Irrenhause, dieses

junge, so wundervoll schöne Mädchen wieder fand, bei der Erinnerung an die zarte Güte, mit welcher sie einige Tage zuvor in ihrem kleinen vor Luxus blendenden Palaste Agricol aufgenommen hatte, fühlte die Mayeux ihr Herz brechen. Sie hielt Adriennen für geisteskrank ... und dennoch, indem sie dieselbe noch aufmerksamer betrachtete, schien es ihr, daß der Verstand und die Anmuth immer noch dieses liebenswürdige Gesicht beseelten.

Plötzlich machte Fräulein von Cardoville eine ausdrucksvolle Geberde, legte ihren Finger auf ihren Mund, sandte zwei Küsse in der Richtung ihrer Blicke, und verschwand plötzlich.

Indem sie an die so wichtigen Mittheilungen dachte, welche Agricol dem Fräulein von Cardoville zu machen hätte, bedauerte die Mayeux um so bitterer, daß sie kein Mittel, keine Möglichkeit habe, um bis zu ihr zu gelangen; denn es schien ihr, daß, wenn dieses junge Mädchen geisteskrank wäre, sie sich zum Mindesten jetzt in einem hellen Augenblicke befände.

Die junge Nähterin war in diese Betrachtungen voller Besorgnisse versenkt, als sie Florinen, begleitet von einer Nonne des Klosters, zurückkommen sah. Die Mayeux mußte demnach über ihre so eben gemachte Entdeckung schweigen, und befand sich bald der Superiorin gegenüber.

Nach einer flüchtigen und scharfen Prüfung der Züge der jungen Nähterin, fand die Superiorin ihre Miene so schüchtern, so sanft, so rechtschaffen, daß sie den Aus-

künften Florinens gänzliches Vertrauen schenken zu können glaubte.

— Meine liebe Tochter, — sagte die Mutter Sancta Perpetuitas mit einer liebevollen Stimme, — Florine hat mir gesagt, in welcher grausamen Lage Sie sich befinden ... Es ist also wahr ... es fehlt Ihnen gänzlich an Arbeit?

— Leider! ja, Madame.

— Nennen Sie mich Ihre Mutter ... meine liebe Tochter; dieser Name ist weit süßer ... und er ist die Vorschrift dieses Hauses ... Ich habe nicht nöthig Sie zu fragen, welches Ihre Grundsätze sind?

— Ich habe immer auf eine rechtschaffene Weise von meiner Arbeit gelebt ... meine Mutter, — antwortete die Mayeux mit einer zugleich würdigen und bescheidenen Einfachheit.

— Ich glaube Ihnen, meine liebe Tochter, und ich habe gute Gründe, Ihnen zu glauben ... Sie müssen dem Herrn danken, Sie vor gar manchen Versuchungen bewahrt zu haben; aber sagen Sie mir, sind Sie geschickt in Ihrem Stande?

— Ich thue mein Möglichstes, meine Mutter; man ist immer mit meiner Arbeit zufrieden gewesen ... Wenn Sie übrigens wünschen, mich auf die Probe zu stellen, so werden Sie danach urtheilen.

— Ihre Versicherung genügt mir, meine liebe Tochter ... Nicht wahr, Sie ziehen vor, auf Tagelohn zu arbeiten?

— Mademoiselle Florine hat mir gesagt, daß ich nicht darauf hoffen könnte, Arbeit zu Hause zu haben.

— Für den Augenblick, nein, meine Tochter; wenn sich späterhin die Gelegenheit dazu bieten sollte ... so werde ich daran denken ... Was die Gegenwart betrifft, so hören Sie, was ich Ihnen anzubieten vermag: eine alte, sehr achtungswerthe Dame hat mich um eine Nähterin auf Tagelohn bitten lassen; von mir empfohlen, werden Sie ihr zusagen; die Stiftung wird es übernehmen, Sie auf eine anständige Weise zu kleiden, diese Auslage wird man allmälig von Ihrem Lohne abziehen, denn Sie werden mit uns abzurechnen haben; ... dieser Lohn besteht in zwei Franken für den Tag; ... scheint er Ihnen genügend?

— Ach! meine Mutter ... er übertrifft bei weitem das, was ich hoffen konnte.

— Sie werden außerdem nur von neun Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends beschäftigt sein ... es werden Ihnen also noch einige Stunden übrig bleiben, über welche Sie verfügen können. Sie sehen also, diese Stellung ist ziemlich angenehm, nicht wahr?

— Oh! sehr angenehm, meine Mutter ...

— Ich muß Ihnen vor Allem sagen, bei wem die Stiftung die Absicht hat, Sie anzustellen ... es ist bei einer Wittwe, Namens Frau von Brémont, eine Person voller gründlicher Frömmigkeit; ... wie ich hoffe, werden Sie in ihrem Hause nur vortreffliche

Beispiele haben; . . . wenn dem nicht so sein sollte, so werden Sie kommen, mich davon zu benachrichtigen.

— Wie das, meine Mutter? — sagte die Mayeux überrascht.

— Hören Sie mich wohl an, meine liebe Tochter, — sagte Mutter Sancta Perpetuitas in einem immer liebevolleren Tone, — das Sanct-Marien-Stift hat einen frommen und doppelten Zweck ... Sie begreifen, nicht wahr, daß, wenn es unsere Pflicht ist, den Herrschaften alle mögliche Bürgschaft über die Moralität der Personen zu leisten, welche wir in dem Innern ihrer Familie anstellen, wir auch den Personen, welche wir anstellen, alle mögliche Bürgschaft über die Moralität der Herrschaften bieten müssen, an welche wir sie empfehlen?

— Nichts ist gerechter und von einer weisen Vorsorge zeugend, meine Mutter.

— Nicht wahr, meine liebe Tochter? denn eben so, wie eine Magd von schlechtem Lebenswandel eine traurige Verwirrung in einer achtbaren Familie anstiften kann ... eben so kann ein Herr oder eine Gebieterin von schlechten Sitten einen gefährlichen Einfluß auf die Personen ausüben, welche sie bedienen, oder welche in ihrem Hause arbeiten ... Nun aber ist unsere Stiftung gegründet worden, um den Herrschaften und den tugendhaften Dienern eine gegenseitige Bürgschaft zu bieten ...

— Ach! Madame ... — sagte die Mayeux auf

eine treuherzige Weise, — diejenigen, welche diesen Gedanken gehabt haben, verdienen die Segenswünsche Aller . . .

— Und die Segenswünsche fehlen ihnen nicht, meine liebe Tochter, weil die Stiftung ihre Versprechungen hält. Wenn demnach . . . . eine Theilnahme verdienende Nähterin . . . wie Sie zum Beispiel . . . bei, nach unserer Meinung, tadellosen Personen untergebracht ist, entweder an ihrer Herrschaft, oder selbst anderen Personen, welche diese gewöhnlich besuchen, irgend eine Unregelmäßigkeit der Sitten oder irgend eine irreligiöse Neigung bemerkt, welche ihre Züchtigkeit verletzt, oder ihren religiösen Grundsätzen anstößig ist, so kommt sie sogleich, um uns eine ausführliche Mittheilung von dem zu machen, was sie hat beunruhigen können . . . Nichts ist gerechter . . . nicht wahr?

— Ja, meine Mutter . . . — antwortete die Mayeux, welche diese Vorsorge seltsam zu finden begann, auf eine schüchterne Weise.

— Dann, — begann die Superiorin wieder, — wenn der Fall uns nicht wichtig scheint, so fordern wir unsere Empfohlene auf, noch aufmerksamer zu beobachten, um sich gewiß zu überzeugen, daß sie Ursache hatte, sich zu beunruhigen . . . Sie macht uns neue Mittheilungen, und wenn diese unsere ersten Besorgnisse bestätigen, so nehmen wir, getreu unserer frommen Vormundschaft, auf der Stelle unsere Empfohlene aus die-

sem wenig anständigen Hause . . . Uebrigens, da die größte Anzahl unter ihnen, trotz ihrer Unschuld und ihrer Tugendhaftigkeit, nicht hinlänglich erleuchtet sind, um dasjenige zu unterscheiden, was ihrer Seele nachtheilig sein könnte, so ziehen wir es in ihrem Interesse vor, daß sie uns alle acht Tage, entweder mündlich oder schriftlich, wie es eine Tochter ihrer Mutter mittheilen würde, alles dasjenige mittheilen, was während der Woche in den Häusern vorgefallen ist, in welchen sie angestellt sind; dann urtheilen wir für sie, indem wir sie entweder in ihnen lassen, oder sie aus denselben wegnehmen. Wir haben bereits ungefähr hundert Personen, Gesellschafterinnen, Ladenjungfern, Mägde oder Nähterinnen im Tagelohn in einer großen Anzahl von Familien unter diesen Bedingungen angestellt, und in dem Interesse aller wünschen wir uns täglich über diese Verfahrungsweise Glück . . . Sie verstehen mich, nicht wahr, meine liebe Tochter?

— Ja . . . ja . . . meine Mutter . . . — sagte die Mayeux immer verlegener; sie besaß zu viel Geradheit und Scharfblick, um nicht zu finden, daß diese Art von gegenseitiger Versicherung über die Moralität der Herrschaften und der Dienenden einer Art geheimen Spionirens gliche, einer Ausspähung des Familienlebens, welches in großartigem Maßstabe eingerichtet, und durch die Schützlinge des Stifts beinahe ohne ihr Wissen ausgeführt wurde; denn es war in der That schwierig, auf eine geschicktere Weise vor ihren Augen diese Gewohn-

heit des Angebens zu maskiren, zu der man sie abrichtete, ohne daß sie es ahneten.

— Wenn ich in diese langen Einzelheiten eingegangen bin, meine liebe Tochter, — begann die Mutter Sancta Perpetuitas wieder, indem sie das Schweigen der Mayeux für eine Einwilligung hielt, — so geschah es, damit Sie sich nicht für verbunden halten möchten, wider Ihren Willen in einem Hause bleiben zu müssen, in welchem Sie, ich wiederhole es Ihnen, gegen unsere Erwartung nicht fortwährend heilige und fromme Beispiele finden möchten . . . So ist das Haus der Frau von Brémont, für welches ich Sie bestimme, ein ganz Gott angehörendes Haus . . . Nur hat man mir gesagt, und ich mag es nicht glauben, daß die Tochter der Frau von Brémont, Frau von Noisy, welche seit kurzer Zeit bei ihr wohnt, einen nicht ganz vollkommen exemplarischen Lebenswandel führt, daß sie ihre religiösen Verpflichtungen nicht pünktlich erfüllt, und daß sie in Abwesenheit ihres Gatten, der in diesem Augenblicke in Amerika ist, die unglücklicher Weise zu häufigen Besuche eines Herrn Hardy, eines reichen Fabrikanten, empfängt.

Bei dem Namen von Agricols Herrn konnte die Mayeux eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken, und sie erröthete leicht.

Die Superiorin hielt natürlicher Weise dieses Erröthen und diese Bewegung für einen Beweis der verschämten Empfindlichkeit der jungen Nähterin, und fügte hinzu:

— Ich habe Ihnen Alles sagen müssen, meine liebe Tochter, damit Sie auf Ihrer Hut sein können. Ich habe Ihnen sogar Gerüchte mittheilen müssen, welche ich für gänzlich falsch halte; denn die Tochter der Frau von Brémont hat beständig zu gute Beispiele vor Augen gehabt, um sie jemals zu vergessen ... Außerdem, wenn Sie vom Morgen bis zum Abend in dem Hause sind, so ist Niemand mehr als Sie im Stande, zu erkennen, ob die Gerüchte, von denen ich zu Ihnen rede, falsch oder begründet sind; wenn sie unglücklicher Weise nach Ihrer Meinung wahr sein sollten, dann, meine liebe Tochter, werden Sie kommen, um mir alle die Umstände mitzutheilen, welche Sie zu dieser Ansicht berechtigen, und wenn ich Ihre Meinung theilte, würde ich Sie augenblicklich wieder aus diesem Hause nehmen, weil die Frömmigkeit der Mutter auf keine genügende Weise das traurige Beispiel ausgliche, welches Ihnen der Lebenswandel der Tochter bieten würde ... Denn von dem Augenblicke an, wo Sie zu dem Stift gehören, bin ich verantwortlich für Ihr Seelenheil, und außerdem, da Sie, für den Fall, daß Ihre Empfindlichkeit Sie nöthigen sollte, das Haus der Frau von Brémont zu verlassen, einige Zeitlang ohne Anstellung sein könnten, so wird Ihnen das Stift, wenn es mit Ihrem Eifer und Ihrem Betragen zufrieden ist, täglich einen Franken bis zu dem Augenblicke geben, wo dasselbe Sie wieder anstellen wird ... Sie sehen, meine liebe Tochter, daß Alles bei uns zu verdienen ist ... Es ist

also abgemacht, daß Sie übermorgen bei Frau von Brémont antreten.

Die Mayeux befand sich in einer sehr schwierigen Lage: bald glaubte sie ihren ersten Argwohn bestätigt, und troß ihrer Schüchternheit, empörte sich ihr Stolz bei dem Gedanken, daß deshalb, weil man wußte, daß sie arm wäre, man sie für fähig hielte, sich mittelst eines höheren Lohnes als Spionin zu verkaufen. Bald, indem ihr angeborenes Zartgefühl sich gegen den Glauben sträubte, daß eine bejahrte Frau von der Stellung der Superiorin sich so weit erniedrigen könnte, einen jener Anträge an sie zu richten, welche eben so entehrend für denjenigen sind, der sie annimmt, als für denjenigen, der sie macht, machte sie sich dagegen Vorwürfe über ihre ersten Zweifel, und fragte sich, ob die Superiorin nicht etwa, bevor sie sie verwende, sie bis auf einen gewissen Punkt auf die Probe stellen, und so sehen wollte, ob ihre Rechtschaffenheit sich über ein verhältnißmäßig sehr glänzendes Anerbieten erheben würde.

Die Mayeux besaß eine so natürliche Neigung, an das Gute zu glauben, daß sie bei dieser letzten Ansicht stehen blieb, indem sie sich sagte, daß, wenn sie sich täusche, es am Ende für die Superiorin die am mindesten verletzende Art sei, ihr unwürdiges Anerbieten auszuschlagen.

Mit einer Bewegung, die nichts Hochmüthiges hatte, welche aber die Ueberzeugung aussprach, welche sie von ihrer Würde hatte, blickte die junge Nähterin, indem

sie das Haupt wieder erhob, das sie bis dahin demüthig gesenkt gehalten hatte, der Superiorin fest ins Gesicht, damit diese in ihren Zügen die Aufrichtigkeit ihrer Worte lesen könnte, und sagte zu ihr mit einer leicht gereizten Stimme, indem sie dieses Mal: meine Mutter, zu sagen vergaß:

— Ach! Madame . . . ich kann Ihnen keine Vorwürfe darüber machen, mich eine solche Probe bestehen zu lassen . . . Sie sehen mich sehr elend, und ich habe nichts gethan, wodurch ich Ihr Vertrauen verdienen könnte; aber glauben Sie mir, so arm als ich auch sein mag, so werde ich mich doch niemals so weit erniedrigen, um eine so verächtliche Handlung zu begehen, als diejenige wäre, welche Sie ohne Zweifel mir vorzuschlagen genöthigt sind, um sich durch meine Weigerung zu versichern, ob ich Ihrer Theilnahme würdig bin. Nein, nein, Madame, niemals, und um keinen Preis, werde ich einer Angeberei fähig sein.

Die Mayeux sprach diese letzten Worte mit so viel Feuer aus, daß ihr Gesicht sich leicht röthete.

Die Superiorin hatte zu viel Tact und Erfahrung, um nicht die Aufrichtigkeit der Worte der Mayeux zu erkennen; indem sie sich glücklich schätzte, das junge Mädchen die Sache auf diese Weise auffassen zu sehen, lächelte sie ihr liebevoll zu, und streckte ihr die Arme entgegen, indem sie sagte:

— Schön, schön, meine liebe Tochter . . . umarmen Sie mich . . .

— Meine Mutter . . . ich bin beschämt . . . über so viel Güte.

— Nein, denn Ihre Worte sind voller Rechtschaffenheit . . . nur überzeugen Sie sich wohl, daß ich Sie auf keine Probe habe stellen wollen . . . weil nichts weniger einer Angeberei gleicht, als die Zeichen kindlichen Vertrauens, welches wir von unseren Schützlingen in dem Interesse der Moralität ihrer Stellung selbst von ihnen verlangen; . . . aber gewisse Personen, und ich sehe, Sie gehören zu deren Zahl, meine liebe Tochter, haben hinlänglich feste Grundsätze, einen hinlänglich reifen Verstand, um unsere Aufsicht, unseren Rath entbehren, und durch sich selbst beurtheilen zu können, was ihrem Heile schaden könnte; . . . das ist also eine Verantwortlichkeit, welche ich Ihnen ganz allein überlassen werde, indem ich keine anderen Mittheilungen von Ihnen verlange, als diejenigen, welche Sie mir freiwillig machen zu müssen glauben werden.

— Ach! Madame . . . wie viel Güte! — sagte die arme Mayeux, welche die tausend Mittel, die tausend Umwege des Klostergeistes nicht kannte, und die es schon für gewiß hielt, auf eine ehrenhafte Weise einen billigen Lohn verdienen zu können.

— Das ist keine Güte . . . das ist Gerechtigkeit, — erwiederte die Mutter Sancta Perpetuitas, deren Ton immer liebreicher wurde, — man vermöchte nicht genug Vertrauen und Liebe gegen fromme Töchter, wie Sie, zu haben, welche die Armuth noch geläutert hat, wenn

man so sagen darf, weil sie immer getreulich das Gesetz des Herrn beobachtet haben.

— Meine Mutter ...

— Eine letzte Frage, meine liebe Tochter, wie viele Male nähern Sie sich monatlich dem Tische Gottes?

— Madame, — erwiederte die Mayeur, — ich habe mich ihm seit meiner ersten Abendmahlsfeier nicht wieder genähert, die ich vor acht Jahren begangen ... Ich vermag kaum, wenn ich täglich und den ganzen Tag arbeite, meinen Lebensunterhalt zu verdienen; es bleibt mir demnach keine Zeit übrig, um ...

— Großer Gott! — rief die Superiorin aus, indem sie die Mayeur unterbrach und mit allen Zeichen eines schmerzlichen Erstaunens die Hände faltete, — wäre es wahr ... Sie praktiziren nicht ...

— Ach! Madame ... wie ich Ihnen gesagt, die Zeit fehlt mir, — erwiederte die Mayeur, indem sie die Mutter Sancta Perpetuitas mit einer bestürzten Miene anblickte.

Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte diese auf eine betrübte Weise zu ihr:

— Sie sehen mich untröstlich, meine liebe Tochter ... wie ich Ihnen gesagt: eben so, wie wir unsere Schützlinge nur in gottesfürchtigen Häusern unterbringen, eben so verlangt man von uns gottesfürchtige Personen, welche praktiziren; das ist eine der unerläßlichen Bedingungen der Stiftung ... Zu meinem großen Bedauern ist es mir demnach unmöglich, Sie so zu verwenden, wie

ich hoffte ... Indessen, wenn Sie in der Folge auf eine so große Gleichgiltigkeit in Bezug auf Ihre religiösen Pflichten verzichten sollten ... dann wollen wir sehen.

— Madame, — sagte die Mayeux, das Herz von Thränen geschwellt, denn sie war genöthigt, auf eine freudige Hoffnung zu verzichten, — ich bitte Sie um Verzeihung, Sie so lange ... umsonst ... gestört zu haben.

— Ich, meine liebe Tochter, ich bin es, die sehr bedauert, Sie nicht in das Stift aufnehmen zu können; ... aber ich verliere nicht alle Hoffnung ... besonders weil ich wünsche, eine bereits der Theilnahme würdige Person, eines Tages durch ihre Frömmigkeit die dauerhafte Unterstützung religiöser Personen verdienen zu sehen ... Gott befohlen, meine liebe Tochter, gehen Sie in Frieden, und möge Gott Ihnen barmherzig sein, bis Sie wieder ganz zu ihm zurückgekehrt sind ...

Indem sie dieses sagte, stand die Superiorin auf, und führte die Mayeux, immer mit den freundlichsten und den mütterlichsten Förmlichkeiten, bis an die Thür; dann, in dem Augenblicke, als die Mayeux über die Schwelle trat, sagte sie zu ihr:

— Gehen Sie diesen Gang entlang, steigen Sie einige Stufen hinab, und klopfen Sie an die zweite Thür zur Rechten, das ist die Wäschkammer. Sie werden Florinen in ihr finden; ... sie wird Sie zurückführen ... Gott befohlen, meine liebe Tochter ...

Sobald die Mayeux das Zimmer der Superiorin verlassen, flossen ihre bis dahin unterdrückten Thränen reichlich; indem sie nicht wagte, so verweint vor Florinen und einigen Nonnen zu erscheinen, die ohne Zweifel in der Wäschkammer versammelt waren, so blieb sie einen Augenblick lang an einem der Fenster des Vorplatzes stehen, um ihre in Thränen gebadeten Augen abzutrocknen.

Sie betrachtete unwillkürlich das Fenster des, dem Kloster benachbarten Hauses, an welchem sie Adriennen von Cardoville zu erkennen geglaubt hatte, als sie diese aus einer Thür herauskommen und rasch nach dem Bretterverschlage zuschreiten sah, welcher die beiden Gärten trennte ...

In demselben Augenblicke sah die Mayeux zu ihrer höchsten Bestürzung eine der beiden Schwestern, deren Verschwinden Dagobert untröstlich machte, Rosa Simon, bleich, wankend und niedergeschlagen, sich furchtsam und schüchtern dem Bretterverschlage nähern, welcher sie von Fräulein von Cardoville trennte, als ob die Waise befürchtet hätte, daß man sie bemerken möchte.

## VIII.

## Die Mayeux und Fräulein von Cardoville.

Gerührt, aufmerksam, besorgt, an eines der Klosterfenster geneigt, folgte die Mayeux mit den Augen den Bewegungen des Fräuleins von Cardoville und Rosa Simon, die sie so wenig an diesem Orte vereinigt wiederzufinden erwartet hatte.

Sich gänzlich der Lattenwand nähernd, welche den Klostergarten von dem am Hause des Doktor Baleinier befindlichen trennte, sagte die Waise einige Worte zu Adriennen, deren Züge plötzlich Erstaunen, Empörung und Mitleid ausdrückten.

In diesem Augenblicke eilte eine Nonne herbei, indem sie sich nach allen Seiten umsah, als ob sie voller Angst Jemanden gesucht hätte; dann Rosa erblickend, welche sich schüchtern und furchtsam an die Lattenwand schmiegte, faßte sie dieselbe bei dem Arme, indem sie ihr, dem Anscheine nach, ernste Vorwürfe machte, und trotz einiger heftigen Worte, welche Adrienne an sie zu richten schien, führte sie die Waise rasch fort, die, in Thränen zerfließend, sich zwei bis drei Mal nach Adriennen um-

wandte; diese, nachdem sie ihr nochmals ihre Theilnahme durch ausdrucksvolle Geberden bezeugt, wandte sich rasch um, als ob sie ihre Thränen hätte verbergen wollen.

Der Corridor, auf welchem sich die Mayeux während dieses rührenden Auftrittes befand, war auf dem ersten Stockwerke; die Nähterin hatte den Einfall, nach dem Erdgeschosse hinunter zu gehen, und sich in den Garten zu schleichen, um dieses schöne junge Mädchen mit goldigen Haaren anzureden, sich genau zu überzeugen, daß es wirklich Fräulein von Cardoville wäre, und dann, wenn sie glaubte, daß dieselbe einen lichten Augenblick hätte, ihr zu sagen, daß ihr Agricol Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen hätte, und daß er nicht wüßte, wie er sie davon unterrichten könnte.

Der Tag ging zur Neige, die Sonne wollte bald untergehen, und die Mayeux, in der Furcht, daß Florine müde werden möchte, sie zu erwarten, beeilte sich, zu handeln. Indem sie mit leisen Schritten ging, von Zeit zu Zeit mit Besorgniß horchte, erreichte sie das Ende des Corridors; dort führte eine kleine Treppe von drei bis vier Stufen zu dem Vorplatze der Wäschkammer, von da aus eine enge Wendeltreppe bildend, führte sie in das untere Stockwerk.

Da sie Stimmen hörte, so beeilte sich die Nähterin, hinabzugehen, und befand sich in einem langen Corridor, in dessen Mitte sich eine Glasthür befand, die in einen

Theil des für die Superiorin vorbehaltenen Gartens führte.

Da eine Allee, auf der einen Seite von einer hohen Hagebuchenhecke begränzt, die Mayeux vor den Blicken schützen konnte, so schlüpfte sie hinein, und gelangte bis zu dem Lattenverschlage, welcher an diesem Orte den Klostergarten von dem am Hause des Doktor Baleinier trennte.

Einige Schritte weit von sich erblickte die Nähterin Fräulein von Cardoville, die, ihren Kopf auf ihre Hände gestützt, auf einer Gartenbank saß.

Die Festigkeit von Adriennens Charakter war, als sie sich in jener Nacht in das Narrenhaus des Doktor Baleinier geführt gesehen hatte, einen Augenblick lang durch die Ermüdung, durch die Bestürzung, durch das Entsetzen, durch die Verzweiflung erschüttert worden; endlich war es diesem, indem er mit einer teuflischen Hinterlist den Zustand der Schwäche, der Niedergeschlagenheit benutzte, in welcher sich das junge Mädchen befand, sogar gelungen, sie einen Augenblick lang an sich selbst zweifeln zu lassen.

Aber die Ruhe, welche gezwungener Weise den schmerzlichsten, den heftigsten Gemüthserschütterungen folgt, nicht minder die Ueberlegung, nicht minder die Urtheilskraft eines so geraden und so feinen Verstandes beruhigten Adriennen bald über die Besorgnisse, welche der Doktor Baleinier ihr einen Augenblick lang hatte einflößen können. Sie glaubte nicht einmal mehr an

einen Irrthum des gelehrten Doktors, sie durchschaute hell die Verfahrungsweise dieses Mannes, ein Benehmen voll der abscheulichsten Heuchelei und der seltenen Frechheit, unterstützt durch eine nicht minder seltene Schlauheit; kurz, sie erkannte in Herrn Baleinier zu spät das blinde Werkzeug der Frau von Saint-Dizier.

Von nun an verschloß sie sich in ein Schweigen, in eine Ruhe voller Würde; nicht eine Klage, nicht ein Vorwurf traten über ihre Lippen . . . sie wartete . . . Indessen, obgleich man ihr eine ziemlich große Freiheit in ihren Spaziergängen und ihren Handlungen ließ (ihr in jedem Fall alle Verbindung nach außen entziehend), war die gegenwärtige Lage Adriennens hart, schmerzlich, besonders für sie, welche so sehr eine übereinstimmende und reizende Umgebung liebte. Nichts desto weniger fühlte sie, daß diese Lage nicht lange dauern könnte. Sie kannte zwar nicht die Wirkung und die Aufsicht der Gesetze; aber der bloße gesunde Menschenverstand sagte ihr, daß eine Einsperrung von einigen Tagen, auf eine geschickte Weise auf einen mehr oder minder wahrscheinlichen Anschein von Geisteszerrüttung begründet, am Ende versucht und selbst ungestraft ausgeführt werden könnte, aber unter der Bedingung, sich nicht über gewisse Grenzen zu verlängern, weil nach Allem ein junges Mädchen von ihrer Stellung nicht so plötzlich aus der Welt verschwände, ohne daß man sich nach Verlauf einer gewissen Zeit nach ihr erkundige, und dann ein vorgeblicher Anfall plötz-

lichen Wahnsinnes zu ernstlichen Nachforschungen Veranlassung geben müßte. Richtig oder falsch, hatte diese Ueberzeugung genügt, um Adriennens Charakter seine gewöhnliche Kraft und Energie wiederzugeben.

Und dennoch hatte sie sich zuweilen vergebens um die Ursache dieser Einsperrung befragt; sie kannte Frau von Saint-Dizier zu genau, um sie für fähig zu halten, daß sie ohne einen bestimmten Zweck handele, und daß sie ihr nur eine vorübergehende Qual hätte verursachen wollen . . . In dieser Hinsicht irrte sich Fräulein von Cardoville nicht . . . überzeugt, daß Adrienne unterrichteter sei, als sie es scheinen wollte, wußten der Pater d'Aigrigny und die Prinzessin, wie wichtig es ihr sei, sich am 13. Februar in der Straße **Saint-François** zu befinden, und daß sie entschlossen sei, ihre Rechte geltend zu machen. Indem sie Adriennen als wahnsinnig einsperren ließen, versetzten sie daher der Zukunft derselben einen unheilbringenden Schlag; aber wir müssen sagen, daß diese letzte Vorsichtsmaßregel nutzlos war, denn Adrienne, obgleich auf der Spur des Familiengeheimnisses, welches man ihr hatte verbergen wollen, und von welchem man sie unterrichtet glaubte, hat dasselbe aus Mangel einiger versteckten oder entwendeten Aktenstücke nicht gänzlich ergründen können.

Welches der Beweggrund zu dem abscheulichen Verfahren der Feinde des Fräuleins von Cardoville auch sein mochte, sie war nichts desto weniger empört darüber.

Niemand war weniger zum Haß geneigt, minder rachsüchtig, als dieses großmüthige, junge Mädchen; aber bei dem Gedanken an alles das, was Frau von Saint-Dizier, der Abbé d'Aigrigny und der Doktor Baleinier sie erdulden ließen, nahm sie sich vor, nicht Repressalien, wohl aber eine glänzende Genugthuung durch alle möglichen Mittel zu erlangen zu suchen. Wenn man ihr dieselbe verweigere, so war sie entschlossen, so viele Hinterlist, so viele Heuchelei und Grausamkeit ohne Rast und Ruhe zu bekämpfen, nicht aus Groll wegen ihrer Leiden, sondern um anderen Opfern, welche nicht wie sie kämpfen und sich vertheidigen könnten, dieselben Qualen zu ersparen.

Ohne Zweifel noch unter dem schmerzlichen Eindrucke, welchen ihr ihre kurze Unterredung mit Rosa Simon verursacht hatte, lehnte sich Adrienne schwermüthig auf eine der Lehnen der Gartenbank, auf welcher sie saß, und hielt ihre Augen unter ihrer linken Hand verborgen. Sie hatte ihren Hut neben sich gelegt, und die gebückte Stellung ihres Kopfes ließ auf ihre frischen und glatten Wangen, welche sie beinahe ganz verbargen, die langen Locken ihrer goldigen Haare herabfallen. In dieser geneigten Stellung voller Anmuth und Ungezwungenheit traten die reichen und reizenden Umrisse ihres Wuchses unter ihrem glänzend grünen Moiré-Kleide hervor; ein breiter, mit einer rosa Atlasschleife befestigter Kragen und glatte Manschetten von prachtvollen Spitzen verhinderten, daß die Farbe ihres Kleides zu grell gegen

die blendende Weiße ihres Schwanenhalses und ihrer rafaelischen Hände abstach, welche kaum merklich mit feinen, himmelblauen Adern überzogen waren; auf ihrem sehr hohen und zierlichen Fußblatt kreuzten sich die Bänder eines kleinen, schwarzen Atlasschuhes, denn der Doctor Baleinier hatte ihr erlaubt, sich nach ihrem gewohnten Geschmacke zu kleiden, und, wie wir bemerkt, war die Feinheit und Eleganz für Adriennen keine Gewohnheit der Gefallsucht, sondern eine Pflicht gegen sich selbst, welche so schön zu schaffen Gott gefallen hatte.

Bei dem Anblicke dieses jungen Mädchens, deren Kleidung und reizende Haltung sie ohne einen bittern Vergleich mit den Lumpen, die sie, die arme Nähterin, trug, und ihre Mißgestalt, aufrichtig bewunderte, sagte sich die Mayeux sogleich mit eben so viel gesundem Verstande als Scharfblick, daß es ungewöhnlich wäre, daß eine Geistesverwirrte sich auf eine so durchdachte und so anmuthige Weise kleide; sie näherte sich demnach auch mit eben so viel Erstaunen als Rührung leise dem Lattenverschlage, welcher sie von Adriennen trennte, indem sie nichts desto weniger bedachte, daß diese Unglückliche vielleicht wahrhaft geisteskrank wäre, aber daß sie gerade einen hellen Tag hätte.

Zwar mit schüchterner Stimme, welche aber laut genug war, um gehört zu werden, sagte die Mayeux mit heftigem Herzklopfen, um sich zu überzeugen, daß es wirklich Adrienne sei:

— Fräulein von Cardoville?

— Wer ruft mich? — sagte Adrienne.

Indem sie hierauf rasch den Kopf erhob und die Mayeux erblickte, konnte sie einen leisen Ausruf der Ueberraschung, beinahe des Entsetzens, nicht unterdrücken . . .

In der That, dieses arme, bleiche, verwachsene, elend gekleidete Geschöpf, welches ihr auf diese Weise so plötzlich erschien, mußte dem Fräulein von Cardoville, welches die Anmuth und Schönheit so sehr liebte, eine Art von Widerwillen, Schrecken einflößen . . . Und diese beiden Empfindungen verriethen sich in ihren ausdrucksvollen Zügen.

Die Mayeux wurde den Eindruck, welchen sie veranlaßte, nicht gewahr; . . . regungslos, mit starren Augen, die Hände mit einer Art von Bewunderung, oder vielmehr inniger Verehrung gefaltet, betrachtete sie die blendende Schönheit Adriennens, welche sie nur undeutlich durch das Gitter des Fensters gesehen hatte. Das, was ihr Agricol von dem Zauber seiner Gönnerin gesagt hatte, schien ihr tausendmal hinter der Wirklichkeit zurück zu bleiben; niemals hatte die Mayeux, selbst nicht in ihren geheimen dichterischen Phantasien, von einer so seltenen Vollkommenheit geträumt.

Durch ein seltsames Gegeneinanderstellen versetzte der Anblick des schönen Ideals diese beiden sich so unähnlichen jungen Mädchen, diese beiden äußersten Urbilder der Häßlichkeit und der Schönheit, des Reich-

thumes und des Elendes, in eine Art überirdischen Entzückens.

Nach dieser, so zu sagen unwillkürlichen, Adriennen erwiesenen Huldigung, that die Mayeux einen Schritt nach dem Lattenverschlage zu.

— Was wollen Sie? . . . — rief Fräulein von Cardoville aus, indem sie mit einer Empfindung des Widerwillens aufstand, welche der Mayeux nicht entgehen konnte; demnach auch schüchtern die Augen niederschlagend, sagte sie mit ihrer sanftesten Stimme:

— Verzeihung, Fräulein, daß ich mich Ihnen so vorstelle; aber die Augenblicke sind kostbar, . . . ich komme . . . in Agricols Namen . . .

Indem sie diese Worte aussprach, erhob die junge Nähterin mit Besorgniß die Augen, denn sie fürchtete, daß Fräulein von Cardoville den Namen des Schmieds vergessen haben möchte; aber zu ihrem großen Erstaunen und zu ihrer noch größeren Freude schien Adriennens Schrecken bei dem Namen Agricols abzunehmen.

Sie trat an den Lattenverschlag, und blickte die Mayeux mit einer wohlwollenden Neugierde an.

— Sie kommen im Namen des Herrn Agricol Beaudoin? — sagte sie zu ihr. — Und wer sind Sie?

— Seine Adoptiv-Schwester . . . Fräulein . . . eine arme Nähterin, welche in seinem Hause wohnt . . .

Adrienne schien ihre Erinnerungen zu sammeln, sich gänzlich zu beruhigen, und sagte nach einem Augenblicke des Schweigens, indem sie mit Güte lächelte:

— Sie sind es, welche Herrn Agricol aufgefordert hat, sich wegen seiner Bürgschaft an mich zu wenden, nicht wahr?

— Wie? Fräulein? Sie erinnern sich? . . .

— Ich vergesse niemals, was großmüthig und edel ist; Herr Agricol hat mir mit Rührung Ihre Aufopferung für ihn erzählt; . . . ich erinnere mich dessen . . . nichts ist natürlicher . . . Aber wie befinden Sie sich hier? in diesem Kloster?

— Man hatte mir gesagt, daß man mir hier vielleicht Arbeit verschaffen würde, denn ich befinde mich ohne Arbeit. Unglücklicher Weise habe ich eine abschlägliche Antwort von Seiten der Superiorin erhalten.

— Und woran haben Sie mich erkannt?

— An Ihrer großen Schönheit, Fräulein, . . . von welcher Agricol mir erzählt hatte.

— Haben Sie mich nicht vielmehr . . . daran erkannt? — sagte Adrienne, und sie nahm lächelnd mit ihren rosigen Fingerspitzen das Ende einer der langen und seidenen Locken ihrer goldigen Haare.

— Sie müssen Agricol verzeihen, Fräulein, — sagte die Mayeur mit jenem Halblächeln, welches so selten über ihre Lippen zog, — er ist Dichter, und indem er mir mit einer ehrerbietigen Bewunderung das Bild seiner Gönnerin entwarf . . . hat er keine ihrer seltenen Vollkommenheiten weggelassen.

— Und was hat Sie veranlaßt, mit mir zu sprechen?

— Die Hoffnung, Ihnen vielleicht dienen zu können, Fräulein. Sie haben Agricol mit so viel Güte empfangen, daß ich gewagt habe, Theil an seiner Dankbarkeit gegen Sie zu nehmen.

— Wagen Sie es, wagen Sie es, mein liebes Kind; — sagte Adrienne mit einer unbeschreiblichen Anmuth, — meine Erkenntlichkeit wird sich verdoppeln, . . . obgleich ich bis jetzt Ihrem würdigen Adoptiv-Bruder nur mit dem guten Willen habe nützlich sein können.

Während des Austausches dieser Worte hatten sich Adrienne und die Mayeux eines um das andere mit einem wachsenden Erstaunen angeblickt.

Zuvörderst begriff die Mayeux nicht, daß ein junges Mädchen, welches für wahnsinnig galt, sich so ausdrücke, wie sich Adrienne ausdrückte; dann verwunderte sie sich selbst über die Ungezwungenheit, oder vielmehr die Anmuth des Geistes, mit welcher sie dem Fräulein von Cardoville geantwortet hatte, indem sie nicht wußte, daß diese das köstliche Vorrecht erhabener und wohlwollender Naturen theilte: — nämlich Alles, was sich ihnen mit Theilnahme nähert, werthvoll zu machen.

Fräulein von Cardoville ihrer Seits war zu gleicher Zeit innig bewegt und erstaunt, dieses, wie eine Bettlerin gekleidete, junge Mädchen des Volkes sich in gewählten, vollkommen angemessenen Ausdrücken aussprechen zu hören. In dem Maße, als sie die Mayeux anblickte, verwandelte sich der unangenehme Eindruck, welchen diese sie hatte empfinden lassen, in ein ganz ent-

gegengesetztes Gefühl. Mit diesem, den Frauen angebornen Tacte rascher und umständlicher Beobachtung, bemerkte sie unter der schlechten schwarzen Krepphaube der Mayeux ein schönes, geglättetes und glänzendes, kastanienbraunes Haar. Sie bemerkte ferner, daß ihre weißen, langen und mageren Hände, obgleich sie aus den Aermeln eines zerlumpten Kleides hervortraten, vollkommen sauber waren; ein Beweis, daß zum Mindesten die Sorgfalt, die Reinlichkeit, die Achtung ihrer selbst gegen eine abscheuliche Noth kämpften. Endlich fand Adrienne in der Bläſſe der schwermüthigen Züge der jungen Nähterin, in dem zugleich verständigen, sanften und schüchternen Ausdrucke ihrer blauen Augen einen rührenden und traurigen Reiz, eine bescheidene Würde, welche ihre Mißgestalt vergessen ließ.

Adrienne liebte die körperliche Schönheit leidenschaftlich; aber sie hatte einen zu erhabenen Geist, eine zu edle Seele, ein zu gefühlvolles Herz, um nicht die moralische Schönheit zu würdigen zu wissen, die oft auf einem demüthigen und leidenden Gesichte strahlt. Nur war diese Würdigung ganz neu für Fräulein von Cardoville; bis jetzt hatten sie ihr großes Vermögen, ihre eleganten Gewohnheiten von Personen der Klasse der Mayeux entfernt gehalten.

Nach einem Augenblicke des Schweigens, während dessen sich die schöne Patrizierin und die armselige Nähterin gegenseitig mit einem wachsenden Erstaunen geprüft hatten, sagte Adrienne zu der Mayeux:

— Die Ursache unseres beiderseitigen Erstaunens ist, wie ich glaube, leicht zu errathen; Sie finden ohne Zweifel, daß ich ziemlich vernünftig für eine Wahnsinnige spreche, wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich es wäre. Und ich, — fügte Fräulein von Cardoville mit einem, so zu sagen ehrerbietigen Tone des Mitleidens hinzu, — und ich, ich finde, daß die Feinheit Ihrer Sprache und Ihrer Manieren auf eine so schmerzliche Weise mit der Lage, in welcher Sie zu sein scheinen, im Widerspruche steht, daß meine Verwunderung die Ihrige noch übertreffen muß.

— Ach! Fräulein — rief die Mayeux mit dem Ausdrucke eines so aufrichtigen und innigen Glückes aus, daß ihre Augen sich mit Thränen verschleierten — es ist also wahr? Man hatte mich getäuscht; demnach auch konnte ich so eben ... als ich Sie so schön, so wohlwollend sah, als ich Ihre so liebliche Stimme hörte, da vermochte ich nicht zu glauben, daß Sie ein solches Unglück betroffen hätte ... Aber ach! wie kommt es, Fräulein, daß Sie hier sind?

— Armes Kind, — sagte Adrienne, ganz bewegt von der Theilnahme, welche ihr dieses vortreffliche Wesen bezeugte. — Und woher kommt es, daß Sie mit einem solchen Herzen, daß Sie mit einem so ausgezeichneten Verstande so unglücklich sind? Aber, beruhigen Sie sich, ich werde nicht immer hier sein ... das soll Ihnen sagen, daß Sie und ich bald wieder den Platz einnehmen werden, der uns zukommt ... Glauben Sie mir, ich

werde es niemals vergessen, daß Sie, trotz der schmerzlichen Sorge, in welcher Sie sich, der Arbeit, Ihrer einzigen Nahrungsquelle, beraubt, befinden müssen, daran gedacht haben, zu mir zu kommen ... um zu versuchen, mir nützlich zu sein; ... Sie können mir in der That von großem Nutzen sein, ... was mich unendlich freuet, weil ich Ihnen sehr verschuldet sein werde ... Sie werden demnach auch sehen, wie sehr ich meine Erkenntlichkeit mißbrauchen werde! — sagte Adrienne mit einem liebenswürdigen Lächeln.

— Aber, begann sie wieder, — bevor wir an mich denken, denken wir an Andere, ist Ihr Adoptiv-Bruder nicht im Gefängniß?

— In diesem Augenblicke, Fräulein, ist er ohne Zweifel, Dank der Großmuth eines seiner Kameraden, nicht mehr darin; sein Vater hat gestern eine Bürgschaft anbieten können, und man hat ihm versprochen, daß er heute frei sein würde; ... aber aus seinem Gefängnisse hatte er mir geschrieben, daß er Ihnen Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen hätte.

— Mir?

— Ja, Fräulein ... Wie ich hoffe, wird Agricol heute frei sein. Durch welches Mittel wird er Sie davon unterrichten können?

— Er hat mir Mittheilungen zu machen, mir? — wiederholte Fräulein von Cardoville mit einer erstaunten und tiefsinnigen Miene. — Vergebens suche ich, was das sein kann, aber so lange ich in diesem Hause,

aller Verbindung nach Außen beraubt, eingesperrt sein werde, kann Herr Agricol nicht daran denken, sich direkt oder indirekt an mich zu wenden; er muß demnach warten, bis ich dieses Haus verlassen habe; das ist nicht Alles, er muß auch diesem Kloster zwei arme, noch weit mehr als ich zu bedauernde Kinder entreißen ... Die Töchter des Marschalls Simon sind hier wider ihren Willen zurückgehalten.

— Sie kennen ihren Namen, Fräulein?

— Als er mir ihre Ankunft in Paris mitgetheilt, hatte mir Herr Agricol gesagt, daß sie fünfzehn Jahr alt, und einander auf eine überraschende Weise ähnlich wären ... Als ich demnach auch vorgestern, während meines gewöhnlichen Spazierganges, zwei arme kleine, ganz in Thränen zerfließende Gesichter sich von Zeit zu Zeit an die Fenster der Zellen habe lehnen sehen, die sie von einander getrennt, die eine im Erdgeschosse, die andere auf dem ersten Stockwerke, bewohnen, hat eine geheime Ahnung mir gesagt, daß ich in ihnen die Waisen sähe, von denen Herr Agricol mir erzählt hatte, und die mich bereits lebhaft interessirten, denn sie sind meine Verwandtinnen.

— Sie, Ihre Verwandtinnen, Fräulein?

— Gewiß ... Demnach auch, da ich nicht mehr thun konnte, so habe ich versucht, ihnen durch Zeichen auszudrücken, wie sehr ihr Schicksal mich rühre; ihre Thränen, das Entstellte ihrer Züge sagte mir hinläng-

lich, daß sie Gefangene in diesem Kloster wären, wie ich es selbst in diesem Hause bin.

— Ah! ich begreife, Fräulein, . . . vielleicht ein Opfer der Feindseligkeit Ihrer Familie? . . .

— Welches auch mein Loos sein möge, so bin ich doch weit weniger, als diese beiden Kinder zu bedauern . . . deren Verzweiflung beunruhigend ist. Ihre Absonderung ist es, die sie noch mehr niederschlägt; aus den wenigen Worten, welche die eine von ihnen mir so eben gesagt hat, ersehe ich, daß sie, wie ich, das Opfer abscheulicher Ränke sind . . . Aber durch Ihre Vermittelung wird es möglich sein, sie zu retten. Seitdem ich in diesem Hause bin, ist es mir, wie ich Ihnen gesagt habe, unmöglich gewesen, die geringste Verbindung nach Außen zu haben . . . Man hat mir weder Feder noch Papier gelassen, es ist mir also unmöglich zu schreiben. Hören Sie mich jetzt aufmerksam an, und wir werden eine abscheuliche Verfolgung bekämpfen können.

— Oh! reden Sie! reden Sie! Fräulein.

— Der Soldat, welcher die Waisen nach Frankreich gebracht hat, der Vater des Herrn Agricol, ist hier?

— Ja, Fräulein . . . Ach! wenn Sie wüßten, wie verzweifelt, wie wüthend er gewesen ist, als er bei seiner Rückkehr die Kinder nicht wiedergefunden hat, die eine sterbende Mutter ihm anvertrauet hatte!

— Er muß sich vor Allem hüten, mit der geringsten Gewaltthätigkeit zu handeln; sonst würde Alles verloren sein . . . Nehmen Sie diesen Ring, — und Adrienne

zog einen Ring von ihrem Finger, — übergeben Sie ihm denselben ... Er soll sogleich ... Sind Sie aber auch gewiß, sich eines Namens und einer Adresse zu erinnern?

— Oh! ja, Fräulein ... sein Sie unbesorgt; Agricol hat mir Ihren Namen ein einziges Mal gesagt ... ich habe ihn nicht vergessen, das Herz hat sein Gedächtniß.

— Ich sehe es, mein liebes Kind ... Erinnern Sie sich demnach an den Namen des Grafen von Montbron.

— Der Graf von Montbron ... ich werde ihn nicht vergessen.

— Er ist einer meiner guten alten Freunde; er wohnt Platz Vendome, No. 7.

— Platz Vendome, No. 7, ... ich werde diese Adresse behalten.

— Der Vater des Herrn Agricol soll heute Abend zu ihm gehen; wenn er nicht zu Hause ist, so soll er ihn bis zu seiner Nachhausekunft erwarten. Dann soll er ihn in meinem Namen zu sprechen verlangen, indem er ihm zum Beweise dessen, was er behauptet, diesen Ring übergeben läßt; sobald er vorgelassen ist, soll er ihm Alles erzählen: die Entführung der jungen Mädchen, die Adresse des Klosters, in welchem sie eingesperrt sind; er soll hinzufügen, daß ich selbst als wahnsinnig in die Heilanstalt des Doctor Baleinier eingesperrt bin ... Die Wahrheit hat einen Ausdruck, den Herr von Montbron erkennen wird ... Er ist ein unendlich erfahrener und geistreicher Mann, dessen Einfluß groß ist; er wird sich augenblicklich mit den nöthigen Schritten beschäfti-

gen, und morgen oder übermorgen, ich bin überzeugt davon, werden diese armen Waisen und ich frei sein ... das ... durch Sie; aber die Augenblicke sind kostbar, man könnte uns überraschen. — Eilen Sie, mein liebes Kind ...

Dann, in dem Augenblicke als sie sich entfernen wollte, sagte Adrienne zu der Mayeux mit einem so rührenden Lächeln und mit einem so innigen, so liebevollen Tone, daß es der Nähterin unmöglich war, ihn nicht für aufrichtig zu halten:

— Herr Agricol hat mir gesagt, daß ich durch das Herz Ihnen gleich wäre ... Ich begreife jetzt alles das, was darin Ehrenvolles ... Schmeichelhaftes in seinen Worten für mich lag ... Ich bitte Sie deshalb ... geben Sie mir geschwind Ihre Hand ... — fügte Fräulein von Cardoville hinzu, deren Augen feucht wurden; dann ihre reizende Hand durch zwei Latten des Verschlages steckend, streckte sie dieselbe der Mayeux entgegen.

Die Worte und die Geberden der schönen Patrizierin trugen den Ausdruck einer so wahren Herzlichkeit, daß die Nähterin ohne falsche Scham zitternd ihre arme abgemagerte Hand in die reizende Hand Adriennens legte ...

Nun führte Fräulein von Cardoville mit einer Regung frommer Achtung dieselbe rasch an ihre Lippen, indem sie sagte:

— Da ich Sie nicht als meine Schwester umarmen

kann, Sie, die mich rettet ... so will ich zum Mindesten diese edle, durch die Arbeit verherrlichte Hand küssen.

Plötzlich ließen sich Schritte in dem Garten des Doctor Baleinier hören; Adrienne richtete sich rasch auf und verschwand hinter den grünen Bäumen, indem sie zu der Mayeux sagte:

— Muth, Erinnerung ... und Hoffnung!

Alles dieses war so rasch vor sich gegangen, daß die junge Nähterin keinen Schritt hatte thun können; Thränen, aber dieses Mal sehr süße Thränen, flossen reichlich über ihre bleichen Wangen.

Daß ein junges Mädchen, wie Adrienne von Cardoville, sie als Schwester behandelte, ihr die Hand küßte und sagte, daß sie stolz sei, ihr durch das Herz zu gleichen, — ihr, dem armen, in dem tiefsten Grunde des Elendes lebenden Geschöpfe: das hieß ein eben so göttliches Gefühl geschwisterlicher Gleichheit zeigen, als die Verheißung des Evangeliums.

Es giebt Worte, Eindrücke, welche einer schönen Seele Jahre des Leidens vergessen machen, und die ihr, durch einen flüchtigen Blitz, ihre eigene Größe zu offenbaren scheinen; so ging es der Mayeux; Dank der edelmüthigen Worte hatte sie einen Augenblick lang das Bewußtsein ihres Werthes ... Und obgleich diese Empfindung eben so flüchtig als unaussprechlich war, faltete sie die Hände und erhob mit einem Ausdrucke inbrünstiger Dankbarkeit die Augen gen Himmel; denn, wenn die Nähterin nicht praktizirte, um uns des ultramon-

tunen Rauderwälsch zu bedienen, so war doch Niemand mehr, als sie, mit diesem innigen, aufrichtig religiösen Gefühle begabt, welches gegen die Glaubenslehre das ist, was der gestirnte Himmel gegen das Gewölbe einer Kirche ist.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Fünf Minuten nachdem sie Fräulein von Cardoville verlassen, war die Mayeux, ohne bemerkt zu werden, aus dem Garten wieder zum ersten Stockwerk hinaufgekommen und klopfte bescheiden an die Thür der Wäschkammer.

Eine Schwester öffnete ihr.

— Ist Mademoiselle Florine, die mich hergeführt hat, nicht hier, meine Schwester? — fragte sie.

— Sie hat nicht länger auf Sie warten können; Sie kommen ohne Zweifel von unserer Frau Mutter, der Superiorin?

— Ja . . . ja, meine Schwester ... — antwortete die Nähterin, indem sie die Augen niederschlug, — würden Sie die Güte haben, mir zu sagen, durch welche Thür ich fortgehen muß?

— Kommen Sie mit mir.

Die Mayeux folgte der Schwester, indem sie bei jedem Schritte zitterte, der Superiorin zu begegnen, die sich mit gutem Recht verwundert und nach der Ursache ihres langen Aufenthaltes in dem Kloster erkundigt haben würde.

Endlich schloß sich die erste Thür des Klosters hinter der Mayeur.

Nachdem sie rasch über einen großen Hof geschritten war, hörte die Nähterin, indem sie sich der Pförtnerstube näherte, um zu bitten, daß man ihr die äußere Pforte öffne, folgende, mit einer barschen Stimme ausgesprochenen Worte:

— Es scheint, mein alter Hieronymus, daß wir heute Nacht noch wachsamer sein müssen ... Was mich anbetrifft, so will ich zwei Kugeln mehr in mein Gewehr laden; die Frau Superiorin hat befohlen, zwei Runden statt einer zu machen ...

— Ich, Nikolas, ich bedarf keiner Flinte, — sagte die andere Stimme; — ich habe meine wohlgeschliffene, scharfe Sense ... Das ist eine Gärtnerwaffe, aber darum keine der schlechtesten.

Unwillkürlich durch diese Worte beunruhigt, die sie nicht zu behorchen gesucht hatte, näherte sich die Mayeur der Pförtnerstube und bat zu öffnen.

— Wo kommen Sie so her? — sagte der Pförtner, indem er halb aus seinem Zimmer heraustrat, dabei die Doppelflinte in der Hand hielt, mit deren Ladung er beschäftigt war, und die Nähterin mit einem argwöhnischen Blicke musterte.

— Ich komme von der Frau Superiorin, — antwortete die Mayeur schüchtern.

— Gewiß? ... — sagte Nikolas auf eine barsche Weise, — Ihr seht mir wie eine schlechte Kundschaft

aus; ... am Ende ist das einerlei ... macht Euch fort, und ein wenig rascher.

Die Thür ging auf und die Mayeux ging hinaus.

Kaum hatte sie einige Schritte in der Straße gethan, als sie zu ihrem großen Erstaunen Rabat-Joie auf sich zueilen sah, ... und weiter hin, hinter ihm, Dagobert, der eben so hastig anlangte.

Die Mayeux ging dem Soldaten entgegen, als eine volle und tönende Stimme, die ihr von Weitem zurief: — Ei! meine gute Mayeux! — das junge Mädchen sich umwenden ließ, ... der Seite entgegengesetzt, von welcher Dagobert kam, sah sie Agricol herbeieilen.

---

## IX.

### Das Zusammentreffen.

Bei Dagoberts und Agricols Anblick war die Mayeux erstaunt einige Schritte weit von dem Klosterthore stehen geblieben.

Der Soldat sah die Nähterin noch nicht; er schritt rasch heran, indem er Rabat-Joie folgte, der, obwohl mager, abgemergelt, struppig und schmuzig, vor Vergnügen zu springen schien, und von Zeit zu Zeit seinen gescheidten Kopf nach seinem Herrn umwandte, zu dem er zurückgekehrt war, nachdem er die Mayeux geliebkost hatte.

— Ja, ja, ich verstehe Dich, mein armer Alter, — sagte der Soldat gerührt, — Du bist treuer, als ich... Du hast meine lieben Kinder keine Minute verlassen... Du bist ihnen gefolgt ... Du wirst sie Tag und Nacht ... ohne zu fressen ... an der Thür des Hauses erwartet haben, wohin man sie gebracht hat, und am Ende müde, sie nicht herauskommen zu sehen ... bist Du nach Hause gelaufen, um mich zu holen ... Ja, während ich wie ein rasender Narr verzweifelte ... thatest Du, was ich hätte thun sollen ... Du entdecktest

ihren Aufenthalt ... Was beweiset das? ... daß die Thiere mehr werth sind, als die Menschen! das ist eine bekannte Sache ... Endlich ... werde ich sie wiedersehn; ... wenn ich bedenke, daß morgen der Dreizehnte ist, und daß ohne Dich, mein alter Rabat-Joie ... Alles verloren war ... es schaudert mich davor ... Nun, sind wir bald da? ... Welch ödes Quartier! ... und die Nacht bricht an ...

Dagobert hatte Rabat-Joie so angeredet, indem er dabei ging und die Augen auf seinen wackeren Hund geheftet hielt, der tüchtig zuschritt ... Als er plötzlich das getreue Thier nochmals springend davonlaufen sah, erhob er den Kopf, und erblickte einige Schritte weit von sich Rabat-Joie, der von Neuem die Mayeux und Agricol liebkoste, die einige Schritte weit von dem Klosterthore einander begegnet waren.

— Die Mayeux! ... — hatten der Vater und der Sohn bei dem Anblicke der jungen Nähterin ausgerufen, indem sie auf dieselbe zuschritten und sie voller Verwunderung anblickten.

— Gute Hoffnung! Herr Dagobert, — sagte sie mit einer unmöglich wiederzugebenden Freude, — Rosa und Blanca sind wiedergefunden ...

Dann sich nach dem Schmied umwendend:

— Gute Hoffnung, Agricol ... Fräulein von Cardoville ist nicht wahnsinnig ... ich habe sie so eben gesehn ...

— Sie ist nicht wahnsinnig? Welches Glück! — sagte der Schmied.

— Die Kinder!! — rief Dagobert aus, indem er in seine vor Erschütterung zitternden Hände die Hände der Mayeux schloß. — Sie haben sie gesehn!

— Ja, so eben ... sehr traurig ... sehr trostlos ... aber ich habe sie nicht sprechen können.

— Ach! — sagte Dagobert, indem er wie durch diese Nachricht erstickt stehen blieb und seine beiden Hände auf seine Brust legte, — ich hätte nimmer geglaubt, daß mein altes Herz so heftig schlagen könnte.

— Und indessen ... Dank meinem Hunde, erwartete ich beinahe das, was geschehen; ... aber das ist gleich ... ich bin ... wie schwindelig vor Freude ...

— Wackerer Vater ... Du siehst ... der Tag ist gut, — sagte Agricol, indem er die Nähterin mit Dankbarkeit anblickte.

— Umarme mich, meine würdige und liebe Tochter, — fügte der Soldat hinzu, indem er die Mayeux gerührt in seine Arme schloß; dann, von Ungeduld gepeinigt, setzte er hinzu: — Laßt uns geschwind die Kinder holen.

— Ach! meine gute Mayeux, — sagte Agricol bewegt, — Du giebst meinem Vater die Ruhe, vielleicht das Leben wieder ... und Fräulein von Cardoville ... woher weißt Du?

— Durch einen sehr großen Zufall ... Und Du selbst wie kommt es, daß Du hier bist?

— Rabat-Joie bleibt stehen und bellt, — rief Dagobert aus, der schon einige eilige Schritte gethan hatte.

In der That, der Hund, eben so ungeduldig, als sein Herr, die Waisen wiederzusehen, aber besser als er über den Ort ihres Aufenthaltes unterrichtet, hatte sich vor das Klosterthor gestellt, wo er zu bellen begann, um Dagoberts Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Dieser verstand seinen Hund, und sagte zu der Mayeux, indem er ihr eine andeutende Geberde machte:

— Dort sind die Kinder?

— Ja, Herr Dagobert.

— Ich war überzeugt davon ... Wackerer Hund ... Oh! ja, die Thiere sind mehr werth, als die Menschen ... mit Ausnahme Ihrer, meine gute Mayeux, Sie sind mehr werth, als Menschen und Thiere ... Endlich ... werde ich diese armen Kleinen sehen ... sie haben ...

Indem er dieses sagte, begann Dagobert trotz seines Alters zu laufen, um Rabat-Joie einzuholen.

— Agricol, — rief die Mayeux aus, — halte Deinen Vater ab, an dieses Thor zu klopfen ... er würde Alles verderben.

In zwei Sprüngen erreichte der Schmied seinen Vater. Dieser wollte eben die Hand an den Klopfer des Thores legen.

— Mein Vater ... klopfe nicht — rief der Schmied aus, indem er Dagoberts Arm ergriff.

— Was der Teufel sagst Du mir da? ...

— Die Mayeux sagt, daß, wenn Du klopftest, ... Du Alles verderben würdest.

— Wie? ...

— Sie wird Dir es erklären.

In der That, die Mayeux, minder hurtig, als Agricol, kam bald herbei, und sagte zu dem Soldaten:

— Bleiben wir nicht vor diesem Thore, Herr Dagobert; man könnte es aufmachen, uns sehen; das würde Verdacht erregen. Gehen wir vielmehr der Mauer entlang ...

— Verdacht! ... — sagte der Veteran ganz erstaunt, aber ohne sich von dem Thore zu entfernen, — welchen Verdacht?

— Ich beschwöre Sie ... bleiben Sie nicht da ... — sagte die Mayeux so dringend, daß Agricol, sich mit ihr vereinigend, zu seinem Vater sagte:

— Da die Mayeux das sagt ... mein Vater ... so hat sie ihre Gründe; hören wir sie ... der Boulevard des Hospitals ist zwei Schritte weit von hier; es geht dort Niemand vorbei, und wir können mit einander reden, ohne unterbrochen zu werden.

— Der Teufel soll mich holen, wenn ich ein Wort von alle dem verstehe! — rief Dagobert aus, aber immer ohne das Thor zu verlassen. — Diese Kinder sind hier, ich hole sie ab, ich führe sie fort ... das ist eine Sache von zehn Minuten.

— Oh! glauben Sie das nicht ... Herr Dagobert, — sagte die Mayeux. — Das ist weit schwieriger, als Sie

meinen . . . Aber kommen Sie . . . kommen Sie . . . Hören Sie? . . . man spricht in dem Hofe.

In der That, man hörte den Klang mehrerer ziemlich lauter Stimmen.

— Komm . . . komm, mein Vater . . . — sagte Agricol, indem er den Soldaten fast wider seinen Willen fortzog.

Rabat-Joie, der sehr überrascht über dieses Zögern schien, bellte zwei bis drei Male, ohne seinen Posten zu verlassen, wie um Einspruch gegen diesen erniedrigenden Rückzug zu thun; aber auf einen Ruf Dagoberts beeilte er sich, sich wieder an das Armeecorps anzuschließen.

Es war fünf Uhr Abends und sehr windig; dicke, graue Regenwolken zogen an dem Himmel vorüber. Wie wir bemerkt, war der Boulevard des Hospitals, welcher an diesem Orte den Klostergarten begrenzte, fast nicht besucht. Dagobert, Agricol und die Mayeux konnten demnach an diesem abgelegenen Orte ungestört Rath halten.

Der Soldat verhehlte die heftige Ungeduld nicht, welche ihm dieser Aufschub verursachte; kaum war er demnach auch um die Ecke der Straße geschritten, als er zu der Mayeux sagte:

— Laß hören, mein Kind, erkläre Dich . . . ich stehe auf glühenden Kohlen.

— Das Haus, in welchem die Töchter des Marschalls

Simon eingesperrt sind . . . ist ein Kloster . . . Herr Dagobert.

— Ein Kloster! — rief der Soldat aus, — ich konnte es mir denken . . . — Dann fügte er hinzu: — Nun! weiter? ich werde sie aus einem Kloster, wie anders woher holen. Ein Mal ist kein Mal.

— Aber, Herr Dagobert, sie sind dort wider ihren Willen, gegen den Ihrigen eingesperrt; man wird sie Ihnen nicht herausgeben.

— Man wird sie mir nicht herausgeben? ha! den Henker! das wollen wir sehen . . .

Und er that einen Schritt nach der Straße zu.

— Mein Vater, — sagte Agricol, indem er ihn zurückhielt, — einen Augenblick Geduld, höre die Mayeux an.

— Ich höre nichts! . . . Wie! diese Kinder sind dort . . . zwei Schritte weit von mir . . . ich weiß es . . . und ich sollte sie nicht, mit Güte oder mit Gewalt, auf der Stelle haben? ha! bei Gott! das wäre merkwürdig! Laß mich!

— Ich bitte Sie inständigst, Herr Dagobert, hören Sie mich, — sagte die Mayeux, indem sie Dagoberts andere Hand ergriff, — es giebt ein anderes Mittel, diese armen Fräuleins zu erhalten. Und das ohne Gewalt; Fräulein von Cardoville hat mir bestimmt gesagt, daß Gewalt Alles verderben würde . . .

— Wenn es ein anderes Mittel giebt, so lasse ich

mir es gefallen ... geschwind ... was ist das für ein Mittel?

— Hier ist ein Ring, welchen Fräulein von Cardoville ...

— Wer ist das, Fräulein von Cardoville?

— Es ist diese junge Person voller Edelmuth, mein Vater, welche Bürgschaft für mich leisten wollte ... und welcher ich so wichtige Dinge zu sagen habe ...

— Gut, gut, — erwiederte Dagobert, — wir wollen nachher davon reden ... Nun denn, meine gute Mayeux, dieser Ring?

— Sie werden ihn nehmen, Herr Dagobert, Sie werden sogleich zu dem Herrn Grafen von Montbron, Platz Vendôme, Nr. 7, gehen. Wie es scheint, ist er ein sehr mächtiger Mann; er ist ein Freund des Fräuleins von Cardoville, dieser Ring wird ihm beweisen, daß Sie in ihrem Namen kommen; Sie werden ihm sagen, daß sie als wahnsinnig in einer, diesem Kloster benachbarten Heilanstalt eingesperrt sei, und daß in diesem Kloster die Töchter des Marschalls Simon wider ihren Willen eingesperrt sind.

— Gut ... weiter ... weiter?

— Dann wird der Herr Graf von Montbron bei hochgestellten Personen die nothwendigen Schritte thun, um dem Fräulein von Cardoville und den Töchtern des Marschalls Simon die Freiheit wieder geben zu lassen, und vielleicht ... morgen oder übermorgen ...

— Morgen oder übermorgen! — rief Dagobert aus,

— vielleicht!! ... aber heute, augenblicklich muß ich sie haben ... Uebermorgen ... und noch vielleicht ... wäre es wohl Zeit ... Ich danke immerhin, meine gute Mayeur, aber behalten Sie Ihren Ring ... Ich will meine Geschäfte lieber selbst besorgen ... Erwarte mich hier, mein Sohn.

— Was willst Du thun, mein Vater? ... — rief Agricol aus, indem er den Soldaten noch zurückhielt, — es ist ein Kloster ... bedenke doch!

— Du bist nur ein Neuling, ich kenne meine Kloster-Theorie auswendig. In Spanien habe ich sie hundert Male in Ausübung gebracht ... Hört, wie die Sache gehen wird ... ich klopfe an, eine Pförtnerin macht auf, sie fragt mich, was ich will, ich antworte nicht; sie will mich aufhalten, ich gehe vorüber; einmal in dem Kloster, rufe ich meine Kinder aus Leibeskräften, indem ich es von oben nach unten durcheile.

— Aber, Herr Dagobert, die Nonnen, — sagte die Mayeur, indem sie immer Dagobert zurück zu halten versuchte.

— Die Nonnen werden mir nachlaufen und mich verfolgen, indem sie wie aus dem Nest verscheuchte Elstern schreien; ich kenne das. In Sevilla habe ich auf diese Weise eine Andalusierin wieder herausgefischt, welche Beguinen mit Gewalt zurückhielten. Ich lasse sie schreien, ich durcheile also das Kloster, indem ich Rosa und Blanca rufe ... Sie hören mich, antworten

mir; wenn sie eingesperrt sind, so nehme ich das erste Beste und schlage ihre Thür ein.

— Aber, Herr Dagobert, die Nonnen? . . . die Nonnen? . . . die Nonnen?

— Die Nonnen werden mich mit ihrem Geschrei nicht abhalten, die Thür einzuschlagen, meine Kinder in meine Arme zu nehmen und mich aus dem Staube zu machen; wenn man die äußere Thür wieder verschlossen hat, so schlage ich auch sie ein . . . Demnach also, — fügte Dagobert hinzu, indem er sich aus den Händen der Mayeux losmachte, — erwartet mich, in zehn Minuten bin ich wieder hier . . . Hole immerhin eine Miethkutsche, mein Sohn.

Ruhiger, als Dagobert, und besonders mehr unterrichtet in dem, was das peinliche Gesetzbuch angeht, war Agricol entsetzt über die Folgen, welche die seltsame Verfahrungsweise des Veteranen haben könnte. Indem er demnach auch ihm den Weg versperrte, rief er aus:

— Ich bitte Dich inständigst, noch ein Wort . . .

— Den Henker! laß hören, eile.

— Wenn Du mit Gewalt in das Kloster dringen willst, wirst Du Alles verderben!

— Wie das?

— Zuvörderst, Herr Dagobert, — sagte die Mayeux, — giebt es Männer in dem Kloster . . . . als ich es so eben verließ, habe ich den Pförtner gesehn, welcher sein Gewehr lud, der Gärtner sprach von einer schar-

fen Sense und von Runden, welche sie die Nacht machten.

— Ich bekümmere mich viel um ein Pförtner-Gewehr, und um die Sense eines Gärtners.

— Es sei, mein Vater, aber ich beschwöre Dich, höre mich noch einen Augenblick lang an. Du klopfest an, nicht wahr? die Thür geht auf, der Pförtner fragt Dich, was Du willst . . .

— Ich sage, daß ich mit der Superiorin sprechen will . . . und ich eile in das Kloster.

— Aber, mein Gott, Herr Dagobert, — sagte die Mayeux, — wenn man durch den Hof gekommen, so gelangt man an eine zweite Thür mit einem Gitterfenster; dort sieht eine Nonne nach, wer schellt, und öffnet nicht eher, als bis man ihr den Gegenstand des Besuches gesagt hat, den man machen will.

— Ich werde ihr antworten . . . ich will die Superiorin besuchen.

— Dann, mein Vater, da Du kein im Kloster Bekannter bist, wird man die Superiorin benachrichtigen.

— Gut . . . nachher?

— Wird sie kommen.

— Dann? . . .

— Wird Sie dieselbe fragen, was Sie wollen? Herr Dagobert.

— Was ich will? ... den Henker ... meine Kinder ...

— Noch eine Minute Geduld, mein Vater ... Nach den Vorsichtsmaßregeln, die man getroffen hat, kannst

Du nicht zweifeln, daß man die Fräuleins Simon wider ihren, wider Deinen Willen zurückhalten will.

— Ich zweifle nicht daran ... ich bin überzeugt davon ... um dazu zu gelangen, haben sie meinem armen Weibe den Kopf verwirrt gemacht ...

— Dann, mein Vater, wird die Superiorin Dir antworten, daß sie nicht wisse, was Du sagen wolltest, und daß die Fräuleins Simon nicht im Kloster seien.

— Und ich werde ihr sagen, daß sie darin sind; als Zeuge die Mayeux, als Zeuge Rabat-Joie.

— Die Superiorin wird Dir sagen, daß sie Dich nicht kenne, daß sie Dir keine Erklärungen zu geben hätte ... und sie wird ihr Sprachfenster wieder schließen.

— Dann schlage ich die Thür ein; ... Du siehst, daß ich immer darauf zurückkommen muß ... laß mich ... den Henker! laß mich ...

— Und auf diesen Lärm, auf diese Gewaltthätigkeit, eilt der Pförtner die Wache zu holen, man kommt, und beginnt damit, Dich zu verhaften.

— Und Ihre armen Kinder ... was wird dann aus ihnen werden, Herr Dagobert? — sagte die Mayeux.

Agricols Vater hatte zu viel gesunden Verstand, um nicht die ganze Richtigkeit der Bemerkungen Agricols und der Mayeux einzusehen; aber er wußte auch, daß die Waisen um jeden Preis vor dem folgenden Morgen frei sein müßten. Diese Alternative war schrecklich, so schrecklich, daß Dagobert, seine Hände an seine brennende

Stirn legend, wie vernichtet durch das unbarmherzig Mißliche seiner Lage auf eine steinerne Bank sank.

Tief gerührt durch diese stumme Verzweiflung, wechselten Agricol und die Mayeux einen betrübten Blick aus. Der Schmied setzte sich neben den Soldaten und sagte zu ihm:

— Aber, mein Vater, so beruhige Dich doch, denke an das, was Dir die Mayeux gesagt hat! ... wenn Du mit diesem Ringe des Fräuleins von Cardoville zu diesem Herrn gehst, der sehr einflußreich ist, so siehst Du, daß diese Fräuleins morgen frei sein können ... nehmen wir sogar für den schlimmsten Fall an, daß sie Dir erst übermorgen zurückgegeben würden ...

— Donner und Blut! Ihr wollt mich also wahnsinnig machen! — rief Dagobert aus, indem er seinen Sohn und die Mayeux mit einem so verstörten, so verzweifelten Ausdrucke anblickte, daß Agricol und die Nähterin mit eben so viel Erstaunen, als Besorgniß zurückwichen.

— Verzeihung, meine Kinder, — sagte Dagobert, indem er nach einem langen Schweigen wieder zu sich kam, — ich habe Unrecht, heftig zu werden, denn wir können uns nicht verstehen ... Was Ihr sagt, ist richtig ... und dennoch habe ich Recht zu sprechen, wie ich spreche ... Hört mich an ... Du bist ein rechtschaffener Mann, Agricol, Sie, ein rechtschaffenes Mädchen, Mayeux ... Was ich Euch sagen werde, ist für Euch allein ... Ich habe diese Kinder aus der Tiefe von

Sibirien hergeführt; wißt Ihr warum? — Damit sie sich morgen früh in der Straße Saint-François befinden ... Wenn sie sich nicht dort befinden, so habe ich den letzten Willen ihrer sterbenden Mutter verrathen.

— Straße Saint-François, Nr. 3, — rief Agricol, seinen Vater unterbrechend, aus.

— Ja ... woher weißt Du diese Nummer? — sagte Dagobert.

— Befindet sich diese Angabe nicht auf einer Medaille von Bronze?

— Ja ... — erwiederte Dagobert immer mehr erstaunt. — Wer hat Dir das gesagt?

— Einen Augenblick .... mein Vater ... — rief Agricol aus. — Lassen Sie mich überlegen ... ich glaube zu errathen; ... ja ... und Du, meine gute Mayeur, Du hast mir gesagt, daß Fräulein von Cardoville nicht wahnsinnig wäre ...

— Nein ... man hält sie wider ihren Willen in diesem Hause zurück, ohne sie mit irgend Jemand in Verbindung treten zu lassen; ... sie hat hinzugefügt, daß sie sich, wie die Töchter des Marschalls Simon, für das Opfer abscheulicher Ränke hielte.

— Kein Zweifel mehr, — rief der Schmied aus, — ich begreife jetzt Alles ... Fräulein von Cardoville hat dasselbe Interesse, als die Fräuleins Simon, sich morgen in der Straße Saint-François zu befinden ... und sie weiß es vielleicht nicht.

— Wie?

— Noch ein Wort, meine gute Mayeux ... Hat Dir Fräulein von Cardoville gesagt, daß sie ein großes Interesse hätte, morgen frei zu sein?

— Nein ... denn als sie mir diesen Ring für den Grafen von Montbron gab, hat sie mir gesagt: durch ihn werde ich und werden die Töchter des Marschalls Simon morgen oder übermorgen frei sein ...

— Aber so erkläre Dich doch? — sagte Dagobert ungeduldig zu seinem Sohne.

— Sogleich, — erwiederte der Schmied, — als Du mich aus dem Gefängnisse abgeholt hast, mein Vater, habe ich Dir gesagt, daß ich eine geheiligte Pflicht zu erfüllen hätte, und daß ich zu Hause wieder mit Dir zusammentreffen würde ...

— Ja ... und ich bin meinerseits hingegangen, um neue Schritte zu thun, von denen ich Euch sogleich reden will.

— Ich bin auf der Stelle nach dem Pavillon der Straße Babylone geeilt, da ich nicht wußte, daß Fräulein von Cardoville wahnsinnig wäre, oder zum Mindesten für wahnsinnig gälte ... ein Bediente öffnete mir und sagte, daß dieses Fräulein einen plötzlichen Anfall von Wahnsinn gehabt hätte ... Du begreifst, mein Vater, welchen Schlag mir das versetzte ... ich frug, wo sie sei, und man antwortete mir, daß man es nicht wisse; ich frug, ob ich nicht mit irgend Jemand ihrer Verwandten sprechen könne. Da mein Kittel kein großes Vertrauen einflößte, so antwortete man mir, daß Nie-

mand von ihrer Familie hier sei ... ich war untröstlich, da fiel mir etwas ein ... ich sagte mir: sie ist wahnsinnig; ihr Arzt muß wissen, wohin man sie gebracht hat; wenn sie im Stande ist, mich zu verstehen, so wird man mich zu ihr führen; wo nicht, so will ich in Ermangelung ihrer Verwandten mit ihrem Arzte reden; oft ist ein Arzt ein Freund ... Ich frug demnach den Bedienten, ob er mir den Arzt des Fräuleins von Cardoville angeben könnte. Man gab mir seine Adresse ohne Schwierigkeit. Herr Doctor Baleinier, Straße Taranne, Nr. 12. Ich eilte hin, er war ausgegangen; aber man sagte mir in seinem Hause, daß ich ihn gegen fünf Uhr in seiner Heilanstalt finden würde. Dieses Haus stößt an das Kloster ... deshalb haben wir uns hier getroffen.

— Aber diese Medaille ... diese Medaille? — sagte Dagobert auf eine ungeduldige Weise — wo hast Du sie gesehn?

— Wegen dieser und noch anderer Dinge hatte ich der Mayeux geschrieben, daß ich dem Fräulein von Cardoville wichtige Mittheilungen zu machen hätte ...

— Und diese Mittheilungen?

— Höre, mein Vater: ich war an dem Tage Deiner Abreise zu ihr gegangen, um sie zu bitten, für mich Bürgschaft zu leisten; man war mir gefolgt; sie erfuhr es durch eine ihrer Kammerfrauen; um mich vor der Verhaftung zu schützen, ließ sie mich in ein Versteck ihres Pavillons führen; es war eine Art von einem

kleinen gewölbten Zimmer, welches das Tageslicht nur durch eine Röhre, wie ein Schornstein empfing; nach Verlauf einiger Augenblicke sah ich darin sehr deutlich. Da ich nichts Besseres zu thun hatte, als um mich zu blicken, so sah ich mich um: die Wände waren mit Getäfel bedeckt; der Eingang dieses Versteckes bestand aus einer beweglichen Füllung, die mittelst eines Gegengewichts und in einander greifender Zapfen von einer wundervollen Arbeit weggeschoben werden konnte; das ist mein Stand; das interessirte mich, und ich begann diese Federn trotz meiner Besorgniß mit Neugierde zu untersuchen. Ich überzeugte mich von ihrem Spiele, aber es befand sich da ein Knopf von Messing, über dessen Anwendung ich mir keine Rechenschaft abzulegen vermochte; ich mochte ihn noch so sehr an mich ziehen, zur Rechten und zur Linken schieben, nichts arbeitete in den Federn. Ich sagte mir, dieser Knopf gehört ohne Zweifel einem anderen Mechanismus an; da stieg ein Gedanke in mir auf, nämlich, statt ihn an mich zu ziehen, ihn mit Kraft zu drücken; sogleich hörte ich ein leises Knarren, und sah plötzlich über dem Eingange des Versteckes eine Füllung von zwei Fuß im Gevierten sich von dem Getäfel wie das Tischblatt eines Secretairs herabsenken. Diese Füllung war wie ein Deckel eingerichtet, und da ich wahrscheinlich die Feder zu ungestüm gedrückt hatte, so ließ die Erschütterung eine kleine Medaille von Bronze mit ihrer Kette zu Boden fallen.

— Auf welcher Du die Adresse ... der Straße Saint-François gesehen hast? — rief Dagobert aus.

— Ja, mein Vater, und mit dieser Medaille war zu gleicher Zeit ein großes versiegeltes Packet zu Boden gefallen ... Indem ich es aufraffte, habe ich, so zu sagen unwillkürlich, mit großen Buchstaben geschrieben gelesen: — Für Fräulein von Cardoville. Sie soll im Augenblicke selbst, wo sie ihr übergeben werden, Einsicht davon nehmen. — Dann, unter diesen Worten, sah ich die Anfangsbuchstaben R. und C., begleitet von einem Handzuge und folgendem Datum: Paris, 12. November 1830. — Ich wandte das Packet um und sah auf den zwei Siegeln, die es verschlossen, dieselben Anfangsbuchstaben R. und C., über denen sich eine Krone befand.

— Und diese Siegel waren unverletzt? — fragte die Mayeur.

— Vollkommen unverletzt.

— Dann ist kein Zweifel mehr; Fräulein von Cardoville kannte das Bestehen dieser Papiere nicht, — sagte die Nähterin.

— Das ist mein erster Gedanke gewesen, da es ihr anempfohlen war, dieses Packet sogleich zu erbrechen, und trotz dieser Anempfehlung, die sich von ungefähr zwei Jahren herschrieb, die Siegel unverletzt geblieben waren.

— Das ist augenscheinlich, — sagte Dagobert, — und was hast Du da gethan?

— Ich habe Alles wieder in das geheime Gefach gelegt, indem ich mir vornahm, Fräulein von Cardoville davon zu benachrichtigen; aber einige Augenblicke nachher ist man in das Versteck, das entdeckt worden ist, gedrungen; ich habe Fräulein von Cardoville nicht mehr wiedergesehn und nur einer ihrer Kammerfrauen einige doppelsinnige Worte über meinen Fund sagen können, indem ich hoffte, daß sie ihre Gebieterin aufmerksam machen würden; . . . endlich, sobald es mir möglich gewesen ist, Dir zu schreiben, meine gute Mayeux, habe ich es gethan, um Dich zu bitten, Fräulein von Cardoville aufzusuchen . . .

— Aber diese Medaille . . . sagte Dagobert, — ist derjenigen gleich, welche die Töchter des Generals Simon besitzen; — wie geht das zu?

— Nichts ist natürlicher, mein Vater . . . ich erinnere mich jetzt; Fräulein von Cardoville ist ihre Verwandte; sie hat es mir gesagt.

— Sie . . . eine Verwandte von Rosa und Blanca?

— Ja, gewiß, — fügte die Mayeux hinzu; — sie hat es mir so eben auch gesagt.

— Nun! — erwiederte Dagobert, indem er seinen Sohn mit Seelenangst anblickte, — begreifst Du jetzt, daß ich meine Kinder noch heute haben will? Begreifst Du, daß, wie ihre arme Mutter mir sterbend gesagt hat, ein Tag der Verspätung Alles verlieren machen kann? Begreifst Du endlich, daß ich mich mit einem . . . vielleicht morgen . . . nicht begnügen kann,

wenn ich aus der Tiefe Sibiriens mit diesen Kindern komme ... um sie morgen in die Straße Saint-François zu führen? ... Begreifst Du endlich, daß ich sie noch heute haben muß, und wenn ich auch das Kloster in Brand stecken müßte!

— Aber mein Vater, noch einmal, die Gewaltthätigkeit ...

— Aber, den Henker, weißt Du, was der Polizei-Commissair mir heute Morgen geantwortet hat, als ich ihm meine Klage gegen den Beichtvater Deiner armen Mutter erneuert: daß kein Beweis vorhanden wäre, und daß man nichts thun könne.

— Aber jetzt liegen Beweise vor, mein Vater, oder zum Mindesten weiß man, wo die jungen Mädchen sind ... Mit dieser Gewißheit ist man sehr stark ... Sei unbesorgt. Das Gesetz ist mächtiger, als alle Kloster-Superiorinnen der Welt.

— Und der Graf von Montbron, an den Sie Fräulein von Cardoville sich zu wenden bittet, — sagte die Mayeux, — ist er nicht ein mächtiger Mann? Sie werden ihm sagen, aus welchen Gründen es so wichtig sei, daß diese Fräuleins, so wie Fräulein von Cardoville, die, wie Sie sehen, ein eben so großes Interesse hat, morgen frei zu sein, noch heute Abend in Freiheit wären ... dann wird der Graf von Montbron zuverlässig die Schritte der Gerechtigkeit beeilen, und, heute Abend ... werden Ihnen Ihre Kinder zurückgegeben sein.

— Die Mayeux hat Recht, mein Vater ... Geh'

zu dem Grafen; ich eile zu dem Polizei-Commissair, um ihm zu sagen, daß man jetzt wisse, wo diese jungen Mädchen eingesperrt sind; Du, meine gute Mayeux, kehrst nach Hause zurück, um uns zu erwarten, nicht wahr, mein Vater? Kommen wir zu Hause wieder zusammen?

Dagobert hatte still nachgedacht, plötzlich sagte er zu Agricol:

— Es sei. — Ich will Euren Rath befolgen ... Aber nimm an, daß der Polizei-Commissair Dir sagt, man kann nicht vor morgen einschreiten, — nimm an, daß der Graf von Montbron mir dasselbe sagt ... Glaubst Du, daß ich bis morgen früh unthätig bleiben werde?

— Mein Vater ...

— Genug, — erwiederte der Soldat mit einer barschen Stimme, — ich füge mich ... Du, mein Sohn, eile zu dem Polizei-Commissair ... Sie, meine gute Mayeux, erwarten Sie uns; ich gehe zu dem Grafen ... Geben Sie mir den Ring. Jetzt die Adresse?

— Platz Vendôme Nr. 7, der Graf von Montbron; ... Sie kommen im Namen des Fräuleins von Cardoville, — sagte die Mayeux.

— Ich habe ein gutes Gedächtniß, — sagte der Soldat; — demnach also, sobald als möglich in der Straße **Brise-Miche.**

— Ja, mein Vater; sei gutes Muthes ... Du wirst

sehen, daß das Gesetz rechtschaffene Leute vertheidigt und beschützt.

— Um so besser, — sagte der Soldat, — weil sonst die rechtschaffenen Leute genöthigt wären, sich selbst zu beschützen und zu vertheidigen ... demnach also, meine Kinder, auf baldiges Wiedersehn in der Straße **Brise-Miche** ...

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Als Dagobert, Agricol und die Mayeux sich trennten, war die Nacht gänzlich hereingebrochen.

## X.

### Die Zusammenkünfte.

Es war acht Uhr Abends, der Regen peitschte die Fensterscheiben des Zimmers der Franziska Beaudoin, Straße Brise-Miche, während heftige Windstöße die schlecht verschlossene Thür und die Fenster erschütterten. Die Unordnung und die sorglose Unterhaltung dieser bescheidenen Wohnung, in der gewöhnlich so viel Ordnung und Reinlichkeit herrschten, zeigten von der Bedenklichkeit der traurigen Ereignisse, welche das Leben dieser, bis dahin in ihrer Niedrigkeit so ruhigen Menschen gestört hatten.

Der mit Backsteinen gepflasterte Fußboden war mit Koth besudelt, eine dicke Lage von Staub hatte sich auf die vor Kurzem von Sauberkeit glänzenden Möbel gelegt. Seitdem Franziska durch den Polizeicommissair fortgeführt worden, war das Bett nicht gemacht; Dagobert hatte sich des Nachts angekleidet während einiger Stunden darauf geworfen, wenn er von Ermüdung erschöpft, von Verzweiflung vernichtet, nach neuen und vergeblichen Versuchen, Rosa's und Blanca's Aufenthalt zu entdecken, nach Hause zurückkehrte; eine Flasche, ein

Glas und einige Reste trockenen Brodes, welche sich auf der Kommode befanden, bewiesen die Mäßigkeit des Soldaten, welcher als ganzen Lebensunterhalt auf das Darlehen beschränkt war, welches das Pfandhaus auf die von der Mayeux nach der Verhaftung Franziska's versetzten Gegenstände gegeben hatte.

Bei dem bleichen Schimmer eines Talglichtes, das auf dem kleinen Ofen von Gußeisen stand, der jetzt kalt wie Marmor, denn der Holzvorrath war seit lange erschöpft, sah man die Mayeux schlummernd auf einem Stuhle sitzen; sie hatte den Kopf auf ihre Brust geneigt, ihre Hände unter ihre kleine kattunene Schürze versteckt, und ihre Fersen auf den letzten Querstock des Strohstuhles gestellt; von Zeit zu Zeit schauderte sie unter ihren feuchten Kleidern.

Nach diesem Tage der Beschwerden, so mannichfaltiger Gemüthserschütterungen, hatte das arme Geschöpf nichts gegessen (hatte sie daran gedacht, daß sie kein Brod zu Hause hätte); indem sie die Rückkehr Dagoberts und Agricols abwartete, gab sie einem unruhigen Schlummer nach, der leider sehr verschieden von einem ruhigen und erquickenden Schlafe ist. Von Zeit zu Zeit schlug die Mayeux besorgt die Augen halb auf und blickte um sich; dann, von Neuem durch das unwiderstehliche Bedürfniß nach Ruhe besiegt, sank ihr Kopf wieder auf ihre Brust zurück.

Nach Verlauf einiger Minuten der nur durch das Brausen des Windes unterbrochenen Stille, ließ sich

ein langsamer und schwerfälliger Schritt auf dem Vorplatze hören.

Die Thür ging auf.

Dagobert trat, begleitet von Rabat-Joie ein.

Plötzlich erweckt, richtete die Mayeux rasch den Kopf auf, stand auf, schritt hastig auf Agricols Vater zu, und sagte zu ihm:

— Nun! Herr Dagobert ... haben Sie gute Nachrichten? ... Haben Sie ...

Die Mayeux vermochte nicht fortzufahren, so betroffen war sie über den finsteren Ausdruck der Züge des Soldaten; in seine Betrachtungen versunken, schien er die Nähterin anfangs nicht zu bemerken, warf sich niedergeschlagen auf einen Stuhl, stützte seine Ellbogen auf den Tisch, und verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

Nach einem ziemlich langen Nachdenken stand er auf, und sagte mit halblauter Stimme:

— Es muß sein ... es muß sein ... — Nun einige Schritte in dem Zimmer thuend, blickte Dagobert um sich, als ob er irgend etwas gesucht hätte; endlich, nach einer Minute der Musterung erblickte er neben dem Ofen eine ungefähr zwei Fuß lange eiserne Stange, die dazu diente, den eisernen Deckel abzuheben, wenn der Ofen zu glühend war, er nahm sie, betrachtete sie aufmerksam, wog sie, und legte sie dann mit einer zufriedenen Miene auf die Kommode.

Verwundert über das fortwährende Schweigen Dagoberts, folgte die Mayeux seinen Bewegungen mit ei-

ner schüchternen und besorgten Neugierde; bald trat an die Stelle ihres Erstaunens Entsetzen, als sie den Soldaten seinen auf einem Stuhle liegenden Tornister nehmen, ihn öffnen, und aus demselben ein Paar Taschenpistolen nehmen sah, deren Batterie er vorsichtig spielen ließ.

Von Entsetzen ergriffen, konnte sich die Nähterin nicht enthalten, auszurufen:

— Mein Gott! ... Herr Dagobert ... was wollen Sie machen?

Der Soldat blickte die Mayeux an, als ob er sie jetzt erst zum ersten Male bemerkt hätte, und sagte mit einer herzlichen, aber barschen Stimme zu ihr:

— Guten Abend, mein gutes Kind ... Wie viel Uhr ist es?

— Acht Uhr ... hat es so eben auf Saint-Merry geschlagen, Herr Dagobert.

— Acht Uhr ... — sagte der Soldat, indem er mit sich selbst sprach, — erst acht Uhr!!

Und die Pistolen neben die eiserne Stange legend, schien er von Neuem zu überlegen, indem er die Augen um sich warf.

— Sie haben also keine guten Nachrichten, Herr Dagobert? — wagte die Mayeux zu sagen ...

— Nein ...

Dieses einzige Wort wurde von dem Soldaten in einem so barschen Tone ausgesprochen, daß die Mayeux, welche ihn nicht weiter zu befragen wagte, sich wieder schwei-

gend setzte. Rabat-Joie kam, seinen Kopf auf den Schooß des jungen Mädchens zu legen, und folgte eben so neugierig, als sie selbst, allen Bewegungen Dagoberts.

Dieser, nachdem er von Neuem während einiger Minuten in Nachdenken versunken geblieben, trat an das Bett, nahm aus demselben ein Leintuch, schien dessen Länge zu messen und zu berechnen, dann sagte er zu der Mayeux, indem er sich nach ihr umwandte:

— Eine Scheere . . .

— Aber, Herr Dagobert . . .

— Geschwind . . . mein gutes Kind . . . eine Scheere, — erwiederte Dagobert in einem wohlwollenden Tone, welcher aber andeutete, daß er Gehorsam verlange.

Die Nähterin nahm aus Franziska's Arbeitskörbchen eine Scheere und überreichte sie dem Soldaten.

— Jetzt halte mir das andere Ende von dem Betttuche, meine Tochter, und halte es fest . . .

In einigen Minuten hatte Dagobert das Betttuch in seiner Länge in vier Stücke zerschnitten, welche er dann sehr fest so zusammen drehete, um eine Art von Seil daraus zu machen, indem er in Zwischenräumen die zusammengedrehete Leinwand mit leinenen Bändern umband, welche ihm die Nähterin gab; aus diesen vier, an den Enden fest an einander geknüpften Streifen machte Dagobert ein Seil von zum Mindesten zwanzig Fuß Länge; das genügte ihm noch nicht, denn er sagte, indem er mit sich selbst sprach:

— Jetzt müßte ich einen Haken haben . . .

Und er suchte von Neuem um sich herum.

Die Mayeux, immer entsetzter, denn sie konnte an Dagoberts Plänen nicht mehr zweifeln, sagte schüchtern zu ihm:

— Aber, Herr Dagobert, ... Agricol ist noch nicht zurückgekehrt; ... weil er so lange ausbleibt, ... so hat er ohne Zweifel gute Nachrichten ...

— Ja, — sagte der Soldat voll Bitterkeit, indem er dabei immer mit den Augen um sich herum den Gegenstand suchte, welcher ihm fehlte, — gute Nachrichten in der Art der meinigen ... — Und er fügte hinzu: — Ich muß indessen einen starken eisernen Haken haben.

Indem er überall herumstöberte, fand der Soldat einen jener groben Säcke von grauer Leinewand, welche Franziska nähete. Er nahm ihn, öffnete ihn und sagte zu der Mayeux:

— Steck' mir die eiserne Stange und das Seil dahinein, meine Tochter, das wird viel bequemer ... dorthin zu tragen sein ...

— Großer Gott! — rief die Mayeux aus, indem sie Dagobert gehorchte, — Sie wollen gehen, ohne Agricol abzuwarten, Herr Dagobert ... wo er Ihnen vielleicht etwas Gutes mitzutheilen hat? ...

— Sei unbesorgt, meine Tochter ... ich werde meinen Sohn erwarten; ... ich kann erst um zehn Uhr von hier fortgehen ... Ich habe Zeit ...

— Ach! Herr Dagobert, Sie haben also alle Hoffnung verloren?

— Im Gegentheile ... ich habe gute Hoffnung ... aber auf mich ...

Indem er dieses sagte, drehete Dagobert den oberen Theil des Sackes zusammen, um ihn zuzubinden, dann legte er ihn auf die Kommode neben seine Pistolen.

— Zum Mindesten werden Sie Agricol abwarten, Herr Dagobert?

— Ja ... wenn er vor zehn Uhr kommt ...

— Demnach also, mein Gott! sind Sie fest entschlossen ...

— Sehr entschlossen ... indessen, wenn ich einfältig genug wäre, an Unglücksboten zu glauben...

— Zuweilen, Herr Dagobert, täuschen die Vorbedeutungen nicht, — sagte die Mayeux, indem sie nur daran dachte, den Soldaten von seinem gefährlichen Entschlusse abzubringen.

— Ja, — erwiederte Dagobert, — die alten Weiber sagen das ... und obgleich ich kein altes Weib bin, so hat mir doch das, was ich so eben gesehen habe ... das Herz beklemmt ... Am Ende werde ich ohne Zweifel eine Regung des Zornes für eine Ahnung gehalten haben ...

— Und was haben Sie denn gesehen?

— Ich kann Dir das erzählen, mein gutes Kind ... das wird uns die Zeit verbringen helfen ... sie dauert

mir ohnedies lange genug ... — Dann sich unterbrechend: — Hat es nicht so eben halb geschlagen?

— Ja, Herr Dagobert, ... es ist halb neun Uhr.

— Noch anderthalb Stunden, — sagte Dagobert mit einer dumpfen Stimme; dann fügte er hinzu: — Höre, was ich gesehen habe; ... als ich vor Kurzem durch eine Straße ging, ich weiß nicht welche, sind meine Augen unwillkürlich durch einen ungeheuren rothen Anschlagezettel angezogen worden, über dem man einen schwarzen Panther sah, der ein weißes Pferd verzehrte ... Bei diesem Anblicke kochte mein Blut, weil Du wissen mußt, meine gute Mayeux, daß ein schwarzer Panther ein armes, altes, weißes Pferd verzehrt hat, das ich besaß, Rabat-Joie's Gefährten ... und das Jovial hieß ....

Bei diesem, ihm sonst so vertrauten Namen, erhob Rabat-Joie, der zu den Füßen der Mayeux lag, plötzlich den Kopf und blickte Dagobert an.

— Siehst Du ... die Thiere haben Gedächtniß; er erinnert sich an Jovial, — sagte der Soldat, indem er selbst bei dieser Erinnerung seufzte. Sich hierauf an seinen Hund wendend, fuhr er fort:

— Du erinnerst Dich also Jovials?

Als Rabat-Joie diesen Namen von Neuem von seinem Herrn mit einer gerührten Stimme aussprechen hörte, knurrte und bellte er leise, wie um zu versichern, daß er seinen alten Reisegefährten nicht vergessen hätte.

— In der That, Herr Dagobert, — sagte die

Mayeur, es ist ein trauriges Zusammentreffen, über dieser Anzeige einen schwarzen Panther, der ein Pferd verzehrt, wieder zu finden.

— Wenn es weiter nichts wäre, Du sollst das Uebrige sehen. Ich trete an diese Anzeige heran und lese, daß ein gewisser Morok bei seiner Ankunft aus Deutschland in einer Hütte verschiedene wilde Thiere sehen lassen würde, die er gezähmt hat, und unter anderen einen köstlichen Löwen, einen Tiger und einen schwarzen Panther von Java, genannt der Tod.

— Dieser Name erregt Furcht, — sagte die Mayeur.

— Und er wird Dir noch weit mehr Furcht machen, mein Kind, wenn Du weißt, daß dieser Panther derselbe ist, der vor vier Monaten mein Pferd bei Leipzig erdrosselt hat.

— Ach! mein Gott ... Sie haben Recht, Herr Dagobert, — sagte die Mayeur, — das ist entsetzlich.

— Warte noch, — sagte Dagobert, dessen Züge sich immer mehr verfinsterten, — das ist nicht Alles ... auf Veranlassung dieses genannten Morok, des Herrn dieses Panthers, bin ich und meine armen Kinder in Leipzig ins Gefängniß geworfen worden.

— Und dieser böse Mensch ist in Paris? ... und er ist gegen Sie? — sagte die Mayeur, oh! Sie haben Recht ... Herr Dagobert ... Sie müssen sich in Acht nehmen; das ist eine schlimme Vorbedeutung ...

— Ja ... für diesen Elenden ... wenn ich ihm begegne, — sagte Dagobert mit einer dumpfen Stimme,

— denn wir haben alte Rechnungen mit einander abzumachen ...

— Herr Dagobert, — rief die Mayeux horchend aus, — es kommt Jemand eilig die Treppe herauf; es ist Agricol ... er hat gute Nachrichten ... ich bin überzeugt davon ...

— Da habe ich, was ich brauche, — sagte der Soldat hastig, ohne der Mayeux zu antworten, — Agricol ist Schmied ... er wird mir den eisernen Haken, den ich bedarf, verschaffen.

Einige Augenblicke nachher trat Agricol in der That ein; aber ach! auf den ersten Blick konnte die Nähterin in den bestürzten Zügen des Handwerkers die Vernichtung der Hoffnungen lesen, mit denen sie sich geschmeichelt hatte ...

— Nun! ... — sagte Dagobert zu seinem Sohne in einem Tone, der deutlich das wenige Vertrauen anzeigte, welches er zu dem Gelingen der von Agricol versuchten Schritte hätte, — nun! ... was giebt es Neues?

— Ach! mein Vater, es ist zum Rasendwerden, es ist, um sich den Kopf gegen die Wand zu zerschmettern, — rief der Schmied erzürnt aus.

Dagobert wandte sich an die Mayeux und sagte zu ihr:

— Du siehst, mein armes Kind ... ich war überzeugt davon ...

— Aber Du, mein Vater? — rief Agricol aus, — hast Du den Grafen von Montbron gesprochen?

— Der Graf von Montbron ist seit drei Tagen nach Lothringen gereiset ... das sind meine guten Nachrichten, — antwortete der Soldat mit einem bittern Spotte, — laß die Deinigen hören ... erzähle mir Alles; es thut mir Noth, fest überzeugt zu sein, daß, wenn man sich an die Gerechtigkeit wendet, die, wie Du vorhin sagtest, die rechtschaffenen Leute immer vertheidigt und beschützt, es Veranlassungen giebt, in welchen man sie den Schurken Preis giebt ... Ja, ich bedarf dessen, und dann nachher eines Hakens ... und ich habe wegen der beiden Sachen auf Dich gerechnet.

— Was willst Du damit sagen, mein Vater?

— Erzähle mir zuvor Deine Schritte ... wir haben Zeit ... es hat so eben erst halb Neun geschlagen ... Laß hören: wo bist Du, als Du mich verlassen, hingegangen?

— Zu dem Polizei-Commissair, bei dem Du Deine Klage niedergelegt hast.

— Was hat er Dir gesagt?

— Nachdem er sehr artig angehört, warum es sich handelte, hat er mir geantwortet: diese jungen Mädchen sind nach Allem in einem sehr achtbaren Hause ... in einem Kloster untergebracht ... es liegt also keine

dringende Nothwendigkeit vor, sie von dort fortzunehmen ... und außerdem kann ich es nicht auf mich nehmen, auf Ihre bloße Aussage gewaltsamer Weise in ein Gotteshaus zu dringen, morgen werde ich meinen Bericht an die betreffende Behörde abstatten, und man wird später sehen.

— Später ... Ihr seht, immer Aufschub, — sagte der Soldat.

— Aber, mein Herr, habe ich ihm geantwortet, — begann Agricol wieder, — man muß augenblicklich, heute Abend, heute Nacht noch handeln, denn, wenn sich diese jungen Mädchen nicht morgen früh in der Straße Saint-François befinden, so können sie einen nicht zu berechnenden Schaden erleiden ... — Das ist sehr zu bedauern, — hat mir der Polizei-Commissair geantwortet; — aber noch einmal, ich kann mich weder auf Ihre einfache Erklärung, noch auf die Ihres Vaters, der eben so wenig als Sie, weder Verwandter noch Verschwägerter dieser jungen Personen ist, in eine förmliche Uebertretung der Gesetze einlassen, die man nicht einmal auf das Verlangen einer Familie verletzen würde. Die Gerechtigkeit hat ihre Langsamkeiten und ihre Förmlichkeiten, denen man sich unterwerfen muß.

— Gewiß, — sagte Dagobert, — man muß sich ihnen unterwerfen, auf die Gefahr hin, sich als eine Memme, als einen Verräther und Undankbaren zu zeigen ...

— Und hast Du ihm auch von Fräulein von Cardoville erzählt? — fragte die Mayeux.

— Ja, aber er hat mir in dieser Beziehung eben so geantwortet: ... das wäre sehr wichtig; ich machte freilich eine Anzeige, aber ich brächte keinen Beweis zur Unterstützung dessen, was ich aussagte, bei. — „Eine dritte Person hat Ihnen versichert, daß Fräulein von Cardoville behauptete, nicht wahnsinnig zu sein, — hat mir der Polizei-Commissair gesagt, — das genügt nicht, alle Wahnsinnige behaupten, nicht wahnsinnig zu sein; ich kann demnach wieder nicht auf Ihre einfache Erklärung in die Wohnung eines achtbaren Arztes mit Gewalt eindringen; nichts desto weniger nehme ich Ihre Erklärung an, ich werde Bericht darüber abstatten. Aber das Gesetz muß seinen Lauf haben ..."

— Als ich vor Kurzem handeln wollte, — sagte Dagobert auf eine dumpfe Weise, — hatte ich da nicht etwa alles das vorausgesehn? Dennoch bin ich schwach genug gewesen, auf Euch zu hören.

— Aber, mein Vater, das, was Du unternehmen wolltest, war unmöglich ... und Du setztest Dich zu gefährlichen Folgen aus; Du hast es eingesehn.

— Demnach also, — erwiederte der Soldat, ohne seinem Sohne zu antworten, — hat man Dir förmlich, bestimmt gesagt, daß man nicht daran denken dürfte, gesetzlicher Weise zu erlangen, daß Rosa und Blanca mir heute Abend oder selbst morgen früh zurückgegeben würden?

— Nein, mein Vater, in den Augen des Gesetzes liegt keine dringende Nothwendigkeit vor; die Sache wird nicht vor zwei bis drei Tagen entschieden werden können.

— Das ist Alles, was ich wissen wollte, — sagte Dagobert, indem er aufstand und mit großen Schritten in dem Zimmer auf und abging.

— Dennoch, — erwiederte sein Sohn, — habe ich mich nicht für geschlagen gehalten. Verzweifelt, indem ich nicht daran glauben konnte, daß die Gerechtigkeit taub gegen so billige Forderungen bleiben könnte ... bin ich nach dem Justiz-Palaste geeilt ... indem ich hoffte, dort vielleicht ... einen Richter ... eine obrigkeitliche Person zu finden ... die meine Klage annehmen und ihr Folge geben würde ...

— Nun! — sagte der Soldat, indem er stehen blieb.

— Man hat mir gesagt, daß die Gerichtsstube des Prokurators des Königs täglich um fünf Uhr geschlossen, und um zehn Uhr geöffnet wäre; an ihre Verzweiflung, an die Lage des armen Fräuleins von Cardoville denkend, wollte ich noch einen Schritt versuchen; ich bin in die Wachtstube eines Postens der Linien-Truppen unter der Anführung eines Lieutenants getreten ... Ich habe ihm Alles gesagt; er hat mich so bewegt gesehn; ich habe mit so vieler Wärme, mit so vieler Ueberzeugung mit ihm gesprochen, daß ich ihn interessirt habe ... — Lieutenant, — sagte ich zu ihm, — bewilligen

Sie mir nur eine Gunst; lassen Sie nur einen Unteroffizier und zwei Mann sich nach dem Kloster begeben, um dort einen gesetzmäßigen Eintritt zu erlangen. Man wird die Töchter des Marschalls Simon zu sehen verlangen; man wird ihnen die Wahl lassen, zu bleiben, oder wieder zu meinem Vater zu gehen, der sie aus Rußland hergeführt hat ... und man würde sehen, ob man sie nicht gegen ihren Willen zurückhielte.

— Und was hat er Dir geantwortet, Agricol? — fragte die Mayeur, während Dagobert, die Achseln zuckend, seinen Spaziergang fortsetzte.

— Junger Mann, — hat er zu mir gesagt, — das, was Sie da von mir verlangen, ist unmöglich; ich begreife Ihre Gründe, aber ich kann eine so wichtige Maßregel nicht auf mich nehmen. Mit Gewalt in ein Kloster zu dringen, darin liegt etwas, um mich absetzen zu lassen. — Was soll ich aber dann thun, mein Herr? Es ist um den Verstand zu verlieren. — Meiner Treue, ich weiß es nicht. Das Sicherste ist zu warten ... — sagte mir der Lieutenant ... — Da, mein Vater, bin ich, in der Meinung alles Menschen Mögliche gethan zu haben, nach Hause zurückgekehrt ... indem ich hoffte, daß Du glücklicher als ich gewesen wärest; unglücklicher Weise habe ich mich geirrt.

Indem er dieses sagte, warf sich der Schmied, vor Ermüdung erschöpft, auf einen Stuhl.

Nach diesen Worten Agricols, welche die letzten Hoff-

nungen dieser drei stummen, unter dem Drucke eines unbarmherzigen Verhängnisses vernichteten Personen zerstörten, entstand ein Augenblick tiefen Schweigens.

Ein neuer Zwischenfall vermehrte noch den unglückseligen und schmerzlichen Charakter dieses Auftrittes.

---



Découvertes. —•— En

ſcan=

, indem er

## XI.

### Entdeckungen.

Agricol hatte bei seinem Eintritte nicht daran gedacht, die Thür wieder zu verschließen, diese öffnete sich so zu sagen schüchtern, und Franziska Beaudoin, Dagoberts Frau, erschien bleich, hinfällig, indem sie sich kaum aufrecht erhielt, auf der Schwelle.

Der Soldat, Agricol und die Mayeux waren in eine so finstere Niedergeschlagenheit versunken, daß Anfangs keine dieser drei Personen Franziska's Eintritt gewahr wurde.

Diese that kaum zwei Schritte in das Zimmer, und sank mit gefalteten Händen auf die Kniee, indem sie mit einer demüthigen und schwachen Stimme sagte:

— Mein armer Gatte ... vergieb mir ...

Bei diesen Worten wandten Agricol und die Mayeux, welche der Thür den Rücken zukehrten, sich um, und Dagobert erhob rasch den Kopf.

— Meine Mutter! ... — rief Agricol, auf Franziska zueilend, aus.

— Meine Frau! ... — rief Dagobert, indem er

aufstand und auch einen Schritt auf die Unglückliche zu that ...

— Gute Mutter! ... Du, auf den Knieen, — sagte Agricol, indem er sich zu Franziska bückte und sie innig umarmte, — steh doch auf!

— Nein, mein Kind, — sagte Franziska mit ihrem zugleich sanftesten und festesten Tone, — ich werde nicht aufstehen, bevor Dein Vater ... mir vergeben hat ... ich habe großes Unrecht gegen ihn begangen ... jetzt weiß ich es ...

— Dir vergeben ... armes Weib, — sagte der Soldat bewegt, indem er zu ihr trat. — Habe ich Dich etwa jemals angeklagt ... ausgenommen in einer ersten Regung der Verzweiflung? ... Nein ... nein .., die schlechten Priester habe ich beschuldigt ... und ich hatte Recht ... Endlich bist Du wieder da, — fügte er hinzu, indem er seinem Sohne half, um Franziska aufzuheben; — das ist ein Kummer weniger ... man hat Dich also freigelassen? ... Gestern habe ich noch nicht erfahren können, wo Dein Gefängniß wäre ... ich habe so viele Sorgen, daß ich an Dich nur habe denken können ... Komm, liebe Frau, setze Dich hierher ...

— Gute Mutter ... was Du schwach bist ... wie Du frierst ... was Du bleich bist! ... — sagte Agricol mit Bangigkeit und die Augen voller Thränen.

— Warum hast Du uns nicht benachrichtigen lassen? — fügte er hinzu ... — Wir hätten Dich abgeholt ... Aber wie Du zitterst! ... liebe Mutter ... Deine

Hände sind erstarrt ... — begann der Schmied wieder, vor Franziska knieend. Sich dann nach der Mayeux umwendend, sagte er: — Mach doch gleich ein wenig Feuer ...

— Ich hatte schon daran gedacht, als Dein Vater kam, Agricol; aber es sind weder Holz noch Kohlen mehr vorhanden.

— Nun denn! ... so bitte ich Dich, meine gute Mayeux, geh hinunter, um von dem Vater Loriot zu borgen ... er ist ein so guter Mann, daß er Dir es nicht ausschlagen wird ... Meine arme Mutter könnte leicht krank werden; ... sieh, wie sie schaudert.

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als die Mayeux verschwand.

Der Schmied stand auf, holte die Bettdecke und hüllte die Kniee und die Füße seiner Mutter sorgfältig darin ein; dann, von Neuem vor ihr niederknieend, sagte er zu ihr:

— Deine Hände, liebe Mutter ...

Und die kraftlosen Hände seiner Mutter in die seinigen schließend, suchte Agricol sie mit seinem Athem zu erwärmen.

Nichts war rührender, als dieses Bild, ... als diesen kräftigen jungen Mann mit energischem und entschlossenem Gesicht, das jetzt den Ausdruck einer wundervollen Zärtlichkeit trug, diese arme alte, bleiche und zitternde Mutter mit den zartesten Aufmerksamkeiten umgeben zu sehen.

Gut wie sein Sohn, holte Dagobert ein Kopfkissen, brachte es und sagte zu seiner Frau:

— Beuge Dich ein wenig vor, ich will dieses Kopfkissen hinter Dich legen; Du wirst so besser sitzen, und das wird Dich noch erwärmen.

— Wie Ihr mich alle Beide verzärtelt! — sagte Franziska, indem sie zu lächeln versuchte, — und besonders Du, was Du gut bist ... nach alle dem Weh, welches ich Dir zugefügt habe! — sagte sie zu Dagobert.

Und eine ihrer Hände aus denen ihres Sohnes ziehend, ergriff sie die Hand des Soldaten, auf welche sie ihre mit Thränen gefüllten Augen drückte; dann sagte sie mit leiser Stimme:

— Ich habe es im Gefängnisse recht bereut . . . glaube es nur ...

Agricols Herz blutete bei dem Gedanken, daß seine Mutter für den Augenblick in ihrem Gefängnisse unter so viel elende Geschöpfe gemischt gewesen war . . . sie, die fromme und würdige Frau ... von einer so engelgleichen Reinheit . . . Er stand im Begriffe zu versuchen, sie so zu sagen wegen einer für sie so schmerzlichen Vergangenheit zu trösten; aber er bedachte, daß das Dagobert ein neues Leid verursachen würde, und er schwieg.

— Und Gabriel? liebe Mutter, . . . — begann er wieder ... — wie geht es diesem guten Bruder? Da Du ihn gesehen hast, sag' uns, wie er sich befindet.

— Seit seiner Ankunft, — sagte Franziska, indem sie ihre Augen abtrocknete, — lebt er in der Zurückgezogenheit ... seine Oberen haben ihm auf das Strengste verboten, auszugehen ... Glücklicher Weise hatten sie ihm nicht verboten, mich zu empfangen ... denn seine Worte, seine Rathschläge haben mir die Augen geöffnet; er hat mir gezeigt, wie sehr ich, ohne es zu wissen, sträfbar gegen Dich gewesen bin, mein armer Gatte.

— Was willst Du damit sagen? — erwiederte Dagobert.

— Du wirst Dir wohl denken, daß, wenn ich Dir so viel Kummer verursacht habe, es nicht aus Bosheit geschehen ist ... Als ich Dich so verzweifelt sah, litt ich beinahe eben so viel, als Du; aber aus Furcht, meinen Schwur zu brechen, wagte ich nicht, es Dir zu sagen ... Ich wollte meinen Schwur halten, weil ich recht zu thun glaubte, weil ich glaubte, daß es meine Pflicht wäre ... Dennoch ... sagte mir ein gewisses Etwas, daß es meine Pflicht nicht wäre, Dich so untröstlich zu machen. Ach! mein Gott, erleuchte mich! — rief ich in meinem Gefängnisse aus, indem ich niederkniete, und trotz dem Gespötte der anderen Weiber betete; wie überhäuft eine gerechte und fromme Handlung, die mir von meinem Beichtvater, dem achtungswürdigsten Manne, anbefohlen worden, mich und die Meinigen mit so viel Qualen? Habe Erbarmen mit mir, mein gütiger Gott; erleuchte mich, gieb mir ein, ob ich unrecht gehandelt habe, ohne es zu wollen ... Da ich

mit Inbrunst betete, so hat Gott mich erhört, er hat mir den Gedanken eingegeben, mich an Gabriel zu wenden ... Ich danke Dir, mein Gott, ich werde Dir gehorchen, habe ich mir gesagt, Gabriel ist wie mein Kind ... auch er ist Priester; ... er ist ein heiliger Märtyrer ... Wenn irgend Jemand auf der Welt dem göttlichen Erlöser durch christliche Liebe, durch Güte gleicht ... so ist er es ... Sobald ich das Gefängniß verlasse ... will ich ihn berathen ... und er wird meine Zweifel aufklären.

— Liebe Mutter ... Du hast Recht, — rief Agricol aus, — das war ein Gedanke von oben ... Gabriel ... ist ein Engel, er ist das Reinste, das Muthigste, das Edelste, was es auf der Welt giebt! Er ist das Vorbild des wahren Priesters, des guten Priesters.

— Ach! armes Weib, — sagte Dagobert mit einem bittern Gefühle, — wenn Du niemals einen andern Beichtvater gehabt hättest, als Gabriel! ...

— Ich hatte wohl vor seinen Reisen daran gedacht, — sagte Franziska treuherzig. — Ich hätte so gern diesem lieben Kinde gebeichtet ... Aber siehst Du, ich war bange, den Abbé Dubois zu kränken, und daß Gabriel zu nachsichtig gegen meine Sünden sein möchte.

— Deine Sünden, arme liebe Mutter ... — sagte Agricol, — hast Du je nur eine einzige begangen?

— Und was hat Gabriel Dir gesagt? — fragte der Soldat.

— Ach, mein Freund, warum habe ich nicht früher

eine solche Unterredung mit ihm gehabt ... Das, was ich ihm über den Abbé Dubois mitgetheilt habe, hat seinen Argwohn erweckt; nun hat dieses liebe Kind mich über gar viele Dinge befragt, von denen er bis dahin niemals mit mir gesprochen hatte ... Ich habe ihm mein ganzes Herz aufgeschlossen; auch er hat mir das seinige eröffnet, und wir haben traurige Entdeckungen über Personen gemacht, die wir immer für sehr achtbar gehalten hatten ... und die uns dennoch ohne Wissen des Einen und des Andern betrogen hatten ...

— Wie das?

— Ja, man sagte ihm unter dem Siegel des Geheimnisses Dinge, die lauteten, als ob sie von mir kämen, und auch mir sagte man unter dem Siegel des Geheimnisses Dinge, als ob sie von ihm kämen ... So ... hat er mir gestanden, daß er Anfangs keinen Beruf gewählt hätte, Priester zu werden ... Aber man hat ihm versichert, daß ich mein Heil für diese und für jene Welt nur dann für sicher hielte, wenn er den geistlichen Stand ergriffe, weil ich überzeugt wäre, daß der Herr mich dafür belohnen würde, ihm einen so vortrefflichen Diener gegeben zu haben, und daß ich indessen niemals wagen würde, von ihm, Gabriel, einen solchen Beweis von Liebe zu verlangen, obgleich ich ihn als eine Waise von der Straße aufgerafft, und ihn durch Entbehrungen und Arbeit wie meinen Sohn erzogen hätte ... Da hat sich das arme liebe Kind, in der Meinung, alle





meine Wünsche zu erfüllen ... geopfert. Er ist in das Seminar eingetreten.

— Das ist ja abscheulich, — sagte Agricol, — das ist eine schändliche List, und für die Priester, die sich ihrer schuldig gemacht, ist es eine gottvergessene Lüge ...

— Während dieser Zeit, — begann Franziska wieder, führte man gegen mich eine andere Sprache: man sagte mir, daß Gabriel Beruf hätte, daß er aber nicht wagte, es mir einzugestehen, aus Besorgniß, ich möchte eifersüchtig wegen Agricol sein, der, da er niemals etwas Anderes werden könnte, als ein Handwerker, die Vortheile nicht genießen würde, welche der Priesterstand Gabriel zusichere ... Demnach auch, als er mich um die Erlaubniß bat, in das Seminar zu treten (das liebe Kind! er ging nur mit Widerwillen, aber er glaubte mich sehr glücklich zu machen), so habe ich, anstatt ihn von diesem Gedanken abwendig zu machen, ihn im Gegentheil aus allen meinen Kräften aufgefordert, ihn zu befolgen, indem ich ihm versicherte, daß er nichts Besseres thun könnte, daß mir das eine große Freude verursache ... Ach! ... Ihr versteht wohl, ich übertrieb, so sehr fürchtete ich, daß er mich für eifersüchtig wegen Agricol halten möchte.

— Welche abscheulichen Umtriebe! — sagte Agricol, auf das Höchste erstaunt. — Man spekulirte auf eine schändliche Weise auf Eure gegenseitige Aufopferung; ... dennoch sah also Gabriel in der fast erzwungenen Auf-

munterung, welche Du seinem Entschlusse gabst, den Ausdruck Deines heißesten Wunsches ...

— Indessen, da Gabriel das beste Herz von der Welt ist, so ist ihm der Beruf allmälig gekommen. Das ist ganz natürlich: diejenigen, welche litten, zu trösten, sich für diejenigen, welche unglücklich sind, aufzuopfern, dafür war er geboren ... demnach würde er mir auch niemals ohne unsere Unterredung von heute Morgen von der Vergangenheit gesprochen haben ... Aber da habe ich ihn, der immer so sanft, so schüchtern ist, ... sich empören, ... sich besonders gegen Herrn Rodin und eine andere Person, die er anklagt, erbittern sehen ... Wie er mir gesagt, hatte er gegen sie bereits ernste Klagen, ... aber diese Entdeckungen machten das Maß voll.

Bei diesen Worten Franziska's machte Dagobert eine Bewegung und legte rasch die Hand auf seine Stirn, wie um seine Erinnerungen zu sammeln. Seit einigen Minuten hörte er mit einem unendlichen Erstaunen und fast mit Entsetzen der Erzählung dieser geheimen, mit einer so gewandten und so durchdachten Betrügerei geleiteten Umtriebe zu.

Franziska fuhr fort:

— Endlich ... als ich Gabriel eingestanden habe, daß ich auf den Rath des Herrn Abbé Dubois, meines Beichtvaters, einer mir unbekannten Person die meinem Gatten anvertrauten Kinder ausgeliefert hätte, die Töchter des Generals Simon, ... hat der liebe Sohn, ach!

mit großem Bedauern, mich getadelt ... nicht deshalb, daß ich sie die Wohlthaten unserer heiligen Religion hätte kennen lehren wollen, sondern deshalb, daß ich meinen Gatten nicht berathen hätte, der allein vor Gott und vor den Menschen für das ihm anvertraute Pfand verantwortlich wäre ... Gabriel hat das Verfahren des Herrn Abbé Dubois heftig gerügt, der, wie er mir sagte, mir schlechten und hinterlistigen Rath ertheilt hätte; dann hat mich dieses liebe Kind mit seiner Engels-Sanftmuth getröstet, indem er mich aufgefordert, zurückzukehren und Dir Alles zu sagen ... mein armer Gatte! Er hätte mich gern begleiten wollen, denn kaum wagte ich daran zu denken, hierher zurückzukehren, so untröstlich war ich über mein Unrecht gegen Dich, aber unglücklicher Weise war Gabriel durch sehr strenge Befehle seiner Oberen in seinem Seminar zurückgehalten; er hat nicht mit mir kommen können, und ...

Dagobert unterbrach ungestüm seine Frau, er schien die Beute einer gewaltigen Aufregung.

— Ein Wort, Franziska, — sagte er, — denn wahrlich, inmitten so vieler Sorgen, so vieler schwarzer und höllischer Umtriebe schwindet das Gedächtniß, verirrt sich der Verstand ... Du hast mir an dem Tage, wo die Kinder verschwunden sind, gesagt, daß, als Du Gabriel aufnahmst, Du an seinem Halse eine Medaille von Bronze, und in seiner Tasche eine Brieftasche voller, in einer fremden Sprache geschriebener Papiere gefunden hättest?

— Ja, ... mein Freund.

— Daß Du späterhin diese Papiere und diese Medaille Deinem Beichtvater übergeben hättest?

— Ja, mein Freund.

— Und Gabriel hat Dir seitdem niemals wieder etwas von dieser Medaille und diesen Papieren gesagt?

— Nein.

Als Agricol diese Mittheilungen seiner Mutter hörte, blickte er sie mit Erstaunen an, und rief aus:

— Aber dann hat also Gabriel dasselbe Interesse, wie die Töchter des Generals Simon und Fräulein von Cardoville ... sich morgen in der Straße Saint-François zu befinden?

— Gewiß, — sagte Dagobert, — und jetzt, erinnerst Du Dich, daß er uns bei meiner Ankunft gesagt hat, daß er unserer, unseres Beistandes in einer wichtigen Angelegenheit in einigen Tagen bedürfen würde?

— Ja, mein Vater.

— Und man hält ihn als Gefangenen in einem Seminar zurück! Und er hat zu Deiner Mutter gesagt, daß er sich über seine Oberen zu beklagen hätte! und er hat uns um unseren Beistand, — erinnerst Du Dich daran? — mit einer so traurigen und so ernsten Miene gebeten, daß ich zu ihm gesagt habe ...

— Daß, wenn es sich um einen Zweikampf auf Leben und Tod handelte, er nicht anders mit uns reden würde ... — erwiederte Agricol, indem er Dagobert unterbrach. — Das ist wahr, mein Vater ...

Und doch hast Du, der Du Dich auf Muth verstehst, die Tapferkeit Gabriels als der Deinigen gleich anerkannt; ... wenn er seine Oberen so sehr fürchtet, so muß die Gefahr groß sein.

— Jetzt, wo ich Deine Mutter gehört habe ... begreife ich Alles. .. — sagte Dagobert. — Gabriel ist, wie Rosa und Blanca, wie Fräulein von Cardoville ... wie Deine Mutter, wie vielleicht wir selbst es sind, das Opfer der finsteren Ränke schlechter Priester ... Sieh, in diesem Augenblicke, wo ich ihre im Dunkeln schleichenden Mittel, ihre höllische Beharrlichkeit kenne ... sehe ich, — fügte der Soldat hinzu, indem er leiser sprach, — daß man sehr stark sein muß, um gegen sie zu kämpfen ... Nein, ich hatte keinen Begriff von ihrer Macht ...

— Du hast Recht, mein Vater, ... denn diejenigen, welche heuchlerisch und boshaft sind, können eben so viel Böses anstiften, als diejenigen, welche gut und von christlicher Liebe, wie Gabriel, erfüllt sind ... Gutes thun. — Es giebt keinen unbarmherzigeren Feind, als einen schlechten Priester.

— Ich glaube Dir ... und das entsetzt mich, denn am Ende sind meine armen Kinder in ihren Händen ... Sollte man sie ihnen ohne Kampf überlassen? ... Muß man denn ganz und gar verzweifeln? ... Oh! nein ... nein ... keine Schwäche ... und dennoch ... seitdem uns Deine Mutter dieses höllische Treiben entschleiert, ich weiß nicht, ... aber ich fühle mich minder

stark . . . minder entschlossen . . . Alles, was um uns herum vorgeht, scheint mir entsetzlich. Die Entführung dieser Kinder ist keine für sich allein dastehende Sache mehr, sondern die Verzweigung eines großen Komplottes, das uns umgiebt und uns bedrohet . . . Es scheint mir, als ob ich und diejenigen, welche ich liebe, Nachts auf dem Marsche wären . . . mitten unter Schlangen . . . mitten unter Feinden und Fallstricken, die man weder sehen, noch bekämpfen kann . . . Kurz, was willst Du, daß ich Dir sage? . . . ich, ich habe niemals den Tod gefürchtet . . . ich bin keine Memme . . . Wohlan denn! jetzt . . . gestehe ich es . . . ja, ich gestehe es . . . diese Schwarzröcke machen mir Furcht . . . ja . . . ich fürchte mich vor ihnen . . .

Dagobert sprach diese Worte mit einer so innigen Ueberzeugung aus, daß sein Sohn erbebte, denn er theilte denselben Eindruck.

Und das konnte nicht anders sein, die offenherzigen, energischen, entschlossenen Charaktere, die daran gewöhnt sind, offen zu handeln und zu kämpfen, können nur eine Furcht empfinden, nämlich die, im Finstern durch unergreifbare Feinde umringt und getroffen zu werden; so hatte Dagobert zwanzig Male dem Tode die Spitze geboten, und dennoch, als er seine Frau so ungekünstelt dieses finstere Gewebe von Verrath, Betrug, Lüge und Verläumdung darstellen hörte, so empfand der Soldat ein unbestimmtes Entsetzen, und obgleich sich nichts in den Umständen seines nächtlichen Unternehmens gegen

das Kloster geändert hatte, so erschien es ihm doch in einem unglückverkündenderen und gefährlicheren Lichte.

Das Schweigen, welches seit einigen Sekunden herrschte, wurde durch die Rückkehr der Mayeux unterbrochen.

Da diese wußte, daß die Unterredung Dagoberts, seiner Frau und Agricols keinen ungelegenen Zuhörer haben dürfte, klopfte sie leise an die Thür, indem sie mit dem Vater Loriot draußen blieb.

— Darf man eintreten, Madame Franziska? — sagte die Nähterin. — Der Vater Loriot ist da, und bringt Holz.

— Ja, ja, komm herein, meine gute Mayeux, — sagte Agricol, während sein Vater sich den kalten Schweiß abtrocknete, der ihm von der Stirn floß.

Die Thür ging auf und man sah den würdigen Färber, dessen Hände und Arme dieses Mal amaranthfarbig waren; er trug auf der einen Seite einen Korb mit Holz und auf der andern glühende Kohlen auf einer kleinen Feuerschaufel.

Allerseits guten Abend, — sagte Vater Loriot, — ich danke Ihnen, an mich gedacht zu haben, Madame Franziska, Sie wissen, daß meine Werkstatt und Alles, was darin ist, zu Ihren Diensten steht ... unter Nachbaren hilft man sich, wie es recht ist; ich meine, Sie sind seiner Zeit gütig genug gegen meine kluge Frau gewesen! ...

Indem er hierauf das Holz in eine Ecke stellte und die Feuerschaufel Agricol reichte, und an der traurigen und bekümmerten Miene der verschiedenen Handelnden in diesem Auftritte errieth, daß es bescheiden von ihm sein würde, seinen Besuch nicht zu verlängern, fügte er hinzu:

— Haben Sie nichts weiter nöthig, Madame Franziska?

— Nein, Vater Loriot, ich danke.

— Dann allerseits gute Nacht ...

Indem er sich hierauf an die Mayeux wandte, fügte der Färber hinzu:

— Vergessen Sie den Brief für Herrn Dagobert nicht ... ich habe nicht gewagt, ihn anzurühren, ich hätte die vier Finger und den Daumen amaranthfarbig darauf gedrückt, allerseits gute Nacht.

Und der Vater Loriot verließ das Zimmer.

— Hier ist dieser Brief, Herr Dagobert, — sagte die Mayeux.

Und sie beschäftigte sich damit, das Feuer anzuzünden, während Agricol den alten Sessel seiner Mutter an den Ofen stellte.

— Sieh, was darin steht, mein Junge, — sagte Dagobert zu seinem Sohne, — mein Kopf ist mir so dumpf, daß ich kaum deutlich sehe ...

Agricol nahm den Brief, welcher kaum einige Zeilen enthielt, und las, nachdem er die Unterschrift betrachtet hatte:

„Auf dem Meere, den 25. December 1831.

Ich benutze das Begegnen und die Unterhaltung einiger Minuten mit einem Schiffe, das sich direkt nach Europa begiebt, mein alter Kamerad, um Dir in der Eile diese Zeilen zu schreiben, welche Dir, wie ich hoffe, über Havre, und wahrscheinlich früher, als meine letzten Briefe aus Indien zukommen werden ... Du must jetzt mit meiner Frau und meinem Kinde in Paris sein ... sag' ihnen ...

Ich kann nicht endigen ... das Boot fährt ab ... ein Wort in der Eile ... ich komme nach Frankreich ... Vergiß den 13. Februar nicht; ... die Zukunft meiner Frau und meines Kindes hängen davon ab ...

Leb' wohl, mein Freund, ewige Dankbarkeit.

Simon."

Agricol ... Dein Vater ... geschwind ... — rief die Mayeux aus.

Bei den ersten Worten dieses Briefes, zu welchen die gegenwärtigen Umstände auf eine so grausame Weise paßten, war Dagobert todtenbleich geworden ... Die Gemüthserschütterung, die Ermüdung, die Erschöpfung, verbunden mit diesem letzten Schlage, ließen ihn wanken.

Sein Sohn eilte zu ihm, unterstützte ihn einen Augenblick lang in seinen Armen; aber bald verschwand dieser Anfall augenblicklicher Schwäche, Dagobert fuhr mit der Hand über seine Stirn, und richtete seine hohe Gestalt wieder auf; sein Blick leuchtete, seine harten Züge nah-

men einen Ausdruck fester Entschlossenheit an, und er rief mit einer grimmigen Begeisterung aus:

— Nein, nein, ich werde kein Verräther, ich werde keine Memme sein. Ich fürchte mich nicht mehr vor den Schwarzröcken, und Rosa und Blanca sollen heute Nacht befreit werden! —

---

## XII.

### Das Strafgesetzbuch.

Einen Moment lang über die im Finstern schleichenden Umtriebe entsetzt, welche von den Schwarzröcken, wie er sagte, auf eine so gefährliche Weise gegen Personen, die er liebte, betrieben wurden, hatte Dagobert einen Augenblick lang zögern können, Rosa's und Blanca's Befreiung zu versuchen; aber seine Unentschlossenheit hörte sogleich auf, nachdem er den Brief des Marschalls Simon gelesen, der ihn auf eine so unerwartete Weise an heilige Pflichten erinnerte.

An die Stelle der vorübergehenden Niedergeschlagenheit des Soldaten trat eine Entschlossenheit, eine ruhige und so zu sagen besonnene Energie.

— Wie viel Uhr ist es, Agricol? — fragte er seinen Sohn.

— Es hat so eben neun Uhr geschlagen, mein Vater.

— Du mußt mir sogleich einen starken eisernen Haken machen, . . . fest genug, um meine Last tragen zu können, und weit genug, um auf die Brüstung einer Mauer zu passen. Dieser eiserne Ofen wird Deine

Schmiede und Dein Amboß sein; Du wirst einen Hammer in dem Hause finden . . . und . . . was das Eisen anbelangt, — sagte der Soldat, indem er zögerte und um sich blickte, — was das Eisen anbelangt . . . sieh, da ist . . .

Indem er dieses sagte, nahm der Soldat von dem Ofen eine sehr starke Feuerzange, überreichte sie seinem Sohne und fügte hinzu:

— Vorwärts, Mordelement! mein Junge, schüre das Feuer, laß es weiß glühen, und schmiede mir dieses Eisen . . .

Bei diesen Worten blickten sich Franziska und Agricol überrascht an; der Schmied blieb stumm und bestürzt, indem er den Beschluß seines Vaters und die Vorbereitungen nicht kannte, welche dieser mit Hülfe der Mayeux bereits begonnen hatte.

— Du verstehst mich also nicht, Agricol, — wiederholte Dagobert, indem er immer die Zange in der Hand hielt.

— Du mußt mir auf der Stelle hieraus einen Haken machen . . .

— Einen Haken . . . mein Vater . . . und wozu?

— Um ihn an das Ende eines Seiles zu befestigen, welches ich da habe. Du mußt ihn mit einer Art von Nadelöhr endigen, das weit genug ist, um das Seil dauerhaft daran befestigen zu können.

— Aber dieses Seil, dieser Haken, wozu sollen sie dienen?

— Um die Klostermauern zu erklettern, wenn ich durch keine Thür hineinkommen kann.

— Welches Kloster? — fragte Franziska ihren Sohn.

— Wie! mein Vater? — rief Dieser hastig aufstehend aus, — Du denkst noch daran?

— Ei ja doch! woran soll ich sonst denken?

— Aber mein Vater ... das ist unmöglich ... Du wirst ein solches Unternehmen nicht wagen.

— Aber was denn? mein Kind, — fragte Franziska mit Bangigkeit; — wo will denn Dein Vater hingehen?

— Er will heute Nacht in das Kloster dringen, in welchem die Töchter des Marschalls Simon eingesperrt sind, und sie entführen.

— Großer Gott! ... mein armer Gatte! ... eine Heiligthumsentweihung! ... — rief Franziska, immer ihrem frommen Glauben getreu, aus; und indem sie die Hände faltete, machte sie eine Bewegung, um aufzustehn und sich Dagobert zu nähern.

Der Soldat, welcher voraussah, daß er Einwendungen und Bitten aller Art auszuhalten haben würde, und der fest entschlossen war, nicht nachzugeben, wollte gleich von Anfang an diesem nutzlosen Flehen, das ihn außerdem eine kostbare Zeit verlieren ließ, kurz ein Ende machen; er erwiederte demnach mit einer ernsten, strengen, fast feierlichen Miene, welche von der Unbeugsamkeit seines Entschlusses zeugte:

— Höre mich an, liebe Frau, und auch Du, mein

Sohn: wenn man sich in meinem Alter zu etwas entschließt, so weiß man warum; ... und wenn man einmal entschlossen ist, so vermögen weder Frau noch Sohn etwas dagegen auszurichten; ... man thut, was man thun muß; ... das ist es, wozu ich entschlossen bin ... erspart Euch demnach unnöthige Worte ... es ist Eure Pflicht, mir so zuzureden, das mag sein; Ihr habt diese Pflicht erfüllt, sprechen wir nicht mehr davon. Heute Abend will ich Herr im Hause sein ...

Furchtsam und entsetzt, wagte Franziska kein Wort vorzubringen; aber sie wandte ihre flehenden Blicke nach ihrem Sohne.

— Mein Vater! ... — sagte Dieser, — ein Wort noch ... nur ein einziges Wort.

— Laß dieses Wort hören, — erwiederte Dagobert ungeduldig.

— Ich will Deinen Entschluß nicht bestreiten; sondern ich will Dir beweisen, daß Du nicht weißt, wessen Du Dich aussetzest ...

— Es ist mir nichts unbekannt! — sagte der Soldat in einem barschen Tone. — Das, was ich versuche, ist gefährlich; ... aber es soll nicht gesagt werden, daß ich ein Mittel, welches es auch sein möge, vernachlässigt habe, um das zu erfüllen, was ich zu erfüllen versprochen habe ...

— Noch ein Mal, mein Vater, nimm Dich in Acht ... Du weißt nicht, welcher Gefahr Du Dich aussetzest! — sagte der Schmied mit einer beunruhigten Miene.

— Wohlan, sprechen wir von der Gefahr, sprechen wir von dem Gewehre des Pförtners und der Sichel des Gärtners, — sagte Dagobert, verächtlich die Achseln zuckend, — sprechen wir davon, damit dem ein Ende wird .... Nun! nehmen wir nachher an, daß ich meine Haut in diesem Kloster lasse, bleibst Du da nicht Deiner Mutter? Seit zwanzig Jahren seid Ihr jetzt gewöhnt, meiner zu entbehren ... das wird Euch weniger schwer fallen ...

— Und ich bin es, mein Gott! ich, welche die Ursache von all' diesem Unglück ist! ... — rief die arme Mutter aus. — Ach! Gabriel hatte sehr Recht, mich zu tadeln.

— Beruhigen Sie sich, Madame Franziska, — sagte leise die Mayeux, welche sich Dagoberts Frau genähert hatte, — Agricol wird seinen Vater sich nicht so aussetzen lassen.

Nach einem Augenblicke des Zögerns begann der Schmied wieder mit einer bewegten Stimme:

— Ich kenne Dich zu gut, mein Vater, um zu denken, daß ich Dich durch die Furcht vor einer Todesgefahr zurückhielte.

— Von welcher Gefahr sprichst Du denn dann?

— Von einer Gefahr ... vor welcher Du zurückweichen wirst; ... ja ... vor welcher Du ... der Du so tapfer bist ... zurückweichen wirst ... — sagte der junge Mann in einem überzeugten Tone, welcher seinen Vater überraschte.

— Agricol, — sagte der Soldat streng und barsch, — Du sagst eine Niederträchtigkeit, Du beschimpfst mich.

— Mein Vater!

— Eine Niederträchtigkeit, — erwiederte der Soldat erzürnt, — weil es niederträchtig ist, einen Mann von seiner Pflicht dadurch abwendig machen zu wollen, daß man ihn erschreckt; ... eine Beschimpfung, weil Du mich für fähig hältst, eingeschüchtert zu werden.

— Ach! Herr Dagobert, — rief die Mayeux aus, — Sie verstehen Agricol nicht.

— Ich verstehe ihn nur zu gut, — antwortete der Soldat hart.

Schmerzlich bewegt durch die Strenge seines Vaters, aber fest in seinem, ihm durch seine Liebe und durch seine Achtung vorgeschriebenen Entschlusse, begann Agricol, nicht ohne ein heftiges Herzklopfen, wieder:

— Vergieb mir, wenn ich Dir ungehorsam bin, mein Vater; ... aber solltest Du mich hassen, so mußt Du erfahren, welcher Gefahr Du Dich aussetzest, wenn Du bei Nacht die Mauern eines Klosters ersteigst ...

— Mein Sohn!! Du wagst ... — rief Dagobert mit vor Zorn flammendem Gesichte aus.

— Agricol ... — rief Franziska, in Thränen zerfließend, aus... — mein Gatte!

— Herr Dagobert, hören Sie Agricol an! ... er spricht in Ihrer Aller Interesse, — rief die Mayeux aus.

— Kein Wort mehr ... — antwortete der Soldat, indem er zornig mit dem Fuße stampfte.

— Ich sage Dir, ... mein Vater ... daß Du beinahe gewiß ... die Galeere riskirst!! — rief der Schmied aus, indem er entsetzlich bleich wurde.

— Unglückseliger! — sagte Dagobert, indem er seinen Sohn bei dem Arme packte, — Du konntest mir das nicht lieber verschweigen, als daß Du mich dem aussetzest, ein Verräther und feig zu sein!! — Hierauf wiederholte der Soldat schaudernd: — die Galeere!!

Und er senkte stumm, tiefsinnig, und wie durch diese niederschmetternden Worte vernichtet, den Kopf.

— Ja, nächtlicher Weise in einen bewohnten Ort mit Ersteigen und Einbruch zu dringen, darauf steht ... das Gesetz spricht deutlich ... die Galeere! — rief Agricol, zugleich vergnügt und untröstlich über die Niedergeschlagenheit seines Vaters, aus, — ja, mein Vater ... die Galeere ... wenn Du auf der That ertappt wirst; und es sind zehn Möglichkeiten gegen eine vorhanden, daß das geschieht. Denn die Mayeux hat Dir gesagt, daß das Kloster bewacht ist, ... wenn Du heute Morgen versucht hättest, diese beiden jungen Fräuleins am hellen Tage zu entführen, so würdest Du verhaftet worden sein; aber zum Mindesten hätte dieser offen gemachte Versuch den Charakter einer rechtschaffenen Kühnheit, was Dich späterhin vielleicht hätte freisprechen lassen ... Aber so Nachts mit Ersteigen einzudringen ... ich wiederhole es Dir ... darauf steht die Galeere

... Jetzt ... mein Vater ... entscheide Dich ... was Du thun wirst, werde ich thun ... denn ich werde Dich nicht allein gehen lassen ... Sag' ein Wort ... und ich schmiede Deinen Haken; ich habe dort in dem Schranke einen Hammer und Zangen, ... und in einer Stunde brechen wir auf.

Ein tiefes Schweigen folgte den Worten des Schmieds, ein Schweigen, das nur durch das unterdrückte Schluchzen Franziska's unterbrochen wurde, welche mit Verzweifelung flüsterte:

— Ach! ... mein Gott ... das geschieht indessen ... weil ich auf den Abbé Dubois gehört habe.

Vergebens tröstete die Mayeux Franziska; sie fühlte sich selbst entsetzt, denn der Soldat war im Stande, der Schande zu trotzen und dann wollte Agricol die Gefahren seines Vaters theilen.

Trotz seinem energischen und entschlossenen Charakter blieb der Soldat von Bestürzung getroffen.

Nach seinen militairischen Gewohnheiten hatte er in seinem nächtlichen Unternehmen nur eine Art von Kriegslist gesehn, wozu er sich zuvörderst durch sein gutes Recht und dann auch durch das unbarmherzige Verhängniß seiner Lage berechtigt glaubte, aber die entsetzlichen Worte seines Sohnes führten ihn zu der Wirklichkeit, zu einer schrecklichen Wahl zurück: — entweder mußte er das Vertrauen des Marschalls Simon und den letzten Willen der Mutter der Waisen verrathen, oder er mußte sich einer entsetzlichen Schändung, und beson-

ders seinen Sohn derselben aussetzen ... seinen Sohn!! und das selbst ohne die Gewißheit, die Waisen zu befreien.

Mit einem Male rief Franziska, indem sie ihre in Thränen gebadeten Augen abtrocknete, wie von einer plötzlichen Eingebung getroffen, aus:

— Aber mein Gott, da fällt mir ein ... es giebt vielleicht ein Mittel, diese lieben Kinder ohne Gewaltthätigkeit aus dem Kloster zu bekommen.

— Wie das, meine Mutter? — sagte Agricol rasch.

— Der Herr Abbé Dubois hat sie in dasselbe führen lassen ... aber nach dem, was Gabriel vermuthet, hat mein Beichtvater wahrscheinlich nur auf den Rath des Herrn Rodin gehandelt ...

— Und wenn das wäre, meine liebe Mutter, so würde man sich vergebens an Herrn Rodin wenden, man würde nichts von ihm erlangen.

— Von ihm, nein, aber vielleicht von diesem so mächtigen Abbé, welcher der Obere Gabriels ist, und der seit seinem Eintritte in das Seminar immer sein Gönner gewesen ist.

— Welcher Abbé, liebe Mutter?

— Der Herr Abbé d'Aigrigny.

— In der That, liebe Mutter, bevor er Priester geworden, war er Militair ... vielleicht würde er eher zugänglich sein, als ein Anderer ... und indessen ...

— d'Aigrigny! — rief Dagobert mit einem Ausdrucke des Abscheues und des Hasses aus. — In diesen

Verrath hier ist ein Mann gemischt, der, bevor er Priester geworden, Militair gewesen, und der d'Aigrigny heißt?

— Ja, mein Vater, der Marquis d'Aigrigny ... vor der Restauration ... hatte er in Rußland gedient ... und im Jahre 1815 haben ihm die Bourbons ein Regiment gegeben ...

— Das ist er! — sagte Dagobert mit einer dumpfen Stimme. — Wieder er! immer er!!! wie ein böser Dämon ... mag es sich nun um die Mutter, den Vater oder die Kinder handeln.

— Was sagst Du da, mein Vater?

— Der Marquis d'Aigrigny! — rief Dagobert aus, — wißt Ihr, wer dieser Mann ist? Bevor er Priester geworden, ist er der Henker von Rosa's und Blanca's Mutter gewesen, die seine Liebe verschmähete. Bevor er Priester geworden ... hat er sich gegen sein Vaterland geschlagen, und sich zwei Male in dem Kriege dem General Simon gegenüber befunden ... Ja, während der General Simon Gefangener in Leipzig, während er bei Waterloo mit Wunden bedeckt war, triumphirte der Marquis Renegat mit den Russen und den Engländern! Unter den Bourbonen mit Ehren überhäuft, hat sich der Renegat nochmals dem Krieger des verfolgten Kaiserreiches gegenüber befunden. Dieses Mal hat zwischen ihnen Beiden ein Zweikampf auf Leben und Tod stattgefunden ... Der Marquis ist verwundet worden; aber der General, geächtet und zum Tode verdammt,

ist ausgewandert ... Jetzt ist der Renegat Priester ... sagt Ihr? Wohlan denn! ich bin jetzt überzeugt, daß er es ist, welcher Rosa und Blanca hat entführen lassen, um an ihnen den Haß zu stillen, den er immer gegen ihre Mutter und gegen ihren Vater gehabt hat ... Dieser schändliche d'Aigrigny hält sie in seiner Gewalt ... Jetzt habe ich nicht blos mehr das Vermögen dieser Kinder zu vertheidigen, ... sondern ihr Leben! ... Versteht Ihr? ihr Leben! ...

— Hältst Du diesen Mann für fähig, mein Vater...

— Ein Verräther an seinem Vaterlande, der damit endigt, ein schändlicher Priester zu werden, ist zu Allem fähig; ich sage Euch, daß er vielleicht in diesem Augenblicke diese Kinder durch langsame Martern umbringt... — rief der Soldat mit einer herzzerreißenden Stimme aus, — denn sie von einander zu trennen, heißt schon anfangen sie umzubringen ... — Dann fügte Dagobert mit einer unmöglich wiederzugebenden Erbitterung hinzu: — Die Töchter des Marschalls Simon sind in der Gewalt des Marquis d'Aigrigny und seiner Bande ... und ich sollte zögern ihre Rettung zu versuchen ... aus Furcht vor der Galeere! ... Die Galeere? — fügte er mit einem Ausbruche krampfhaften Gelächters hinzu, — was kümmert mich die Galeere? Kommt etwa unsere Leiche auf die Galeere? Sollte ich nach diesem letzten Versuche, wenn er scheitert, nicht das Recht haben, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen? ... Leg' Dein

Eisen in's Feuer, mein Junge ... Rasch, die Zeit drängt ... schmiede ... schmiede das Eisen ...

— Aber ... Dein Sohn ... begleitet Dich, — rief Franziska mit einem Schreie mütterlicher Verzweiflung aus. Dann aufstehend, warf sie sich Dagobert zu Füßen, indem sie sagte: — Wenn Du verhaftet bist ... wird auch er verhaftet sein ...

— Um sich die Galeere zu ersparen ... wird er es, wie ich machen ... ich habe zwei Pistolen.

— Aber ich ... — rief die unglückliche Mutter aus, indem sie ihre Hände flehend ausstreckte, — ohne Dich ... ohne ihn ... was soll da aus mir werden? ...

— Du hast Recht ... ich war selbstsüchtig ... ich werde allein gehen, — sagte Dagobert.

— Du wirst nicht allein gehen ... mein Vater ... erwiederte Agricol.

— Aber Deine Mutter! ...

— Die Mayeux sieht, was vorgeht; sie wird zu Herrn Hardy, meinem Fabrikanten gehen, und ihm Alles sagen ... er ist der edelmüthigste Mann von der Welt ... meine Mutter wird eine Zufluchtsstätte und Brod bis an das Ende ihrer Tage haben.

— Und ich ... ich bin die Ursache von Allem ... — rief Franziska aus, indem sie verzweifelt die Hände rang. — Bestrafe mich, mein Gott ... bestrafe mich ... es ist meine Schuld ... ich habe diese Kinder überliefert ... ich werde durch den Tod meines Kindes bestraft werden!

— Du wirst mich nicht begleiten ... Agricol!! ... ich verbiete Dir's, — sagte Dagobert, indem er seinen Sohn kräftig an seine Brust drückte.

— Ich ... nachdem ich Dir die Gefahr angedeutet ... ich sollte zurückweichen ... es fällt Dir nicht ein, mein Vater. Habe ich nicht etwa auch Jemanden zu befreien? Fräulein von Cardoville, so gut, so edelmüthig, die mich vor dem Gefängnisse hatte schützen wollen. Ist sie nicht auch Gefangene? Ich werde Dich begleiten, mein Vater, es ist mein Recht, es ist meine Pflicht, es ist mein Wille.

Indem er dieses sagte, legte Agricol die einen Haken zu geben bestimmte Zange in die glühenden Kohlen des Ofens.

— Ach! mein Gott! habe Erbarmen mit uns Allen!! — sagte die arme Mutter schluchzend, indem sie immer noch kniete, während der Soldat die Beute eines heftigen inneren Kampfes zu sein schien.

— Weine nicht so, liebe Mutter, Du brichst mir das Herz, — sagte Agricol, indem er mit Hülfe der Mayeux seine Mutter wieder aufhob, — beruhige Dich. Ich habe meinem Vater die schlimmen Möglichkeiten des Unternehmens übertreiben müssen; aber, wenn wir zu Zwei vorsichtig handeln, so kann es uns gelingen, fast ohne etwas zu riskiren, nicht wahr, mein Vater? — sagte Agricol, indem er Dagobert ein Zeichen des Einverständnisses gab. — Noch ein Mal, beruhige Dich, gute Mutter ... ich stehe für Alles ... Wir werden die

Töchter des Marschalls Simon und Fräulein von Cardoville befreien . . . Gieb mir die Zange und den Hammer, liebe Mayeux, die dort in diesem Schranke liegen . . .

Ihre Thränen abtrocknend, gehorchte die Nähterin Agricol, während dieser mit Hülfe eines Blasebalges die Kohlen feuriger machte, in welchen die Zange geglühet wurde.

— Hier ist Dein Werkzeug, . . . Agricol, — sagte die Mayeux mit einer unendlich beklommenen Stimme, indem sie mit ihren zitternden Händen dem Schmied diese Gegenstände überreichte, der mit Hülfe der Zange bald das weiß geglühete Eisen aus dem Feuer nahm, das er mit gewaltigen Hammerschlägen bald zu einem Haken zu bilden begann, indem er sich des steinernen Fußbodens als Amboß bediente.

Dagobert war schweigend und tiefsinnig geblieben. Plötzlich sagte er zu Franziska, indem er sie bei den Händen ergriff:

Du kennst Deinen Sohn, ihn jetzt abzuhalten, mich zu begleiten, ist unmöglich . . . Aber beruhige Dich . . . liebe Frau, . . . es wird uns gelingen, . . . ich hoffe es . . . Wenn es uns nicht gelingen sollte . . . wenn wir, Agricol und ich, verhaftet würden, nun denn! nein . . . keine Feigheit . . . kein Selbstmord . . . der Vater und der Sohn werden Arm in Arm, den Kopf hoch und mit stolzem Blicke, wie zwei Biedermänner, die ihre Pflicht bis an's Ende erfüllt haben . . . in's Gefängniß gehen

... Der Tag des Gerichtes wird kommen, ... wir werden Alles sagen ... ehrlich, offen; ... wir werden sagen, daß wir auf das Aeußerste getrieben ... indem wir keine Hülfe, keinen Beistand in dem Gesetze fanden, genöthigt gewesen seien, zu der Gewalt unsere Zuflucht zu nehmen ... Geh, schmiede, mein Junge, — fügte Dagobert hinzu, indem er sich an seinen Sohn wandte, der das rothe Eisen hämmerte, — schmiede, ... schmiede ... ohne Furcht, die Richter sind rechtschaffene Leute, sie werden rechtschaffene Leute freisprechen.

— Ja, wackerer Vater, Du hast Recht, beruhige Dich, liebe Mutter, ... die Richter werden den Unterschied einsehen, der zwischen Banditen besteht, die nächtlicher Weise die Mauern übersteigen, um zu stehlen ... und einem alten Soldaten und seinem Sohne, die auf Gefahr ihrer Freiheit, ihres Lebens, der Schande, arme Opfer haben befreien wollen.

— Und wenn diese Sprache nicht verstanden wird, — begann Dagobert wieder, — um so schlimmer! ... so wird weder Dein Sohn, noch Dein Gatte in den Augen der rechtschaffenen Leute entehrt sein ... Wenn man uns auf die Galeere bringt ... wenn wir den Muth zu leben haben ... wohlan! so werden der junge und der alte Sträfling stolz ihre Ketten tragen ... und der Marquis Renegat ... der schändliche Priester, wird beschämter sein, als wir ... Geh, schmiede das Eisen ohne Furcht, mein Junge! Es giebt etwas, das die

Galeere nicht brandmarken kann: ein gutes Gewissen und die Ehre ...

— Jetzt, zwei Worte, meine gute Mayeux, die Stunde kommt herbei und drängt uns. Als Du in den Garten hinunter gegangen, hast Du da bemerkt, ob die Stockwerke des Klosters hoch sind?

— Nein, nicht sehr hoch, Herr Dagobert, besonders nach der Seite des Irrenhauses zu, in welchem Fräulein von Cardoville eingesperrt ist.

— Wie hast Du es angefangen, um mit diesem Fräulein zu sprechen?

— Sie befand sich auf der andern Seite eines Lattenverschlages, der an diesem Orte die beiden Gärten trennt.

— Vortrefflich ... — sagte Agricol, indem er fortfuhr, sein Eisen zu hämmern; — wir werden leicht aus dem einen Garten in den andern kommen können; ... vielleicht wird es leichter und sicherer sein, durch das Irrenhaus hinauszugehn ... Unglücklicher Weise weißt Du nicht, wo sich das Zimmer des Fräuleins von Cardoville befindet.

— Doch ... — erwiederte die Mayeux, sich besinnend, — sie bewohnt einen viereckigen Pavillon, und über ihrem Fenster, an dem ich sie das erste Mal gesehen habe, befindet sich eine Art von, wie weiß und blau gestreifte Leinwand gemaltes Schirmdach.

— Gut ... ich werde es nicht vergessen.

— Und Du weißt nicht ungefähr, wo sich die Zimmer meiner armen Kinder befinden? — sagte Dagobert.

Nach einem Augenblicke der Ueberlegung erwiederte die Mayeux:

— Sie befinden sich dem, von dem Fräulein von Cardoville bewohnten Pavillon gegenüber, denn sie hat ihnen seit zwei Tagen Zeichen von ihrem Fenster aus gemacht, und ich erinnere mich jetzt, daß sie mir gesagt hat, daß von ihren beiden, in verschiedenen Stockwerken befindlichen Zimmern, das eine in dem Erdgeschosse, das andere auf dem ersten Stockwerke läge.

— Und sind diese Fenster vergitiert? — fragte der Schmied.

— Ich weiß es nicht.

— Gleichviel, ich danke Dir, mein gutes Kind; mit diesen Andeutungen können wir das Werk beginnen, — sagte Dagobert; — für das Uebrige habe ich meinen Plan.

— Wasser, meine liebe Mayeux, — sagte Agricol, — um mein Eisen kalt zu machen. — Sich dann an seinen Vater wendend, fügte er hinzu: — ist dieser Haken so gut?

— Ja, mein Junge; sobald er kalt sein wird, wollen wir das Seil daran befestigen ...

Seit einiger Zeit kniete Franziska Beaudoin, um mit Inbrunst zu beten; sie flehete Gott an, Erbarmen mit Agricol und Dagobert zu haben, die in ihrer un-

glückseligen Unwissenheit ein großes Verbrechen zu begehen im Begriffe ständen; sie beschwor vor Allem den allmächtigen Vater, auf sie allein seinen himmlischen Zorn zurückfallen zu lassen, da sie allein die Ursache von dem traurigen Entschlusse ihres Sohnes und ihres Gatten wäre.

Dagobert und Agricol beendigten schweigend ihre Vorbereitungen; alle Beide waren sehr bleich und feierlich ernst; sie fühlten nur zu gut, wie gefährlich ihr verzweifeltes Unternehmen sei.

Nach Verlauf einiger Minuten schlug es zehn Uhr auf Saint-Merry.

Sie hörten das Schlagen der Uhr nur schwach und gedämpft durch das Brausen der Windstöße und den Regen, der nicht aufgehört hatte.

— Zehn Uhr ... — sagte Dagobert erbebend, — es ist keine Minute zu verlieren ... Nimm den Sack, Agricol.

— Ja, mein Vater ...

Indem er den Sack holte, näherte sich Agricol der Mayeux, und sagte leise und rasch zu ihr:

— Wenn wir morgen früh nicht hier sind, ... so empfehle ich Dir meine Mutter an ... Du gehst dann zu Herrn Hardy, vielleicht wird er von seiner Reise zurückgekehrt sein. Ei was, Schwester, Muth, umarme mich ... Ich hinterlasse Dir meine Mutter.

Und tief bewegt drückte der Schmied die Mayeux, die sich ohnmächtig werden fühlte, herzlich in seine Arme.

— Komm, mein alter Rabat-Joie ... auf den Weg, — sagte Dagobert, — Du wirst uns als Schildwache dienen ... — Dann auf seine Frau zuschreitend, die, wieder aufgerichtet, den Kopf ihres Sohnes an ihre Brust drückte, den sie mit Küssen bedeckte, indem sie in Thränen zerschmolz, sagte der Soldat zu ihr, indem er eben so viel Ruhe, als Heiterkeit heuchelte:

— Ei was, meine liebe Frau, sei vernünftig, mach' uns ein gutes Feuer ... in zwei bis drei Stunden werden wir zwei arme Kinder und ein schönes Fräulein hierher zurückbringen ... Umarme mich ... das wird mir Glück bringen ...

Franziska warf sich, ohne ein Wort auszusprechen, an den Hals ihres Gatten.

Diese stumme, durch dumpfes und krampfhaftes Schluchzen ausgedrückte Verzweiflung war herzzerreißend. Dagobert war genöthigt, sich aus den Armen seiner Frau loszureißen, und seine Gemüthserschütterung verbergend, sagte er zu seinem Sohne mit einer stockenden Stimme:

— Brechen wir auf ... brechen wir auf ... sie bricht mir das Herz ... Wache über sie, meine gute Mayeux ... Agricol ... komm ...

Und die Pistolen in die Tasche seines Ueberrockes steckend, eilte der Soldat, von Rabat-Joie gefolgt, auf die Thür zu.

— Laß mich Dich noch ein Mal umarmen, mein ...hn! Ach! ... es ist vielleicht das letzte Mal, —

rief die unglückliche Mutter, unfähig aufzustehen, aus, indem sie Agricol die Arme entgegenstreckte. — Vergieb mir, . . . es ist meine Schuld.

Der Schmied kehrte zurück, vermischte seine Thränen mit denen seiner Mutter, denn auch er weinte, und murmelte mit einer erstickten Stimme:

— Leb' wohl, theure Mutter . . . Beruhige Dich . . . Auf baldiges Wiedersehen.

Dann sich Franziska's Umarmungen entziehend, holte er seinen Vater auf der Treppe ein.

Franziska Beaudoin stieß ein langes Stöhnen aus, und sank fast leblos in die Arme der Mayeux.

Dagobert und Agricol verließen in Mitte des Sturmes die Straße **Brise-Miche**, und eilten mit großen Schritten, von Rabat-Joie begleitet, dem Boulevard des Hospitals zu.

---

## XIII.

### Einsteigen und Einbruch.

Es schlug halb zwölf Uhr, als Dagobert und sein Sohn auf dem Boulevard des Hospitals anlangten.

Der Wind wehete heftig, der Regen floß in Strömen; aber trotz den dicken Regenwolken war die Nacht durch den spät aufgegangenen Mond ziemlich hell. Die großen schwarzen Bäume und die weißen Mauern des Klostergartens traten bei diesem bleichen Scheine hervor. Eine von dem Winde bewegte Laterne, deren röthliches Licht man kaum durch den Nebel und den Regen bemerkte, schaukelte sich in der Ferne über der kothigen Chaussee dieses öden Boulevards.

In seltenen Zwischenräumen hörte man in der Ferne ... sehr in der Ferne, das dumpfe Rollen eines verspäteten Wagens; dann versank Alles wieder in eine traurige Stille.

Seit ihrem Aufbruche aus der Straße Brise-Miche hatten Dagobert und sein Sohn kaum einige Worte ausgewechselt. Der Zweck dieser beiden herzhaften Männer war edel, großmüthig, und dennoch schlichen

sie sich, entschlossen aber tiefsinnig, gleich Banditen zur Stunde nächtlicher Verbrechen in der Finsterniß dahin.

Agricol trug auf seinen Schultern einen Sack, welcher das Seil, den Haken und die eiserne Stange enthielt; Dagobert stützte sich auf den Arm seines Sohnes und Rabat-Joie folgte seinem Herrn.

— Die Bank, auf welcher wir heute Abend saßen, muß hier herum sein, — sagte Dagobert, indem er stehen blieb.

— Ja, — sagte Agricol, indem er mit den Augen suchte, — da ist sie, mein Vater.

— Es ist erst halb zwölf Uhr, wir müssen Mitternacht abwarten, — begann Dagobert wieder. — Setzen wir uns einen Augenblick, um auszuruhen und uns zu verabreden.

Nach einem Momente des Schweigens begann der Soldat wieder mit bewegter Stimme, und indem er die Hände seines Sohnes in die seinigen schloß:

— Agricol, mein Sohn . . . noch ist es Zeit . . . ich bitte Dich, laß mich allein gehen . . . ich werde meine Sache gut machen; . . . je mehr der Moment herannahet . . . desto mehr fürchte ich, Dich bei diesem gefährlichen Unternehmen zu compromittiren.

— Und ich, wackerer Vater, je mehr der Moment herannahet, desto mehr glaube ich, daß ich Dir in Etwas nützlich sein werde; gut oder bös, ich werde Dein Schicksal theilen . . . unser Zweck ist löblich . . . es ist eine Ehrenschuld, die Du abtragen mußt . . . ich will

die Hälfte daran bezahlen. Jetzt würde ich mich nicht mehr davon lossagen ... Demnach also, wackerer Vater, ... denken wir an unseren Feldzugsplan.

— So komm denn mit, — sagte Dagobert, indem er einen Seufzer erstickte.

— Es muß uns also, wackerer Vater, — begann Agricol wieder, — ohne Hinderniß gelingen, und es wird uns gelingen ... Du hattest heute Abend die kleine Pforte dieses Gartens bemerkt, dort, an der Ecke der Mauer ... das ist schon vortrefflich.

— Durch sie treten wir in den Garten, und suchen die Gebäude, welche eine, sich mit einem Lattenverschlage endigende Mauer trennt.

— Ja ... denn auf der einen Seite dieses Lattenverschlages befindet sich der Pavillon, welchen Fräulein von Cardoville bewohnt, und auf der andern der Theil des Klosters, in welchem die Töchter des Marschalls eingesperrt sind.

In diesem Augenblicke erhob sich Rabat-Joie, der sich zu Dagoberts Füßen gelegt hatte, plötzlich, indem er die Ohren spitzte und zu horchen schien.

— Man sollte meinen, daß Rabat-Joie etwas höre, — sagte Agricol, — horchen wir.

Man hörte nichts, als das Brausen des Windes, welcher die hohen Bäume des Boulevards bewegte.

— Aber da fällt mir ein, mein Vater, wenn wir die Gartenthür offen haben, nehmen wir dann Rabat-Joie mit?

— Ja ... ja; wenn ein Hofhund da ist, so wird er ihn übernehmen; und dann wird er uns von der Annäherung der Leute der Runde benachrichtigen, und wer weiß ... er hat so viel Verstand, und ist so anhänglich an Rosa und Blanca, daß er uns vielleicht helfen wird, den Ort zu entdecken, wo sie sich befinden; ich habe ihn zwanzig Male sie in den Wäldern mit einem außerordentlichen Instinkte auffinden sehen.

Ein langsames, ernstes, hellklingendes Schlagen, welches das Pfeifen des Nordwindes übertönte, begann die Mitternachtsstunde zu verkünden.

Dieser Klang schien schmerzlich in der Seele Agricols und der seines Vaters wiederzutönen; stumm, beklommen erbebten sie ... durch eine gleichzeitige Bewegung ergriffen sie sich bei der Hand und drückten sich dieselbe kräftig. Unwillkürlich regelte sich jedes Klopfen ihres Herzens nach jedem Schlage dieser Uhr, deren Schwingungen sich inmitten der traurigen Stille der Nacht verlängerten.

Bei dem letzten Schlage sagte Dagobert zu seinem Sohne mit einer festen Stimme:

— Da ist es Mitternacht ... umarme mich ... und vorwärts.

— Jetzt, mein Vater, — sagte Agricol, — laß uns mit eben so vieler List und Kühnheit handeln, wie Banditen, welche eine Kasse bestehlen wollen.

Indem er dieses sagte, nahm der Schmied das Seil und den Haken aus dem Sacke, Dagobert bewaffnete

sich mit der eisernen Stange und alle Beide schritten, vorsichtig längs der Mauer hingehend, nach der kleinen Pforte, die nicht weit von der, durch die Straße und den Boulevard gebildeten Ecke befindlich war, wobei sie von Zeit zu Zeit stehen blieben, um aufmerksam zu horchen und das Geräusch zu unterscheiden suchten, welches weder von dem Regen noch von dem heftigen Winde veranlaßt wurde.

Da die Nacht fortwährend hell genug war, daß man die Gegenstände deutlich unterscheiden konnte, so gelangte der Schmied und der Soldat an die kleine Pforte; sie schien ihnen wurmstichig und wenig fest.

— Gut, — sagte Agricol zu seinem Vater, — mit einem Stoße wird sie aufgehen.

Und der Schmied stand im Begriffe, seine Schultern kräftig gegen die Pforte zu lehnen, indem er sich auf seine Füße stemmte, als plötzlich Rabat-Joie dumpf knurrte und so zu sagen stand.

Mit einem Worte ließ Dagobert den Hund schweigen, und seinen Sohn bei dem Arme ergreifend, sagte er leise zu ihm:

— Rühren wir uns nicht . . . Rabat-Joie hat Jemand gespürt . . . in dem Garten . . .

Agricol und sein Vater blieben einige Minuten lang regungslos, aufmerksam horchend und mit angehaltenem Athem . . .

Seinem Herrn gehorchend, knurrte der Hund nicht

mehr; aber seine Unruhe, seine Aufgeregtheit zeigten sich immer mehr.

Dennoch hörte man nichts.

— Der Hund wird sich geirrt haben, mein Vater, — sagte Agricol leise.

— Ich bin vom Gegentheile überzeugt; ... rühren wir uns nicht ...

Nach einigen Secunden neuen Harrens legte sich Rabat-Joie plötzlich und streckte seine Schnauze, so lang als er konnte, unter den unteren Querriegel der Thür, indem er gewaltig schnob.

— Man kommt ... — sagte Dagobert rasch zu seinem Sohne.

— Entfernen wir uns ... — erwiederte Agricol.

— Nein, — sagte sein Vater zu ihm; — horchen wir, es wird Zeit zum Fliehen sein, wenn man die Thür öffnet ... hierher, Rabat-Joie, hierher ...

Gehorsam entfernte sich der Hund von der Thür, und legte sich seinem Herrn zu Füßen.

Einige Secunden nachher hörte man auf dem von dem Regen durchweichten Boden eine Art von, durch schwere Schritte in Wasserpfützen verursachtes Plätschern, dann ein Geräusch von Worten, welche, durch den Wind fortgetragen, nicht bis zu dem Soldaten und Schmied gelangten.

— Das sind die Leute der Runde, von welcher uns die Mayeux gesagt hat, — sagte Agricol zu seinem Vater.

— Um so besser ... sie werden eine Pause zwischen ihrem zweiten Umgang eintreten lassen, das wird uns zum Mindesten zwei Stunden der Ruhe zusichern ... jetzt ... ist unsere Sache sicher.

In der Thal, allmälig wurde das Geräusch der Schritte minder deutlich, dann verlor es sich gänzlich ...

— Vorwärts, geschwind, verlieren wir keine Zeit, — sagte nach Verlauf von zehn Minuten Dagobert zu seinem Sohne; — sie sind fern; versuchen wir jetzt, diese Thür zu öffnen.

Agricol lehnte seine gewaltigen Schultern dagegen, drückte kräftig, aber die Thür gab trotz ihrem Alter nicht nach.

— Verwünscht, — sagte Agricol, — sie ist von Innen verrammelt, ich bin überzeugt davon, diese schlechten Breter würden sonst dem Stoße nachgegeben haben.

— Was sollen wir nun anfangen?

— Ich will mit Hülfe des Seiles und des Hakens auf die Mauer klettern und von Innen aufmachen.

Indem er dieses sagte, nahm Agricol das Seil und den Haken, und nach mehreren Versuchen gelang es ihm, den Haken auf die Brüstung der Mauer zu werfen.

— Jetzt, mein Vater, diene mir zur Leiter; ich werde mir mit dem Seile helfen; sobald ich auf der Mauer sitze, drehe ich den Haken nach der anderen Seite, und es wird mir leicht sein, in den Garten hinabzugleiten.

Der Soldat lehnte sich an die Mauer, faltete seine

beiden Hände, in deren Höhlung sein Sohn einen Fuß stellte; indem er dann auf die kräftigen Schultern seines Vaters stieg, auf welchen er einen Stützpunkt nahm, erreichte er mit Hülfe des Seiles und einiger Risse in der Mauer die Brüstung. Unglücklicher Weise hatte der Schmied nicht bemerkt, daß die Brüstung der Mauer mit Glas-Scherben besetzt war, die ihn an den Knieen und an den Händen verwundeten; aber aus Furcht, Dagobert zu beunruhigen, unterdrückte er einen ersten Schmerzensschrei, legte den Haken wieder hin, wie es sein mußte, ließ sich an dem Seile herabgleiten und erreichte den Boden; die Thür war nahe, er eilte hin: ein starker hölzerner Querbaum verrammelte sie in der That von Innen; das Schloß war in so schlechtem Stande, daß es einer gewaltigen Anstrengung Agricols nicht widerstand; die Thür ging auf, und Dagobert trat mit Rabat-Joie in den Garten.

— Dank Dir, — sagte der Soldat zu seinem Sohne, — das Schwierigste ist nun geschehen ... hier haben wir jetzt ein sicheres Mittel zur Flucht für meine armen Kinder und für Fräulein von Cardoville ... Alles beruhet nun darauf sie zu finden ... ohne ein schlimmes Zusammentreffen zu haben ... Rabat-Joie soll als Späher vorausgehen ... Geh ... geh, mein guter Hund, — fügte Dagobert hinzu, — und besonders ... sei stumm ... schweig.

Das verständige Thier ging sogleich spürend, horchend und witternd nur einige Schritte voraus, mit der

Vorsicht und auf Alles achtenden Aufmerksamkeit eines jagenden Spürhundes.

Bei der Halbdämmerung des durch die Wolken verschleierten Mondes erblickten Dagobert und sein Sohn um sich herum ein verschobenes Viereck ungeheurer Bäume, auf welches mehrere Alleen ausliefen. Unentschlossen, welcher sie folgen sollten, sagte Agricol zu seinem Vater:

— Schlagen wir die Allee ein, welche an der Mauer entlang läuft, sie wird uns zuverlässig nach einem Gebäude führen.

— Das ist richtig, vorwärts, und gehen wir auf der Rasen-Einfassung, statt in der kothigen Allee zu gehen; unsere Schritte werden weniger Geräusch machen.

Rabat-Joie ihnen voraus, durchwanderten der Vater und der Sohn einige Zeit lang eine Art sich windender Allee, die sich wenig von der Mauer entfernte; sie blieben hier und da stehen, um zu horchen, ... oder um sich, bevor sie ihren Weg fortsetzten, vorsichtiger Weise Rechenschaft von dem beweglichen Gebilde der Bäume und Gebüsche abzulegen, die von dem Winde bewegt und von dem bleichen Mondscheine erleuchtet, oft seltsame Gestalten annahmen.

Es schlug halb Eins, als Agricol und sein Vater an ein großes eisernes Gitter gelangten, welches zur Einzäunung des für die Superiorin des Klosters vorbehaltenen Gartens diente, dieses Gartens, in welchen sich die Mayeux am Morgen geschlichen, nachdem sie Rosa

Simon mit Adriennen von Cardoville hatte sprechen sehen.

Durch die eisernen Stangen dieses Gitters erblickte Agricol und sein Vater in kurzer Entfernung einen Lattenverschlag, der an einer im Bau begriffenen Kapelle endigte, und jenseits desselben einen kleinen, viereckigen Pavillon.

— Das ist ohne Zweifel der von Fräulein von Cardoville bewohnte Pavillon des Irrenhauses, — sagte Agricol.

— Und das Gebäude, in welchem sich Rosa's und Blanca's Zimmer befinden, das wir aber von hier aus nicht sehen können, steht ihm ohne Zweifel gegenüber, — sagte Dagobert. — Die armen Kinder, sie sind dort ... in Thränen und in Verzweiflung, — fügte er mit einer innigen Rührung hinzu.

— Wenn dieses Gitter nur offen ist, — sagte Agricol.

— Wahrscheinlich wird es das sein, ... es liegt im Innern.

— Schreiten wir vorsichtig heran.

In einigen Schritten erreichten Dagobert und sein Sohn das Gitter, welches nur durch den Riegel des Schlosses verschlossen war.

Dagobert wollte es öffnen, als Agricol zu ihm sagte:

— Nimm Dich in Acht, es auf seinen Angeln knarren zu lassen ...

— Muß man es leise oder plötzlich aufmachen?

— Laß mich, ich übernehme es, — sagte Agricol.

Und er öffnete das Thor des Gitters so plötzlich, daß es nur schwach knarrte; aber dieses Geräusch war indessen deutlich genug, um in Mitte der Stille der Nacht, und während einer der Pausen, welche die Windstöße zwischen sich lassen, gehört zu werden.

Agricol und sein Vater blieben einen Augenblick lang regungslos, besorgt und horchend ... indem sie die Schwelle nicht zu überschreiten wagten, um sich einen Rückzug zu sichern.

Nichts rührte sich, Alles blieb ruhig und still. Beruhigt traten Agricol und sein Vater in den abgeschlossenen Garten.

Kaum war der Hund in diesen Ort eingetreten, als er alle Zeichen einer außerordentlichen Freude von sich gab; die Ohren gespitzt, mit dem Schwanze wedelnd, eher springend, als laufend, hatte er bald den Lattenverschlag erreicht, an welchem Rosa Simon sich am Morgen einen Augenblick lang mit Fräulein von Cardoville unterhalten hatte; dann hielt er an diesem Orte einen Augenblick lang an, unruhig und geschäftig hin und her rennend, wie ein Hund, der einen Weg sucht und aufspürt.

Indem sie Rabat-Joie seinem Instinkte gehorchen ließen, folgten Dagobert und sein Sohn seinen geringsten Bewegungen mit einer unbeschreiblichen Theilnahme und Bangigkeit, weil sie Alles von seinem Verstande und von seiner Anhänglichkeit an die Waisen hofften.

— Ohne Zweifel hat sich Rosa an diesem Lattenverschlage befunden, als die Mayeux sie gesehen hat, — sagte Dagobert. — Rabat-Joie ist auf ihrer Spur, lassen wir ihn gewähren.

Nach Verlauf einiger Secunden wandte der Hund den Kopf nach Dagoberts Seite, und lief im Galopp davon, indem er den Weg nach einer, in dem Erdgeschosse des Gebäudes gelegenen Thür einschlug, welches dem von Adriennen bewohnten Pavillon gegenüber stand; dann, an dieser Thür angelangt, legte sich der Hund, indem er Dagobert zu erwarten schien.

— Kein Zweifel mehr! zuverlässig sind die Kinder in diesem Gebäude! — sagte Dagobert, indem er zu Rabat-Joie ging; — hier wird man Rosa heute eingesperrt haben.

— Wir wollen sehen, ob die Fenster vergittert sind, oder nicht, sagte Agricol, indem er seinem Vater folgte.

Alle Beide langten bei Rabat-Joie an.

— Nun! mein Alter, — sagte Dagobert leise zu ihm, indem er ihm das Gebäude zeigte, — Rosa und Blanca sind also hier?

Der Hund richtete den Kopf in die Höhe, und antwortete mit einem freudigen Knurren, das er mit einem zwei- bis dreimaligen Bellen begleitete.

Dagobert hatte nur die Zeit, die Schnauze des Hundes zwischen seine Hände zu drücken.

— Er wird Alles verderben! ... rief der Schmied aus. — Man hat ihn vielleicht gehört! ...

— Nein ... — sagte Dagobert. — Aber kein Zweifel mehr ... die Kinder sind hier ...

In diesem Augenblicke schloß sich das eiserne Gitter, durch welches der Soldat und sein Sohn in den abgeschlossenen Garten getreten waren, und das sie offen gelassen hatten, klirrend.

— Man schließt uns ein ... — sagte Agricol erschreckt, — und kein anderer Ausgang ...

Während eines Augenblickes sahen sich der Vater und der Sohn einander bestürzt an; aber Agricol begann plötzlich wieder:

— Vielleicht hat sich das Gitter-Thor durch sein eigenes Gewicht, auf seinen Angeln rollend, von selbst verschlossen; ... ich eile, mich davon zu versichern, und es wieder zu öffnen, wenn ich kann ...

— Geh' ... geschwind, ich will die Fenster untersuchen.

Agricol ging eiligst nach dem Gitter, während Dagobert, längs der Mauer hinschleichend, vor die Fenster des Erdgeschosses gelangte; es waren ihrer vier; zwei von ihnen waren nicht vergittert; er blickte nach dem ersten Stockwerke hinauf, es war nicht hoch, und keines seiner Fenster war mit Stangen versehn; diejenige der beiden Schwestern, welche dieses Stockwerk bewohnte, konnte demnach also, sobald sie benachrichtigt war, ein Betttuch an die Fensterlehne befestigen, und sich daran hinunter gleiten lassen, wie es die Waisen gethan hatten, um aus dem Wirthshause zum weißen Falken

zu entfliehen; aber das Schwierige war, zuvörderst zu wissen, welches Zimmer sie bewohnte. Dagobert dachte, daß er durch diejenige der beiden Schwestern davon unterrichtet werden könnte, welche das Erdgeschoß bewohnte; aber da lag die andere Schwierigkeit darin, zu wissen, an welches dieser vier Fenster er klopfen sollte? Agricol kam eilig zurück.

— Es war ohne Zweifel der Wind, welcher das Gitterthor zugeschlagen hatte, — sagte er, ich habe den Flügel von Neuem aufgemacht, und ihn mit einem Steine unterlegt; ... aber wir müssen eilen.

— Und wie die Fenster dieser armen Kinder erkennen? — sagte Dagobert voll Herzensangst.

— Das ist wahr, — sagte Agricol besorgt, — was werden wir anfangen?

— Sie auf den Zufall hin rufen, — sagte Dagobert, — das hieße Allarm machen, wenn wir uns an ein falsches wendeten ...

— Mein Gott, mein Gott, — erwiederte Agricol mit einer zunehmenden Angst, — hier, unter ihren Fenstern angelangt zu sein ... und nicht zu wissen ...

— Die Zeit drängt, — sagte Dagobert hastig, indem er seinen Sohn unterbrach, — wagen wir Alles, um Alles zu gewinnen.

— Wie das, mein Vater?

— Ich will Rosa und Blanca mit lauter Stimme rufen; verzweifelt, wie sie sind, bin ich überzeugt, daß sie nicht schlafen; ... auf meinen ersten Ruf werden

sie auf sein ... Mittelst eines an die Fensterlehne geknüpften Betttuches wird diejenige, welche das erste Stockwerk bewohnt, binnen fünf Minuten in unseren Armen sein. Was diejenige im Erdgeschosse betrifft ... wenn ihr Fenster nicht vergittert ist, so wird sie in einer Secunde unser sein ... Wo nicht, so werden wir bald eine Stange ausgebrochen haben.

— Aber, mein Vater ... dieser Ruf mit lauter Stimme?

— Vielleicht wird man ihn nicht hören ...

— Aber wenn man ihn hört, so ist Alles verloren.

— Wer weiß? Bevor man Zeit gehabt hat, die Männer der Runde zu holen und mehrere Thüren zu öffnen, können die Kinder befreit sein, wir erreichen den Ausgang des Boulevards, und wir sind gerettet ...

— Das Mittel ist gefährlich ... aber ich sehe kein anderes.

— Wenn nur zwei Männer da sind, so übernehme ich und Rabat-Joie es, sie zurück zu halten, wenn sie herbeieilen, bevor die Flucht beendigt ist, und während dieser Zeit entführst Du die Kinder.

— Mein Vater, ein Mittel ... und ein sicheres Mittel, — rief plötzlich Agricol aus. — Nach dem, was uns Mayeux gesagt, hat Fräulein von Cardoville sich durch Zeichen mit Rosa und Blanca unterhalten.

— Ja.

— Sie weiß also, wo sie wohnen, da die armen Kinder ihr aus ihren Fenstern geantwortet haben.

— Du hast Recht ... wir können nur dieses thun ... gehen wir nach dem Pavillon ... Wie uns aber zurecht finden? ...

— Die Mayeux hat mir es gesagt: es befindet sich eine Art von Schirmdach über dem Fenster des Fräuleins von Cardoville ...

— Gehen wir geschwind, es wird nicht schwer sein, eine Lattenwand zu durchbrechen ... Hast Du das Brecheisen?

— Hier ist es.

— Schnell, gehen wir ...

In einigen Schritten gelangten Dagobert und sein Sohn an diese schwache Scheidewand; drei, von Agricol abgerissene Latten öffneten ihnen einen bequemen Durchgang.

— Bleib' hier, mein Vater ... und mache den Aufpasser, sagte er zu Dagobert, indem er in den Garten des Doctor Baleinier trat.

Das von der Mayeux angedeutete Fenster war leicht zu erkennen; es war hoch und breit; eine Art von Wetterdach überragte es, denn dieses Fenster war vorher eine Thür gewesen, die späterhin bis auf ein Drittel ihrer Höhe zugemauert worden war; ziemlich weit auseinander stehende eiserne Stangen schützten es.

Seit einigen Augenblicken hatte der Regen aufgehört; von seinen Wolken befreiet, die ihn vor Kurzem verdunkelten, erleuchtete der Mond den Pavillon gänzlich. Sich den Fensterscheiben nähernd, sah Agricol das

Zimmer mit Finsterniß erfüllt; aber im Hintergrunde dieses Zimmers ließ eine halb offen stehende Thür ein ziemlich helles Licht schimmern.

In der Hoffnung, daß Fräulein von Cardoville noch wache, klopfte der Schmied leise an das Fenster.

Nach Verlauf einiger Augenblicke öffnete sich die Thür des Hintergrundes gänzlich; Fräulein von Cardoville, die noch nicht zu Bett gegangen war, trat, gekleidet, wie sie es bei ihrer Unterredung mit der Mayeux gewesen, in das zweite Zimmer; eine Kerze, welche Adrienne in der Hand hielt, erleuchtete ihre bezaubernden Züge; sie drückten jetzt Erstaunen und Besorgniß aus ...

Das junge Mädchen stellte ihre Kerze auf einen Tisch, und schien aufmerksam zu horchen, indem sie auf das Fenster zuschritt ... Aber plötzlich erbebte sie und blieb stehen.

Sie hatte dunkel das Gesicht eines durch die Scheiben blickenden Mannes erkannt.

Besorgt, daß Fräulein von Cardoville entsetzt in das benachbarte Zimmer entfliehen möchte, klopfte Agricol von Neuem an, und auf die Gefahr hin, außerhalb gehört zu werden, sagte er mit ziemlich lauter Stimme:

— Es ist Agricol Beaudoin.

Diese Worte gelangten bis zu Adriennen. Indem sie sich sogleich ihrer Unterredung mit der Mayeux erinnerte, dachte sie, daß Agricol und Dagobert in das Kloster gedrungen wären, um Rosa und Blanca zu entführen; nun an das Fenster eilend, erkannte sie bei dem

glänzenden Mondscheine Agricol gänzlich, und öffnete vorsichtig ihr Fenster.

— Fräulein, — sagte der Schmied hastig zu ihr, es ist kein Augenblick zu verlieren; der Graf von Montbron ist nicht in Paris; mein Vater und ich kommen, Sie zu befreien.

— Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, Herr Agricol, — sagte Fräulein von Cardoville mit einer, von der rührendsten Erkenntlichkeit betonten Stimme; — aber denken Sie zuvor an die Töchter des Marschalls Simon ...

— Wir denken daran, Fräulein, ich kam, um Sie zu fragen, wo ihre Fenster sind.

— Das eine liegt in dem Erdgeschosse, es ist das letzte nach der Seite des Gartens: das andere befindet sich gerade über diesem ... auf dem ersten Stockwerke.

— Jetzt sind sie gerettet! — rief der Schmied aus.

— Aber, da fällt mir ein, — erwiederte Adrienne rasch, — das erste Stockwerk ist ziemlich hoch; Sie werden da, neben dieser im Bau befindlichen Kapelle sehr lange Stangen finden, die von den Gerüsten herrühren; das könnte Ihnen vielleicht dienen.

— Das wird mir eine Leiter ersetzen, um an das Fenster des ersten Stockwerkes zu gelangen; jetzt handelt es sich um Sie, Fräulein.

— Denken Sie nur an diese lieben Waisen, die Zeit drängt ... Wenn sie nur heute Nacht frei sind, so ist es mir gleichgiltig, ein bis zwei Tage länger in diesem Hause zu bleiben.

— Nein, Fräulein, — rief der Schmied aus, — es ist im Gegentheile für Sie von der höchsten Wichtigkeit, es noch heute Nacht zu verlassen ... es handelt sich um Interessen, die Sie nicht kennen; ich zweifle jetzt nicht mehr daran.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Ich habe keine Zeit, mich näher zu erklären; aber ich beschwöre Sie, Fräulein ... kommen Sie; ich kann zwei Stangen ihres Fensters ausbrechen; ... ich eile, mein Brecheisen zu holen ...

— Das ist nicht nöthig. Man begnügt sich, die Thür dieses Pavillons, den ich bewohne, von Außen zu verschließen und zu verriegeln; es wird Ihnen also leicht sein, das Schloß zu erbrechen.

— Und zehn Minuten nachher werden wir auf dem Boulevard sein, — sagte der Schmied. — Rasch, Fräulein, bereiten Sie sich vor; nehmen Sie einen Shawl, einen Hut, denn die Nacht ist sehr kalt; ich komme auf der Stelle zurück.

— Herr Agricol, — sagte Adrienne mit Thränen in den Augen, — ich weiß, was Sie für mich wagen. Hoffentlich werde ich Ihnen beweisen, daß ich ein eben so gutes Gedächtniß habe, als Sie ... Ha! ... Sie und Ihre Adoptiv-Schwester sind edle und tapfere Wesen ... Ich bin glücklich, Ihnen Beiden so viel zu verdanken ... Aber kehren Sie nicht zurück, mich zu holen, als bis die Töchter des Marschalls Simon befreit sind.

— Dank Ihren Andeutungen ist das eine gemachte

Sache; ich eile zu meinem Vater zu gehen, und wir werden zurückkehren, um Sie zu holen.

Den vortrefflichen Rath des Fräuleins von Cardoville befolgend, holte Agricol längs der Mauer der Kapelle eine jener langen und dicken Stangen, welche bei Bauten dienen, hob sie auf seine kräftigen Schultern, und kam hurtig wieder zu seinem Vater.

Kaum war Agricol über den Lattenverschlag hinausgekommen, um nach der im Finstern stehenden Kapelle zu gehen, als Fräulein von Cardoville eine menschliche Gestalt aus einem Dickicht des Klostergartens kommen, rasch durch die Allee eilen und hinter einer Hagebuchen-Hecke verschwinden zu sehen meinte. Erschreckt rief Adrienne vergebens Agricol mit leiser Stimme, um ihn zu warnen. Er konnte sie nicht mehr hören; er hatte schon seinen Vater wieder erreicht, der von Ungeduld gepeinigt, von einem Fenster zu dem andern ging, um mit wachsender Angst zu horchen.

— Wir sind gerettet! — sagte Agricol mit leiser Stimme zu ihm, — hier sind die Fenster Deiner armen Kinder: dieses im Erdgeschosse ... jenes dort auf dem ersten Stockwerke.

— Endlich! — sagte Dagobert, mit einem unmöglich wiederzugebenden Ausdrucke der Freude.

Und er eilte die Fenster zu untersuchen.

— Sie sind nicht vergittert! — rief er aus.

— Versichern wir uns zuvörderst, ob eines der Kinder hier ist, — sagte Agricol; — dann werde ich, diese

Stange an die Mauer stellend, bis an das Fenster des ersten Stockwerkes hinaufklettern ... das nicht hoch ist.

— Gut, mein Junge, wenn Du dort bist, klopfst Du an die Scheibe, rufst Rosa und Blanca; wenn sie Dir geantwortet hat, steigst Du wieder herab, wir lehnen die Stange an die Fensterbrüstung und das arme Kind wird sich herabgleiten lassen; ... sie sind gewandt und kühn ... Rasch ... rasch ans Werk.

— Und nachher befreien wir Fräulein von Cardoville.

Während Agricol die Stange aufrichtete, sie auf eine passende Weise stellte und sich anschickte, hinaufzuklettern, sagte Dagobert, indem er an die Scheiben von dem letzten Fenster des Erdgeschosses klopfte, mit lauter Stimme:

— Ich bin es ... Dagobert.

Rosa Simon bewohnte in der That dieses Zimmer. Verzweifelt, von ihrer Schwester getrennt zu sein, war das unglückliche Kind von einem hitzigen Fieber befallen, schlief nicht und benetzte ihr Kissen mit ihren Thränen.

Bei dem Geräusch, das Dagobert, an die Fensterscheiben klopfend, machte, erbebte sie Anfangs vor Entsetzen; als sie dann die Stimme des Soldaten, diese so geliebte, so bekannte Stimme hörte, richtete sich das junge Mädchen auf, fuhr mit ihrer Hand über ihre Stirn, wie um sich zu versichern, daß sie nicht der Spielball eines Traumes wäre, dann eilte sie, in ihren weißen Morgenrock gehüllt, an das Fenster, indem sie einen Freudenschrei ausstieß.

Aber plötzlich ... und bevor sie ihr Fenster geöffnet hatte, knallten zwei Flintenschüsse, begleitet von dem wiederholten Geschrei:

— Wache! Diebe!

Die Waise blieb vor Entsetzen erstarrt, die Augen unwillkürlich auf das Fenster geheftet, durch welches sie bei dem Mondenscheine mehrere Männer erbittert mit einander kämpfen sah, während das wüthende Gebell Rabat-Joie's folgende, beständig wiederholten Rufe übertönte:

— Wache! ... Diebe! ... Mörder! ...

## XIV.

### Der Vorabend eines wichtigen Tages.

Ungefähr zwei Stunden früher als die zuletzt erzählten Begebenheiten in dem Sanct-Marien-Kloster sich zutrugen, waren Rodin und der Pater d'Aigrigny in dem Kabinette in der Straße du Milieu-des-Ursins vereinigt, in welchem man sie bereits gesehen hat. Seit der Julirevolution hatte der Pater d'Aigrigny geglaubt, für den Augenblick die geheimen Archive und den Briefwechsel seines Ordens für eine Zeitlang in diese Wohnung bringen lassen zu müssen, denn er mußte befürchten, die ehrwürdigen Väter durch den Staat aus der prachtvollen Niederlassung vertrieben zu sehen, mit welcher die Restauration sie freigebiger Weise beschenkt hatte *).

---

*) Diese Furcht war eitel, denn man liest in dem Constitutionel vom 1. Februar 1832 (es sind seitdem zwölf Jahre verflossen):

„Als im Jahre 1822 Herr von Corbière auf eine so rohe

---

Weise diese glänzende Normalschule vernichtete, die in einigen Jahren des Bestehens so viele verschiedene Talente geschaffen oder entwickelt hat, so wurde beschlossen, daß man, um die Sache auszugleichen, das Hotel in der Poststraße, worin sie sich befand, kaufe und der Congregation des heiligen Geistes damit ein Geschenk mache. — Der Marineminister lieferte die Gelder zu diesem Ankaufe, und das Lokal wurde zu der Verfügung der Gesellschaft gestellt, welche damals über Frankreich herrschte. Seit dieser Zeit hat sie diesen Posten ungestört behauptet, welcher eine Art von Herberge geworden war, in welcher der Jesuitismus die zahlreichen Affilirten beherbergte und pflegte, welche aus allen Theilen des Landes kamen, um sich bei dem Pater Ronsin wieder zu stärken. So standen die Sachen, als die Julirevolution dazwischen kam, welche die Congregation aus diesem Lokale wieder vertreiben zu müssen schien. Wer sollte es glauben? Dem geschah nicht so, man unterdrückte die Bewilligung, aber man ließ die Jesuiten im Besitze des Hotels der Poststraße, und heute, am 31. Januar 1832, werden die Männer des Sacré-Coeur **auf Kosten des Staats beherbergt**; und während dieser Zeit ist die Normalschule ohne Asyl, die reorganisirte Normalschule befindet sich in einem ungesunden Lokale in einem Winkel des Collegiums Louis le Grand."

Das las man in Bezug auf das Hotel der Poststraße im Jahre 1832 in dem Constitutionel; wir wissen nicht, welche Art von Vergleich seit dieser Zeit zwischen den ehrwürdigen Vätern und der Regierung stattgehabt hat, aber wir finden in einem kürzlich von einem Journale über die Organisation der Gesellschaft Jesu veröffentlichten Artikel das Hotel der Poststraße als zu dem Grundeigenthume der Congregation gehörend mit aufgeführt.

immer noch schmutzig und schmierig, schrieb beschreiblich

---

Wir wollen einige Bruchstücke dieses Artikels anführen:

„Hier ist das Verzeichniß der Güter, von denen man weiß, daß sie diesem Theile der Gesellschaft Jesu angehören:

| | |
|---|---|
| Das Haus der Poststraße, welches vielleicht werth ist | 500,000 Fr. |
| Das der Straße de Sèvres, geschätzt | 300,000 „ |
| Eine Besitzung, zwei Stunden von Paris | 150,000 „ |
| Ein Haus und eine Kirche in Bourges | 100,000 „ |
| Notre Dame de Liesse, ein im Jahre 1843 gemachtes Geschenk | 60,000 „ |
| Saint-Acheul, Noviziat-Haus | 400,000 „ |
| Nantes, ein Haus | 100,000 „ |
| Quimper, desgl. | 40,000 „ |
| Laval, Haus und Kirche | 150,000 „ |
| Rennes, Haus | 20,000 „ |
| Vannes, desgl. | 40,000 „ |
| Metz, desgl. | 40,000 „ |
| Straßburg, desgl. | 60,000 „ |
| Rouen, desgl. | 15,000 „ |

Man sieht, daß diese verschiedenen Grundbesitze beinahe zwei Millionen ausmachen.

Außerdem ist der Unterricht eine wichtige Quelle des Einkommens für die Jesuiten. Blos das Collegium von Brugelette trägt ihnen 200,000 Franken ein.

Die beiden Provinzen Frankreichs (der Jesuitengeneral in Rom hat Frankreich in zwei Kreise getheilt, den von Lyon — und den von Paris) besitzen außerdem in Bons auf den Schatz und in österreichischen Metalliques mehr als 200,000 Franken Einkünfte. Jedes Jahr liefert die Glaubens-Propaganda zum Mindesten 40 bis 50,000 Franken; die Prediger ernten von ihren Predigten zum Mindesten 150,000 Franken, die Almosen für ein gutes Werk be-

an seinem Schreibtische, indem er seiner bescheidenen Rolle als Secretair getreu blieb, welche, wie man gesehen hat, ein bei weitem wichtigeres Amt, das des

---

laufen sich auf eine nicht minder hohe Summe. Das ist also ein Einkommen von 540,000 Franken; nun denn! zu diesem Einkommen muß man noch den Ertrag des Verkaufes der Werke der Gesellschaft und den Nutzen hinzufügen, welchen sie aus dem Verkaufe von Bildern ziehen.

Jede Platte kostet, Zeichnung und Kupferstich inbegriffen, 600 Franken, und man kann von ihnen 10,000 Abdrücke machen, welche für Druck und Papier 40 Franken das Tausend kosten. Giebt man nun auch dem verantwortlichen Herausgeber 250 Franken, so bleibt demnach auf jedes Tausend ein reiner Nutzen von 210 Franken. Heißt das nicht gute Geschäfte machen? und man kann sich vorstellen, mit welcher Schnelligkeit alles das abgesetzt wird. Die ehrwürdigen Väter machen selbst die Handlungsreisenden des Hauses, und es würde schwierig sein, eifrigere und beharrlichere zu finden. Diese da werden immer angenommen, sie kennen das Verdrießliche einer abschläglichen Antwort nicht. Es versteht sich von selbst, daß der Herausgeber einer der ihrigen ist. Der erste, welchen sie für diese Vermittlerrolle wählten, war der Socius des Prokurators N. — B. J.... Dieser Socius hatte einiges Vermögen; dennoch waren sie genöthigt, ihm Vorschüsse für die Kosten der ersten Einrichtung zu machen. Als sie das Gedeihen dieses Handels gesichert sahen, verlangten sie plötzlich ihre Vorschüsse zurück; der Verleger war nicht im Stande zurückzubezahlen; sie wußten es wohl, aber sie hatten ihm einen reichen Nachfolger zu geben, mit welchem sie unter weit vortheilhafteren Bedingungen abschließen konnten, und sie stürzten ohne Erbarmen ihren Socius, indem sie die Stellung brachen, deren Dauer sie ihm moralischer Weise garantirt hatten."

Socius verbarg, ein Amt, welches nach den Constitutionen des Ordens darin besteht, seinen Vorgesetzten nicht zu verlassen, seine geringsten Handlungen, seine leisesten Eindrücke zu beaufsichtigen und zu belauern, und darüber Bericht nach Rom abzustatten.

Trotz seines gewöhnlichen Gleichmuths schien Rodin sichtlich unruhig und besorgt; er antwortete auf eine noch kürzere Weise, als sonst, auf die Aufträge oder auf die Fragen des Pater d'Aigrigny, der so eben nach Hause gekommen war.

— Ist etwas Neues während meiner Abwesenheit vorgefallen? — fragte er Rodin. — Sind die Berichte fortwährend günstig erfolgt?

— Sehr günstig.

— Lesen Sie mir dieselben.

— Bevor ich Eure Ehrwürden Bericht darüber erstatte, — sagte Rodin, — muß ich Sie benachrichtigen, daß Morok seit zwei Tagen hier ist.

Er? — sagte der Abbé d'Aigrigny überrascht. — Ich glaubte, daß er, als er Deutschland und die Schweiz verließ, von Freiburg aus den Befehl erhalten hätte, sich nach dem Süden zu begeben. In Nimes, in Avignon, hätte er in diesem Augenblicke ein nützlicher Vermittler sein können ... denn die Protestanten regen sich, und man fürchtet eine Reaction gegen die Katholiken.

— Ich weiß nicht, — sagte Rodin, — ob Morok besondere Gründe gehabt hat, seine Reiseroute zu ändern.

Was seine angeblichen Gründe betrifft, so hat er mir gesagt, daß er hier Vorstellungen geben wollte.

— Wie das?

— Ein dramatischer Agent hat ihn und seine Menagerie bei seiner Durchreise durch Lyon für das Theater der Porte-Saint-Martin zu einem sehr hohen Preise engagirt. Er hat geglaubt, diesen Nutzen nicht ausschlagen zu dürfen, hat er hinzugefügt.

— Es sei, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er die Achseln zuckte, — aber durch die Verbreitung von Büchlein, durch den Verkauf von Rosenkränzen und Kupferstichen, so wie durch den Einfluß, den er gewiß auf religiöse und wenig unterrichtete Völker, wie die des Südens oder der Bretagne ausgeübt hätte, konnte er Dienste erweisen, die er niemals in Paris erweisen wird.

— Er ist mit einer Art von Riesen, der ihn begleitet, unten; denn in seiner Eigenschaft als alter Diener Eurer Ehrwürden, hoffte Morok die Ehre zu haben, Ihnen heute Abend die Hand zu küssen.

— Unmöglich ... unmöglich ... Sie wissen, wie sehr dieser Abend in Anspruch genommen ist ... Ist man nach der Straße Saint-François gegangen?

— Man ist hingegangen... Der alte jüdische Wächter ist, wie er sagt, von dem Notar benachrichtigt worden ... Morgen früh um sechs Uhr werden die Maurer das zugemauerte Thor einreißen, und dieses Haus wird zum ersten Male seit hundert und fünfzig Jahren wieder offen sein.

Der Pater d'Aigrigny dachte einen Augenblick lang nach, dann sagte er zu Rodin:

— An dem Vorabende eines so entscheidenden Momentes darf man nichts vernachlässigen, muß man sich Alles wieder in das Gedächtniß rufen. Lesen Sie mir die Abschrift jener Notiz noch ein Mal vor, welche in Bezug auf Herrn von Rennepont vor anderthalb Jahrhunderten in die Archive der Gesellschaft eingetragen worden ist.

Der Secretair nahm aus einem Gefache eine Note, und las Folgendes:

„Heute, am 19. Februar 1682, hat der ehrwürdige Pater Provincial Alexander Bourdon folgende Anzeige mit der Randbemerkung: „äußerst wichtig für die Zukunft," eingeschickt:

Man hat durch die Geständnisse eines Sterbenden, dem einer unserer Väter den letzten Beistand geleistet, etwas sehr Geheimes entdeckt.

Herr Marius von Rennepont, einer der unruhigsten und der furchtbarsten Häuptlinge der reformirten Religion, einer der erbittertsten Feinde unsrer heiligen Gesellschaft, war scheinbar in den Schooß unsrer Mutter-Kirche zurückgekehrt, in der bloßen und einzigen Absicht, um sein Vermögen zu retten, das wegen seines irreligiösen und verdammungswürdigen Wandels mit Beschlagnahme bedrohet war. Da von verschiedenen Personen unsrer Gesellschaft die Beweise geliefert worden, daß die Bekehrung des Herrn von Rennepont nicht auf-

richtig wäre, und daß sie einen ruchlosen Betrug verberge, so sind die Güter des genannten, nun als rückfällig betrachteten Herrn, durch Seine Majestät unsern König Ludwig XIV. eingezogen und genannter Herr von Rennepont zu lebenslänglicher Galeerenstrafe *) verurtheilt worden, welchem er durch einen freiwilligen Tod entgangen ist, in Folge welchen abscheulichen Verbrechens er auf der Kuhhaut geschleift, und seine Leiche den Hunden des Schindangers überlassen worden ist.

Nach dieser Einleitung gelangt man zu der geheimen, für die Zukunft und für das Interesse unsrer Gesellschaft so äusserst wichtigen Sache.

In seiner väterlichen und katholischen Güte für die Kirche, und insonderheit für unsern Orden, hatte Seine Majestät Ludwig XIV. uns den Nutzen dieser Einziehung als Erkenntlichkeit dafür bewilligt, daß wir dazu beigetragen, um den Herrn von Rennepont als schändlichen und gotteslästerlichen Rückfälligen zu entschleiern . . .

Wir haben zuverlässig erfahren, daß von dieser Einziehung, und dem zu Folge unserer Gesellschaft ein

*) Ludwig XIV., der große König, bestrafte mit ewiger Galeere die Protestanten, welche, nachdem sie sich oft gezwungener Weise bekehrt hatten, wieder zu ihrem ersten Glauben zurückkehrten. Was die Protestanten anlangt, welche trotz der Strenge der Edikte in Frankreich blieben, so waren sie des Begräbnisses beraubt, und wurden auf den Schindanger geschleift, den Hunden Preis gegeben.

in Paris, Straße Saint-François Nr. 3, gelegenes Haus, und eine Summe von fünfzig Tausend Goldthaler entwendet worden ist.

Das Haus ist vor der Einziehung mittelst eines Scheinverkaufes an einen Freund des Herrn von Rennepont abgetreten worden, der indessen und sehr unglücklicher Weise, denn man kann nicht mit Strenge gegen ihn verfahren, ein sehr guter Katholik ist.

Dieses Haus ist, Dank dem strafbaren, aber nicht angreifbaren Einverständnisse dieses Freundes, zugemauert worden, und darf nach dem letzten Willen des Herrn von Rennepont erst in anderthalb Jahrhunderten geöffnet werden.

Was die fünfzig Tausend Goldthaler anlangt, so sind sie unglücklicher Weise bis jetzt unbekannten Händen übergeben worden, um sie während hundert und fünfzig Jahren auf Zinsen zu legen und zu vermehren, und um nach Ablauf genannter hundert und fünfzig Jahre unter die dann lebenden Nachkommen des Herrn von Rennepont vertheilt zu werden, eine Summe, die durch Aufhäufung so vieler Zinsen auf Zinsen unermeßlich geworden sein, und nothwendiger Weise die Höhe von vierzig bis fünfzig Millionen Livres Tournois erreicht haben wird.

Aus unbekannt gebliebenen Beweggründen, die er in einem Testamente niedergeschrieben, hat der Herr von Rennepont seiner Familie, welche die Edikte gegen

die Protestanten aus Frankreich verjagt und in Europa zerstreut hat, die Anlage dieser fünfzig Tausend Goldthaler verheimlicht, indem er seine Verwandten nur aufgefordert, in ihrer Linie von Geschlecht zu Geschlecht die Anempfehlung für die letzten Ueberlebenden zu verewigen, sich in hundert und fünfzig Jahren in Paris, Straße Saint-François Nr. 3., am 13. Februar 1832, zusammen zu finden, und damit diese Anempfehlung nicht in Vergessenheit käme, so hat er einen Mann, dessen Stand unbekannt, dessen Signalement aber bekannt ist, beauftragt, Medaillen von Bronze schlagen zu lassen, auf welchen dieser Wunsch und dieses Datum eingegraben sind, und davon jeder Person seiner Familie eine zukommen zu lassen; eine um so nothwendigere Maßregel, als aus einem anderen, gleichfalls unbekannten Grunde, von dem man vermuthet, daß er auch in dem Testamente erklärt sei, die Erben gehalten sind, an genanntem Tage, vor Mittag, in Person und nicht durch Stellvertreter zu erscheinen, in Ermangelung dessen sie von der Theilung ausgeschlossen wären.

Der unbekannte Mann, welcher aufgebrochen ist, um diese Medaillen an die Glieder der Familie Rennepont zu vertheilen, ist ein Mann von dreißig bis sechs und dreißig Jahren, von einer stolzen und traurigen Miene, von hoher Gestalt; er hat schwarze, dicke und seltsam zusammengewachsene Augenbrauen; er läßt sich Joseph nennen; man beargwöhnt diesen Wanderer sehr, ein thätiger und gefährlicher Abgesandter der rasenden

Republikaner und Reformirten der sieben vereinigten Provinzen zu sein.

Aus dem Vorhergehenden geht hervor, daß diese, von dem Rückfälligen heimlicher Weise einer unbekannten Hand anvertraute Summe der uns von unserem geliebten Könige bewilligten Beschlagnahme entgangen ist; es ist also auch noch ein ungeheurer Schaden, ein abscheulicher Betrug, dessen uns wieder zu bemächtigen wir, wenn nicht für jetzt, doch zum Mindesten für die Zukunft, gehalten sind.

Da unsere Gesellschaft zu dem größten Ruhme Gottes und unseres heiligen Vaters unvergänglich ist, so wird es durch die Verbindungen, welche wir mittelst Sendungen und anderer Niederlassungen auf der ganzen Erde haben, leicht sein, von jetzt an der Nachkommenschaft dieser Familie von Geschlecht zu Geschlecht zu folgen, sie niemals aus dem Gesichte zu verlieren, damit in hundert und fünfzig Jahren, im Momente der Theilung dieses ungeheuren aufgehäuften Vermögens, unsere Gesellschaft wieder in den Besitz dieses Vermögens gelangen könnte, das ihr auf eine so verrätherische Weise entzogen worden ist, und wieder mit Recht oder mit Unrecht dazu gelange, durch welches Mittel es auch sei, selbst durch List oder durch Gewalt, da unsere Gesellschaft nicht gehalten ist, anders gegen die zukünftigen Inhaber unseres Eigenthums zu handeln, das uns so boshafter Weise durch diesen schändlichen und ruchlosen

Rückfälligen gestohlen worden ist ... da es am Ende rechtmäßig ist, durch alle Mittel, die der Herr in unsere Hände legt, unser Eigenthum zu vertheidigen, zu bewahren und uns seiner wieder zu bemächtigen.

Bis zur gänzlichen Zurückerstattung wird also diese Familie von Rennepont verdammungswürdig und geächtet sein, wie ein verfluchtes Geschlecht dieses Kains von Rückfälligen, und es wird gut sein, sie immer wüthend zu beaufsichtigen.

Um dieses zu thun, wird es dringend nothwendig sein, daß man jedes Jahr, von dem heutigen Tage an eine Art von Nachforschung über den allmäligen Stand der Mitglieder dieser Familie anstellt."

Rodin unterbrach sich, und sagte zu dem Pater d'Aigrigny:

— Jetzt folgt der Bericht, von Jahr zu Jahr, über den Stand dieser Familie seit 1682 bis auf den heutigen Tag. Es ist unnöthig, ihn Eure Ehrwürden zu lesen.

— Sehr unnöthig, — sagte der Abbé d'Aigrigny; — diese Note enthält die Thatsachen vollkommen ... — Dann, nach einem Momente des Schweigens begann er wieder mit einem Ausdrucke triumphirenden Stolzes: — Wie groß ist die Gewalt der Verbindung, gestützt auf die Ueberlieferung und die Fortdauer! ... Mittelst dieser, seit anderthalb Jahrhunderten in unsere Archive eingetragenen Note ... ist diese Familie von Geschlecht zu Geschlecht beaufsichtigt worden; immer hat unser

Orden die Augen auf sie gerichtet gehabt, indem er ihr auf allen Punkten des Erdballes gefolgt ist, wohin die Verbannung sie zerstreut hat ... Endlich, morgen, werden wir wieder in den Besitz dieser Anfangs wenig beträchtlichen Forderung gelangen, die hundert und fünfzig Jahre in ein königliches Vermögen verwandelt haben ... Ja ... es wird uns gelingen, denn ich glaube allen möglichen Fällen zuvorgekommen zu sein ... Eine einzige Sache macht mir indessen viel Sorgen.

— Welche? — fragte Robin.

— Ich denke an die Auskünfte, die man bereits, aber vergebens, von dem Wächter des Hauses der Straße Saint-François zu erlangen versucht hat. Hat man es nochmals versucht, wie ich dazu den Auftrag gegeben hatte?

— Man hat es versucht ...

— Nun?

— Dieses Mal, wie die andern, ist dieser alte Jude unerforschlich geblieben; er ist außerdem beinahe kindisch, und seine Frau eben nicht besser, als er.

— Wenn ich bedenke, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, — daß seit den anderthalb Jahrhunderten, wo dieses Haus der Straße Saint-François zugemauert und verschlossen worden ist, sein Wächter sich von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie der Samuels fortgepflanzt hat, so kann ich nicht glauben, daß sie immer nicht gewußt haben sollen, wer die auf einander folgenden Ver-

walter dieser durch die Aufhäufung der Zinsen unermeßlich gewordenen Gelder gewesen und gegenwärtig noch sind.

— Sie haben aus den Noten der Acten dieser Angelegenheiten gesehen, — sagte Rodin, — daß der Auftrag seit 1682 immer sehr sorgfältig befolgt worden ist. Zu verschiedenen Zeiten hat man versucht, einige Auskünfte über diesen Punkt zu erlangen, welchen die Note des Pater Bourdon nicht aufklärte. Aber dieses Geschlecht jüdischer Wächter ist stumm geblieben, woraus man schließen muß, daß sie nichts wissen.

— Das ist es, was mir immer unmöglich geschienen hat ... denn am Ende ... der Urgroßvater aller dieser Samuels hat vor hundert und fünfzig Jahren dem Verschlusse dieses Hauses beigewohnt. Er war, wie die Acten sagen, der Vertraute oder Diener des Herrn von Rennepont. Es ist unmöglich, daß er nicht von gar manchen Dingen unterrichtet worden ist, wovon die Ueberlieferung sich ohne Zweifel in seiner Familie fortgepflanzt haben wird.

— Wenn es mir erlaubt wäre, eine kleine Bemerkung zu wagen, — sagte Rodin demüthig.

— Reden Sie ...

— Es ist sehr wenige Jahre her, daß man durch eine Mittheilung des Beichtstuhles die Gewißheit erhalten hat, daß diese Summen vorhanden wären, und daß sie eine ungeheure Höhe erreicht hätten.

— Gewiß; das ist es, was die Aufmerksamkeit Seiner Ehrwürden des Paters General so gewaltig auf diese Angelegenheit gezogen hat ...

— Man weiß also, daß wahrscheinlich alle Nachkommen der Familie Rennepont die Unermeßlichkeit dieser Erbschaft nicht kennen?

— Ja, — antwortete der Pater d'Aigrigny, — die Person, welche diese Thatsache ihrem Beichtvater versichert hat, verdient alles Vertrauen ... Noch letzthin hat sie diese Erklärung erneuert; ... aber trotz alles in sie Dringens von Seiten ihres Beichtvaters, hat sie sich geweigert mitzutheilen, in welchen Händen sich die Gelder befänden, wobei er indessen behauptete, daß sie sich in keinen rechtschaffeneren Händen befinden könnten.

— Dann meine ich, — erwiederte Rodin, — daß man dessen gewiß ist, was am meisten zu wissen Noth thut.

— Und wer weiß, ob der Inhaber dieser ungeheuern Summe, trotz der Rechtschaffenheit, die man ihm zuschreibt, morgen kommen wird? Je mehr der Moment herannaht, desto mehr nimmt meine Angst wider meinen Willen zu ... Ha! — begann der Pater d'Aigrigny nach einem Momente des Schweigens wieder, — das kommt daher, weil es sich um unermeßliche Interessen handelt, und die Folgen des Gelingens unberechenbar wären ... Zum Mindesten wird am Ende ... Alles, was zu thun möglich war, versucht worden sein.

Auf diese Worte, welche der Pater d'Aigrigny an Rodin richtete, als ob er seine Zustimmung verlangt hätte, antwortete der Socius nichts.

Indem er ihn mit Verwunderung anblickte, sagte der Abbé zu ihm:

— Sind Sie nicht dieser Meinung? Konnte man mehr wagen? ist man nicht bis zu der äußersten Gränze des Möglichen gegangen?

Rodin verbeugte sich ehrerbietig, aber blieb stumm.

— Wenn Sie meinen, daß man irgend eine Vorsichtsmaßregel unterlassen hat, — rief der Pater d'Aigrigny mit einer Art von besorgter Ungeduld aus, — so sagen Sie es ... Es ist noch Zeit ... Noch einmal, glauben Sie, daß alles das gethan ist, was zu thun möglich war? Da alle Nachkommen endlich beseitigt sind, wird da Gabriel nicht, wenn er sich morgen in der Straße Saint-François stellt, der einzige Repräsentant dieser Familie und dem zu Folge der einzige Besitzer dieses unermeßlichen Vermögens sein? Nun aber ist nach seiner Verzichtleistung und nach den Statuten unseres Ordens nicht er es, sondern unser Orden, der in den Besitz desselben gelangen wird. Konnte man besser oder anders handeln? Reden Sie offen.

— Ich kann mir nicht erlauben, in dieser Beziehung eine Meinung auszusprechen, — erwiederte Rodin demüthig, indem er sich von Neuem verbeugte, — der gute oder der schlimme Erfolg werden Eure Ehrwürden antworten ...

Der Baron d'Aigrigny zuckte die Achseln und machte sich Vorwürfe, irgend einen Rath von dieser Schreibmaschine verlangt zu haben, die ihm zum Secretair diente und die nach seiner Meinung nur drei gute Eigenschaften: Gedächtniß, Verschwiegenheit und Pünktlichkeit, besaß.

---

## XV.

## Der Erdroßler.

Nach einem Augenblicke des Schweigens begann der Pater d'Aigrigny wieder:

— Lesen Sie mir den Tages-Bericht über die Lage jeder der bezeichneten Personen.

— Hier der von heute Abend; ... man hat ihn so eben gebracht.

— Lassen Sie hören.

Rodin las Folgendes:

„— Jacques Rennepont, genannt Couche-tout-Nu, ist heute Abend in dem Schuldgefängnisse gesehen worden ...“

Dieser da wird uns morgen früh nicht beunruhigen ... Und von einem ... Fahren Sie fort.

„— Durch die Frau Prinzessin von Saint-Dizier gewarnt, hat die Frau Superiorin des Sanct-Marien-Klosters geglaubt, die Fräuleins Rosa und Blanca Simon noch fester einsperren zu müssen. Heute Abend um neun Uhr sind sie sorgfältig in ihren Zellen eingeschlossen worden, und bewaffnete Runden werden die Nacht über in dem Klostergarten wachen.“

— Durch diese Vorsichtsmaßregeln ist von dieser Seite wieder nichts zu befürchten, — sagte der Pater d'Aigrigny. — Fahren Sie fort.

„— Der Herr Doctor Baleinier, gleichfalls durch die Frau Prinzessin von Saint-Dizier gewarnt, läßt fortwährend Fräulein von Cardoville streng bewachen; um drei Viertel auf Neun ist die Thür ihres Pavillons verriegelt und verschlossen worden."

— Noch ein Gegenstand der Besorgniß weniger ...

— Was Herrn Hardy anbelangt, — begann Rodin wieder, — so habe ich heute Morgen von Toulouse einen Brief des Herrn von Bressac, seines vertrauten Freundes, erhalten, der uns auf eine so glückliche Weise gedient hat, diesen Fabrikherrn seit einigen Tagen zu entfernen; dieser Brief enthält ein Schreiben des Herrn Hardy, das an eine vertraute Person gerichtet ist. Herr von Bressac hat geglaubt, diesen Brief seiner Bestimmung vorenthalten, und uns denselben als einen neuen Beweis des Erfolges seiner Schritte senden zu müssen, von denen er hofft, daß wir sie ihm anrechnen würden; denn, fügt er hinzu, um uns zu dienen, verriethe er seinen vertrautesten Freund auf die unwürdigste Weise, indem er ein abscheuliches Spiel spielte. Herr von Bressac zweifelt demnach auch jetzt nicht daran, daß man ihm nach seinen vortrefflichen Diensten die Actenstücke zurückgäbe, welche ihn gänzlich abhängig von uns machen, da diese Stücke für immer eine Frau ins Verderben stürzen können, die er mit einer ehebrecherischen

und leidenschaftlichen Liebe liebt ... Kurz, er sagt, daß man Mitleid mit der abscheulichen Wahl haben müsse, die man ihm ließe, nämlich entweder eine Frau ins Verderben gestürzt und entehrt zu sehen, die er anbetet, oder auf eine schändliche Weise seinen vertrauten Freund zu verrathen.

— Dieses ehebrecherische Jammern verdient kein Mitleid, — antwortete der Pater d'Aigrigny verächtlich. — Außerdem, wird man sehen ... Herr von Bressac kann uns noch nützlich sein. Aber sehen wir diesen Brief des Herrn Hardy, dieses gottlosen und republikanischen Fabrikherrn, dieses sehr würdigen Nachkommen dieses verwünschten Geschlechts, den zu beseitigen so wichtig war.

— Hier ist der Brief des Herrn Hardy, — erwiederte Rodin, — man wird ihn morgen der Person, an die er gerichtet war, zukommen lassen.

Und Rodin las Folgendes:

Toulouse, am 10. Februar.

„Endlich finde ich den Moment Ihnen zu schreiben, mein lieber Herr, um Ihnen die Ursache dieser so plötzlichen Abreise zu erklären, die Sie nicht hat beunruhigen, die Sie aber hat in Erstaunen versetzen müssen; ich schreibe Ihnen auch, Sie um einen Dienst zu bitten; hören Sie mit wenigen Worten, wie sich die Sache verhält. Ich habe Ihnen sehr oft von Felix von Bressac erzählt, einem meiner Jugendgefährten, der indessen jünger ist, als ich; wir sind immer innig be-

freundet gewesen, und wir haben gegenseitig hinlängliche Beweise von Freundschaft ausgewechselt, um auf einander rechnen zu können. Er ist für mich ein Bruder. Sie wissen, was ich unter diesen Worten verstehe. Vor mehreren Tagen hat er mir von Toulouse aus geschrieben, wohin er für einige Zeit gegangen war:

Wenn Du mein Freund bist, so komm, ich bedarf Deiner ... Deine Tröstungen werden mir vielleicht Muth zu leben geben ... Wenn Du zu spät anlangen solltest ... so vergieb mir und denke zuweilen an denjenigen, welcher bis ans Ende Dein bester Freund sein wird.

Sie werden sich meinen Schmerz und mein Entsetzen vorstellen, ich verlangte auf der Stelle Postpferde; als mein Werkmeister, ein Greis, den ich achte und verehre, der Vater des Marschalls Simon, erfuhr, daß ich nach dem Süden ginge, bat er mich, ihn mitzunehmen, ich sollte ihn einige Tage lang in dem Departement de la Creuse lassen, wo er kürzlich gegründete Hüttenwerke kennen zu lernen wünschte. Ich willigte um so bereitwilliger in diese Reise, als ich zum Mindesten Jemandem den Kummer und die Angst mittheilen konnte, welche mir Bressacs Brief verursachte.

Ich langte in Toulouse an; man sagte mir, daß er am Tage zuvor in der heftigsten Verzweiflung abgereist sei, indem er Waffen mitgenommen hätte. Es war Anfangs unmöglich zu erfahren, wohin er gegangen sei;

nach Verlauf von zwei Tagen brachten mich einige mit großer Mühe gesammelte Andeutungen auf seine Spur; endlich, nach tausend Nachforschungen, entdeckte ich ihn in einem armseligen Dorfe. Niemals, nein, niemals sah ich eine gleiche Verzweiflung, nichts Heftiges, aber eine finstere Niedergeschlagenheit, ein grimmiges Schweigen; anfangs stieß er mich fast zurück; dann ließ dieser schreckliche, auf seinen Gipfel gelangte Schmerz allmälig nach, und nach Verlauf einer Viertelstunde sank er in Thränen ausbrechend in meine Arme ... Neben ihm lagen seine geladenen Waffen ... Einen Tag später, vielleicht ... und es wäre um ihn geschehen gewesen ... Ich kann Ihnen die Ursache seiner fürchterlichen Verzweiflung nicht mittheilen, dieses Geheimniß gehört nicht mir an; aber seine Verzweiflung hat mich nicht verwundert ... Was soll ich Ihnen sagen? Aber es ist eine gänzliche Kur zu machen. Jetzt muß ich diese arme, so grausam zerrissene Seele beruhigen, pflegen, heilen. Die Freundschaft allein vermag dieses zarte Werk zu unternehmen, und ich habe gute Hoffnung ... Ich habe ihn bestimmt, aufzubrechen und einige Zeit zu reisen; die Bewegung, die Zerstreuung werden günstig auf ihn wirken ... Ich führe ihn nach Nizza; morgen reisen wir ab ... Wenn er diesen Ausflug verlängern will, so werden wir ihn verlängern, denn meine Geschäfte rufen mich vor Ende des Monats März nicht dringend nach Paris zurück.

Was den Dienst anlangt, um den ich Sie bitte,

so ist er bedingungsweise. Hören Sie, warum es sich handelt:

Nach einigen Familien-Papieren meiner Mutter scheint es, daß ich ein gewisses Interesse gehabt hätte, mich am 13. Februar in Paris, Straße Saint-François Nr. 3, zu befinden. Ich hatte mich erkundigt, und hatte weiter nichts erfahren, als daß dieses Haus von sehr alterthümlichem Aeußeren durch eine Wunderlichkeit eines meiner Voreltern mütterlicher Seits seit hundert und fünfzig Jahren geschlossen wäre, und daß es am 13. dieses Monats in Gegenwart der Miterben, die, wenn ich deren habe, mir unbekannt sind, geöffnet werden sollte. Da ich diesem nicht beiwohnen konnte, so habe ich an den Vater des Marschalls Simon, meinen Werkmeister geschrieben, in den ich alles Vertrauen habe, und den ich in dem Departement de la Creuse gelassen hatte, nach Paris abzureisen, um sich bei der Eröffnung dieses Hauses, nicht als mein Bevollmächtigter, das würde nutzlos sein, sondern als Neugieriger einzufinden, und mir nach Nizza zu melden, was aus diesem romantischen Willen eines meiner Großeltern hervorgehen würde. Da es möglich wäre, daß mein Werkmeister zu spät anlangte, um diesen Auftrag auszuführen, so würde ich mich Ihnen tausend Male verpflichtet fühlen, wenn Sie sich in meiner Wohnung, in Plessis, erkundigten, ob er angekommen ist, und im entgegengesetzten Falle seine Stelle bei der Eröffnung des Hauses der Straße Saint-François vertreten wollten.

Ich glaube wohl, meinem armen Freunde Bressac nur ein nichtssagendes Opfer dadurch gebracht zu haben, daß ich mich an diesem Tage nicht in Paris befinde; wäre dieses Opfer aber auch unermeßlich gewesen, so würde ich dennoch mit mir zufrieden sein, denn meine Pflege und meine Freundschaft waren demjenigen nothwendig, den ich wie einen Bruder betrachte.

Gehen Sie also, ich bitte Sie darum, zu der Eröffnung dieses Hauses, und sein Sie so gütig, mir das Resultat Ihres Auftrages als Neugieriger **poste restante** nach Nizza zu schreiben, u. s. w.

Franz Hardy."

— Obgleich seine Anwesenheit durchaus keine unangenehme Wichtigkeit haben kann, so wäre es doch vorzuziehen, daß der Vater des Marschalls Simon der Eröffnung dieses Hauses nicht beiwohne, — sagte der Pater d'Aigrigny. — Aber es liegt nichts daran; Herr Hardy ist sicher entfernt: es handelt sich nur noch um den jungen Indier.

— Was ihn betrifft, — begann der Pater d'Aigrigny mit einer nachdenkenden Miene wieder, — so hat man weise gethan, Herrn Norval als Ueberbringer der Geschenke des Fräuleins von Cardoville für diesen Prinzen abreisen zu lassen. Der Arzt, welcher Herrn Norval begleitet, und der von Herrn Baleinier gewählt worden ist, wird sonach keinen Argwohn einflößen ...

— Keinen, — erwiederte Rodin. — Sein Brief gestern war gänzlich beruhigend.

— Demnach ist also auch nichts mehr von dem indischen Prinzen zu fürchten, — sagte der Pater d'Aigrigny, — Alles geht auf das Beste.

— Was Gabriel anlangt, — begann Rodin wieder, — so hat er heute Morgen von Neuem geschrieben, um von Eure Ehrwürden die Unterredung zu erlangen, um die er seit drei Tagen vergebens nachsucht; er ist betrübt über die Strenge der Strafe, welche man ihm auferlegt hat, indem man ihm seit fünf Tagen verboten, unser Haus zu verlassen.

— Morgen ... wenn ich ihn nach der Straße Saint-François führe, werde ich ihn anhören ... es wird Zeit sein ... Demnach ist es also in diesem Augenblicke, — sagte der Pater d'Aigrigny mit einer Miene triumphirender Zufriedenheit, — allen Nachkommen dieser Familie, deren Anwesenheit unsere Pläne zerstören könnte, unmöglich, sich morgen Vormittag in der Straße Saint-François zu befinden, während Gabriel allein dort sein wird ... Endlich sind wir dem Ziele nahe ...

Zwei bescheiden an die Thür gethane Schläge unterbrachen den Pater d'Aigrigny.

— Herein! — sagte er.

Ein alter, schwarz gekleideter Diener trat ein und sagte:

Es befindet sich ein Mann unten, der Herrn Rodin auf der Stelle wegen einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht.

— Sein Name? — fragte der Pater d'Aigrigny.

— Er hat seinen Namen nicht genannt, aber er hat gesagt, daß er von Herrn Josua ... Handelsmann auf der Insel Java, käme.

Der Pater d'Aigrigny und Rodin wechselten einen Blick des Erstaunens, beinahe des Entsetzens aus.

— Sehen Sie, wie es sich mit diesem Manne verhält ... — sagte der Pater d'Aigrigny zu Rodin, ohne seine Besorgniß verbergen zu können, — und kommen Sie nachher, um mir Bericht abzustatten.

Indem er sich hierauf an den Diener wandte, der das Zimmer verließ, sagte er:

— Laßt ihn eintreten.

Bei diesen Worten verschwand der Pater d'Aigrigny, nachdem er ein bedeutungsvolles Zeichen mit Rodin ausgewechselt hatte, durch eine Seitenthür.

Eine Minute nachher erschien Faringhea, der ehemalige Häuptling der Secte der Erdrosseler, vor Rodin, der ihn sogleich als denjenigen erkannte, den er auf dem Schlosse Cardoville gesehen hatte.

Der Socius erbebte, aber er nahm den Anschein an, als ob er sich dieser Person nicht erinnere.

Indessen immer auf seinen Schreibtisch gebückt, und indem er that, als ob er Faringhea nicht sähe, schrieb er sogleich in der Eile einige Worte auf ein vor ihm liegendes Blatt Papier.

— Mein Herr ... — begann der über Rodins Schweigen erstaunte Bediente, — da ist diese Person ...

Robin faltete das Billet, das er so eben in Hast geschrieben hatte, und sagte zu dem Diener:

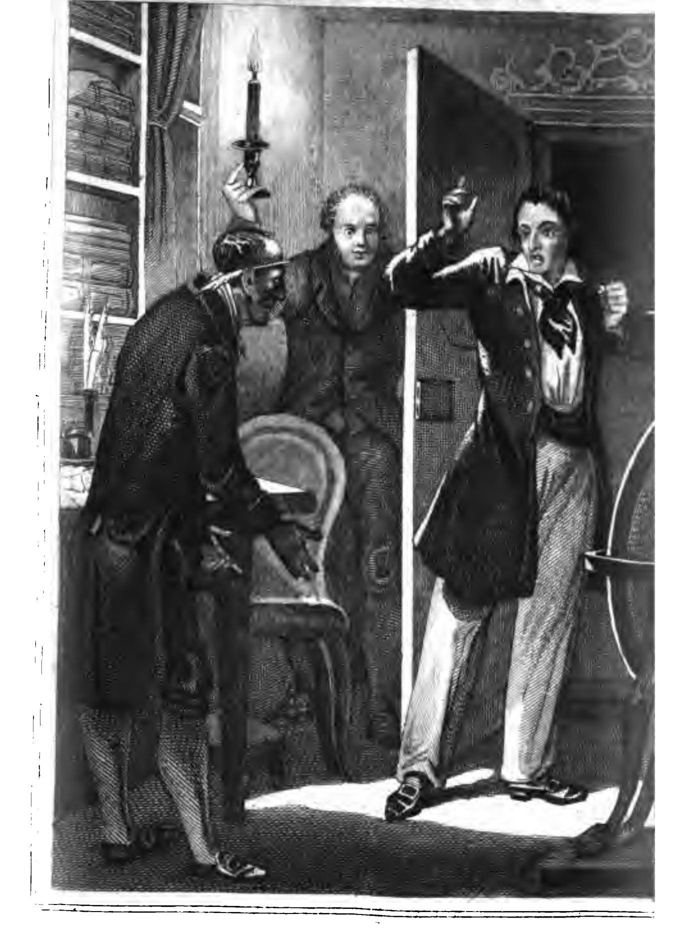
— Laßt das an seine Adresse bringen ... Man wird mir die Antwort überbringen.

Der Bediente verneigte sich und verließ das Zimmer.

Nun heftete Robin, ohne aufzustehen, seine kleinen Schlangenaugen auf Faringhea, und sagte höflich zu ihm:

— Mit wem, mein Herr, habe ich die Ehre zu sprechen?

---



*Les deux frères de la bonne œuvre*

## XVI.

### Die beiden Brüder des guten Werkes.

Faringhea, in Indien geboren, war, wie wir bemerkt haben, viel gereist, und hatte mit den europäischen Factoreien der verschiedenen Theile Asiens zu thun gehabt; er sprach gut Englisch und Französisch, kurz, voller Verstand und Scharfsinn, war er vollkommen civilisirt.

Anstatt auf die Frage Rodins zu antworten, heftete er einen starren und durchbringenden Blick auf ihn; ungeduldig über dieses Schweigen, und indem er mit einer unbestimmten Besorgniß ahnete, daß Faringheas Ankunft irgend eine direkte oder indirekte Verbindung mit Djalmas Schicksal hätte, begann der Socius nochmals, indem er die größte Kaltblütigkeit heuchelte:

— Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen, mein Herr?

— Sie erkennen mich nicht? — sagte Faringhea, indem er zwei Schritte auf Rodins Stuhl zu that.

— Ich glaube nicht, jemals die Ehre gehabt zu haben, Sie zu sehen, — antwortete Dieser auf eine frostige Weise.

— Und ich, ich erkenne Sie, — sagte Faringhea, — ich habe Sie auf dem Schloß Cardoville an dem Tage gesehen, an welchem das Dampfboot und der Dreimaster Schiffbruch gelitten.

— Auf dem Schlosse Cardoville? das ist möglich ... mein Herr, ich war in der That dort an einem Schiffbruchstage.

— Und an diesem Tage habe ich Sie bei Ihrem Namen genannt. Sie haben mich gefragt, was ich von Ihnen wollte ... ich habe Ihnen geantwortet: jetzt nichts ... Bruder; späterhin viel ... Die Zeit ist gekommen ... ich komme, um viel von Ihnen zu verlangen.

— Mein lieber Herr, — sagte Rodin immer gleichgiltig, — bevor wir diese, bis hierhin ziemlich dunkele Unterredung fortsetzen, wiederhole ich Ihnen, daß ich zu wissen wünschte, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen ... Sie haben sich hier unter dem Vorwande eines Auftrags von Herrn Josua Van-Dael ... eines ehrbaren Handelsmannes in Batavia, eingeführt, und ...

— Sie kennen die Handschrift des Herrn Josua? — sagte Faringhea, indem er Rodin unterbrach.

— Ich kenne sie vollkommen.

— Sehen Sie her ...

Und der Mestize (er war ziemlich armselig auf europäische Weise gekleidet) nahm aus seiner Tasche die lange Depesche, welche er Mahal, dem Schmuggler von Java, genommen hatte, nachdem er ihn auf dem

Strande von Batavia erdrosselt, und hielt diese Papiere Rodin vor die Augen, ohne sie jedoch aus den Händen zu geben.

— Das ist in der That die Handschrift des Herrn Josua, — sagte Rodin und streckte die Hand nach dem Briefe aus, welchen Faringhea rasch und vorsichtiger Weise wieder in seine Tasche steckte.

— Sie haben, mein lieber Herr, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, eine sonderbare Art und Weise, Aufträge auszurichten ... — sagte Rodin. — Da dieser Brief an mich gerichtet ... und er Ihnen von Herrn Josua anvertraut worden ist ... so müßten Sie ...

— Dieser Brief ist mir nicht von Josua anvertraut worden, — sagte Faringhea, indem er Rodin unterbrach.

— Wie befindet er sich dann in Ihren Händen?

— Ein Schmuggler von Java hatte mich verrathen; Josua hatte diesem Manne die Ueberfahrt nach Alexandrien bezahlt, und ihm diesen Brief übergeben, den er für die Briefpost nach Europa an Bord bringen sollte. Ich habe den Schmuggler erdrosselt, den Brief genommen, die Ueberfahrt gemacht ..., und da bin ich ...

Der Erdrosseler hatte diese Worte mit einer wilden, grimmigen Prahlerei ausgesprochen; sein fahler und kühner Blick senkte sich nicht vor dem durchbohrenden Blicke Rodins, der bei diesem seltsamen Geständnisse rasch den Kopf erhoben hatte, um diese Person zu beobachten.

Faringhea glaubte durch diese Art von grimmiger

Prahlerei Rodin in Erstaunen zu versetzen oder einzuschüchtern; aber zu seiner großen Ueberraschung sagte der immer wie eine Leiche gleichgiltige Socius ganz einfach zu ihm:

— Ah! ... man erdrosselt also ... in Java?

— Und anderswo ... auch ... — antwortete Faringhea mit einem bittern Lächeln.

— Ich mag Ihnen nicht glauben; ... aber ich finde Sie von erstaunenswürdiger Aufrichtigkeit, mein Herr ... Ihr Name? ...

— Faringhea.

— Nun denn! Herr Faringhea, was wollen Sie eigentlich? ... Sie haben sich durch ein abscheuliches Verbrechen eines an mich gerichteten Briefes bemächtigt; jetzt zögern Sie, ihn mir zu übergeben ...

— Weil ich ihn gelesen habe ... und weil er mir dienen kann.

— Ah! ... Sie haben ihn gelesen? — sagte Rodin, einen Augenblick beunruhigt. — Dann begann er wieder: — Es ist wahr, nach Ihrer Art, die Besorgung des Briefwechsels Anderer zu übernehmen, kann man keine große Bescheidenheit von Ihrer Seite erwarten ... Und was haben Sie so Nützliches für Sie aus diesem Briefe des Herrn Josua erfahren?

— Ich habe erfahren, Bruder ... daß Sie, wie ich, ein Sohn des Guten Werkes sind.

— Von welchem guten Werke wollen Sie reden? — ragte Rodin ziemlich erstaunt.

Faringhea antwortete mit einem bittern Hohne:

— Josua sagt Ihnen in seinem Briefe: Gehorsam und Muth, Verschwiegenheit und Geduld, List und Kühnheit, Einigkeit unter uns, die wir die Welt zum Vaterlande, zur Familie Alle unseres Ordens, und zur Königin Rom haben.

— Es ist möglich, daß Herr Josua mir das schreibt. Aber was schließen Sie daraus, mein Herr?

— Unser Werk hat, wie das Ihrige, Bruder, die Welt zum Vaterlande; wie Sie, haben wir zur Familie unsere Mitschuldigen, und zur Königin Bohwanie.

— Ich kenne diese Heilige nicht, — sagte Rodin auf eine demüthige Weise.

— Es ist unser Rom, — antwortete der Erdrosseler, und er fuhr fort:

— Josua spricht Ihnen noch von denjenigen Ihres Ordens, welche, auf dem ganzen Erdballe verbreitet, an der Verherrlichung Roms, Ihrer Königin, arbeiten. — Diejenigen unserer Verbindung arbeiten gleichfalls in verschiedenen Ländern an der Verherrlichung Bohwanie's.

— Und wer sind diese Söhne Bohwanie's, Herr Faringhea?

— Entschlossene, verwegene, geduldige, listige, beharrliche Männer, die, um das gute Werk triumphiren zu lassen, Vaterland, Vater und Mutter, Schwester und

Bruder opfern, und die alle diejenigen als Feinde betrachten, welche nicht zu ihnen gehören!

— Es scheint mir viel Gutes in dem Beharrlichen und streng Ausschließenden dieses Werkes zu liegen, — sagte Rodin mit einer bescheidenen und scheinheiligen Miene ... — Nur müßte man seine Absichten und seinen Zweck kennen.

— Wie Sie, Bruder, ... machen wir Leichen.

— Leichen! — rief Rodin aus.

— In seinem Schreiben, — begann Faringhea wieder, — sagt Josua Ihnen: Der größte Ruhm unseres Ordens ist, aus dem Menschen eine Leiche *) zu machen. Unser Werk macht auch aus dem Menschen eine Leiche ... Der Tod der Menschen freuet Bohwanie.

— Aber, mein Herr, — rief Rodin aus, — Herr Josua spricht von der Seele ... von dem Willen, von dem Gedanken, welche durch die Disciplin vernichtet werden müssen.

— Das ist wahr, die Euren tödten die Seele, ... wir tödten den Leib. Ihre Hand, Bruder, Ihr seid, wie wir, Menschenjäger.

---

*) Erinnern wir unsere Leser daran, daß die Lehre von dem passiven und unbedingten Gehorsam, dem Haupthebel der Gesellschaft Jesu, sich durch folgende schreckliche Worte des sterbenden Loyola ausdrückt: jedes Mitglied des Ordens sei in den Händen seiner Oberen wie ein Leichnam, perinde ac cadaver.

— Aber noch einmal, mein Herr, es handelt sich darum, den Willen, den Gedanken zu tödten, — sagte Rodin.

— Und was sind der Seele, des Willens, der Gedanken beraubte Körper Anderes, als Leichen? ... Gehen Sie, gehen Sie, Bruder, die Todten, welche unsere Schlinge macht, sind nicht lebloser, nicht erstarrter als diejenigen, welche Eure Disciplin macht. Schlagen Sie ein, Bruder, ... Rom und Bohwanie sind Schwestern.

Trotz seiner scheinbaren Ruhe sah Rodin nicht ohne einen geheimen Schrecken einen Elenden von Faringhea's Gattung in dem Besitze eines langen Briefes von Josua, in welchem nothwendiger Weise von Djalma die Rede sein mußte. Der Wahrheit nach hielt sich Rodin für gewiß, den jungen Indier in die Unmöglichkeit versetzt zu haben, am folgenden Tage in Paris zu sein; da er aber die Verbindungen nicht kannte, welche sich seit dem Schiffbruche zwischen dem Prinzen und dem Mestizen hatten anknüpfen können, so betrachtete er Faringhea als einen, wahrscheinlich sehr gefährlichen Menschen.

Je mehr der Socius in seinem Innern besorgt war, desto mehr affectirte er Ruhe und Geringschätzung. Er erwiederte demnach:

— Ohne Zweifel ist diese Aehnlichkeit zwischen Rom und Bohwanie sehr anziehend ... Aber, was schließen Sie daraus, mein Herr?

— Ich will Ihnen zeigen, Bruder, was ich bin, wessen ich fähig bin, um Sie zu überzeugen, daß es besser ist, mich zum Freunde zu haben, als zum Feinde.

— Mit andern Ausdrücken, mein Herr, — sagte Rodin mit einem verächtlichen Spotte, — Sie gehören einer Mörder-Secte Indiens an, und Sie wollen mich durch ein klares Gleichniß das Schicksal des Mannes bedenken lassen, welchem Sie den an mich gerichteten Brief geraubt haben; ich meinerseits will mir erlauben, Ihnen in aller Demuth bemerklich zu machen, Herr Faringhea, daß man hier nicht erdrosselt, und daß, wenn Sie es sich etwa einfallen ließen, Jemanden aus Liebe zu Bohwanie, Eurer Gottheit, in eine Leiche verwandeln zu wollen, man Euch aus Liebe zu einer andern, im gemeinen Leben die Gerechtigkeit genannten Gottheit, den Hals abschneiden würde.

— Und was würde man mir denn thun, wenn ich versucht hätte, Jemanden zu vergiften?

— Ich mache Sie nochmals höflich darauf aufmerksam, Herr Faringhea, daß ich keine Zeit habe, Ihnen eine Vorlesung über das peinliche Gesetzbuch zu halten. Nur glauben Sie mir, widerstehen Sie der Versuchung, Jemanden, wer es auch sein möge, zu erdrosseln oder zu vergiften. Ein letztes Wort noch: wollen Sie mir die Briefe des Herrn Josua übergeben oder nicht?

— Die Briefe in Bezug auf den Prinzen Djalma? — sagte der Mestize.

Und er blickte Rodin fest an, der, trotz einer gewal-

tigen und plötzlichen Angst, unerforschlich blieb, und auf die einfachste Weise von der Welt antwortete:

— Da ich den Inhalt der Briefe nicht kenne, welche Sie mir vorenthalten, mein Herr, so ist es mir unmöglich, Ihnen zu antworten. Ich bitte Sie, und im Nothfalle fordere ich Sie auf, mir diese Briefe zu geben ... oder sich von hier zu entfernen.

— Sie werden mich in einigen Minuten inständigst bitten, zu bleiben, Bruder.

— Ich zweifle daran.

— Einige Worte werden dieses Wunder hervorbringen ... Wenn ich Ihnen so eben von Vergiftung sprach, Bruder, so geschah es, weil Sie einen Arzt ... nach dem Schlosse Cardoville gesandt haben, um für den Augenblick ... den Prinzen Djalma zu vergiften.

Unwillkürlich erbebte Rodin unmerklich, und erwiederte:

— Ich verstehe nicht ...

— Es ist wahr; ich bin ein armer Ausländer, der ohne Zweifel eine sehr fremde Aussprache hat: indessen will ich versuchen, deutlicher zu sprechen. Ich kenne durch die Briefe Josuas das Interesse, welches Sie haben, daß der Prinz ... morgen nicht hier sei, und das, was Sie zu diesem Zwecke gethan haben. Verstehen Sie mich?

— Ich habe Ihnen nichts zu antworten.

Zwei an die Thür gethane Schläge unterbrachen die Unterhaltung.

— Herein, — sagte Rodin.

— Der Brief ist an seine Adresse überbracht worden, mein Herr, — sagte ein alter Diener, indem er sich verbeugte, — hier ist die Antwort.

Rodin nahm den Brief, welchen man ihm überreichte und, bevor er ihn aufbrach, sagte er höflich zu Faringhea:

— Sie erlauben, mein Herr?

— Geniren Sie sich nicht, — sagte der Mestize.

— Sie sind sehr gütig, — antwortete Rodin, der, nachdem er gelesen hatte, rasch einige Worte unter die ihm überbrachte Antwort schrieb, und zu dem Bedienten sagte, indem er ihm dieselbe wieder einhändigte:

— Sendet dieses an dieselbe Adresse zurück.

Der Bediente verbeugte sich ehrerbietig und verschwand.

— Kann ich fortfahren? — fragte der Mestize Rodin.

— Gewiß.

— Ich fahre also fort, — begann Faringhea wieder ... — Vorgestern, wo der Prinz, so verwundet er auch war, auf meinen Rath nach Paris abzureisen im Begriffe stand, ist ein schöner Wagen mit kostbaren, von einem unbekannten Freunde für Djalma bestimmten Geschenken angelangt. In diesem Wagen befanden sich zwei Männer: der eine war von dem unbekannten Freunde abgesandt; der andere war ein Arzt ... von Ihnen abgesandt, um Djalma zu verpflegen, und ihn bis zu seiner Ankunft in Paris zu begleiten ... Das war mildthätig, nicht wahr, Bruder?

— Fahren Sie in Ihrer Geschichte fort, mein Herr.

— Djalma ist gestern abgereist ... Dadurch, daß er erklärte, die Wunde des Prinzen würde sich auf eine sehr gefährliche Weise verschlimmern, wenn er nicht während der ganzen Reise in dem Wagen ausgestreckt bliebe, hat sich der Arzt des, von dem unbekannten Freunde Abgesandten entledigt, der allein nach Paris zurückgereiset ist; der Arzt hat nun auch mich entfernen wollen, aber Djalma hat so fest darauf bestanden, daß wir, der Arzt, der Prinz und ich, abgefahren sind. Gestern Abend langten wir halb Weges an; der Arzt fand, daß man die Nacht in einem Wirthshause zubringen müßte: wir hätten, — sagte er, — alle Zeit, heute Abend in Paris angelangt zu sein, da der Prinz erklärt hatte, daß er durchaus am 12. Abends in Paris sein müßte. Der Arzt hatte sehr darauf bestanden, allein mit dem Prinzen abzureisen. Ich wußte aus dem Briefe Josuas, daß Ihnen viel daran lag, daß Djalma nicht am 13. hier wäre; da stieg Verdacht in mir auf; ich habe diesen Arzt gefragt, ob er Sie kenne; er hat mir verlegen geantwortet; ... nun habe ich statt Verdacht Gewißheit gehabt ... In dem Wirthshause angelangt, bin ich, während der Arzt bei Djalma war, in das Zimmer des Doctors gegangen, und habe ein mit mehreren Flaschen angefülltes Kästchen untersucht, das er mitgebracht hatte; das eine von ihnen enthielt Opium ... Ich habe errathen.

— Was haben Sie errathen, mein Herr?

— Sie sollen es gleich wissen ... Bevor er sich

entfernte, sagte der Arzt zu Djalma: — „Ihre Wunde ist in gutem Zustande, aber die Beschwerde der Reise könnte sie entzünden; es wird gut sein, daß Sie morgen im Laufe des Tages einen beruhigenden Trank nehmen, den ich heute Abend zubereiten will, um ihn in dem Wagen bereit zu haben ...“ Die Berechnung des Arztes war einfach, — fügte Faringhea hinzu, — am folgenden Tage (was heute ist) nahm der Prinz den Trank gegen vier bis fünf Uhr Abends, ... bald darauf schlief er fest ein ... Besorgt, ließ der Arzt am Abend den Wagen halten ... erklärte, daß Gefahr vorhanden sei, die Reise fortzusetzen ... brachte die Nacht in einem Wirthshause zu, und setzte sich an das Bett des Prinzen, dessen Schlafsucht erst zu der Stunde aufgehört hätte, welche Ihnen recht war. Das war Ihre Absicht; sie hat mir geschickt entworfen geschienen, ich habe mich Ihrer für mich selbst bedienen wollen, und es ist mir gelungen.

— Alles, was Sie da sagen, mein lieber Herr, — sagte Rodin, indem er an seinen Nägeln kaute, — ist hebräisch für mich.

— Ohne Zweifel immer wegen meiner Aussprache ... aber, sagen Sie mir doch ... kennen Sie array-mow?

— Nein.

— Das ist mir Leid, es ist ein vortreffliches Erzeugniß der Insel Java, die so fruchtbar an Giften ist.

— Ei! was kümmert mich das, — sagte Rodin mit

einer barschen Stimme, indem er mit Mühe seine zunehmende Angst verbergen konnte.

— Das geht Sie viel an. Wir Söhne Bohwanie's haben einen Abscheu vor dem Blutvergießen, — begann Faringhea wieder; — aber um ungestraft die Schlinge um den Hals unserer Opfer zu legen, warten wir ab, bis sie eingeschlafen sind ... Wenn ihr Schlummer nicht fest genug ist, so vermehren wir ihn nach unserm Gefallen; wir sind sehr gewandt in unserem Werke, die Schlange ist nicht schlauer, der Löwe nicht verwegener. Djalma trägt unsere Zeichen ... Das array-mow ist ein unbetastbares Pulver; wenn man davon einige Theilchen während des Schlafes einathmen läßt, oder davon unter den Tabak einer Pfeife, wenn man wacht, mischt, so stürzt man sein Opfer in eine Schlafsucht, der nichts es zu entreißen vermag. Wenn man fürchtet, auf einmal eine zu starke Dosis zu geben, so läßt man davon mehrere Male während des Schlummers einathmen, und man verlängert ihn auf diese Weise ohne Gefahr so lange Zeit, als der Mensch ohne zu essen und zu trinken bleiben kann.... ungefähr dreißig bis vierzig Stunden ... Sie sehen, wie plump die Anwendung des Opiums neben diesem göttlichen Schlafmittel ist ... Ich hatte davon eine gewisse Quantität von Java mitgebracht ... aus bloßer Neugierde ... ohne das Gegengift zu vergessen.

— Ah! es giebt ein Gegengift, — sagte Robin unwillkürlich.

— Wie es Leute giebt, die ganz das Gegentheil von dem sind, was wir sind, Bruder des guten Werkes ... Die Javanesen nennen den Saft dieser Wurzel Touboe; er verscheucht die von dem array-mow verursachte Erstarrung, wie die Sonne die Wolken verscheucht ... Da ich nun gestern Abend der Pläne Ihres Abgesandten auf Djalma gewiß war, so habe ich gewartet, bis dieser Arzt zu Bette gegangen, eingeschlafen wäre ... Ich habe mich kriechend in sein Zimmer geschlichen ... und habe ihn eine solche Dosis array-mow einathmen lassen ... daß er noch jetzt schlafen muß ...

— Unglückseliger! — rief Robin immer entsetzter über diese Erzählung aus, denn Faringhea versetzte den Umtrieben des Socius und seiner Freunde einen schrecklichen Schlag. — Aber Ihr riskirtet, diesen Arzt zu vergiften!

— Bruder, ... wie er Djalma zu vergiften riskirte; heute Morgen sind wir also abgereist, indem wir Ihren Arzt, in einen tiefen Schlaf versunken, in dem Wirthshause ließen. Ich habe mich allein mit Djalma in dem Wagen befunden. Er rauchte wie ein wahrer Indier; einige unter den Tabak, mit dem ich seine lange Pfeife gestopft hatte, gemischte Stäubchen array-mow haben ihn zuvörderst eingeschläfert ... Eine neue Dosis, die er eingeathmet hat, haben ihn in einen tiefen Schlaf versenkt, und in diesem Augenblicke befindet er sich in dem Wirthshause, in welchem wir abgestiegen sind. Jetzt, Bruder, hängt es von mir ab, Djalma in seine

Betäubung versunken zu lassen, die bis morgen Abend dauern wird, ... oder ihn augenblicklich aus derselben zu reißen ... Demnach also, je nach dem Sie meiner Forderung entsprechen werden oder nicht, wird Djalma morgen früh in der Straße Saint-François Nr. 3 sein, oder nicht.

Indem er dieses sagte, zog Faringhea Djalma's Medaille aus seiner Tasche, und sagte zu Rodin, indem er sie ihm zeigte:

— Sie sehen, ich sage Ihnen die Wahrheit ... Während Djalma's Schlummer habe ich ihm die Medaille genommen, die einzige Andeutung, die er von dem Orte hat, wo er sich morgen früh befinden soll ... ich schließe also damit, womit ich begonnen habe, indem ich Ihnen sagte: — „Bruder, ich komme, viel von Ihnen zu verlangen!"

Seit einigen Augenblicken kauete Rodin nach seiner Gewohnheit, wenn er von einer stummen und unterdrückten Wuth befallen war, an den Nägeln bis aufs Blut.

In diesem Momente wurde die Glocke der Pförtner-Stube dreimal, in eigenthümlichen Zwischenräumen, gezogen.

Rodin schien auf diesen Klang nicht zu achten, und doch leuchtete plötzlich ein Funken in seinen kleinen Schlangenaugen, während Faringhea ihn mit gekreuzten Armen und mit einem Ausdrucke triumphirender und geringschätzender Ueberlegenheit anblickte.

Der Socius senkte den Kopf, schwieg fortwährend, nahm maschinenmäßig eine Feder von seinem Schreibtische und kauete während einiger Secunden an ihrer Fahne, indem es den Anschein hatte, das ihm von Faringhea so eben Gesagte reiflich in Ueberlegung zu ziehen. Endlich, die Feder auf seinen Schreibtisch werfend, wandte er sich plötzlich nach dem Mestizen um, und sagte mit einer höchst verächtlichen Miene zu ihm:

— Ah so! Herr Faringhea, meinen Sie etwa, sich mit Ihren Geschichten über die Leute lustig zu machen?

Trotz seiner Frechheit, verwirrt, wich der Mestize um einen Schritt zurück.

— Wie, mein Herr? — begann Rodin wieder, — Sie kommen hier in ein achtbares Haus, um sich zu rühmen, einen Briefwechsel gestohlen, Diesen da erdrosselt, Jenen mit einem Narcoticum vergiftet zu haben? Aber das ist Wahnsinn, Herr; ich habe Sie bis ans Ende anhören wollen, um zu sehen, bis wie weit Sie die Frechheit treiben würden ... denn nur ein abscheulicher Bösewicht kann mit so entsetzlichen Missethaten groß thun; aber ich will gern glauben, daß sie nur in Ihrer Einbildung bestehen.

Indem er diese Worte mit einer Art von Aufregung aussprach, die ihm nicht gewöhnlich war, stand Rodin auf, und näherte sich auf- und abgehend allmälig dem Kamine, während Faringhea, sich von seinem Erstaunen nicht erholend, ihn schweigend anblickte; indessen, nach

Verlauf einiger Augenblicke, erwiederte er mit einer finstern und grimmigen Miene:

— Nehmen Sie sich in Acht, Bruder ... zwingen Sie mich nicht Ihnen zu beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

— Gehen Sie doch, mein Herr, man muß von den Antipoden kommen, um zu glauben, die Franzosen so leicht hinter das Licht führen zu können. Sie haben, wie Sie sagen, die Klugheit der Schlange und den Muth des Löwen. Ich weiß nicht, ob Sie ein muthiger Löwe sind; was aber die kluge Schlange anlangt ... so sage ich, nein! ... Wie? Sie haben einen Brief des Herrn Josua in der Tasche, der mich compromittiren kann (angenommen, daß alles das keine Fabel sei); der Prinz Djalma ist in eine Betäubung versenkt, die meinen Plänen dient und aus der Sie ihn allein zu reißen vermögen. Sie können endlich, wie Sie sagen, meinen Interessen einen schrecklichen Schlag versetzen, und Sie überlegen nicht, schrecklicher Löwe, schlaue Schlange, daß es sich für mich nur darum handelt, vier und zwanzig Stunden zu gewinnen. Nun aber kommen Sie aus der Tiefe von Indien nach Paris, Sie sind ein Fremder und Jedermann unbekannt. Sie halten mich für einen eben so großen Bösewicht, als Sie sind, da Sie mich Bruder nennen, und Sie bedenken nicht, daß Sie hier in meiner Gewalt sind; daß diese Straße öde, dieses Haus abgelegen ist, daß ich hier auf der Stelle drei bis vier Personen haben kann, die im Stande

sind, Sie in einer Secunde zu knebeln, so ein großer Erdrosseler Sie auch sein mögen? ... und das nur, indem ich diesen Schellenzug ziehe, — fügte Rodin hinzu, indem er ihn in der That in die Hand nahm.

— Haben Sie doch keine Furcht, — fügte er mit einem teuflischen Lächeln hinzu, als er Faringhea eine Bewegung der Ueberraschung und des Entsetzens machen sah; — würde ich Sie etwa warnen, wenn ich derartig handeln wollte? ... Lassen Sie hören, antworten Sie mir ... Einmal geknebelt und vier und zwanzig Stunden lang an einen sicheren Ort gebracht, wie würden Sie mir da schaden können? Wäre es mir dann nicht leicht, mich der Papiere Josua's, der Medaille Djalma's zu bemächtigen, der, bis morgen Abend in seinen tiefen Schlaf versenkt, mich nicht mehr beunruhigen würde? ... Sie sehen also wohl, mein Herr, daß Ihre Drohungen eitel sind ... weil sie auf Lügen beruhen, weil es nicht wahr ist, daß der Prinz Djalma hier und in Ihrer Gewalt ist ... Gehen Sie ... packen Sie sich fort von hier ... und wenn Sie ein anderes Mal betrügen wollen, so wählen Sie sich Ihre Leute besser.

Faringhea blieb von Bestürzung betroffen: Alles, was er so eben gehört hatte, schien ihm sehr wahrscheinlich; Rodin konnte sich seiner, Josua's Briefe, Djalma's Medaille bemächtigen, und indem er ihn als Gefangenen zurückhielt, Djalma's Erwachen unmöglich machen, und

dennoch befahl Rodin ihm, Faringhea, der sich für so furchtbar hielt, fortzugehen.

Bemüht, die Gründe des unerklärlichen Benehmens des Socius aufzufinden, glaubte der Mestize, und er konnte nicht gut anders schließen, daß Rodin, ungeachtet der Beweise, die er brachte, daran zweifelte, daß Djalma in seiner Gewalt sei; auf diese Weise ließ sich die Nichtachtung des Correspondenten Josua's natürlich erklären.

Rodin führte einen kühnen und sehr geschickten Streich aus: indem er mit zorniger Miene noch immer zwischen den Zähnen zu murmeln schien, beobachtete er heimlich, aber mit verschlingender Angst die Gesichtszüge des Erdrosselers.

Dieser, beinahe überzeugt den geheimen Beweggrund von Rodins Benehmen durchschaut zu haben, versetzte:

— Ich werde gehen ... aber noch ein Wort ... Sie glauben, daß ich lüge ...

— Gewiß! Sie haben mir ein Gewebe von Fabeln vorgehalten; ich habe viele Zeit verloren, sie anzuhören; erlassen Sie mir den Rest ... Es ist spät, lassen Sie mich gefälligst allein.

— Eine Minute noch ... — sagte Faringhea, — ich sehe, Sie sind ein Mann, dem ... man nichts zu verheimlichen braucht. In diesem Augenblicke kann ich von Djalma nichts ... als eine Art Almosen und eine niederdrückende Verachtung erwarten; denn bei seinem Charakter ihm sagen: gieb mir viel, denn als ich Dich verrathen konnte, habe ich es nicht gethan, ... hieße seinen

Zorn und seine Verachtung mir zuziehen ... Ich hätte ihn zwanzig Mal tödten können, aber seine Stunde hat noch nicht geschlagen, — sagte der Erdrosseler mit finsterer Miene, — aber um diese abzuwarten ... und andere verhängnißvolle Tage, brauche ich Geld, vieles Geld ... Sie allein können mir dieses geben, indem Sie meine Verrätherei gegen Djalma bezahlen, weil nur Sie Nutzen daraus ziehen können. Sie lehnen es ab, mich anzuhören, weil Sie mich für einen Lügner halten ... Ich habe die Adresse des Gasthauses mitgebracht, wo wir abgestiegen sind, hier ist sie. Senden Sie Jemand hin, um sich von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen, dann werden Sie mir glauben; aber der Preis meiner Verrätherei wird hoch sein. Ich habe es Ihnen gesagt, ich werde viel von Ihnen fordern ...

Bei diesen Worten reichte Faringhea Rodin eine gedruckte Adresse hin; der Socius, der mit dem Augenwinkel allen Bewegungen Faringhea's folgte, stellte sich, als ob er ganz in sich versunken, nichts hörte und antwortete nichts.

— Nehmen Sie diese Adresse und überzeugen Sie sich, daß ich nicht lüge, — fuhr Faringhea fort, indem er Rodin von Neuem die Adresse hinhielt.

— Nun ... was giebt's? — sagte Dieser, indem er heimlich einen flüchtigen Blick auf die Adresse warf, die er begierig las, ohne sie jedoch anzurühren.

— Lesen Sie diese Adresse, — wiederholte der Mestize, — und Sie können sich versichern, daß ...

— In der That, mein Herr! — schrie Rodin, indem er mit der Hand die Adresse zurückstieß, — Ihre Unverschämtheit setzt mich in Staunen. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nichts mit Ihnen gemein haben mag. Zum letzten Male bitte ich Sie, fortzugehen ... Ich weiß nicht, was Sie von einem Prinzen Djalma erwähnen ... Sie können mir schaden, sagen Sie; schaden Sie mir denn, geniren Sie sich nicht, aber in des Himmels Namen verlassen Sie dies Zimmer.

Bei diesen Worten klingelte Rodin heftig.

Faringhea machte eine Bewegung, als ob er sich zur Vertheidigung anschickte.

Ein alter Diener mit einem gutmüthigen, gefälligen Gesicht erschien sogleich.

— Lapierre, leuchte dem Herrn, — sagte Rodin, indem er mit der Hand auf Faringhea deutete.

Dieser, von der Ruhe Rodins in Angst versetzt, zögerte hinauszugehen.

— Aber, mein Herr, — sagte Rodin, indem er seine Verwirrung und sein Zögern bemerkte, — worauf warten Sie? Ich wünsche allein zu sein ...

— Also, mein Herr, — sagte Faringhea, indem er sich langsam und rücklings entfernte, — Sie schlagen mein Anerbieten aus? Hüten Sie sich ... morgen wird es zu spät sein.

— Mein Herr, Ihr unterthäniger Diener, — dabei verbeugte sich Rodin ganz höflich.

Der Erdroßler ging hinaus. Die Thür schloß sich hinter ihm.

In demselben Augenblicke erschien der Pater d'Aigrigny auf der Schwelle des anstoßenden Zimmers. Sein Gesicht war bleich und verstört.

— Was haben Sie gemacht? - sagte er zu Rodin. — Ich habe Alles gehört ... Dieser Elende, unglücklicher Weise bin ich dessen gewiß, sagte die Wahrheit ... Der Indier ist in seiner Gewalt; er wird sich wieder mit ihm vereinigen ...

— Ich hoffe es nicht! — sagte Rodin, indem er sich ehrerbietig neigte, und seine ernste und unterwürfige Miene wieder annahm.

— Und wer wird diesen Menschen hindern, sich mit dem Prinzen zu vereinigen?

— Erlauben Sie ... Als man diesen abscheulichen Verbrecher bei mir einführte, habe ich ihn gleich erkannt, und sogleich, bevor ich mich mit ihm unterhielt, klüglich etliche Zeilen an Morok geschrieben, der im untern Saale nebst Goliath wartete, bis Ew. Ehrwürden Muße haben würden, sie zu sehen; später, im Laufe des Gesprächs, als man mir Moroks Antwort brachte, der meine Befehle erwartete, und als ich sah, welche Wendung die Sache nahm, habe ich ihm neue Instructionen gegeben.

— Und wozu wird dies Alles nützen, da der Mensch hier aus dem Hause fort ist?

— Ew. Ehrwürden werden vielleicht gnädigst bemerken, daß er nicht fortgegangen ist, ohne mir die Adresse des Hotels zu geben, wo der Indier sich befindet, und dies in Folge meiner unschuldigen Kriegslist der Verachtung . . . Wäre sie fehlgeschlagen, fiele Faringhea noch immer in Goliaths und Moroks Hände, die ihm, einige Schritte von der Thür, in der Straße aufpaßten. Aber wir würden sehr in Verlegenheit gewesen sein, denn wir hätten nicht gewußt, wo der Prinz Djalma wohnte.

— Abermals eine Gewaltthat! — sagte der Pater d'Aigrigny mit Widerwillen.

— Es ist zu bedauern . . . sehr zu bedauern — erwiederte Rodin, — aber man hat nun einmal dem bis jetzt befolgten System nachkommen müssen.

— Wollen Sie damit mir einen Vorwurf machen? — sagte der Pater d'Aigrigny, und fing an zu begreifen, daß Rodin wohl noch etwas Anderes als eine Schreibemaschine sei.

— Ich würde mir dies nie gegen Ew. Ehrwürden erlauben, — sagte Rodin, indem er sich beinahe bis zur Erde bückte; — aber es handelte sich blos darum, diesen Menschen 24 Stunden festzuhalten.

— Und hernach? — Seine Klagen?

— Ein solcher Bandit wird nicht sich zu beklagen wagen; außerdem ist er ja frei von hier weggegangen. Morok und Goliath werden, sobald sie ihn gepackt, ihm die Augen verbinden. Das Haus hat einen Eingang in

der Straße **Vielle-des-Ursins**. Zu dieser Stunde, und bei diesem stürmischen Wetter, geht kein Mensch in diesem einsamen Quartier zufällig vorüber. Der Weg dahin wird diesen Wicht ganz irre machen; man wird ihn in den Keller des neuen Gebäudes bringen, und morgen, zu gleicher Stunde der Nacht, wird man unter ähnlichen Vorsichtsmaßregeln ihn wieder in Freiheit setzen. — Den Indier wissen wir jetzt zu finden . . . man darf nur eine vertraute Person hinschicken, und wenn er aus seiner Schlafsucht erwacht, . . . so giebt es ein sehr einfaches und keineswegs gewaltsames Mittel, meinem geringen Verstande nach, — sagte unterwürfig Rodin, — ihn morgen den ganzen Tag von der Straße Saint-François entfernt zu halten.

— Der nämliche Diener mit der gutmüthigen Miene, welcher Faringhea eingeführt und fortgeführt hatte, trat wieder in das Kabinet, nachdem er zuvor bescheiden angeklopft hatte; in der Hand hielt er eine Art kleiner Jagdtasche von Damhirschfell, welche er Rodin übergab, indem er sagte:

— Dies hat Herr Morok so eben überbracht, er kam zurück durch die alte Straße.

Der Diener entfernte sich wieder.

Rodin öffnete die Tasche und sagte zum Pater d'Aigrigny, indem er ihm die Gegenstände zeigte:

— Die Medaille und der Brief Josua's . . . Morok war geschickt und schnell.

— Wieder eine Gefahr beseitigt, — sagte der Mar-

quis, — schade, daß man auf solche Weise dazu gelangen mußte ...

— Wem kann man darüber Vorwürfe machen, als diesem Elenden, der uns in die Nothwendigkeit versetzt, solche Mittel anzuwenden? Ich werde sogleich Jemand in das Hotel des Indiers abschicken.

— Und um sieben Uhr werden Sie Gabriel in die Straße Saint-François führen; dort werde ich mit ihm die Unterredung haben, um die er seit drei Tagen mich so inständig bittet.

— Ich habe ihn davon diesen Abend benachrichtigen lassen, er wird sich Ihrem Befehle gemäß einfinden.

— Endlich, — sagte der Pater d'Aigrigny, — nach so vielen Kämpfen, so vielen Besorgnissen, so vielen Widerwärtigkeiten, trennen uns nur noch wenige Stunden von dem Augenblicke, den wir schon so lange erwarteten.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Wir werden nun den Leser nach dem Hause in der Straße Saint-François führen.

---

## Dritte Abtheilung.

### Der dreizehnte Februar.

---

## XVII.

### Das Haus der Straße Saint-François.

Wenn man durch die Straße Doré (in dem Quartier Marais) in die Straße Saint-Gervais trat, befand man sich, zu der Zeit dieser Erzählung, einer Mauer von einer ungeheuren Höhe, von schwarzen und durch die Jahre verwitterten Steinen, gegenüber, welche fast die ganze Länge dieser öden Straße einnahm; diese Mauer diente einer Terrasse zur Strebemauer, die von um mehr als vierzig Fuß hoch über dem Pflaster wurzelnden, hundertjährigen Bäumen beschattet wurde. Durch ihre dichten Zweige erschien der steinerne Giebel, das spitzige Dach und die großen Rauchfänge von Backsteinen eines alterthümlichen Hauses, dessen Eingang in der Straße Saint-François Nr. 3., nicht weit von der Ecke der Straße Saint-Gervais, gelegen war.

Es gab nichts Traurigeres, als das Aeußere dieser

Wohnung. Auch auf dieser Seite befand sich eine sehr hohe Mauer, in welcher zwei bis drei kleine Fenster, eine Art von furchtbar vergitterten Schießscharten, angebracht waren. Ein mit Eisen und ungeheuren Nägelknöpfen beschlagenes Einfahrtsthor von massivem Eichenholz, dessen ursprüngliche Farbe seit langer Zeit unter einer dicken Kruste von Koth, Staub und Rost verschwand, rundete sich oben ab, und schloß sich an das Thorgewölbe an, das einer tiefen Halle glich, so sehr dick waren die Mauern; in einem der breiten Flügel dieses massiven Thores öffnete sich eine zweite kleine Thür, welche dem Juden Samuel, dem Aufseher dieser finsteren Wohnung, zum Eingange diente.

Wenn man die Schwelle überschritten, so gelangte man unter ein, durch das auf die Straße gehende Gebäude gebildetes Gewölbe. In diesem Gebäude war Samuels Wohnung angebracht; die Fenster gingen auf einen inneren, sehr geräumigen, durch ein Gitter abgetheilten Hof, jenseits dessen man einen Garten sah.

In der Mitte dieses Gartens stand ein zweistöckiges Haus von Quadersteinen, welches auf eine so wunderliche Weise erhöhet war, daß man eine doppelte Treppe von zwanzig Stufen hinaufsteigen mußte, um bis zu der seit hundert und fünfzig Jahren vermauerten Thür zu gelangen.

Die Fensterläden dieser Wohnung waren durch breite und dicke Bleiplatten ersetzt worden, die hermetisch verlöthet waren, und durch eiserne, in der Mauer befestigte

Rahmen gehalten wurden. Außerdem war endlich, um Luft und Licht gänzlich abzuhalten, und auf diese Weise jedem inneren oder äußeren Verfalle vorzubeugen, das Dach wie die hohen, zuvor verstopften und vermauerten Backsteinrauchfänge mit dicken Bleiplatten bedeckt worden.

Dasselbe Verfahren hatte man für die Verschließung eines kleinen, viereckigen, auf dem Giebel des Hauses gelegenen Belvedères angewandt, indem man sein Glashaus mit einer Art von, an das Dach gelötheten Kappe überzogen hatte. Nur war, in Folge einer seltsamen Laune, jede der vier Bleiplatten, welche die, nach den vier Himmelsgegenden gehenden Seiten dieses Belvedères bedeckten, mit sieben kleinen, in Gestalt eines Kreuzes angebrachten, runden Löchern durchbohrt, was man leicht von Außen erkannte.

Ueberall anderswo waren die verbleiten Füllungen der Fenster durchaus ganz. In Folge dieser Vorsichtsmaßregeln und der festen Bauart dieser Wohnung waren kaum einige äußere Ausbesserungen nöthig gewesen, und die gänzlich dem Einflusse der äußeren Luft entzogenen Zimmer mußten nach anderthalb Jahrhunderten eben so unversehrt sein, als bei ihrer Schließung.

Der Anblick gespaltener Mauern, wurmstichiger und zerbrochener Läden, eines halb eingefallenen Daches, mit Mauerpflanzen bedeckter Fenster wäre vielleicht minder traurig gewesen, als dieses mit Eisen und Blei bedeckte, wie ein Grab erhaltene Haus von Stein.

Der gänzlich unbebauete Garten, welchen der Aufseher Samuel nur betrat, um seine wöchentlichen Besichtigungen anzustellen, bot, besonders während des Sommers, ein unglaubliches Durcheinander von Schmarotzerpflanzen und Gestrüpp. Die sich selbst überlassenen Bäume waren nach allen Richtungen hin gewachsen und hatten ihre Zweige verflochten; einige wilde Weinreben, die sich durch Schößlinge fortgepflanzt, hatten, anfangs auf dem Boden bis zu dem Fuße der Bäume hinkriechend, dann ihre Stämme umschlungen, und bis auf die höchsten Zweige das unauflösliche Netz ihrer Reben ausgedehnt.

Man konnte durch diesen Urwald nur auf einem Fußpfade schreiten, welchen der Aufseher angebracht hatte, um von dem Gitter nach dem Hause zu gehen, dessen, für das Ablaufen des Wassers ein wenig abschüssig angelegte Zugänge auf einer Breite von ungefähr zehn Fuß sorgfältig mit Platten belegt waren.

Ein anderer kleiner, längs der Ringmauer angelegter Rundweg war jede Nacht von zwei bis drei ungeheuren pyrenäischen Hunden begangen, deren treues Geschlecht sich auch seit anderthalb Jahrhunderten in diesem Hause fortgepflanzt hatte.

Das war die zum Zusammenkunftsorte der Nachkommen der Familie Rennepont bestimmte Wohnung.

Die Nacht, welche den 12. Februar von dem 13. trennte, nahete ihrem Ende.

Die Ruhe folgte dem Sturme, der Regen hatte auf-

gehört; der Himmel war rein, gestirnt; der abnehmende Mond leuchtete mit einem milden Glanze und warf einen melancholischen Schein auf diese verlassene, schweigende Wohnung, deren Swelle seit so vielen Jahren kein menschlicher Fuß überschritten hatte.

Ein heller, aus einem der Fenster der Wohnung des Aufsehers strahlender Schein zeigte an, daß der Jude Samuel noch wache.

Man denke sich ein ziemlich geräumiges, von oben bis unten mit einem alten Getäfel von Nußbaumholz ausgeschlagenes Zimmer, welches durch das Alterthum beinahe schwarzbraun geworden war; zwei halberloschene Klötze rauchten in dem Kamine in der Mitte kaltgewordener Asche; auf dem Gesimse dieses, wie grauer Granit angemalten steinernen Kamines sah man einen eisernen Leuchter, auf welchem ein dünnes, mit dem Löschhorne bedecktes Talglicht steckte, und neben ein Paar doppelläufigen Pistolen ein Waidmesser mit scharfer Klinge, dessen ciselirter Bronzegriff dem 17. Jahrhunderte angehörte; außerdem stand eine schwere Büchse an einen der Pfeiler des Kamins gelehnt.

Vier Schämel ohne Lehne, ein alter eichener Schrank und ein viereckiger Tisch mit gewundenen Füßen möblirten allein dieses Zimmer. An dem Getäfel waren symmetrisch Schlüssel von verschiedener Größe aufgehängt; ihre Gestalt zeugte von ihrem Alterthume; verschiedene Zettel waren an ihre Ringe befestigt.

Die hintere Wand des alten Eichenschrankes, mit

einem geheimen Schlosse und beweglich, war in einen Falz zur Seite geschoben, und man erblickte eine, in der Mauer befestigte, breite und tiefe eiserne Kasse, deren offenstehende Flügelthüren den wundervollen Mechanismus eines jener florentinischen Schlösser des 16. Jahrhunderts zeigten, die besser als alle neueren Erfindungen dem Einbruche Trotz boten, und die außerdem nach den Meinungen der Zeit durch eine dicke Fütterung von Asbestleinwand, die ziemlich weit von den Wänden der Kasse an Goldfäden aufgespannt war, die Gegenstände, welche sie enthielt, im Falle einer Feuersbrunst unverbrennlich machte.

Ein großes, aus dieser Kasse genommenes und auf einen Schämel gestelltes Kästchen von Cedernholz enthielt zahlreiche, sorgfältig geordnete und überschriebene Papiere.

Bei dem Scheine einer kupfernen Lampe war der alte Aufseher Samuel damit beschäftigt, in ein kleines Contobuch dasjenige niederzuschreiben, was ihm seine Frau Bethseba, eine Schreibtafel ablesend, dictirte.

Samuel war damals ungefähr zwei und achtzig Jahr alt, und trotz diesem hohen Alter bedeckte ein Wald grauer und krauser Haare sein Haupt; er war klein, mager, kräftig, und die unwillkürliche Lebhaftigkeit seiner Bewegungen bewies, daß die Jahre seine Energie und seine Thätigkeit noch nicht geschwächt hätten, obgleich er in dem Quartier, in welchem er außerdem sehr selten erschien, sich den Anschein gab, beinahe kindisch zu sein, wie Rodin es zu dem Pater d'Aigrigny gesagt hatte.

Ein alter Schlafrock von kastanienbraunem Berkan, mit weiten Aermeln, hüllte den Greis gänzlich ein und fiel bis auf seine Füße herab.

Samuels Züge boten den reinen und orientalischen Grundzug seines Stammes: seine Gesichtsfarbe war matt und gelblich, er hatte eine Adlernase und sein Kinn war von einem kleinen weißen Barte beschattet; seine hervorstehenden Backenknochen warfen einen ziemlich harten Schatten auf seine hohlen und runzeligen Wangen. Seine Züge waren voller Verstand, Schlauheit und Scharfsinn. Seine breite und hohe Stirn zeugte von Rechtschaffenheit, Offenherzigkeit und Festigkeit; seine schwarzen, und wie die der Araber glänzenden Augen hatten einen zugleich durchdringenden und sanften Ausdruck.

Seine Frau Bethseba, um fünfzehn Jahre jünger als er, war von hoher Gestalt und gänzlich schwarz gekleidet. Eine platte Haube von gestärktem Schleiertuche, welche an die strenge Kopfbedeckung der gravitätischen holländischen Matronen erinnerte, umgab ihr bleiches und ernsthaftes Gesicht, das früher eine seltene und stolze Schönheit, von einem ganz biblischen Charakter gezeigt hatte; einige Falten der Stirn, die von einem fast beständigen Runzeln ihrer grauen Augenbrauen herrührten, bezeugten, daß sich diese Frau oft unter dem Drucke einer unendlichen Traurigkeit befand.

Gerade in diesem Momente verriethen Bethseba's Züge einen unaussprechlichen Schmerz: ihr Blick war starr, ihr Haupt auf ihren Busen gesenkt; sie hatte ihre

rechte Hand, mit welcher sie eine kleine Schreibtafel hielt, auf ihren Schooß zurücksinken lassen; mit ihrer anderen Hand drückte sie eine dicke Flechte rabenschwarzer Haare, die sie um ihren Hals trug. Diese dicke Flechte war mit einem goldenen Schlosse, einen Zoll ins Gevierte, versehen; unter einer Krystallplatte, welcher dasselbe auf der einen Seite wie ein Reliquienkästchen bedeckte, sah man ein viereckig zusammengelegtes Stückchen Leinwand, das fast ganz mit Flecken von einem dunklen Roth, der Farbe des seit langer Zeit getrockneten Blutes, bedeckt war.

Nach einem Momente des Schweigens, während dessen Samuel in sein Conto-Buch einschrieb, sagte er mit lauter Stimme, indem er das, was er geschrieben hatte, überlas:

— Andererseits fünftausend Stück österreichische Metalliques zu tausend Gulden, und das Datum des 19. Octobers 1826.

Nach dieser Aufzählung fügte Samuel hinzu, indem er den Kopf erhob und sich an seine Frau wandte:

— Ist das so richtig, Bethseba? hast Du die Schreibtafel verglichen?

Bethseba antwortete nicht.

Samuel blickte sie an, und da er sie unendlich niedergeschlagen sah, sagte er mit einem Ausdrucke besorgter Zärtlichkeit zu ihr:

— Was hast Du? ... mein Gott, was hast Du?

— Der 19. October ..., 1826 ..., — sagte sie auf

eine langsame Weise, und indem sie die Flechte schwarzer Haare, welche sie um ihren Hals trug, noch fester in ihre Hand schloß, — das ist ein trauriges Datum ... Samuel ... sehr traurig ... es ist das des letzten Briefes, welchen wir von ...

Bethseba vermochte nicht fortzufahren, sie stieß ein langes Stöhnen aus und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

— Ach ... ich verstehe Dich, — erwiederte der Greis mit einer bewegten Stimme, — ein Vater kann durch ernste Sorgen zerstreut sein, aber, ach! das Herz einer Mutter ist immer wach.

Und indem er seine Feder auf den Tisch warf, stützte Samuel seine Stirn niedergeschlagen auf seine Hände.

Wie, als ob sie sich in diesen grausamen Erinnerungen schmerzlich gefallen hätte, begann Bethseba bald wieder:

— Ja ... dieser Tag ist der letzte unseres Sohnes, unser Abel hatte uns aus Deutschland geschrieben, daß er nach Deinen Aufträgen die Gelder angelegt hätte, welche er von hier mitgenommen hatte, ... und daß er im Begriffe stände, sich wegen eines anderen Geschäfts nach Polen zu begeben.

— Und in Polen ... hat er den Tod eines Märtyrers gefunden, — erwiederte Samuel, — ohne Beweggrund, ohne Beweis, denn nichts war falscher, man hat ihn ungerechter Weise beschuldigt, daß er gekommen wäre, um den Schmuggelhandel zu organisiren ... und in-

## XVIII.

### Soll und Haben.

Einige Augenblicke lang starrten Samuel und Bethseba regungslos mit einem besorgten Entsetzen die sieben lichtvollen Punkte an, welche mitten in der letzten Finsterniß der Nacht auf dem Gipfel des Belvedères strahlten, während hinter dem Hause ein bleicher rosiger Schimmer die anbrechende Morgendämmerung verkündete.

Samuel brach zuerst das Schweigen, und sagte, indem er mit der Hand über seine Stirn fuhr, zu seiner Frau:

— Der Schmerz, welchen uns das Andenken an unser armes Kind verursacht hat, verhinderte uns, zu überlegen und uns zu erinnern, daß am Ende nichts Erschreckendes in dem, was vorgeht, für uns liegen dürfte.

— Was sagst Du, Samuel?

— Hat mir mein Vater nicht gesagt, daß er und mein Großvater mehrere Male in langen Zwischenräumen ein ähnliches Licht gesehen hätten?

— Ja, Samuel ... aber ohne sich, eben so wenig als wir, dieses Licht erklären zu können ...

— So wie mein Vater und Großvater müssen wir glauben, daß ein Ausgang, der zu ihren Zeiten unbekannt war, wie er es noch in den unseren ist, Personen einläßt, die auch irgend eine geheimnißvolle Pflicht in dieser Wohnung zu erfüllen haben. Noch einmal, mein Vater hat mir gesagt, mich nicht um diese seltsamen Umstände zu bekümmern, ... die er mir vorausgesagt hatte ... und die sich seit dreißig Jahren zum zweiten Male erneuern ...

— Gleichviel, Samuel ... das entsetzt, als ob es etwas Uebernatürliches wäre.

— Die Zeit der Wunder ist vorüber, — sagte der Jude, indem er schwermüthig den Kopf schüttelte, — gar viele alte Häuser dieses Quartieres haben unterirdische Verbindungen mit entfernten Orten; einige verlängern sich sogar, wie man sagt, bis nach der Seine und bis nach den Katakomben ... Ohne Zweifel hat dieses Haus dieselbe Eigenthümlichkeit, und die Personen, welche so selten es besuchen, betreten es vermöge dieses Weges.

— Aber dieses so erleuchtete Belvedére ...

— Nach dem aufgezeichneten Pläne des Gebäudes weißt Du, daß dieses Belvedére den Gipfel oder die Laterne dessen bildet, was man den großen Trauersaal nennt, welcher in dem letzten Stockwerke des Hauses gelegen ist. Da nun in demselben des Verschlusses aller Fenster wegen eine gänzliche Dunkelheit herrscht, so bedient man sich nothwendiger Weise des Lichtes, am

bis in diesen Trauersaal hinauf zu gehen, der, wie man sagt, sehr seltsame und schaurige Dinge enthält . . . — fügte der Jude schaudernd hinzu.

Bethseba betrachtete, wie ihr Gatte, aufmerksam die sieben Lichtpunkte, deren Glanz in dem Maße abnahm, als der Tag heranbrach.

— Wie Du sagst, Samuel, dieses Geheimniß kann sich so erklären . . . — begann die Frau des Greises wieder. — Außerdem ist der heutige Tag ein so wichtiger Tag für die Familie von Rennepont, daß unter solchen Umständen diese Erscheinung uns nicht verwundern darf.

— Und zu denken, — erwiederte Samuel, — daß seit anderthalb Jahrhunderten dieser Schein mehrere Male erschienen ist! Es giebt also noch eine andere Familie, die sich, wie die unsrige, von Geschlecht zu Geschlecht der Erfüllung einer frommen Pflicht gewidmet hat . . .

— Aber was ist das für eine Pflicht? Vielleicht wird sich heute Alles aufklären . . .

— Vorwärts, vorwärts, Bethseba, — begann plötzlich Samuel wieder, indem er aus seiner Träumerei erwachte, und gleichsam als ob er sich Vorwürfe über sein Nichtsthun machte, — da bricht der Tag an, und vor acht Uhr muß dieser Kassestand in's Reine geschrieben, diese unermeßlichen Summen klassificirt sein, — und er zeigte auf die große Kiste von Cedernholz, — damit sie in die Hände derer übergeben werden können, denen sie gehören.

— Du hast Recht, Samuel; dieser Tag gehört nicht unser ... es ist ein feierlicher Tag ... und der schön, o! sehr schön für uns sein würde ... wenn es jetzt noch schöne Tage für uns geben könnte — sagte Bethseba, an ihren Sohn denkend, voll bitterer Erinnerung.

— Bethseba, — sagte Samuel traurig, indem er seine Hand auf die Hand seiner Frau legte, — wir werden zum Mindesten Gefühl für die ernste Genugthuung erfüllter Pflicht haben ... Ist uns der Herr nicht sehr günstig gewesen, obgleich er uns grausam durch den Tod unseres Sohnes geprüft hat? Danken wir es nicht seiner Vorsehung, daß drei Geschlechter meiner Familie dieses große Werk haben beginnen, fortsetzen und beendigen können?

— Ja, Samuel, — sagte die Jüdin liebevoll, — und zum Mindesten für Dich wird sich mit dieser Genugthuung die Ruhe und der Frieden verbinden, denn wenn der Mittag herbeigekommen, wirst Du von einer sehr schrecklichen Verantwortlichkeit befreit sein.

Und indem sie dieses sagte, deutete Bethseba mit dem Finger auf die Kiste von Cedernholz.

— Es ist wahr, — erwiederte der Greis, — ich möchte diese unermeßlichen Reichthümer lieber in den Händen derer wissen, welchen sie gehören, als in den meinigen, aber von heute an werde ich deren Verwalter nicht mehr sein ... ich will demnach den Stand dieser Werthe ein letztes Mal controliren, und dann wollen

wir sie nach meinem Register und der Schreibtafel, die Du führst, collationiren.

Bethseba machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen, Samuel nahm seine Feder wieder zur Hand, und gab sich sehr aufmerksam seinen Bankberechnungen hin; seine Frau überließ sich von Neuem unwillkürlich den grausamen Erinnerungen, welche ein verhängnißvolles Datum in ihr erweckt hatte, indem es ihr den Tod ihres Sohnes in's Gedächtniß zurückrief.

Setzen wir flüchtig die sehr einfache, und dennoch dem Anscheine nach so romantische, so wunderbare Geschichte dieser fünfzigtausend Thaler auseinander, die, mittelst der Zinsaufhäufung und einer weisen, verständigen und treuen Verwaltung, sich natürlicher, oder vielmehr gezwungener Weise nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten zu einer bei weitem höheren Summe umgestaltet hatten, als die von vierzig Millionen, welche der Pater d'Aigrigny angenommen hatte, der, sehr unvollständig in dieser Beziehung unterrichtet, und indem er außerdem an traurige Möglichkeiten, an Verluste, an Bankerotte dachte, die während so vieler Jahre die auf einander folgenden Verwalter dieser Summen hätten treffen können, die Summa ... von vierzig Millionen noch ungeheuer fand.

Da die Geschichte dieses Vermögens nothwendiger Weise mit der der Familie Samuel verknüpft ist, welche diese Gelder seit drei Generationen anlegten, so wollen wir einige Worte über sie sagen.

Gegen das Jahr 1670, mehrere Jahre vor seinem Tode, hatte Herr Marius von Rennepont, bei einer Reise in Portugal, durch sehr mächtige Vermittler das Leben eines unglücklichen, wegen der Religion von der Inquisition zum Scheiterhaufen verdammten Juden retten können.

Dieser Jude war Isaac Samuel, der Großvater von dem gegenwärtigen Aufseher des Hauses der Straße Saint-François.

Großmüthige Menschen schließen sich oft an ihre Verpflichteten zum Mindesten eben so sehr an, als sich die Verpflichteten an ihre Wohlthäter anschließen. Nachdem er sich zuvor überzeugt, daß Isaac, der in Lissabon einen kleinen Wechselhandel trieb, rechtschaffen, thätig, arbeitsam und verständig wäre, schlug Herr von Rennepont, der damals große Güter in Frankreich besaß, dem Juden vor, ihn zu begleiten und sein Vermögen zu verwalten. Die Art von Verstoßung und Mißtrauen, mit welchem die Israeliten immer verfolgt gewesen sind, herrschten damals auf das Höchste. Isaac war demnach doppelt dankbar für den Beweis von Vertrauen, welches ihm Herr von Rennepont schenkte.

Er nahm es an, und nahm sich vor, von diesem Tage an sein ganzes Dasein dem Dienste desjenigen zu widmen, der, nachdem er ihm das Leben gerettet hatte, Vertrauen in ihn, den Juden, der einem so allgemein beargwöhnten, gehaßten und verachteten Stamme angehörte, setzte und Rechtschaffenheit und Biederkeit ihm zutraute.

Herr von Rennepont, ein Mann mit einem großmüthigen Herzen, vielem Verstand und einem großen Scharfblicke, hatte sich in seiner Wahl nicht getäuscht. Bis zu dem Augenblicke, wo er seines Vermögens beraubt war, gedieh es auf eine wundervolle Weise in den Händen Isaac Samuels, der, mit einer wunderbaren Geschicklichkeit für die Geschäfte begabt, diese ausschließlich für die Interessen seines Wohlthäters verwandte.

Nun kamen die Verfolgung und der Sturz des Herrn von Rennepont, dessen Güter eingezogen, und einige Tage vor seinem Tode den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu, seinen Angebern, überlassen wurden. In die Zufluchtsstätte versteckt, welche er gewählt hatte, um darin sein Leben gewaltsam zu endigen, ließ er heimlich Isaac Samuel kommen und übergab ihm fünfzigtausend Thaler in Golde, den einzigen Ueberrest seines früheren Vermögens; dieser treue Diener sollte das Vermögen verwalten, und davon Zins zu Zins aufhäufen; wenn er einen Sohn hätte, sollte er ihm dieselbe Verpflichtung übertragen; in Ermangelung eines Sohnes sollte er einen Verwandten suchen, der rechtschaffen genug wäre, um diese Verwaltung fortzusetzen, mit welcher übrigens eine angemessene Vergütung verbunden war; diese Verwaltung sollte auf diese Weise übergeben, und von Verwandten auf Verwandten bis nach Ablauf von anderthalb Jahrhunderten fortgesetzt werden. Herr von Rennepont hatte außerdem Isaac gebeten, während seines Lebens der Aufseher des Hauses

der Straße Saint-François zu sein, in welchem er umsonst wohnen sollte, und dieses Amt auf seine Nachkommenschaft zu übertragen, wenn das möglich wäre.

Selbst dann, wenn Isaac keine Kinder gehabt hätte, so würde doch der mächtige Geist der Solidarität, der gewisse Juden-Familien unter sich verbindet, den letzten Willen des Herrn von Rennepont ausführbar gemacht haben. Die Verwandten Isaacs würden sich seiner Dankbarkeit gegen dessen Wohlthäter angeschlossen haben, und sie, wie ihre nachfolgenden Geschlechter, hätten getreulich das einem der Ihrigen auferlegte Werk ausgeführt; aber Isaac hatte mehrere Jahre nach dem Tode des Herrn von Rennepont einen Sohn.

Dieser, im Jahre 1689 geborene Sohn, Levy Samuel, der von seiner ersten Frau keine Kinder gehabt, hatte sich im Alter von beinahe sechzig Jahren wieder verheirathet, und im Jahre 1750 war ihm ein Sohn geboren worden: David Samuel, der Aufseher des Hauses der Straße Saint-François, der im Jahre 1832 (der Zeit der Erzählung) zwei und achtzig Jahr alt war, und dem anscheinend ein eben so langes Leben beschieden war, als seinem mit drei und neunzig Jahren gestorbenen Vater; sagen wir endlich, daß Abel Samuel, der von Bethseba so bitterlich beweinte Sohn, im Jahre 1790 geboren, im Alter von sechs und zwanzig Jahren unter der russischen Knute gestorben war.

Nachdem diese bescheidene Genealogie aufgestellt ist, wird man leicht begreifen, daß die auf einander folgende

lange Lebensdauer der Familie Samuel, die sich als Aufseher des vermauerten Hauses fortgepflanzt hatte, und so das 17. Jahrhundert mit dem 19. verband, auf eine außerordentliche Weise die Ausführung des letzten Willens des Herrn von Rennepont vereinfacht und erleichtert hatte, da der Letztere außerdem dem Großvater Samuels förmlich den Wunsch erklärt hatte, daß die Summe, welche er hinterließ, nur durch Zuschlag der Zinsen zu fünf Procent zum Kapital vermehrt werden sollte, damit dieses Vermögen rein von jeder unrechtlichen Speculation auf seine Nachkommen gelange.

Die Religionsgenossen der Familie Samuel, die ersten Erfinder der Wechselbriefe, welche ihnen im Mittelalter dazu dienten, beträchtliche Summen von dem einen Ende der Welt nach dem andern zu bringen, ihr Vermögen zu verheimlichen und es vor der Raubsucht ihrer Feinde zu sichern, die Juden, sagen wir, welche bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fast allein den Wechsel- und Geld-Handel betrieben hatten, halfen viel bei den geheimen Uebertragungen und den Finanz-Operationen der Familie Samuel, die ungefähr bis zum Jahre 1820 immer ihre allmälig unermeßlich gewordenen Summen in den Banquier-Häusern oder in den reichsten israelitischen Comtoiren Europas anlegte. Diese sichere und geheime Art und Weise zu handeln, hatte dem gegenwärtigen Aufseher des Hauses der Straße **Saint-François** erlaubt, ohne Wissen irgend Jemandes, durch einfache Depositen oder durch Wechsel, ungeheure

Kapital-Anlagen auszuführen, denn besonders zur Zeit seiner Verwaltung hatte die als Kapital angelegte Summe, durch die bloße Aufhäufung der Zinsen, eine fast nicht zu berechnende Entwickelung erlangt, da sein Vater, und besonders sein Grosvater, im Vergleich zu ihm nur wenig Gelder zu verwalten hatten.

Obgleich es sich einfach und allein nur darum handelte, sichere und unmittelbare Kapital-Anlagen zu finden, damit das Geld, so zu sagen, keinen Tag ohne Interessen einzutragen bliebe, so hatte es doch einer großen Finanz-Kenntniß bedurft, um zu diesem Resultate zu gelangen, besonders da, als es sich um ein und fünfzig Millionen handelte; diese Fähigkeit entwickelte der letzte, außerdem in der Schule seines Vaters unterrichtete Samuel in einem hohen Grade, wie es die sogleich angeführten Resultate beweisen werden.

Nichts scheint rührender, edler, achtungswürdiger, als das Betragen der Mitglieder dieser israelitischen Familie, die wechselseitig für die Dankesverpflichtung eines der Ihrigen verbürgt, sich während so langer Jahre mit eben so viel Uneigennützigkeit, als Umsicht und Rechtschaffenheit dem langsamen Anwachsen eines königlichen Vermögens widmeten, von dem sie keinen Antheil erwarteten, und das, vermöge ihrer Sorgfalt, rein und unermeßlich in die Hände der Nachkommen von dem Wohlthäter ihres Grosvaters gelangen sollte.

Kurz, nichts ist ehrenvoller für den Geächteten, welcher das Depositum macht und für den Juden, der es

empfängt, als dieser einfache Austausch gegebener Worte, ohne andere Bürgschaft, als gegenseitiges Vertrauen und Achtung, wenn es sich um ein Resultat handelt, das erst nach Verlauf von hundert und fünfzig Jahren wieder zum Vorschein kommen soll.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Nachdem er sein Inventarium aufmerksam wieder durchgelesen hatte, sagte Samuel zu seiner Frau:

— Ich bin überzeugt von der Richtigkeit meiner Additionen; willst Du jetzt auf der Schreibtafel, welche Du in der Hand hast, die Angabe der Summen collationiren, die ich so eben in dieses Buch eingetragen habe? ich werde mich zu gleicher Zeit versichern, daß die Obligationen nach der Reihe in dieser Kiste geordnet sind, denn ich muß heute Morgen das Ganze dem Notar übergeben, wenn er das Testament öffnet.

— Fang' an, mein Freund, ich folge Dir, — sagte Bethseba.

Samuel las folgende Aufstellung, deren Richtigkeit er in dem Maße, als er las, in seiner Kasse nachsah:

## Uebersicht der Rechnung der Erben

**Soll** übergeben von

| | |
|---|---|
| 2,000,000 Fr. in 5 % franz. Renten in namentlichen und auf den Träger gestellten Einschreibungen, angekauft von 1825 bis 1832 laut Belegsrechnungen und zu dem Mittel-Cours von 99 Fr. 50 Cent. . . . . . . . . | 39,800,000 Fr. |
| 900,000 Fr. 3 % franz. Renten, in verschiedenen Einschreibungen, während derselben Jahre zu dem Mittel-Cours von 74 Fr. 75 Cent. gekauft | 22,275,000 " |
| 5000 Actien der Bank von Frankreich, zusammen gekauft zu 1900 Fr. . . . . . . . | 9,500,000 " |
| 3000 Actien der vier Kanäle, in einem Depot-Certificat genannter Compagnie, zu dem Mittel-Cours von 1115 Fr. gekauft . . . . . . | 3,345,000 " |
| 125,000 Dukaten Neapolitanischer Renten, zum Mittel-Cours von 82 Fr. 2,050,000: macht zu 4 Fr. 40 Cent. den Dukaten . . . . . | 9,020,000 " |
| 5000 Oesterreichische Metalliques zu 1000 Fl., zum Mittel-Cours von 93 Fl. 4,650,000 Fl. machen à 2 Fr. 50 Cent. pr. Fl. . . . | 11,625,000 " |
| 75,000 Pfd. St. der consolidirten 3 % englischen Rente zu 88¾. 2,218,750 Pfd. St. à 25 Fr. das Pfund . . . . . . . . . . . | 55,468,750 " |
| 1,200,000 Fl. in 2½ % holländ. Obligat. à 60 Fr. 28,860,000 Fl. à 2 Fr. 10 Cent. den Niederl. Fl. | 60,606,000 " |
| An Bankbilleten, Gold- und Silbermünzen . | 535,250 " |
| | 212,175,000 Fr. |

Paris, den 12. Februar 1832.

des Herrn von Rennepont,

David Samuel. **Haben**

150,000 Fr. empfangen von Herrn von Rennepont im Jahre 1682, von Isaac Samuel, meinem Großvater, und nach und nach durch ihn, meinen Vater und mich, unter halbjährigem Rechnungsabschluß, und indem die Zinsen zum Kapital geschlagen sind, haben laut den hier beiliegenden Rechnungen eingebracht 225,950,000 Fr.

Aber davon muß man laut der hier angefügten Auseinandersetzung für in Banquerotten erlittene Verluste, für an verschiedene bezahlte Courtage und Commission, und auch für Gehalt der drei Generationen der Verwalter, abziehen . . 13,775,000 = 212,175,000 Fr.

212,175,000 Fr.

— Ganz richtig, — begann Samuel wieder, nachdem er die in der Kiste von Cedernholz enthaltenen Papiere nachgesehen hatte. — Es bleibt zur Verfügung der Erben der Familie Rennepont die Summe von zweihundert und zwölf Millionen, hundert und fünfundsiebenzig Tausend Franken in der Kasse.

Und der Greis blickte seine Frau mit dem Ausdrucke eines sehr gerechten Stolzes an.

— Das ist unglaublich! — rief Bethseba auf das Höchste erstaunt aus; — ich wußte, daß unermeßliche Summen in Deinen Händen waren, aber ich hätte niemals geglaubt, daß die vor hundert und fünfzig Jahren hinterlassenen 150,000 Fr. die einzige Quelle dieses unglaublichen Vermögens wären.

— Und doch war sie die einzige, Bethseba . . . — erwiederte der Greis auf eine stolze Weise. — Gewiß haben mein Großvater, mein Vater und ich immer eben so viel Treue als Pünktlichkeit auf die Verwaltung dieser Gelder verwandt; gewiß haben wir viel Scharfsinn zur Zeit der Revolution und der Handelskrisen nöthig gehabt; jedoch das ist uns durch unsere Handelsverbindungen mit unseren Religionsgenossen aller Länder leicht geworden; aber niemals haben weder ich noch die Meinigen uns erlaubt, eine wucherische Anlage davon zu machen, . . . sondern nur solche, die selbst ein wenig unter der gesetzmäßigen Taxe gewesen . . . Der förmliche, von meinem Großvater angenommene Auf-

trag des Herrn von Rennepont wollte es so, und es giebt auf der Welt kein reineres Vermögen, als dieses ... Ohne diese Uneigennützigkeit, und wenn wir nur einige günstige Veranlassungen benutzt hätten, würde sich diese Summe von zweihundert und zwölf Millionen vielleicht um Vieles vermehrt haben.

— Ist das möglich? mein Gott!

— Nichts ist natürlicher, Bethseba ... Jedermann weiß, daß durch das bloße Hinzufügen der Zinsen zum Kapital, und der Verwerthung der Zinsen zu fünf vom Hundert, das Kapital in vierzehn Jahren verdoppelt ist; jetzt bedenke, daß es in hundert und fünfzig Jahren zehnmal vierzehn Jahre giebt, ... daß also diese hundert und fünfzigtausend Franken auf diese Weise verdoppelt und vervielfacht sind; das, was Dich verwundert, wird Dir ganz natürlich scheinen: Im Jahre 1682 hat Herr von Rennepont meinem Großvater hundert und fünfzigtausend Franken anvertrauet; diese Summe, als Kapital angelegt, hat, wie ich Dir gesagt habe, im Jahre 1696, vierzehn Jahre nachher, 300,000 hervorbringen müssen. — Diese, im Jahre 1710 verdoppelt, haben 600,000 Francs ergeben. Bei dem Tode meines Großvaters, im Jahre 1710, erhob sich die anzulegende Summe bereits auf beinahe eine Million; im Jahre 1724 hätte sie auf zwölf Mal hunderttausend Franken steigen müssen; im Jahre 1752, zwei Jahre nach meiner Geburt, auf 4 Millionen 800,000 Franken; im Jahre 1766 auf 9 Millionen 600,000 Franken; im Jahre 1780 auf

19 Millionen 200,000 Franken; im Jahre 1794, zwölf Jahre nach dem Tode meines Vaters, auf 38 Millonen 400,000 Franken; im Jahre 1808 auf 76 Millionen 800,000 Franken; im Jahre 1822 auf 153 Millionen 600,000 Franken, und heute, wenn man Interessen von Interessen dazu rechnet, müßten sie zum Mindesten ungefähr 225 Millionen sein. Aber Verluste und unvermeidliche Kosten, deren Berechnung hier übrigens mit der pünktlichsten Genauigkeit aufgestellt ist, haben diese Summe auf 212 Millionen 175,000 Franken in, in dieser Kiste enthaltenen Papieren herabgesetzt.

— Jetzt verstehe ich Dich, mein Freund, — erwiederte Bethseba tiefsinnig; — aber welche unglaubliche Gewalt liegt in der Zins auf Zinslegung! und welch wundervolle Dinge man für die Zukunft mit den schwachen Mitteln der Gegenwart ausführen könnte.

— Das war ohne Zweifel die Ansicht des Herrn von Rennepont gewesen; denn nach der Aussage meines Vaters, der es von meinem Großvater gehört hatte, war Herr von Rennepont einer der größten Geister seiner Zeit, — antwortete Samuel, indem er die Kiste von Cedernholz verschloß.

— Gott gebe, daß seine Nachkommen dieses königlichen Vermögens würdig sind, und daß sie es auf eine edle Weise anwenden! — sagte Bethseba, indem sie aufstand.

Es war gänzlich Tag geworden, es schlug sieben Uhr.

— Die Maurer werden bald kommen, — sagte Sa-

muel, indem er die Kiste von Cedernholz wieder in die eiserne Kasse stellte, welche hinter dem alten eichenen Schrank verborgen war. — Wie Du, Bethseba, bin ich neugierig und besorgt zu wissen, wer die Nachkommen des Herrn von Rennepont sind, die hierher kommen werden . . .

Zwei bis drei, kräftig mit dem eisernen Klopfer des dicken Einfahrtsthores gethane Schläge ertönten in dem Hause. Das Gebell der Hofhunde antwortete auf diesen Lärm.

Samuel sagte zu seiner Frau:

— Das sind ohne Zweifel die Maurer, welche der Notar mit einem Schreiber schickt; ich bitte Dich, alle Schlüssel mit ihren Zetteln in ein Bund zu machen; ich werde sie sogleich abholen.

Indem er dieses sagte, ging Samuel trotz seines Alters ziemlich hurtig die Treppe hinab, schritt auf das Thor zu, öffnete vorsichtiger Weise ein Gitterfenster, und sah drei Gesellen im Maurer-Kostüm, begleitet von einem schwarzgekleideten jungen Manne.

— Was wollen Sie, meine Herren? — sagte der Jude, bevor er aufmachte, um sich zu überzeugen, daß es auch wirklich die erwarteten Personen wären.

— Ich komme im Auftrag des Herrn Notar Dumesnil, — antwortete der Schreiber, — um der Eröffnung des vermauerten Hauses beizuwohnen; hier ist ein Brief meines Prinzipals für Herrn Samuel, den Aufseher dieses Hauses.

— Das bin ich, mein Herr, — sagte der Jude, — werfen Sie gefälligst den Brief in den Briefkasten, ich werde ihn nehmen.

Der Schreiber that, was Samuel wünschte, aber er zuckte die Achseln. Nichts schien ihm lächerlicher, als dieses Verlangen des argwöhnischen Greises.

Der Aufseher öffnete den Briefkasten, nahm den Brief, ging an das andere Ende der Halle, um ihn bei dem Tageslichte zu lesen, verglich sorgfältig die Unterschrift des Notars mit der eines andern Briefes, den er aus der Tasche seines Mantels zog; als er hierauf nach diesen Vorsichtsmaßregeln seine Doggen an die Kette gelegt hatte, kehrte er zurück, um dem Schreiber und den Maurern die Flügel des Thores zu öffnen.

— Was der Teufel! mein wackerer Mann, — sagte der Schreiber beim Eintreten, — wenn es sich darum handelte, das Thor einer Festung zu öffnen, würde es nicht mehr Umstände geben ...

Der Jude verbeugte sich ohne zu antworten.

— Seid Ihr etwa taub, mein Lieber? — schrie ihm der Schreiber in die Ohren.

— Nein, mein Herr, — sagte Samuel, indem er freundlich lächelte, und um einige Schritte aus dem Gewölbe hinaus ging; auf das Haus deutend, fügte er hinzu:

— Hier, mein Herr, ist die zugemauerte Thür, die aufgebrochen werden muß; man muß auch den eisernen,

mit Blei ausgefüllten Rahmen des zweiten Fensters zur Rechten aufbrechen.

— Warum nicht alle Fenster öffnen? — fragte der Schreiber.

— Weil das die Aufträge sind, die ich als Aufseher dieser Wohnung erhalten habe, mein Herr.

— Und wer hat Ihnen diese Aufträge gegeben?

— Mein Vater ... mein Herr, dem sie sein Vater im Namen des Herrn dieses Hauses gegeben hatte ... Wenn ich nicht mehr der Aufseher desselben sein werde, wenn es im Besitze seines neuen Eigenthümers sein wird, so wird dieser handeln, wie es ihm gut dünkt.

— Wahrhaftig! — sagte der Schreiber ziemlich erstaunt. — Sich dann an die Maurer wendend, fügte er hinzu: — Das Uebrige geht Euch an, meine Wackeren, brecht die Thür auf, und brecht nur den eisernen Rahmen des zweiten Fensters zur Rechten aus.

Während die Maurer sich unter der Aufsicht von dem Schreiber des Notars an's Werk machten, hielt ein Wagen vor dem Hofthore an, und Robin, von Gabriel begleitet, trat in das Haus der Straße Saint-François.

---

## XIX.

### Der Erbe.

Samuel öffnete Gabriel und Robin das Thor. Der Letztere sagte zu dem Juden:

— Sie sind der Aufseher dieses Hauses, mein Herr?

— Ja, mein Herr, — antwortete Samuel.

— Ich stelle Ihnen hier den Herrn Abbé Gabriel von Rennepont vor, — sagte Robin, indem er auf seinen Begleiter deutete, er ist einer der Nachkommen der Familie von Rennepont.

— Ah! um so besser, mein Herr, — sagte, über die engelgleichen Züge Gabriels überrascht, fast unwillkürlich der Jude, denn den Adel und die Heiterkeit der Seele dieses jungen Priesters las man in seinem Erzengel-Blicke und auf seiner reinen und weißen, bereits mit der Glorie des Märtyrers gekrönten Stirn.

Samuel betrachtete Gabriel mit einer Neugierde voller Wohlwollen und Theilnahme; da er aber bald fühlte, daß dieses schweigende Anschauen den jungen Priester in Verlegenheit setzte, so sagte er zu ihm:

— Der Notar, Herr Abbé, wird erst um zehn Uhr kommen.

Gabriel blickte ihn mit einer überraschten Miene an, und antwortete:

— Welcher Notar ... mein Herr?

— Der Pater d'Aigrigny wird Ihnen das erklären, — beeilte sich Rodin zu sagen, und sich an Samuel wendend, fügte er hinzu:

— Wir kommen ein wenig zu früh ... Könnten wir nicht irgendwo die Ankunft des Notars abwarten?

— Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, in meine Wohnung zu kommen, — sagte Samuel, — ich will Sie hinführen.

— Ich danke Ihnen, mein Herr, und ich nehme es an, — sagte Rodin.

— So wollen Sie mir denn gefälligst folgen, meine Herren, — sagte der Greis.

Einige Augenblicke nachher traten der junge Priester, der Socius und Samuel in eines der Zimmer, welches der Letztere in dem Erdgeschosse des Gebäudes an der Straße bewohnte, und das auf den Hof ging.

— Der Herr Abbé d'Aigrigny, welcher Herrn Gabriel als Vormund gedient hat, wird bald kommen und nach uns fragen, — fügte Rodin hinzu, — hätten Sie die Güte, mein Herr, ihn hierher zu führen? ...

— Ich werde nicht ermangeln, mein Herr, — sagte Samuel, indem er das Zimmer verließ.

Der Socius und Gabriel blieben allein.

Auf die wundervolle Milde, welche gewöhnlich den schönen Zügen des Missionairs einen so rührenden Reiz verlieh, folgte in diesem Momente ein auffallender Ausdruck von Traurigkeit, Entschlossenheit und Strenge. Rodin, der Gabriel seit einigen Tagen nicht gesehen hatte, machte sich ernste Sorgen über die Veränderung, welche er an ihm bemerkte, und hatte ihn demnach auch schweigend während des Weges von der Poststraße bis nach der Straße Saint-François beobachtet.

Der junge Priester trug wie gewöhnlich einen langen schwarzen Priesterrock, welcher die durchsichtige Blässe seines Gesichts noch mehr in's Auge fallen ließ. Als der Jude das Zimmer verlassen hatte, sagte er mit einer festen Stimme zu Rodin:

— Wollen Sie mir endlich mittheilen, mein Herr, warum es mir seit mehreren Tagen unmöglich gewesen ist, mit Seiner Ehrwürden, dem Pater d'Aigrigny zu sprechen? warum er dieses Haus gewählt hat, um mir diese Unterredung zu bewilligen?

— Es ist mir unmöglich, auf diese Fragen zu antworten, — sagte Rodin auf eine kalte Weise. — Seine Ehrwürden kann nicht ermangeln, bald zu kommen; sie wird Sie anhören. — Was ich Ihnen sagen kann, ist, daß unserem ehrwürdigen Pater d'Aigrigny diese Unterredung eben so sehr am Herzen liegt, als Ihnen; wenn er dieses Haus zu der Unterredung gewählt hat, so

ist dies geschehen, weil Sie ein Interesse haben, sich hier zu befinden ... Sie wissen es wohl ... obgleich Sie einiges Erstaunen affectirt haben, als Sie den Aufseher von einem Notar sprechen hörten.

Indem er dieses sagte, heftete Rodin einen forschenden und besorgten Blick auf Gabriel, dessen Gesicht nichts Anderes als Erstaunen ausdrückte.

— Ich verstehe Sie nicht, — antwortete er Rodin. — Welches Interesse könnte ich haben, mich hier in diesem Hause zu befinden?

— Noch einmal, es ist unmöglich, daß Sie es nicht wissen, — sagte Rodin, indem er Gabriel immer mit Aufmerksamkeit beobachtete.

— Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, daß ich es nicht weiß, — antwortete Dieser, durch das Daraufbestehen des Socius beinahe verletzt.

— Und was hat Ihnen denn gestern Ihre Adoptiv-Mutter gesagt? warum haben Sie sich ohne die Erlaubniß des ehrwürdigen Pater d'Aigrigny sie zu empfangen erlaubt, wie ich heute Morgen erfahren habe? Ist sie nicht gekommen, um Ihnen von gewissen Familien-Papieren zu reden, die man bei Ihnen gefunden, als dieselbe Sie aufgenommen hat?

— Nein, mein Herr, — sagte Gabriel, — zu jener Zeit sind diese Papiere dem Beichtvater meiner Adoptiv-Mutter übergeben worden; späterhin sind sie in die Hände des Pater d'Aigrigny übergegangen, und zum

ersten Male, seit sehr langer Zeit, höre ich von diesen Papieren reden.

— Demnach also ... behaupten Sie, daß Franziska Beaudoin gestern nicht gekommen ist, um mit Ihnen wegen dieser Papiere zu reden? — erwiederte Rodin hartnäckig, indem er seine Worte langsam betonte.

— Das ist jetzt das zweite Mal, mein Herr, daß Sie das, was ich behaupte, in Zweifel zu ziehen scheinen, — sagte der junge Priester auf eine sanfte Weise, indem er eine Regung von Unwillen unterdrückte. — Ich versichere Ihnen, daß ich die Wahrheit sage.

Er weiß nichts, dachte Rodin, denn er kannte die Aufrichtigkeit Gabriels hinlänglich, um nach einer so bestimmten Erklärung noch den geringsten Zweifel zu bewahren.

— Ich glaube Ihnen, — erwiederte der Socius, — dieser Gedanke ist in mir aufgestiegen, als ich darnach forschte, welcher hinlänglich wichtige Grund Sie hätte veranlassen können, die Befehle des ehrwürdigen Pater d'Aigrigny in Bezug auf die Zurückgezogenheit zu überschreiten, die er Ihnen anbefohlen hatte, und diese Zurückgezogenheit untersagte jede Verbindung nach Außen ... Und weit mehr noch, gegen alle Vorschriften des Ordens haben Sie sich erlaubt, Ihre Thür zu verschließen, die immer offen oder halb offen bleiben muß, damit die gegenseitige Aufsicht, die uns unter uns anbefohlen ist, leichter von Statten gehe ... Ich hatte mir diese so ernsten Vergehen gegen die Disciplin nur durch die

Nothwendigkeit einer sehr wichtigen Unterredung erklären können.

— Madame Beaudoin hat mit einem Priester, und nicht mit ihrem Adoptiv-Sohne zu reden gewünscht, — antwortete Gabriel auf eine ernste Weise, — und ich habe geglaubt, sie anhören zu können; wenn ich meine Thür geschlossen habe, so geschah es deshalb, weil es sich um eine Beichte handelte.

— Und was hatte denn Franziska Beaudoin Ihnen so Dringendes zu beichten?

— Das werden Sie sogleich erfahren, wenn ich es Seiner Ehrwürden sagen werde, und es ihm beliebt, daß Sie mich hören, — erwiederte Gabriel.

Diese Worte wurden von dem Missionair in einem so bestimmten Tone ausgesprochen, daß ein ziemlich langes Schweigen darauf folgte.

Erinnern wir unsere Leser daran, daß Gabriel bis dahin von seinen Obern in der gänzlichsten Unwissenheit über die Wichtigkeit der Famlieninteressen gehalten worden war, die seine Anwesenheit in der Straße Saint-François erheischten. In ihren Schmerz versunken hatte Franziska Beaudoin am Tage zuvor nicht daran gedacht, ihm zu sagen, daß die beiden Waisen sich auch bei derselben Zusammenkunft einfinden müßten, und hätte sie übrigens auch daran gedacht, so würde doch die ausdrückliche Anempfehlung Dagoberts sie abgehalten haben, dem jungen Priester etwas von diesem Umstande zu sagen.

Gabriel wußte demnach durchaus nichts von den Familienbanden, welche ihn mit den Töchtern des Marschalls Simon, dem Fräulein von Cardoville, Herrn Hardy, dem Prinzen Djalma und Couche-tout-Nu vereinigten; mit einem Worte, wenn man ihm jetzt offenbart hätte, daß er der Erbe des Herrn Marius von Rennepont sei, so würde er sich für den einzigen Nachkommen dieser Familie gehalten haben.

Während dem Augenblicke des Schweigens, welcher auf seine Unterredung mit Rodin folgte, betrachtete Gabriel durch die Fenster des Erdgeschosses die Arbeiten der Maurer, die damit beschäftigt waren, die Thür von den Steinen zu befreien, welche sie vermauerten. Als dieses erste Werk beendigt, beschäftigten sie sich damit, die eisernen Stangen auszubrechen, welche eine Bleiplatte auf dem äußeren Theile der Thür befestigten.

In diesem Augenblicke trat der Pater d'Aigrigny, von Samuel geführt, in das Zimmer.

Bevor Gabriel sich umwandte, hatte Rodin Zeit, dem ehrwürdigen Pater leise zu sagen:

— Er weiß nichts, und der Indier ist nicht mehr zu fürchten.

Trotz seiner affectirten Ruhe, waren die Züge des Pater d'Aigrigny bleich und gezwungen, wie die eines Spielers in dem Augenblick, wo die Entscheidung einer Parthie von der schrecklichsten Wichtigkeit erfolgen soll. Alles begünstigte bis jetzt die Absichten seiner Gesellschaft; aber er dachte nicht ohne Schrecken an die vier

Stunden, welche noch übrig blieben, um den verhängnißvollen Termin abzuwarten.

Da Gabriel sich umgewandt hatte, so sagte der Pater d'Aigrigny in einem liebevollen und herzlichen Tone zu ihm, indem er mit dem Lächeln auf den Lippen und mit ausgestreckter Hand auf ihn zuschritt:

— Es hat mir sehr Leid gethan, mein lieber Sohn, Ihnen bis zu diesem Augenblicke die Unterredung haben verweigern zu müssen, die Sie seit Ihrer Rückkehr zu haben wünschten; es ist mir nicht minder schmerzlich gewesen, Sie zu einer Zurückgezogenheit von einigen Tagen zu verpflichten. Obgleich ich Ihnen keine Erklärung in Bezug auf das, was ich anordne, zu geben habe, so will ich Ihnen doch sagen, daß ich nur in Ihrem Interesse so gehandelt habe.

— Ich muß Eure Ehrwürden glauben, — antwortete Gabriel, indem er sich verneigte.

Der junge Priester empfand unwillkürlich eine unbestimmte Regung von Furcht; denn bis zu seiner Abreise beim Antritt seiner Mission in Amerika hatte der Pater d'Aigrigny, in dessen Hände er die furchtbaren Gelübde abgelegt hatte, die ihn unwiderruflich an die Gesellschaft Jesu banden, jenen entsetzlichen Einfluß auf ihn ausgeübt, der, indem er sich des Despotismus, des Drucks und der Einschüchterung bedient, alle lebendigen Kräfte der Seele bricht und sie unthätig, zitternd und schüchtern macht.

Die Eindrücke der ersten Jugend sind unauslöschlich,

und seit seiner Rückkehr aus Amerika war es das erste Mal, daß Gabriel wieder mit dem Pater d'Aigrigny zusammentraf; demnach auch, obgleich er den von ihm gefaßten Entschluß nicht wanken fühlte, bedauerte Gabriel doch, daß er nicht, wie er es gehofft, neue Kräfte in einer offenherzigen Unterredung mit Dagobert und Agricol hatte schöpfen können.

Der Pater d'Aigrigny kannte die Menschen zu gut, um nicht die Gemüthsbewegung des jungen Priesters bemerkt, und sich Rechenschaft über das abgelegt zu haben, was sie verursachte. Dieser Eindruck schien ihm von einer günstigen Vorbedeutung; er verdoppelte demnach seine Verführung, seine Zärtlichkeit und Herablassung, indem er sich vorbehielt, wenn es sein müßte, eine andere Maske anzunehmen. Er sagte zu Gabriel, indem er sich setzte, während dieser, wie Rodin, ehrfurchtsvoll stehen blieb:

— Sie wünschen, mein lieber Sohn, eine sehr wichtige Unterredung mit mir zu haben?

— Ja, mein Vater, — sagte Gabriel, indem er unwillkürlich vor den glänzenden und großen grauen Augäpfeln seines Oberen die Augen niederschlug.

— Auch ich habe Ihnen Dinge von einem hohen Interesse mitzutheilen; hören Sie mich demnach zuvor an ... Sie werden nachher sprechen.

— Reden Sie, mein Vater.

— Es ist ungefähr zwölf Jahre her, mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny auf eine herzliche

Weise, — daß der Beichtvater Ihrer Adoptiv-Mutter, indem er sich durch die Vermittelung des Herrn Rodin an mich wandte, meine Aufmerksamkeit auf Sie zog, indem er mir von den erstaunenswürdigen Fortschritten sprach, welche Sie in der Schule der Brüder machten; ich erfuhr in der That, daß Ihr vortrefflicher Lebenswandel, Ihr sanfter und bescheidener Charakter, Ihr frühzeitiger Verstand der zärtlichsten Theilnahme würdig wären; von dieser Zeit an hatte man die Augen auf Sie gerichtet. Da ich nach Verlauf einiger Zeit sah, daß Sie dessen nicht unwürdig wurden, schien es mir, daß etwas Anderes in Ihnen läge, als ein Handwerksmann; man verständigte sich mit Ihrer Adoptiv-Mutter, und durch meine Bemühungen wurden Sie gratis in einer der Schulen unserer Gesellschaft zugelassen. Auf diese Weise lastete eine Sorge weniger auf der vortrefflichen Frau, welche Sie aufgenommen hatte, und ein Kind, das bereits hohe Hoffnungen fassen ließ, erhielt durch unsere väterliche Sorgfalt alle Wohlthaten einer religiösen Erziehung . . . Ist das nicht wahr, mein lieber Sohn?

— Das ist wahr, mein Vater, — antwortete Gabriel, indem er die Augen niederschlug.

— In dem Maße, als Sie heranwuchsen, entwickelten sich vortreffliche und seltene Eigenschaften in Ihnen: Ihr Gehorsam, besonders Ihre Sanftmuth waren exemplarisch; Sie machten rasche Fortschritte in Ihren Studien. Ich wußte damals nicht, welcher Laufbahn Sie

sich eines Tages widmen wollten; aber ich war jeden Falles gewiß, daß Sie unter allen Verhältnissen Ihres Lebens immer ein geliebter Sohn der Kirche bleiben würden. Ich hatte mich in meinen Hoffnungen nicht getäuscht, oder vielmehr haben Sie, mein lieber Sohn, dieselben um Vieles übertroffen. Da Sie durch eine freundschaftliche Mittheilung erfuhren, daß Ihre Adoptiv-Mutter sehnlichst wünschte, Sie den geistlichen Stand ergreifen zu sehen, so haben Sie auf eine edle und gewissenhafte Weise dem Verlangen der vortrefflichen Frau entsprochen, der Sie so viel verdankten ... Da aber der Herr immer gerecht in seinen Belohnungen ist, so hat er gewollt, daß der rührendste Beweis von Dankbarkeit, den Sie Ihrer Adoptiv-Mutter zu geben vermochten, Ihnen zu gleicher Zeit auf eine göttliche Weise Nutzen brachte, da er Sie unter die streitenden Mitglieder unserer heiligen Kirche eintreten ließ.

Bei diesen Worten des Pater d'Aigrigny konnte Gabriel eine Bewegung nicht unterdrücken, indem er sich der bitteren Mittheilungen Franziska's erinnerte; aber er faßte sich, während Rodin, stehend und an die Ecke des Kamins gelehnt, fortfuhr, ihn mit einer seltsamen und hartnäckigen Aufmerksamkeit zu betrachten.

Der Pater d'Aigrigny begann wieder:

— Ich verhehle es Ihnen nicht, mein lieber Sohn, daß Ihr Entschluß mir die höchste Freude verursachte; ich sah in Ihnen eines der zukünftigen Kirchenlichter, und ich war begierig, es in der Mitte unserer Gesellschaft

leuchten zu sehen. Unsere so schwierigen, so mühseligen und zahlreichen Prüfungen haben Sie muthig ausgehalten; Sie sind als würdig erkannt worden, uns anzugehören, und nachdem Sie in meine Hände einen unwiderruflichen und heiligen Eid abgelegt haben, der Sie für immer zur höchsten Verherrlichung des Herrn an unsere Gesellschaft fesselt, so haben Sie gewünscht, dem Aufrufe unseres heiligen Vaters*) an Freiwillige zu entsprechen, und als Missionair den katholischen Glauben bei den Heiden zu verkündigen. Obgleich es uns schmerzlich war, uns von unserem lieben Sohne zu trennen, mußten wir doch seinen frommen Wünschen nachgeben: Sie sind als demüthiger Missionair aufgebrochen, Sie sind als glorreicher Märtyrer zurückgekehrt, und wir sind mit vollem Rechte stolz, Sie unter die Unsrigen zu zählen. Diese flüchtige Darlegung der Vergangenheit war nothwendig, mein lieber Sohn, um auf das Folgende überzugehen; denn es handelt sich, wenn das möglich wäre ... darum, die Bande, welche Sie an uns fesseln, noch enger zu knüpfen. Hören Sie mich demnach wohl an, mein lieber Sohn, dieses ist im Vertrauen gesagt, und nicht allein für Sie, sondern auch noch für unsere Gesellschaft, von einer hohen Wichtigkeit...

— Dann ... mein Vater ... — rief Gabriel, den

---

*) Die Jesuiten erkennen blos in Bezug auf die Missionen das Antragsrecht des Papstes auf ihre Gesellschaft an.

Pater d'Aigrigny unterbrechend, hastig aus, — dann kann ich ... darf ich Sie nicht anhören!

Und der junge Priester wurde bleich; man sah an der Bestürzung seiner Züge, daß ein heftiger Kampf in seinem Innern vorging; aber, indem er bald wieder seine erste Entschlossenheit annahm, erhob er die Stirn wieder, und einen zuversichtlichen Blick auf den Pater d'Aigrigny und auf Rodin werfend, die sich stumm vor Erstaunen anblickten, begann er wieder:

— Ich wiederhole Ihnen, mein Vater, wenn es sich um vertrauliche Mittheilungen über die Gesellschaft handelt, so kann ich Sie nicht anhören.

— Wahrlich, mein lieber Sohn, Sie verursachen mir ein unendliches Erstaunen. Was haben Sie, mein Gott! ... Ihre Züge sind bestürzt, Ihre Gemüthserschütterung ist sichtlich ... Lassen Sie hören ... reden Sie ... ohne Furcht ... Warum können Sie mich nicht weiter anhören?

— Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Vater, bevor ... auch ich Ihnen die Vergangenheit flüchtig auseinander gesetzt habe ... so, wie die Fähigkeit sie zu beurtheilen mir seit einiger Zeit verliehen worden ist... Sie werden dann einsehen, mein Vater, daß ich kein Recht mehr auf Ihre Mittheilungen habe, denn bald wird uns ohne Zweifel ein Abgrund trennen.

Es ist unmöglich, den flüchtigen Blick zu schildern, welchen Rodin und der Pater d'Aigrigny bei diesen Worten Gabriels auswechselten; der Socius begann

an seinen Nägeln zu kauen, indem er sein erzürntes Schlangenauge auf Gabriel heftete; der Pater d'Aigrigny wurde todtenbleich; seine Stirn bedeckte sich mit einem kalten Schweiß. Er fragte sich mit Entsetzen, ob in dem Augenblicke, wo er dem Ziele nahe war, das Hinderniß von Gabriel kommen würde, zu Gunsten dessen alle Hindernisse beseitigt worden waren.

Dieser Gedanke war zum Verzweifeln. Indessen der ehrwürdige Vater beherrschte sich auf eine bewundernswürdige Weise, blieb ruhig und antwortete mit liebevoller Salbung:

— Es ist mir unmöglich zu glauben, mein lieber Sohn, daß Sie und ich jemals durch einen Abgrund getrennt sein könnten ... es sei denn, daß es der Abgrund des Schmerzes wäre, welchen mir irgend eine gefährliche Verletzung Ihres Seelenheiles verursachen würde; ... aber ... reden Sie ... ich höre auf Sie ...

— Es ist in der That zwölf Jahre her, mein Vater, — erwiederte Gabriel mit einer festen Stimme, und indem er allmälig heftiger wurde, — daß ich durch Ihre Bemühungen in ein Kollegium der Gesellschaft Jesu eingetreten bin ... Ich trat liebend, rechtschaffen und vertrauend in dasselbe ... Auf welche Weise hat man gleich Anfangs diese kostbaren Instincte der Kindheit ermuthigt? ... auf folgende ... Am Tage meines Eintrittes sagte der Superior zu mir, indem er mir zwei etwas ältere Knaben, als ich, andeutete: — „Das sind die Kameraden, welche Sie vorziehen wer-

ben; Sie werden immer alle Drei mit einander spazieren gehen; die Vorschrift des Hauses verbietet jede Unterhaltung zu Zwei; die Vorschrift gebietet auch, daß Sie aufmerksam auf das hören, was Ihre Kameraden sagen werden, um es mir wieder berichten zu können, denn diese lieben Kinder können ohne ihr Wissen böse Gedanken und Fehler zu begehen vorhaben; wenn Sie also Ihre Kameraden lieben, so müssen Sie mich von ihren verderblichen Neigungen unterrichten, damit meine väterlichen Vorstellungen ihnen die Züchtigung ersparen, indem ich den Fehlern vorbeuge; ... es ist besser, dem Bösen vorzubeugen, als es zu bestrafen."

— Das sind in der That, mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny, — die Vorschriften unserer Häuser, und die Sprache, welche man gegen alle Zöglinge, die sich darin vorstellen, führt.

— Ich weiß es, mein Vater ... — antwortete Gabriel mit Bitterkeit, — drei Tage nachher belauschte ich armes und leichtgläubiges Kind demnach auch treuherziger Weise meine Kameraden, indem ich sie behorchte, mir ihre Unterredungen einprägte, und sie dem Superior hinterbrachte, der mich wegen meines Eifers lobte ... Das, was man mich thun ließ, war schändlich ... und dennoch, Gott weiß es, glaubte ich eine christliche Pflicht zu erfüllen; ich war glücklich, den Befehlen meines Superiors zu gehorchen, den ich achtete, und dessen Worte ich in meinem kindlichen Glauben anhörte, wie ich die Worte Gottes angehört haben würde ... Späterhin

... eines Tages, als ich mich einer Verletzung der Vorschriften des Hauses schuldig gemacht hatte, sagte der Superior zu mir: Sie haben eine strenge Strafe verdient, mein Sohn; aber sie soll Ihnen erlassen sein, wenn es Ihnen gelingt, einen Ihrer Kameraden bei demselben Vergehen zu ertappen, das Sie begangen haben*)... Und aus Furcht, daß trotz meines Glaubens und meines blinden Gehorsams, diese, auf das persönliche Interesse gegründete Aufmunterung zur Angeberei mir abscheulich erscheinen möchte, fügte der Superior hinzu: — Ich rede in dem Interesse des Seelenheils Ihres Kameraden, mein Sohn; denn wenn er der Züchtigung entrönne, so würde er sich durch die Ungestraftheit an das Böse gewöhnen; wenn Sie ihn nun aber auf dem Vergehen ertappen und ihm eine heilsame Züchtigung zuziehen, so werden Sie den doppelten Vortheil haben, zu seinem Seelenheil beizutragen, und sich einer verdienten Strafe zu entziehen, deren Erlassung Sie sich aber durch Ihren Eifer für Ihren Nächsten erworben haben.

— Gewiß, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, im-

*) Diese Verpflichtungen zum Spioniren und diese abscheulichen Aufmunterungen zur Angeberei sind die Grundlage der von den ehrwürdigen Vätern gegebenen Erziehung.

mer mehr über Gabriels Sprache entsetzt, — und in Wahrheit, mein lieber Sohn, alles das ist der in unseren Kollegien befolgten Vorschrift und den Gebräuchen der Mitglieder unserer Gesellschaft gemäß: — Die sich gegenseitig ohne Nachtheil für die gegenseitige Liebe und christliche Barmherzigkeit, und zu ihrem größten geistigen Vortheile angeben, besonders, wenn es der Superior zu der höchsten Verherrlichung Gottes befohlen oder verlangt hat *).

— Ich weiß es ... — rief Gabriel aus; — ich weiß es; im Namen des Heiligsten und Höchsten, was es für den Menschen giebt, ermuthigte man mich auf diese Weise zum Bösen.

— Mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er unter einem Anscheine verletzter Würde seinen geheimen und zunehmenden Schrecken zu verbergen suchte, — von Ihnen gegen mich ... sind diese Worte zum Mindesten seltsam.

In diesem Augenblicke begann Rodin, indem er das Kamin verließ, an das er sich gelehnt hatte, mit einer nachdenkenden Miene in dem Zimmer auf und ab zu gehen, ohne daß er dabei aufhörte, an seinen Nägeln zu kauen.

*) Alles dieses ist ein wörtlicher Auszug aus den Constitutionen der Jesuiten, Examen général, T. 2. pag. 29. (Edit. Paulin, 1843.)

— Es ist mir höchst schmerzlich, — fügte der Pater d'Aigrigny hinzu, — daß ich genöthigt bin, Sie daran zu erinnern, daß Sie die Erziehung, welche Sie empfangen haben, uns verdanken.

— Das waren ihre Früchte, mein Vater, — begann Gabriel wieder. — Bis dahin . . . hatte ich die anderen Kinder mit einer Art von Uneigennützigkeit belauert . . . aber die Befehle des Superiors hatten mich einen Schritt weiter auf dieser unwürdigen Bahn thun lassen . . . Ich war Angeber geworden, um einer verdienten Strafe zu entgehen . . . Und so groß war mein Glaube, meine Demuth, mein Vertrauen, daß ich mich daran gewöhnte, unschuldiger und treuherziger Weise eine doppelt abscheuliche Rolle auszuführen; indessen einmal, ich gestehe es, durch unbestimmte Bedenklichkeiten gequält, das letzte Sträuben edelmüthiger Gefühle, die man in mir erstickte, fragte ich mich, ob der christliche und religiöse Zweck, den man diesen Angebereien, diesem beständigen Spioniren beilegte, hinreichend wäre, um mich freizusprechen; ich theilte meine Besorgnisse dem Superior mit; er antwortete mir, daß ich nicht zu grübeln, sondern zu gehorchen hätte, und daß ihm allein die Verantwortlichkeit meiner Handlungen zukäme.

— Fahren Sie fort, mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er sich unwillkürlich einer unendlichen Niedergeschlagenheit überließ, — ach! ich hatte Recht, Ihre Reise nach Amerika nicht zugeben zu wollen.

— Und die Vorsehung hat gewollt, daß gerade in diesem neuen, fruchtbaren und freien Lande, durch einen seltsamen Zufall über die Gegenwart und über die Vergangenheit aufgeklärt, sich meine Augen endlich geöffnet haben, — rief Gabriel aus. — Ja, in Amerika, das traurige Haus verlassend, in welchem ich so viele Jahre meiner Jugend zugebracht, und mich zum ersten Male in der Mitte der unermeßlichen Einöden, die ich durchwanderte, der göttlichen Majestät gegenüber befindend ... dort habe ich, niedergebeugt von so viel Herrlichkeit und so viel Größe, einen Schwur gethan ... — Aber Gabriel unterbrach sich, und begann wieder: — Sogleich, mein Vater, werde ich mich über diesen Schwur erklären; aber, glauben Sie mir, mein Vater, — fügte der Missionair mit einem unendlich schmerzlichen Ausdrucke hinzu, — es war ein sehr verhängnißvoller, sehr trauriger Tag, an welchem ich dasjenige habe fürchten und anklagen müssen, was ich während so langer Zeit gesegnet und verehrt hatte ... O! ich versichere Ihnen, mein Vater ... — fügte Gabriel mit feuchten Augen hinzu, — daß ich damals nicht über mich allein geweint habe.

— Ich kenne die Güte Ihres Herzens, mein lieber Sohn, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, indem er, Gabriels Rührung sehend, wieder einen Schimmer von Hoffnung faßte, — ich fürchte, daß Sie sich verirrt haben; aber vertrauen Sie sich uns, als ihren geistlichen Vätern an, und ich hoffe, daß wir Ihren unglücklicher

Weise erschütterten Glauben wieder befestigen, die Nebel, welche Ihr Gesicht verfinstert haben, zerstreuen werden ... denn, ach! mein lieber Sohn, in Ihrer Täuschung, werden Sie irgend einen trügerischen Schein für den reinen Glanz des Tages genommen haben ... Fahren Sie fort.

Während der Pater d'Aigrigny so sprach, blieb Rodin stehen, nahm eine Schreibtafel aus seiner Tasche, und schrieb einige Anmerkungen.

Gabriel wurde immer bleicher und aufgeregter; er bedurfte eines großen Muthes, um so zu sprechen, wie er sprach, denn seit seiner Reise nach Amerika hatte er die furchtbare Macht der Gesellschaft kennen gelernt; aber da diese, aus dem Gesichtspunkte einer aufgeklärteren Gegenwart aufgefaßte Darlegung der Vergangenheit die Entschuldigung oder vielmehr der Grund des Entschlusses war, welchen er seinem Oberen zu erklären im Begriffe stand, so wollte er, trotz der Gefahr, welcher er wissentlich die Spitze bot, Alles auseinander setzen.

Er fuhr demnach mit einer tiefbewegten Stimme fort:

— Sie wissen, mein Vater, das Ende meiner Kindheit, dieses glückselige Alter der Offenherzigkeit und der unschuldigen, theilnehmenden Freude, verfloß in einer Atmosphäre der Furcht, des Druckes und argwöhnischen Ausspähens. Wie, ach! hätte ich mich der geringsten Regung des Vertrauens und der Hingebung überlassen können, wenn man mir jeden Augenblick anempfahl, die

Blicke desjenigen zu vermeiden, der mit mir spräche, um besser den Eindruck zu verbergen, den er mir durch seine Worte verursachen könnte, Alles zu verhehlen, was ich empfände, Alles zu beobachten, Alles um mich herum zu behorchen? Auf diese Weise erreichte ich das Alter von fünfzehn Jahren; die sehr seltenen Besuche, die man mir, aber immer in Gegenwart eines unserer Väter, meiner Adoptiv-Mutter und meinem Bruder abzustatten erlaubte, wurden nach und nach in der Absicht unterdrückt, mein Herz gänzlich allen sanften und zärtlichen Gefühlen zu verschließen. Finster, furchtsam, in diesem traurigen, schweigsamen, frostigen, großen Hause, fühlte ich, daß man mich immer mehr von der liebenden und freien Welt absondere; meine Zeit theilte sich zwischen verstümmelte Studien ohne Zusammenhang, ohne Richtung, und in zahlreiche Stunden kleinlicher Andachtsübungen. Aber, mein Vater, ich frage Sie, suchte man jemals unsere jugendlichen Seelen durch Worte voll Zärtlichkeit oder evangelischer Liebe zu erwärmen? ... Ach! nein ... An die Stelle der herrlichen Worte des göttlichen Erlösers: Liebet Euch unter einander, schien man die gesetzt zu haben: Mißtrauet einander ... — Endlich, mein Vater, sagte man uns jemals ein Wort von Vaterland und von Freiheit? Nein ... o! nein, denn diese Worte da machen das Herz klopfen, und das Herz soll nicht klopfen ... Auf unsere Stunden des Studiums und der Andachtsübungen folgten als einzige Zerstreuung einige Spaziergänge zu

Dreien ... niemals zu Zweien, weil bei Dreien die gegenseitige Angeberei ausführbarer ist*), und weil, da zu Zwei leichter ein vertrauliches Verhältniß entsteht, sich eine dieser heiligen, edlen Freundschaften hätte knüpfen können, die wieder das Herz klopfen lassen, und das Herz darf nicht klopfen ... Durch dieses beständige Unterdrücken ist demnach auch ein Tag gekommen, an welchem ich nicht mehr gefühlt habe; seit sechs Monaten hatte ich weder meinen Bruder, noch meine Adoptiv-Mutter gesehen; ... sie kamen nach dem Kollegium ... Einige Jahre zuvor würde ich sie mit, mit Thränen untermischten Ausbrüchen der Freude empfangen haben ... Dieses Mal blieben meine Augen trocken, mein Herz kalt; meine Mutter und mein Bruder verließen mich in Thränen zerfließend; ... der Anblick dieses Schmerzes überraschte mich indessen ... ich hatte nur Bewußtsein und Schauder vor dieser eisigen Gefühllosigkeit, die sich meiner bemächtigt hatte, seitdem ich dieses Grab bewohnte. Entsetzt, wollte ich es verlassen, während ich noch die Kraft dazu hatte ... Da sprach ich mit Ihnen, mein Vater, von der Wahl eines Standes ... denn

---

*) Die Strenge dieser Anordnung ist in den Jesuiten-Kollegien so groß, daß, wenn drei Schüler mit einander spazieren gehen, und einer von den Dreien seine Kameraden einen Augenblick lang verläßt, die beiden Andern genöthigt sind, sich von einander, außer dem Bereiche der Stimme, bis zur Rückkehr des Dritten zu entfernen.

während dieser wenigen Augenblicke des Erwachens hatte es mir geschienen, als ob ich in der Ferne das thätige und fruchtbare Leben, das arbeitsame und freie Leben, das Leben der Liebe, der Familie brausen hörte ... O! wie ich damals das Bedürfniß nach Bewegung, nach Freiheit, nach edlen und warmen Empfindungen fühlte! da hätte ich zum Mindesten das Leben der Seele wiedergefunden, das mich floh ... Ich sagte es Ihnen, mein Vater ... indem ich Ihre Kniee umschlang, die ich mit Thränen benetzte, ... das Leben des Handwerkers oder des Soldaten, Alles wäre mir recht gewesen ... da theilten Sie mir mit, daß meine Adoptiv-Mutter, der ich das Leben verdankte, denn sie hatte mich vor Elend sterbend gefunden ... denn sie, die selbst arm, hatte mir die Hälfte von dem Brode ihres Kindes gegeben ... ein wundervolles Opfer für eine Mutter ... da, — begann Gabriel zögernd und die Augen niederschlagend wieder, denn er war einer jener edlen Charaktere, die über die Schändlichkeiten, deren Opfer sie sind, erröthen und sich beschämt fühlen, — da, mein Vater, — begann Gabriel nach einem neuen Zögern wieder, — theilten Sie mir mit, daß meine Adoptiv-Mutter nur einen Zweck, nur einen Wunsch hätte, den ...

— Den, Sie den geistlichen Stand ergreifen zu sehen, mein lieber Sohn, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, — da dieses fromme und vollkommene Wesen hoffte, daß, indem sie für Ihr Seelenheil sorgte, Sie das

ihrige sichern würden; ... aber sie wagte nicht, Ihnen ihren Gedanken einzugestehn, indem sie fürchtete, daß Sie einen eigennützigen Wunsch darin sehen möchten ...

— Genug ... mein Vater, — sagte Gabriel, indem er den Pater d'Aigrigny mit einer Regung unwillkürlicher Empörung unterbrach, — es ist mir schmerzlich, Sie einen Irrthum behaupten zu hören: Franziska Beaudoin hat diesen Gedanken niemals gehabt ...

— Sie sind sehr rasch in Ihren Urtheilen, mein lieber Sohn, — erwiederte der Pater d'Aigrigny auf eine sanfte Weise; — ich sage Ihnen, ich, daß das der einzige und alleinige Gedanke Ihrer Adoptiv-Mutter gewesen ist ...

— Gestern, mein Vater, hat sie mir Alles gesagt. Sie und ich sind gegenseitig betrogen worden.

— Demnach also, mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny auf eine strenge Weise zu Gabriel, — stellen Sie das Wort Ihrer Adoptiv-Mutter über das meinige? ...

— Ersparen Sie mir eine für Sie und für mich schmerzliche Antwort, mein Vater, — sagte Gabriel, indem er die Augen niederschlug.

— Werden Sie mir jetzt sagen, — begann der Pater d'Aigrigny mit Bangigkeit wieder, — was Sie mir ...

Der ehrwürdige Pater vermochte nicht auszusprechen. Samuel trat ein und sagte:

— Ein Mann von einem gewissen Alter verlangt Herrn Rodin zu sprechen.

— Das bin ich, mein Herr, ich danke Ihnen, — antwortete der Socius ziemlich überrascht.

Dann, bevor er mit dem Juden fortging, übergab er dem Pater d'Aigrigny einige, mit Bleistift auf ein Blatt Papier seiner Brieftasche geschriebene Worte.

Rodin verließ, ziemlich unruhig zu erfahren, wer ihn in der Straße Saint-François aufsuchen könnte, das Zimmer.

Der Pater d'Aigrigny und Gabriel blieben allein.

## XX.

### Der Bruch.

In eine tödtliche Angst versenkt, hatte der Pater d'Aigrigny Rodins Billet maschinenmäßig genommen, indem er es in der Hand hielt, ohne daß es ihm nur einfiel, es zu öffnen; der ehrwürdige Pater fragte sich mit Entsetzen, welchen Beschluß Gabriel seinen Beschuldigungen über die Vergangenheit geben würde; er wagte nicht, ihm auf seine Vorwürfe zu antworten, indem er sich fürchtete, den jungen Priester zu erzürnen, auf dessen Kopfe noch so unermeßliche Interessen ruheten.

Nach den Constitutionen der Gesellschaft Jesu konnte Gabriel nichts als Eigenthum besitzen; außerdem hatte der ehrwürdige Vater Sorge getragen, von ihm eine ausdrückliche Verzichtleistung auf alles Vermögen, das ihm eines Tages zufallen könnte, zu Gunsten des Ordens zu erlangen; aber der Anfang dieser Unterredung schien eine so gefährliche Aenderung der Ansichten Gabriels in Bezug auf die Gesellschaft zu verkünden, daß dieser die Bande, welche ihn an die Gesellschaft knüpften, könnte brechen wollen; in diesem Falle war er

nicht gesetzmäßig verbunden, irgend eine seiner Versprechungen zu erfüllen *). Die Schenkung war der Sache nach aufgehoben, und in dem Momente, wo sie auf eine so glückliche Weise durch den Besitz des unermeßlichen Vermögens der Familie Rennepont verwirklicht werden sollten, fanden sich die Hoffnungen des Pater d'Aigrigny gänzlich und für immer zerstört.

Von allen den Verlegenheiten, in welchen sich der ehrwürdige Vater seit einiger Zeit in Bezug auf diese Erbschaft befunden hatte, war keine unvorhergesehener, schrecklicher gewesen.

Indem er sich fürchtete, Gabriel zu unterbrechen oder zu befragen, erwartete der Pater d'Aigrigny mit einem stummen Schrecken die Entwickelung dieser bis dahin so drohenden Unterredung.

Der Missionair begann wieder:

— Es ist meine Pflicht, mein Vater, in dieser Darlegung meines vergangenen Lebens bis zu dem Momente meiner Abreise nach Amerika fortzufahren; Sie werden sogleich verstehen, warum ich mir diese Verbindlichkeit auferlege.

---

*) Die Statuten sagen ausdrücklich, daß die Gesellschaft die Mitglieder aus ihrem Schooße verstoßen kann, die ihr nutzlos oder gefährlich scheinen; aber es ist keinem Mitgliede erlaubt, die Bande zu brechen, die es an die Gesellschaft fesseln, wenn diese es in ihrem Interesse findet, es zu behalten.

Der Pater d'Aigrigny gab ihm ein Zeichen zu sprechen.

— Einmal von dem vorgeblichen Wunsche meiner Adoptiv-Mutter unterrichtet, ergab ich mich darein ... obgleich es mir sehr schwer wurde ... ich verließ das traurige Haus ... in welchem ich einen Theil meiner Kindheit und meiner ersten Jugend zugebracht hatte, um in ein Seminar der Gesellschaft zu treten. Mein Entschluß war nicht durch einen unwiderstehlichen religiösen Beruf vorgeschrieben ... sondern durch den Wunsch, eine heilige Schuld gegen meine Adoptiv-Mutter abzutragen. Indessen ist der wahre Geist der Christusreligion so belebend, daß ich mich bei dem Gedanken, die herrlichen Lehren des göttlichen Erlösers auszuüben, wieder ermuntert, wieder erwärmt fühlte. Statt dem Kollegium zu gleichen, in welchem ich bis dahin unter einem strengen Drucke gelebt hatte, war in meinen Gedanken ein Seminar ein gesegneter Ort, in welchem Alles, was es Reines, was es Warmes in der evangelischen Brüderschaft giebt, auf das gemeinschaftliche Leben angewandt würde, wo man, zum Beispiele, beständig heiße Liebe für die Menschheit, die unaussprechliche Wonne der Barmherzigkeit und der Duldung predigte, wo man das unsterbliche Wort Christi in seinem umfassendsten, in seinem fruchtbarsten Sinne auslegte, wo man sich endlich durch die gewöhnliche Ausdehnung der edelsten Gesinnungen zu diesem herrlichen Apostelamte vorbereitete, die Reichen und die

Glücklichen durch die Leiden und die Qualen ihrer Brüder zu rühren, indem man ihnen das abscheuliche Elend der Menschheit entschleiert ... Eine erhabene und heilige Moral, der Niemand widersteht, wenn man sie mit Augen voller Thränen, mit einem von Liebe und Barmherzigkeit überströmenden Herzen predigt!!

Indem er diese letzten Worte mit einer unendlichen Erschütterung aussprach, wurden Gabriels Augen feucht, sein Gesicht leuchtete von einer engelgleichen Schönheit.

— Das ist in der That der Geist des Christenthums, mein lieber Sohn; aber man muß vor Allem den Buchstaben davon studiren und erklären, — antwortete der Pater d'Aigrigny auf eine kalte Weise. — Für dieses Studium sind die Seminare unserer Gesellschaft insbesondere bestimmt. Die Auslegung des Buchstabens ist ein Werk der Zergliederung, der Disciplin, der Unterwerfung, und nicht ein Werk des Herzens und des Gefühles ...

— Ich wurde es nur zu sehr gewahr, mein Vater ... Bei meinem Eintritte in dieses neue Haus ... sah ich leider meine Hoffnungen vernichtet; einen Augenblick lang geöffnet, schloß sich mein Herz wieder; statt eines Mittelpunktes von Leben, Liebe und Jugendmuth, von dem ich geträumt hatte, fand ich in diesem schweigsamen und eisigen Seminar dieselbe Unterdrückung jedes edlen Aufstrebens, dieselbe unerbittliche Disciplin, dasselbe System gegenseitiger Angeberei, dasselbe Mißtrauen, dieselben unüberwindlichen Hindernisse für jedes Freund-

schaftsbündniß wieder ... Der Eifer, welcher einen Augenblick lang mein Herz wieder erwärmt hatte, erkaltete demnach auch; ich versank allmälig wieder in die Gewohnheiten eines unthätigen, leidenden, maschinenmäßigen Lebens zurück, das eine unbarmherzige Gewalt mit einer mechanischen Pünktlichkeit eben so regelte, wie man die leblose Bewegung einer Uhr regelt.

— Weil die Ordnung, der Gehorsam und die Regelmäßigkeit die ersten Fundamente unserer Gesellschaft sind, mein lieber Sohn.

— Ach! mein Vater, es war der Tod und nicht das Leben, das man auf diese Weise regelte; inmitten dieser Vernichtung jedes edlen Grundsatzes widmete ich mich den scholastischen und theologischen Studien. Finstere und traurige Studien, ein arglistiges, drohendes oder feindliches Studium, das immer Ideen der Gefahr, des Kampfes, des Krieges, — und niemals Ideen des Friedens, des Fortschreitens und der Freiheit erweckt.

— Die Theologie, mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny auf eine strenge Weise, — ist zu gleicher Zeit ein Panzer und ein Schwert; ein Panzer, um das katholische Dogma zu schützen und zu decken, ein Schwert, um die Ketzerei anzugreifen.

— Indessen, mein Vater, Christus und seine Apostel kannten diese dunkele Wissenschaft nicht, und auf ihre einfachen und rührenden Worte wurden die Menschen wiedergeboren, folgte die Freiheit auf die Sklaverei ... Genügt das Evangelium, dieses göttliche Gesetzbuch

nicht, um den Menschen zu lehren, sich einander zu lieben? ... Aber, ach! weit davon entfernt, uns diese Sprache hören zu lassen, unterhielt man uns zu oft von Religionskriegen, indem man die Ströme von Blut aufzählte, deren es bedurft hätte, um dem Herrn angenehm zu sein und die Ketzerei zu ersticken. Diese schrecklichen Lehren machten unser Leben noch weit trauriger. In dem Maße, als wir uns dem Ende der Jünglingsjahre näherten, nahmen unsere Seminarverbindungen einen Charakter von Bitterkeit, Eifersucht und immer zunehmenden Argwohns an. Die sich auf ernstere Gegenstände anwendende Gewohnheit der Angeberei erzeugte dumpfen Haß, tiefen Groll. Ich war weder besser, noch schlechter, als die Anderen; seit Jahren an das eiserne Joch des leidenden Gehorsams gewöhnt, jeder Prüfung, allem freien Willen entwöhnt, demüthig und zitternd vor unseren Oberen, boten wir Alle denselben blassen, finsteren und verbleichten Ausdruck ... Endlich nahm ich die Weihen; als ich Priester war, haben Sie mich aufgefordert, mein Vater, in die Gesellschaft Jesu zu treten, oder ich habe mich vielmehr unmerklich, und fast ohne mein Wissen, zu diesem Entschlusse gebracht gefunden ... Wie? Ich weiß es nicht ... seit so langer Zeit gehörte mein Wille mir nicht mehr an. Ich hielt alle Prüfungen aus; ... die schrecklichste wurde entscheidend: ... seit mehreren Monaten hatte ich in der Stille meiner Zelle gelebt, indem ich mit Ergebung die seltsamen und maschinenmäßigen Andachtsübungen ver-

richtete, welche Sie mir anbefohlen hatten, mein Vater. Mit Ausnahme Eurer Ehrwürden näherte sich mir während dieses langen Zeitraumes Niemand; keine menschliche Stimme, als die Ihrige, traf mein Ohr, ... Nachts empfand ich zuweilen unbestimmtes Entsetzen, ... meinem durch das Fasten, durch die Kasteiungen und durch die Einsamkeit geschwächten Geiste stellten sich dann schreckliche Erscheinungen dar; andere Male empfand ich dagegen eine Niedergeschlagenheit voller Besorgnisse, wenn ich daran dachte, daß ich mich durch das Aussprechen meiner Gelübde für immer von der Last des Willens und des Denkens befreie ... Dann überließ ich mich einer unüberwindlichen Betäubung, gleich jenen Unglücklichen, welche auf den Schneefeldern der Erstarrung einer tödtenden Kälte nachgeben ... Ich erwartete den verhängnißvollen Moment ... Endlich, in meinem Todeskampfe erstickend*), beschleunigte ich, wie es die Disciplin will, mein Vater, den Moment, um den letzen Act meines dahinschwindenden Willens zu vollbringen: das Gelübde, auf die Ausübung meines Willens zu verzichten.

— Erinnern Sie sich, mein lieber Sohn, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, bleich und von zunehmender

*) Dieser Ausdruck ist textmäßig ... Es ist durch die Constitution ausdrücklich anempfohlen, diesen entscheidenden Moment der Prüfung abzuwarten, um das Ablegen der Gelübde zu beschleunigen.

Bangigkeit gemartert, — erinnern Sie sich, daß ich Ihnen am Abend vor dem zum Ablegen Ihrer Gelübde festgesetzten Tage, nach den Vorschriften unserer Gesellschaft, angeboten habe, darauf zu verzichten, einer der Unsrigen zu sein, indem ich Sie vollkommen frei ließ, denn wir nehmen nur freiwillige Berufe an.

— Es ist wahr, mein Vater, — antwortete Gabriel mit einer schmerzlichen Bitterkeit, — daß, als ich erschöpft, gebrochen durch drei Monate der Einsamkeit und der Prüfungen, vernichtet ... unfähig war, eine Bewegung zu machen, Sie die Thür meiner Zelle geöffnet haben, ... indem Sie mir sagten: — „Wenn Sie wollen, stehen Sie auf ... gehen Sie ... Sie sind frei ..." — Ach! die Kräfte fehlten mir; der einzige Wunsch meiner trägen und seit so langer Zeit gelähmten Seele war die Ruhe des Grabes ... demnach sprach ich auch unwiderrufliche Gelübde aus, und ich sank wie ein Leichnam in Ihre Hände zurück ...

— Und bis jetzt, mein lieber Sohn, haben Sie niemals gegen diesen Gehorsam als Leichnam gefehlt ... wie ihn in der That unser glorreicher Stifter genannt hat ... weil er um so verdienstlicher ist, je unumschränkter dieser Gehorsam ist.

Nach einem Momente des Schweigens begann Gabriel wieder:

— Sie hatten mir immer den wahren Zweck der Gesellschaft, in welche ich eintrat, verheimlicht, mein Vater ... Die gänzliche Aufgebung meines Willens,

den ich meinen Oberen übergab, war im Namen der größten Verherrlichung Gottes von mir verlangt worden; ... sobald ich mein Gelübde abgelegt, sollte ich in ihren Händen nur ein gefügiges, gehorsames Werkzeug sein; aber nach Ihrer Aussage sollte ich zu einem heiligen, schönen und erhabenen Werke verwendet werden ... Ich glaubte Ihnen, mein Vater, ... wie hätte ich Ihnen nicht glauben sollen? ... Ich wartete: ... ein trauriges Ereigniß änderte meine Bestimmung ... eine schmerzliche Krankheit, verursacht durch ...

— Mein Sohn, — rief der Pater d'Aigrigny aus, indem er Gabriel unterbrach, — es ist unnöthig, an diese Umstände zu erinnern.

— Verzeihen Sie mir, mein Vater, ich muß Sie an Alles erinnern; ... ich habe das Recht, gehört zu werden; ... ich will keine der Thatsachen mit Stillschweigen übergehen, die mir den unwandelbaren Entschluß vorgeschrieben haben, den ich Ihnen anzuzeigen habe.

— So sprechen Sie denn, mein Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er die Stirn runzelte, und entsetzt über das schien, was ihm der junge Priester sagen würde, dessen bis dahin bleiche Wangen sich mit einer feurigen Röthe bedeckten.

— Sechs Monate vor meiner Abreise nach Amerika, — begann Gabriel, die Augen niederschlagend, wieder, — haben Sie mir gesagt, daß Sie mich für den Beichtstuhl bestimmten ... und ... um mich zu diesem heiligen

Dienste vorzubereiten ... haben Sie mir ein Buch gegeben ...

Gabriel zögerte von Neuem. Seine Röthe steigerte sich. Der Pater d'Aigrigny unterdrückte mit Mühe eine Regung von Unwillen und Zorn.

— Sie haben mir ein Buch gegeben, — begann der junge Priester wieder, indem er sich zu überwinden suchte, — ein Buch, das die Fragen enthielt, welche ein Beichtvater an junge Männer ... an junge Mädchen ... und an verheirathete Frauen richten kann ... wenn sie vor den Richterstuhl der Beichte treten ... Mein Gott!! — fügte Gabriel bei dieser Erinnerung erbebend hinzu, — ich werde niemals diesen schrecklichen Moment vergessen; ... es war am Abend ... Ich zog mich in mein Zimmer zurück, ... indem ich dieses Buch mitnahm, das, wie Sie mir sagten, von einem unserer Väter verfaßt, und von einem frommen Bischof vervollständigt wäre*). Voller Ehrerbietung, voller Ver-

*) Aus Achtung für unsere Leser ist es uns unmöglich, selbst nicht im Lateinischen, einen Begriff von diesem schändlichen Buche zu geben. Herr Génin spricht sich in seinem muthigen und vortrefflichen Werke: Von den Jesuiten und von der Universität, auf folgende Weise darüber aus:

„Ich empfinde bei dem Beginnen dieses Kapitels eine große Verlegenheit; es handelt sich darum, ein Buch kennen zu lehren, das unmöglich zu übersetzen, schwierig textmäßig anzuführen ist, denn dieses Latein trotzt der Rechtschaffenheit mit zu vieler Frech-

trauen und Glauben ... schlug ich diese Seiten auf ... Anfangs verstand ich sie nicht ... dann endlich ... verstand ich sie ... da war ich von Scham und Abscheu ergriffen, vor Bestürzung betroffen; kaum hatte ich die Kraft, mit zitternder Hand dieses abscheuliche Buch zu schließen, ... und ich eilte zu Ihnen, mein Vater, ...

---

heit. Jedenfalls rufe ich die Nachsicht des Lesers an; ich verspreche ihm dagegen, ihm so viel Schlüpfrigkeiten zu ersparen, als ich vermag."

Weiter hin, in Bezug auf die durch das Compendium auferlegten Fragen, ruft Herr Génin mit einer edlen Empörung aus:

„Was sind denn das für Unterredungen, die in dem Beichtstuhle, die zwischen dem Priester und einer verheiratheten Frau stattfinden? . . . Ich verzichte darauf, über das Uebrige zu sprechen."

Endlich sagt der Verfasser der Entdeckungen eines Bibliophilen, nachdem er wörtlich eine große Anzahl von Stellen dieses abscheulichen Katechismus angeführt hat:

„Meine Feder weigert sich, diese Encyclopädie aller Schändlichkeiten ausführlicher wiederzugeben. Ich empfinde etwas, wie einen Gewissensbiß, der mich entsetzt, darüber, so weit gegangen zu sein. Ich mag mir noch so sehr sagen, daß ich ja nur abgeschrieben habe, es bleibt mir der Schauder, welchen man empfindet, nachdem man Gift berührt hat. Und dennoch ist es gerade dieser Schauder, welcher mich beruhigt. Je größer in der Kirche Jesu Christi ein Uebel ist, wenn es sich um einen Irrthum handelt, desto schneller, desto wirksamer folgt ihm, nach der wundervollen Anordnung Gottes, das Heilmittel. Die Heiligkeit der Moral kann nicht in Gefahr sein, ohne daß die Wahrheit ihre Stimme erhebt und sich hören läßt."

um mich anzuklagen, unwillkürlich die Augen auf diese namenlosen Seiten geworfen zu haben, ... die Sie, aus Irrthum, in meine Hände gelegt hätten.

— Erinnern Sie sich auch, mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny auf eine gravitätische Weise, — daß ich Ihre Bedenklichkeiten beruhigte, Ihnen sagte, daß ein Priester, der bestimmt sei, unter dem Siegel der Beichte Alles zu hören, auch Alles kennen, Alles wissen, und Alles würdigen können müßte; ... daß unsere Gesellschaft das Lesen dieses Compendiums, als eines klassischen Werkes, den jungen Diakonen, den Seminaristen und den jungen Priestern auferlege, welche sich für den Beichtstuhl bestimmten ...

— Ich glaubte Ihnen, mein Vater, die Gewohnheit des willenlosen Gehorsams war so mächtig in mir, die Disciplin hatte mich so sehr aller Prüfung entwöhnt, daß ich mir, trotz meines Schauders, wie über ein schweres Vergehen Vorwürfe machte; indem ich mich Ihrer Worte erinnerte, nahm ich das Buch wieder mit mir auf mein Zimmer; und las es ... O! mein Vater ... welche entsetzlichen Offenbarungen dessen, was die Ueppigkeit am meisten Strafbares, am meisten Sittenloses in ihrer Wollust bietet! Und ich befand mich im kräftigsten Alter ... und bis hierhin hatten mich meine Unwissenheit und der Beistand Gottes allein in den schrecklichen Kämpfen gegen die Sinne aufrecht erhalten ... O! welche Nacht!! welche Nacht!! ... In dem Maße, als ich mitten in der tiefen Stille meiner Einsamkeit,

vor Verwirrung und Entsetzen schaudernd, diesen Katechismus gräßlicher, unerhörter, unbekannter Ausschweifungen las ... in dem Maße, als sich dieses schlüpfrige Bild einer entsetzlichen Wollust meiner bis dahin keuschen und reinen Einbildungskraft darbot ... meinte ich, Du weißt es, mein Gott! daß mein Verstand schwach würde. Ja ... und er verirrte sich gänzlich ... denn bald wollte ich dieses höllische Buch fliehen, und ich weiß nicht welcher entsetzliche Zauber, welche verzehrende Neugierde mich athemlos, außer mich, vor diesen schändlichen Seiten zurückhielt ... ich fühlte mich vor Verwirrung und Scham sterben, und dennoch entflammten sich unwillkürlich meine Wangen, ein verzehrendes Feuer rollte durch meine Adern; ... da vollendeten furchtbare Blendwerke meine Verwirrung ... es schien mir, als ob ich schlüpfrige Phantome aus diesem verwünschten Buche hervortreten sähe ... und ich verlor das Bewußtsein, indem ich ihren glühenden Umschlingungen zu entrinnen suchte.

— Sie sprechen von diesem Buche in tadelnswerthen Ausdrücken, — sagte der Pater d'Aigrigny auf eine strenge Weise, — Sie sind das Opfer Ihrer zu feurigen Einbildungskraft gewesen; ihr müssen Sie diesen traurigen, durch ein in seiner Besonderheit vortreffliches und tadelloses Werk, das außerdem durch die Kirche autorisirt ist, hervorgebrachten Eindruck zuschreiben.

— Demnach also, mein Vater, — antwortete Gabriel mit einer unendlichen Bitterkeit, — habe ich kein

Recht, mich darüber zu beklagen, daß meine bis dahin unschuldigen und jungfräulichen Gedanken für immer durch Gräßlichkeiten besudelt worden sind, die ich niemals geahnet hätte, denn ich zweifle, daß diejenigen, welche fähig sind, sich diesen Abscheulichkeiten hinzugeben, deren Vergebung von dem Priester zu fordern kommen.

— Das sind Fragen, die zu beurtheilen Sie nicht fähig sind, — antwortete der Pater d'Aigrigny auf eine barsche Weise.

— Ich werde nicht mehr davon reden, mein Vater, — sagte Gabriel, und er begann wieder:

— Eine lange Krankheit folgte auf diese schreckliche Nacht; mehrere Male sagte man mir, daß man fürchte, mein Verstand würde sich verirren. Als ich wieder genaß ... erschien mir die Vergangenheit wie ein schmerzlicher Traum ... Sie sagten mir nun, mein Vater, daß ich für gewisse Amtsverrichtungen noch nicht reif sei ... Da bat ich Sie inständigst, mich nach den Missionen Amerikas abreisen zu lassen ... Nachdem Sie meine Bitte lange zurückgewiesen, haben Sie eingewilligt ... Ich reiste ab ... Seit meiner Kindheit hatte ich immer in einem Zustande fortwährenden Druckes und Unterwürfigkeit gelebt; dadurch, daß ich mich daran gewöhnt, beständig den Kopf und die Augen zu senken, hatte ich mich so zu sagen entwöhnt, den Himmel und die Herrlichkeit der Natur zu beschauen ... welche unendliche, innige Wonne empfand ich demnach auch, als ich mich plötzlich mitten in die imposante Erhabenheit

des Meeres versetzt befand, als ich mich während der Ueberfahrt zwischen dem Ocean und dem Himmel sah! Da schien es mir, als ob ich aus einem Orte stockfinsterer und drückender Dunkelheit heraustrâte; zum ersten Male fühlte ich mein Herz frei in meiner Brust schlagen! zum ersten Male fühlte ich mich Herr meiner Gedanken, und ich wagte, mein vergangenes Leben zu erforschen, wie man von der Höhe eines Berges in die Tiefe eines dunkelen Thales blickt ... Da erhoben sich seltsame Zweifel in meinem Geiste. Ich fragte mich, mit welchem Rechte, in welcher Absicht man seit so langer Zeit die Ausübung meines Willens, meiner Freiheit, meiner Vernunft unterdrückt, vernichtet hätte, da ich von Gott mit Freiheit, Willen und Vernunft begabt worden war; aber ich sagte mir, daß vielleicht der Zweck dieses erhabenen, schönen und heiligen Werkes, an dem ich mitwirken sollte, mir eines Tages entschleiert werden, und mich für meinen Gehorsam und für meine Ergebung belohnen würde.

In diesem Augenblicke trat Rodin wieder ein.

Der Pater d'Aigrigny befrug ihn mit einem bezeichnenden Blicke; der Socius trat auf ihn zu, und sagte, ohne daß es Gabriel hören konnte, leise zu ihm:

— Nichts Wichtiges; ... man hat mir nur so eben gemeldet, daß der Vater des Marschalls Simon in der Fabrik des Herrn Hardy angekommen sei ...

Dann einen Blick auf Gabriel werfend, schien Rodin den Pater d'Aigrigny zu befragen, welcher mit einer niedergeschlagenen Miene den Kopf senkte. Indessen be-

gann er wieder, indem er sich an Ga
rend sich Rodin von Neuem an das

— Fahren Sie fort, mein lieber S
mich zu erfahren, bei welchem Entsch
blieben sind.

— Ich werde es Ihnen in einem
mein Vater. Ich kam nach Charlest
perior unserer Niederlassung in dies
meine Zweifel über den Zweck der Ge
übernahm es, sie aufzuklären; mit
Offenherzigkeit entschleierte er mir dies
welchem vielleicht nicht alle Mitglied
strebten, denn eine große Anzahl theil
heit, aber den Zweck, welchen sein
Stiftung des Ordens hartnäckig verfo
war entsetzt ... Ich las die Casui
mein Vater, war es eine neue und
barung, als ich auf jeder Seite d
Vätern geschriebenen Bücher die Er
Rechtfertigung des Diebstahles,
dung, der Nothzucht, des Eh
Meineides, des Mordes, des Fü

---

*) Diese Behauptung hat nichts Gewagtes.
aus dem Compendium zum Gebrauche der Se
in Straßburg unter dem Titel: Entdeckunge
bliophilen im Jahre 1843 erschienen sind. Man

von nun an ein
solche Lehren v
da legte ich Go
de zu brechen, d

Gabriels wechselt
inen bestürzten Bl
te entschlüpfte ihm
die Erinnerunge
el diese Bewegung
Socius nicht

schlusse, die Gesel
die Entdeckung,
hmerzlich ... Ha
nd gute Seele ist
rzichten und es
Zeit verehrt hat
et dem Gedanken
t einer geheimen
eicht bei dieser B
im Gegentheile h
alt über mich gen
te, erbebte Gabri
svolle Frau, die
. Dann, nach ei
begann er wieder:
Mission beendigt, bin ic

gann er wieder, indem er sich an Gabriel wandte, während sich Rodin von Neuem an das Kamin lehnte:

— Fahren Sie fort, mein lieber Sohn ... es drängt mich zu erfahren, bei welchem Entschlusse Sie stehen geblieben sind.

— Ich werde es Ihnen in einem Augenblicke sagen, mein Vater. Ich kam nach Charlestown ... Der Superior unserer Niederlassung in dieser Stadt, dem ich meine Zweifel über den Zweck der Gesellschaft mittheilte, übernahm es, sie aufzuklären; mit einer entsetzlichen Offenherzigkeit entschleierte er mir diesen Zweck ... nach welchem vielleicht nicht alle Mitglieder der Gesellschaft strebten, denn eine große Anzahl theilte meine Unwissenheit, aber den Zweck, welchen seine Oberen seit der Stiftung des Ordens hartnäckig verfolgt haben ... Ich war entsetzt ... Ich las die Casuisten ... O! da, mein Vater, war es eine neue und entsetzliche Offenbarung, als ich auf jeder Seite dieser von unseren Vätern geschriebenen Bücher die Entschuldigung, die Rechtfertigung des Diebstahles, der Verläumdung, der Nothzucht, des Ehebruches, des Meineides, des Mordes, des Fürstenmordes*)

*) Diese Behauptung hat nichts Gewagtes. Hier sind Auszüge aus dem Compendium zum Gebrauche der Seminarien, welche in Straßburg unter dem Titel: Entdeckungen eines Bibliophilen im Jahre 1843 erschienen sind. Man wird daraus

las ... Als ich bedachte, daß ich, der Priester eines

---

ersehen, daß die Lehrsätze der ehrwürdigen Väter Gabriel wohl entsetzen konnten:

## Der Meineid.

„Man fragt, wozu ein Mensch gehalten ist, der auf eine fingirte Weise und um zu täuschen einen Eid geleistet hat? Antwort: Er ist zufolge der Religion zu nichts gehalten, weil er keinen wahren Eid geleistet hat. Vor dem Gerichte aber ist er gehalten, dasjenige zu thun, was er auf eine fingirte Weise und um zu täuschen beschworen hat.“

## Die Nothzucht.

„Derjenige, welcher durch Gewalt, Drohung, Betrug oder die Zudringlichkeit seiner Bitten eine Jungfrau verführt hat, ohne ihr die Ehe zu versprechen, ist gehalten, das junge Mädchen und ihre Eltern für alle den Nachtheil, der daraus für sie hervorgegangen ist, dadurch zu entschädigen, daß er sie ausstattet, damit sie Gelegenheit findet, sich zu verheirathen, oder daß er sie selbst heirathet, wenn er sie auf keine andere Weise entschädigen kann. Wenn indessen sein Verbrechen durchaus geheim geblieben ist, so ist es wahrscheinlicher, daß vor dem Richterstuhle des Gewissens der Verführer zu keiner Entschädigung gehalten ist.“

## Der Ehebruch.

„Wenn Jemand strafbare Verbindungen mit einer verheiratheten Frau unterhält, nicht, weil sie verheirathet ist, so[illegible] weil sie schön ist, indem er so von dem Umstande der [illegible]blicke trahirt, so bilden, nach der Meinung mehrerer Schriftst[illegible] Verbindungen nicht die Sünde des Ehebruchs, sonde[illegible] [illegible]her zurück-fachen Unkeuschheit.“

[illegible] der Ver-

---

## [illegible]

[illegible] Krankheit be- [illegible] nothwen- [illegible] den Tod zu [illegible] Ant- [illegible] eine ver- [illegible] sie ist [illegible]

## [illegible]

[illegible] eine geheime [illegible] dem Eigen- [illegible] Werth nimmt, [illegible]

## [illegible]

[illegible] zu [illegible], um [illegible] weil sich dann [illegible] sondern mittel- [illegible] zweifelhaft, ob es [illegible] Weise die [illegible] obgleich nicht zum [illegible] nicht mit Erfolg [illegible] wahr- [illegible] christliche Liebe [illegible] ansehnlichen [illegible] daß Jemand einen [illegible] um das Leben

*) Dies [illegible] aus dem Co[illegible] in Straßburg [illegible] u. s. w., [illegible]bliophilen im [illegible]

gebung und der Liebe, von nun an einer Gesellschaft angehörte, deren Obere solche Lehren verkündeten und sich damit brüsteten, ... da legte ich Gott den Schwur ab, für immer die Bande zu brechen, die mich an sie fesselten! ...

Bei diesen Worten Gabriels wechselten der Pater d'Aigrigny und Rodin einen bestürzten Blick aus: Alles war verloren, ihre Beute entschlüpfte ihnen.

Tief erschüttert über die Erinnerungen, welche er hervorrief, wurde Gabriel diese Bewegung des ehrwürdigen Vaters und des Socius nicht gewahr, und fuhr fort:

— Trotz meinem Entschlusse, die Gesellschaft zu verlassen, mein Vater, war die Entdeckung, welche ich gemacht hatte, mir sehr schmerzlich ... Ha! glauben Sie mir, für eine gerechte und gute Seele ist nichts abscheulicher, als auf das verzichten und es verleugnen zu müssen, was man lange Zeit verehrt hat ... Ich litt dermaßen ... daß ich bei dem Gedanken an die Gefahren meiner Mission mit einer geheimen Freude hoffte, Gott würde mich vielleicht bei dieser Veranlassung zu sich nehmen; ... aber im Gegentheile hat er mit einer vorsehungsvollen Sorgfalt über mich gewacht ...

Indem er dieses sagte, erbebte Gabriel bei dem Andenken an die geheimnißvolle Frau, die ihm in Amerika das Leben gerettet hatte. Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, begann er wieder:

— Als meine Mission beendigt, bin ich hierher zurück-

Gottes der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit, der Ver-

---

## Der Selbstmord.

„Der Arzt verordnet einem, von einer schweren Krankheit befallenen Karthäuser den Gebrauch des Fleisches als nothwendiges Heilmittel, um einen gewissen Tod zu vermeiden: ist er gehalten, dem Arzte zu gehorchen? Antwort: Die Frage ist streitig; indessen scheint uns eine verneinende Entscheidung weit wahrscheinlicher; sie ist auch weit allgemeiner unter den Doctoren."

## Der Diebstahl.

„Der Diebstahl ist entschuldigt, wenn er eine geheime Ausgleichung bildet, durch welche der Gläubiger von dem Eigenthume seines Schuldners heimlich einen gleichen Werth nimmt, als er ihm schuldig ist."

## Der Mord.

„Es ist gewiß, daß es erlaubt ist, einen Dieb zu tödten, um die für das Leben nothwendigen Güter zu behalten, weil sich dann der Angreifer nicht allein an den Gütern vergreift, sondern mittelbar auch an dem Leben selbst. Aber es ist zweifelhaft, ob es erlaubt ist, denjenigen zu tödten, welcher ungerechter Weise die Hand an Güter von großer Wichtigkeit, obgleich nicht zum Leben nothwendig, legte, wenn diese Güter nicht mit Erfolg vertheidigt werden können? Die Bejahung scheint weit wahrscheinlicher. Der Grund ist, daß die christliche Liebe verlangt, daß Jemand einen ansehnlichen [illegible]n an seinem Eigenthume leide, um das Leben [illegible]ten zu erhalten.

*) Die [illegible] Königsmord anbelangt, so lese man Sanchez u. s. w., aus dem Co[illegible] in Straßburg [illegible] bliophilen in [illegible]

gebung und der Liebe, von nun an einer Gesellschaft angehörte, deren Obere solche Lehren verkündeten und sich damit brüsteten, ... da legte ich Gott den Schwur ab, für immer die Bande zu brechen, die mich an sie fesselten! ...

Bei diesen Worten Gabriels wechselten der Pater d'Aigrigny und Rodin einen bestürzten Blick aus: Alles war verloren, ihre Beute entschlüpfte ihnen.

Tief erschüttert über die Erinnerungen, welche er hervorrief, wurde Gabriel diese Bewegung des ehrwürdigen Vaters und des Socius nicht gewahr, und fuhr fort:

— Trotz meinem Entschlusse, die Gesellschaft zu verlassen, mein Vater, war die Entdeckung, welche ich gemacht hatte, mir sehr schmerzlich ... Ha! glauben Sie mir, für eine gerechte und gute Seele ist nichts abscheulicher, als auf das verzichten und es verleugnen zu müssen, was man lange Zeit verehrt hat ... Ich litt dermaßen ... daß ich bei dem Gedanken an die Gefahren meiner Mission mit einer geheimen Freude hoffte, Gott würde mich vielleicht bei dieser Veranlassung zu sich nehmen; ... aber im Gegentheile hat er mit einer vorsehungsvollen Sorgfalt über mich gewacht ...

Indem er dieses sagte, erbebte Gabriel bei dem Andenken an die geheimnißvolle Frau, die ihm in Amerika das Leben gerettet hatte. Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, begann er wieder:

— Als meine Mission beendigt, bin ich hierher zurück-

gekehrt, mein Vater, entschlossen Sie zu bitten, mir meine Freiheit wiederzugeben, und mich meiner Schwüre zu entbinden ... Mehrere Male, aber vergebens, bat ich Sie um eine Unterredung ... gestern hat die Vorsehung gewollt, daß ich eine lange Unterredung mit meiner Adoptiv-Mutter hatte; durch sie habe ich die List erfahren, deren man sich bedient hatte, um meinen Beruf zu erzwingen, den ruchlosen Mißbrauch, den man mit der Beichte gemacht hat, um sie zu veranlassen, anderen Personen die Waisen anzuvertrauen, welche eine sterbende Mutter den Händen eines wackeren Soldaten übergeben hatte. Sie begreifen, mein Vater, daß, wenn ich noch geschwankt hätte, diese Bande brechen zu wollen, dasjenige, was ich gestern erfahren, meinen Entschluß unwiderruflich gemacht haben würde ... Aber in diesem feierlichen Augenblicke muß ich Ihnen sagen, mein Vater, daß ich nicht die ganze Gesellschaft anklage; gar viele einfache, leichtgläubige und vertrauende Männer, wie ich, gehören ihr ohne Zweifel an ... In ihrer Verblendung gehorsame Werkzeuge, kennen Sie das Werk nicht, an dem man sie mitarbeiten läßt ... ich bedaure sie, und ich werde zu Gott beten, sie zu erleuchten, wie er mich erleuchtet hat ...

— Demnach also, mein Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er todtenbleich und bestürzt aufstand, — verlangen Sie von mir, die Bande, welche Sie an die Gesellschaft fesseln, zu brechen?

— Ja, mein Vater.

— Demnach also, mein Sohn, wird von nun an nichts mehr zwischen Ihnen und der Gesellschaft gemein sein?

— Nein, mein Vater ... da ich Sie bitte, mich meiner Gelübde zu entbinden.

— Aber Sie wissen, mein Sohn, daß die Gesellschaft Sie entbinden kann ... daß aber Sie sich nicht von ihr lossagen können?

— Mein Schritt beweist Ihnen, mein Vater, die Wichtigkeit, welche ich dem Schwure beilege, weil ich Sie zu bitten komme, mich davon zu entbinden ... Indessen, wenn Sie mir es ausschlagen sollten ... würde ich mich weder in den Augen Gottes, noch in denen der Menschen mehr für verpflichtet halten.

— Das ist vollkommen deutlich, — sagte der Pater d'Aigrigny zu Rodin, und seine Stimme erstarb auf seinen Lippen, so groß war seine Verzweiflung.

Plötzlich, während Gabriel mit niedergeschlagenen Augen die Antwort des Pater d'Aigrigny erwartete, der regungslos und stumm blieb, schien Rodin plötzlich durch einen Gedanken überrascht, als er gewahr wurde, daß der ehrwürdige Vater sein mit Bleistift geschriebenes Billet noch in der Hand hielt.

Der Socius schritt hastig auf den Pater d'Aigrigny zu, und sagte mit einer Miene des Zweifels und der Unruhe zu ihm:

— Haben Sie etwa mein Billet nicht gelesen?

— Ich habe nicht daran gedacht, — erwiederte der ehrwürdige Vater maschinenmäßig.

Rodin schien sich Gewalt anzuthun, um eine Regung heftigen Zornes zu unterdrücken; dann sagte er mit einer ruhigen Stimme zu dem Pater d'Aigrigny:

— So lesen Sie es denn jetzt ...

Kaum hatte der ehrwürdige Vater die Augen auf dieses Billet geworfen, als ein lebhafter Strahl von Hoffnung sein bis dahin verzweifeltes Gesicht erleuchtete; dann die Hand des Socius mit einem Ausdrucke unendlicher Dankbarkeit drückend, sagte er mit leiser Stimme zu ihm:

— Sie haben Recht ... Gabriel ist unser ...

---

## XXI.

### Die Wiedervergeltung.

Bevor er Gabriel anredete, überlegte der Pater d'Aigrigny reiflich; seine vor Kurzem so bestürzten Züge heiterten sich allmälig wieder auf. Er schien die Wirkung der Beredtsamkeit zu überlegen und zu berechnen, die er über ein vortreffliches Thema, das sichere Wirkung versprach, zu entfalten im Begriffe stand. Dies Thema hatte ihm der von der Gefahr der Lage durchdrungene Socius in einigen flüchtig mit Bleistift geschriebenen Zeilen gegeben, aber der ehrwürdige Vater hatte es Anfangs in seiner Niedergeschlagenheit nicht beachtet.

Rodin nahm seinen Beobachtungsposten an dem Kamine wieder ein, an das er sich lehnte, nachdem er auf den ehrwürdigen Pater d'Aigrigny einen Blick voll geringschätzender und erzürnter Ueberlegenheit, begleitet von einem sehr bezeichnenden Achselzucken, geworfen hatte.

Nach dieser unwillkürlichen und glücklicher Weise von dem Pater d'Aigrigny unbemerkten Darlegung seiner

Gefühle nahm das leichenartige Gesicht des Socius wieder seine eisige Ruhe an; seine, einen Augenblick lang durch den Zorn und den Unwillen erhobenen, matten Augenlider sanken wieder zurück, und verschleierten seine kleinen trüben Augen halb.

Wir müssen gestehen, daß der Pater d'Aigrigny trotz seiner zierlichen und gewandten Sprache, trotz dem Anziehenden seiner ausgezeichneten Manieren, trotz der Anmuth seines Gesichts und mit dem Anstande eines vollendeten und feinen Weltmannes, oft durch die unerbittliche Festigkeit, durch die teuflische Arglist und Gründlichkeit Rodins übertroffen und beherrscht wurde, dieses zurückstoßenden, schmierigen und armselig gekleideten alten Mannes, der indessen selten aus seiner bescheidenen Rolle als Secretair und stummer Zuhörer heraustrat.

Der Einfluß der Erziehung ist so mächtig, daß Gabriel trotz dem förmlichen Bruche, den er so eben hervorgerufen hatte, sich noch durch die Gegenwart des Pater d'Aigrigny eingeschüchtert fühlte, und mit einer schmerzlichen Bangigkeit die Antwort des ehrwürdigen Vaters auf sein ausdrückliches Verlangen, ihn von seinen früheren Schwüren zu entbinden, erwartete.

Nachdem er ohne Zweifel seinen Angriffsplan auf eine geschickte Weise berechnet, brach der Pater d'Aigrigny endlich das Schweigen, stieß einen tiefen Seufzer aus, wußte seinen vorher strengen und erzürnten Zügen einen rührenden Ausdruck von Sanftmuth zu geben, und sagte dann mit einer liebevollen Stimme zu Gabriel:

— Verzeihen Sie mir, mein lieber Sohn, daß ich so lange geschwiegen... aber Ihr plötzlicher Entschluß hat mich dermaßen verwirrt, hat in meinem Innern so viele schmerzliche Gedanken erregt ... daß ich mich während einiger Minuten habe sammeln müssen, um zu versuchen, die Ursache Ihres Bruches zu erforschen ... und ich glaube, daß es mir gelungen ist... Demnach also, mein lieber Sohn, Sie haben ... die Wichtigkeit Ihres Schrittes wohl überlegt?

— Ja, mein Vater.

— Sie sind durchaus entschlossen, die Gesellschaft zu verlassen ... selbst wider meinen Willen?

— Das würde mir schmerzlich sein ... mein Vater ... aber ich würde mich darein ergeben ...

— Das würde Ihnen in der That sehr schwer, sehr schmerzlich werden, mein lieber Sohn ... denn Sie haben auf eine freie Weise einen unwiderruflichen Schwur abgelegt, und indem Sie diesen Schwur ablegten, haben Sie sich nach unseren Statuten verpflichtet, die Gesellschaft nur mit der Einwilligung Ihrer Oberen zu verlassen ...

— Sie wissen, mein Vater, daß ich damals die Beschaffenheit der Verpflichtungen nicht kannte, welche ich übernahm ... In diesem Augenblicke mehr aufgeklärt, verlange ich mein Wort zurückzunehmen; mein einziger Wunsch ist, eine Pfarrer-Stelle in irgend einem Dorfe, fern von Paris, zu erhalten ... Ich fühle einen unwiderstehlichen Beruf für dieses bescheidene und nützliche

Amt in meinem Innern; es giebt auf dem Lande ein so schreckliches Elend, eine so betrübende Unwissenheit alles dessen, was ein wenig den Wohlstand des den Boden bebauenden Mannes aus dem Volke zu verbessern vermöchte, dessen Leben eben so unglücklich ist, als das des Neger-Sclaven, denn worin besteht seine Freiheit, worin bestehen seine Kenntnisse? Mein Gott! daß ich meine, mit Gottes Hülfe auf einer Dorfpfarre der Menschheit einige Dienste erweisen zu können. Es würde mir demnach schmerzlich sein zu sehen, mein Vater, daß Sie mir dasjenige verweigerten, was ...

— O! beruhigen Sie sich, mein Sohn, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, ich will durchaus nicht länger gegen Ihren Wunsch, sich von uns zu trennen, kämpfen ...

— Demnach also, mein Vater, entbinden Sie mich meiner Gelübde?

— Ich habe dazu keine Gewalt, mein lieber Sohn; aber ich will auf der Stelle nach Rom schreiben, um von unserm General die Vollmacht dazu zu verlangen.

— Ich danke Ihnen, mein Vater.

Bald also, mein Sohn, werden Sie von diesen Sie drückenden Banden befreit sein, und die Männer, welche Sie mit so vieler Bitterkeit verleugnen, werden nichts desto weniger für Sie zu beten fortfahren ... damit Gott Sie vor größeren Verirrungen bewahre ... Sie halten sich gegen Uns für entbunden, mein lieber Sohn, aber wir halten uns nicht gegen Sie für entbunden; man bricht bei uns nicht auf diese Weise die Gewohn-

heit einer väterlichen Liebe ... Wir glauben gegen unsere Geschöpfe gerade durch die Wohlthaten verpflichtet zu sein, mit denen wir sie überhäuft haben ... So waren Sie arm ... eine Waise ... Wir haben Ihnen die Hand gereicht, eben so sehr wegen der Theilnahme, welche Sie verdienten, mein lieber Sohn, als um Ihre vortreffliche Adoptiv-Mutter einer zu schweren Last zu überheben.

— Ich bin nicht undankbar, mein Vater ... — sagte Gabriel mit unterdrückter Rührung.

— Ich will es gern glauben, mein lieber Sohn, während langer Jahre haben wir Ihnen, als unserem geliebten Sohne, das geistige und leibliche Brod gereicht, jetzt fällt es Ihnen ein, uns zu verleugnen, uns aufzugeben; .... nicht allein willigen wir darein, ... sondern jetzt, wo ich die wahre Ursache Ihres Bruches durchschaut, ist es sogar meine Pflicht, Sie Ihrer Schwüre zu entbinden.

— Von welcher Ursache wollen Sie sprechen, mein Vater? ...

— Ach! mein lieber Sohn, ich begreife Ihre Furcht. Heut zu Tage bedrohen uns Gefahren ... Sie wissen es wohl ...

Gefahren, mein Vater? — rief Gabriel aus.

— Es ist unmöglich, mein lieber Sohn, daß Sie nicht wissen sollten, daß seit dem Falle unserer rechtmäßigen Regenten, unserer natürlichen Stütze, die revolutionaire Gottlosigkeit immer drohender wird: man

überhäuft uns mit Verfolgungen ... Demnach auch, mein lieber Sohn, begreife und würdige ich, wie ich es muß, den Beweggrund, der unter solchen Umständen Sie veranlaßt, sich von uns zu trennen.

— Mein Vater! — rief Gabriel mit eben so viel Unwillen, als Schmerz aus, — Sie glauben das nicht von mir ... Sie können es nicht glauben.

Ohne Rücksicht auf Gabriels Betheuerungen zu nehmen, fuhr der Pater d'Aigrigny in der Schilderung der eingebildeten Gefahren seiner Gesellschaft fort, die weit davon entfernt, in Gefahr zu sein, bereits im Geheimen ihren Einfluß wieder zu gewinnen begann.

— O! wenn unsere Gesellschaft so mächtig wäre, als sie es vor wenig Jahren noch war, — begann demnach der ehrwürdige Vater wieder, — wenn sie von der Achtung und den Huldigungen umgeben wäre, welche ihr die wahren Frommen, trotz so vieler abscheulichen Verläumdungen, mit denen man uns verfolgt, schuldig sind, dann, mein lieber Sohn, würden wir vielleicht gezögert haben, Sie Ihrer Schwüre zu entbinden, dann würden wir, vielleicht Ihre Augen dem Lichte geöffnet haben, um Sie der unglückseligen Verblendung zu entreißen, die sich Ihrer bemächtigt hat; aber jetzt, wo wir schwach, unterdrückt, von allen Seiten bedrohet sind, ist es unsere Pflicht, die Pflicht unserer christlichen Liebe, Sie nicht gezwungener Weise die Gefahren theilen zu lassen, denen sich entziehen zu wollen Sie gescheidt genug sind.

Indem er diese Worte sagte, warf der Pater d'Aigrigny einen flüchtigen Blick auf seinen Socius, der durch ein billigendes Zeichen antwortete, das durch eine Bewegung der Ungeduld begleitet war, die ihm zu sagen schien: — Fahren Sie doch fort! ... fahren Sie doch fort!

Gabriel war niedergeschlagen, es gab auf der Welt kein Herz, das edler, biederer, tapferer, als das seinige war. Denke man sich also, was er leiden mußte, als er auf diese Weise seinen Entschluß auslegen hörte.

— Mein Vater, — erwiederte er mit einer bewegten Stimme und mit Augen voller Thränen, — Ihre Worte sind grausam ... sind ungerecht ... denn, Sie wissen es ... ich bin nicht feig.

— Nein ... — sagte Rodin mit seiner rauhen und schneidenden Stimme, indem er sich an den Pater d'Aigrigny wandte, und mit einem verächtlichen Blicke auf Gabriel deutete, — Ihr lieber Herr Sohn ist ... klug ...

Bei diesen Worten Rodins erbebte Gabriel, eine leichte Röthe färbte seine blassen Wangen; seine großen blauen Augen leuchteten von einem edlen Zorn; dann, getreulich wieder zu den Vorschriften der Ergebung und der christlichen Demuth zurückkehrend, bändigte er diesen Moment der Aufregung, senkte den Kopf, und zu schmerzlich erregt, um antworten zu können, schwieg er und trocknete eine verstohlene Thräne ab.

Diese Thräne entging dem Socius nicht, er sah in ihr ohne Zweifel ein günstiges Symptom, denn er

wechselte einen Blick der Zufriedenheit mit dem Pater d'Aigrigny aus.

Dieser stand gerade im Begriffe, eine kitzelige Frage zu berühren; trotz seiner Herrschaft über sich selbst hätte man demnach auch ein leichtes Stocken in seiner Stimme bemerken können, als er durch den Blick Rodins, der auch höchst aufmerksam wurde, so zu sagen ermuthigt und angetrieben, zu Gabriel sagte:

— Noch ein anderer Beweggrund nöthigt uns, nicht zu zögern, um Sie von Ihren Schwüren zu entbinden: ... das ist eine höchst zarte Frage, mein lieber Sohn... Sie haben ohne Zweifel gestern durch Ihre Adoptiv-Mutter erfahren, daß Sie vielleicht eine Erbschaft in Empfang zu nehmen berufen wären ... deren Werth man nicht kennt ...

Gabriel erhob rasch den Kopf und sagte zu dem Pater d'Aigrigny:

— Wie ich Herrn Rodin bereits versichert habe, hat meine Adoptiv-Mutter nur von Gewissens-Zweifeln mit mir gesprochen ... und ich wußte durchaus nichts von dem Bestehen der Erbschaft, von der Sie reden, mein Vater ...

Der Ausdruck von Gleichgiltigkeit, mit welcher der junge Priester die letzten Worte aussprach, wurde von Rodin bemerkt.

— Es sei ... — erwiederte der Pater d'Aigrigny, — Sie wußten nichts davon ... ich will es glauben, obgleich aller Anschein das Gegentheil zu beweisen scheint,

kurz zu beweisen ... daß die Kenntniß dieser Erbschaft gleichfalls Ihrem Entschlusse, sich von uns zu trennen, nicht fremd ist.

— Ich verstehe Sie nicht, mein Vater.

— Das ist indessen sehr einfach ... nach meiner Meinung hat Ihr Bruch zwei Gründe: ... zuvörderst sind wir bedroht! ... und Sie halten es für klug, sich von uns zu trennen ...

— Mein Vater ...

— Erlauben Sie mir, daß ich ausspreche ... mein lieber Sohn, und auf den zweiten Beweggrund übergehe; wenn ich mich irre, werden Sie antworten. Die Sache ist folgende: Früher, und in der Annahme, daß Ihre Familie, deren Schicksal Sie nicht kennen, Ihnen einiges Vermögen hinterließe ... hatten Sie, als Vergeltung der Sorge, welche die Gesellschaft für Sie getragen hatte ... hatten Sie, sage ich, eine zukünftige Schenkung dessen gemacht, was Sie besitzen könnten, ... nicht uns ... sondern den Armen, deren natürliche Vormünder wir sind.

— Nun! mein Vater, — fragte Gabriel, der noch nicht wußte, worauf diese Vorrede zielte.

— Jetzt, mein lieber Sohn ... wo Sie gewiß sind, einiges Wohlstandes zu genießen ... wollen Sie ohne Zweifel durch Ihre Trennung von uns diese, zu anderen Zeiten gemachte Schenkung aufheben.

— Um deutlicher zu reden: — Sie werden meineidig, weil wir verfolgt sind, und weil Sie Ihre Schen-

kung zurücknehmen wollen, — fügte Rodin mit einer schneidenden Stimme hinzu, wie, um auf eine kurze und rohe Weise Gabriels Verhältniß zu der Gesellschaft Jesu darzulegen.

Bei dieser schändlichen Beschuldigung vermochte Gabriel nur die Hände und die Augen gen Himmel zu erheben, indem er mit einem herzzerreißenden Ausdrucke ausrief:

— O! mein Gott!!! mein Gott!

Nachdem er mit Rodin einen Blick des Einverständnisses ausgewechselt, sagte der Pater d'Aigrigny zu diesem in einem strengen Tone, damit es schiene, als ob er seine zu derbe Offenherzigkeit tadle:

— Ich glaube, Sie gehen zu weit; unser lieber Sohn würde auf die von Ihnen angeführte arglistige und feige Weise gehandelt haben, wenn er von seiner neuen Stellung als Erbe unterrichtet gewesen wäre; da er aber das Gegentheil versichert, ... müssen wir ihm trotz des Scheines glauben.

— Mein Vater, — sagte endlich Gabriel, bleich, bewegt, zitternd und indem er seine schmerzliche Empörung überwand, — ich danke Ihnen dafür, daß Sie Ihr Urtheil aussetzen ... Nein, ich bin nicht feig, denn Gott ist mein Zeuge, daß ich die Gefahren nicht kannte, welche Ihre Gesellschaft läuft; nein, ich bin nicht arglistig, nein, ich bin nicht habsüchtig, denn Gott ist mein Zeuge, daß ich erst in diesem Augenblicke durch Sie, mein Vater,

die Möglichkeit erfahre, daß ich berufen sei, eine Erbschaft in Empfang zu nehmen ... und daß ...

— Ein Wort, mein lieber Sohn, ich bin vor Kurzem von diesem Umstande durch den größten Zufall von der Welt unterrichtet worden, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er Gabriel unterbrach. — Und das durch die Familienpapiere, welche Ihre Adoptiv-Mutter ihrem Beichtvater übergeben hatte, und die uns zur Zeit Ihres Eintrittes in unser Kollegium anvertraut worden sind ... Kurze Zeit vor Ihrer Rückkehr von Amerika, sind bei dem Ordnen der Archive der Gesellschaft ihre Papiere unserem ehrwürdigen Vater Prokureur in die Hände gefallen; man hat sie untersucht, und auf diese Weise erfahren, daß einer Ihrer Voreltern väterlicher Seits, dem das Haus angehörte, in welchem wir uns befinden, ein Testament hinterlassen hat, das heute Mittag geöffnet werden wird. Gestern Abend noch hielten wir Sie immer für einen der Unsrigen; unsere Statuten schreiben vor, daß wir nichts als Eigenthum besitzen dürfen; Sie hatten diese Statuten durch eine Schenkung zu Gunsten des Erbtheiles der Armen verstärkt ... das wir verwalten ... Sie waren es also nicht mehr, sondern die Gesellschaft in meiner Person und an Ihrer Stelle, welche mit Ihren Ansprüchen versehen, die ich hier in guter Ordnung habe, als Erbin sich zu melden hatte. Aber jetzt, mein lieber Sohn, da Sie sich von uns trennen ... ist es an Ihnen, sich zu melden; wir kamen nur als Bevollmächtigte der Armen her, denen Sie früher

in frommer Absicht die Güter abgetreten hatten, welche Sie eines Tages besitzen könnten ... In diesem Augenblicke ändert dagegen die Hoffnung eines, gleichviel welchen Vermögens, Ihre Gesinnungen; es steht Ihnen frei; nehmen Sie Ihr Geschenk zurück.

Gabriel hatte den Pater d'Aigrigny mit einer schmerzlichen Ungeduld angehört, er rief demnach aus:

— Und Sie, mein Vater ... Sie halten mich für fähig, eine freiwillig zu Gunsten der Gesellschaft gemachte Schenkung zurückzunehmen, die ich gemacht, um meine Schuld für die Erziehung abzutragen, die sie mir großmüthiger Weise ertheilt hat? Kurz, Sie halten mich für ehrlos genug, um mein Wort zu leugnen, weil ich vielleicht im Begriffe stehe, ein bescheidenes Erbe zu besitzen?

— Dieses Erbe, mein lieber Sohn, kann gering sein, wie es ... beträchtlich sein kann.

— Ha! mein Vater, und wenn es sich um ein königliches Erbe handeln würde, — rief Gabriel mit einer edlen und stolzen Gleichgiltigkeit aus, — so würde ich doch auf keine andere Weise reden, und ich meine, ich habe das Recht, daß man mir Glauben schenkt; hören Sie demnach meinen festen Entschluß: — Wie Sie sagen, läuft die Gesellschaft, der ich angehöre, Gefahren? ich werde mich von diesen Gefahren überzeugen; wenn sie drohend sind ... so werde ich, geborgen durch meinen Entschluß, der mich moralisch von Ihnen trennt, mein Vater, das Ende Ihrer Gefahren abwarten, ehe ich Sie

verlasse. Was diese Erbschaft anlangt, nach der man mich für so begierig hält, so trete ich sie Ihnen förmlich ab, mein Vater, wie ich mich früher aus freiem Antriebe dazu verpflichtet habe; ich wünsche weiter nichts, als daß dieses Vermögen zur Unterstützung der Armen verwandt werden möchte ... Ich weiß nicht, worin dieses Vermögen besteht, aber, klein oder groß, es gehört der Gesellschaft an, da ich nur ein Wort habe ... Ich habe Ihnen gesagt, mein Vater, daß mein einziger Wunsch darin besteht, eine bescheidene Pfarrer-Stelle in irgend einem armen Dorfe zu erlangen .... ja ... besonders armen ... weil dort meine Dienste nützlicher sein werden. Wenn demnach also, mein Vater, ein Mensch, der niemals in seinem Leben gelogen hat, versichert, daß er sich nur nach einem so bescheidenen, so uneigennützigen Dasein sehnt, so muß man ihn nach meiner Meinung für unfähig halten, aus Habsucht die Geschenke zurückzunehmen, die er gegeben hat.

Der Pater d'Aigrigny hatte jetzt eben so viele Mühe, seine Freude zu unterdrücken, als er vor Kurzem Mühe gehabt hatte, seinen Schrecken zu verbergen; indessen schien er ziemlich ruhig, und sagte zu Gabriel:

— Ich erwartete nicht weniger von Ihnen, mein lieber Sohn.

Dann gab er Rodin ein Zeichen, um ihn aufzufordern, daß er sich in's Mittel legen möchte.

Dieser verstand seinen Oberen vollkommen, er verließ das Kamin, schritt auf Gabriel zu, und stützte sich

auf einen Tisch, auf welchem man ein Schreibzeug und Papier sah; indem er dann maschinenmäßig mit den Spitzen seiner knochigen Finger mit platten und schmutzigen Nägeln zu trommeln begann, sagte er zu dem Pater d'Aigrigny:

— Alles das ist schön und gut ... aber Ihr lieber Herr Sohn giebt uns als ganze Bürgschaft sein Versprechen ... einen Schwur ... und das ist wenig ...

— Mein Herr! — rief Gabriel aus.

— Erlauben Sie, — sagte Rodin auf eine kalte Weise, — da das Gesetz unser Bestehen nicht anerkennt, so kann es auch die zu Gunsten der Gesellschaft gemachten Geschenke nicht anerkennen ... Sie können also morgen wieder zurücknehmen, was Sie heute gegeben haben ...

— Und mein Schwur, mein Herr! — rief Gabriel aus.

Rodin blickte ihn fest an, und antwortete:

— Ihr Schwur? ... aber Sie haben ja der Gesellschaft auch einen Schwur ewigen Gehorsams abgelegt, Sie haben geschworen, sich niemals von ihr zu trennen ... und welchen Werth hat dieser Schwur heute für Sie?

Einen Augenblick lang war Gabriel in Verlegenheit, da er aber bald fühlte, wie sehr der Vergleich Rodins falsch war, so stand er mit Ruhe und mit Würde auf, setzte sich vor den Schreibtisch, nahm Feder und Papier und schrieb Folgendes:

„Vor Gott, der mich sieht und der mich hört, vor

Ihnen, ehrwürdiger Vater d'Aigrigny und Herr Rodin, den Zeugen meines Schwures, erneuere ich in diesem Augenblicke frei und aus freiem Antriebe die gänzliche und unumschränkte Schenkung des ganzen Vermögens, das mir zufallen könnte, wie hoch sich der Betrag dieses Vermögens auch belaufen möchte, die ich der Gesellschaft Jesu in der Person des Pater d'Aigrigny gemacht habe. Ich beschwöre, bei Strafe der Ehrlosigkeit, dieses unwiderrufliche Versprechen, dessen Erfüllung ich in meiner Seele und in meinem Gewissen als die Abtragung einer Schuld der Dankbarkeit und frommer Pflicht betrachte.

Da diese Schenkung zum Zwecke hat, früher erwiesene Dienste zu vergelten und den Armen beizustehen, so kann die Zukunft, welche sie auch sein möge, nichts daran ändern; gerade deshalb, weil ich weiß, daß ich gesetzlicher Weise eines Tages die Aufhebung des Actes verlangen könnte, den ich in diesem Augenblicke ganz freiwillig vollziehe, erkläre ich, daß, wenn ich jemals daran denken sollte, unter welchem Umstande es auch sein möchte, ihn zu widerufen, ich die Verachtung und den Abscheu aller rechtlichen Leute verdienen würde.

Zur Beglaubigung habe ich dieses am 13. Februar 1832 in Paris, in dem Augenblick der Eröffnung des Testamentes eines meiner Vorfahren väterlicher Seits, geschrieben.

Gabriel von Rennepont."

Indem er dann aufstand, übergab er diesen Act Rodin, ohne ein Wort auszusprechen.

Der Socius las ihn aufmerksam durch, und antwortete immer gleichgiltig, indem er Gabriel anblickte:

— Ei nun! das ist ein geschriebener Schwur, weiter nichts.

Gabriel blieb verwirrt über die Frechheit Rodins, welcher ihm zu sagen wagte, daß der Act, in welchem er so eben die Schenkung auf eine so rechtschaffene, so edelmüthige, so freiwillige Weise erneuert hatte, keinen genügenden Werth hätte.

Der Socius brach zuerst das Schweigen, und sagte mit seiner kalten Unverschämtheit, indem er sich an den Pater d'Aigrigny wendete:

— Von zwei Sachen eine, entweder hat Ihr lieber Herr Sohn Gabriel die Absicht, diese Schenkung durchaus giltig und unwiderruflich zu machen ... oder ...

— Mein Herr, — rief Gabriel, sich kaum beherrschend, aus, indem er Rodin unterbrach, — ersparen Sie sich und ersparen Sie mir eine schimpfliche Voraussetzung.

— Ei, nun denn, — erwiederte Rodin immer gleichgiltig, — da Sie gänzlich entschlossen sind, diese Schenkung ernstlich zu machen, was hätten Sie dann dagegen einzuwenden, daß sie gesetzlich verbürgt würde?

— Nichts, mein Herr, — sagte Gabriel auf eine bittere Weise, — da mein geschriebenes und beschworenes Wort Ihnen nicht genügt.

— Mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny auf eine herablassende Weise, — wenn es sich um eine

zu meinen Gunsten gemachte Schenkung handelte, so glauben Sie mir, daß, wenn ich sie annähme, ich mich durch Ihr Wort auf das Vollkommenste versichert hielte ... Aber hier ist es etwas Anderes: Ich bin, wie ich Ihnen gesagt, der Bevollmächtigte der Gesellschaft, oder vielmehr der Vormund der Armen, welche den Nutzen von Ihrer edelmüthigen Ueberlassung ziehen; in dem Interesse der Menschheit vermöchte man demnach diesen Act nicht genug mit gesetzlichen Bürgschaften zu versehen, damit für unsere Unglücklichen eine Gewißheit,... statt einer ungewissen Hoffnung daraus hervorgeht, welche die geringste Willensänderung umstürzen kann ... und dann ... endlich ... Gott kann Sie ... von einem Augenblicke zu dem anderen ... zu sich rufen... Und wer sagt, daß Ihre Erben sich begierig zeigen würden, den von Ihnen gethanen Schwur zu erfüllen? ...

— Sie haben Recht, mein Vater ... — sagte Gabriel betrübt, — ich habe an diese, ... indessen so wahrscheinliche ... Möglichkeit des Todes nicht gedacht.

In diesem Augenblick öffnete Samuel die Zimmerthür und sagte:

— Der Notar ist so eben gekommen, meine Herren, darf ich ihn hier hereinführen? Punkt zehn Uhr wird Ihnen die Thür des Hauses offen sein.

— Es wird uns um so angenehmer sein, den Herrn Notar zu sehen, — sagte Rodin, — als wir uns mit

ihm zu berathen haben; haben Sie die Gefälligkeit, ihn zu bitten, daß er eintritt.

— Ich will ihn augenblicklich davon benachrichtigen, mein Herr, — sagte Samuel, indem er das Zimmer verließ.

— Da ist gerade ein Notar, — sagte Rodin zu Gabriel.

— Wenn Sie immer noch dieselbe Absicht haben, so können Sie vor diesem obrigkeitlichen Beamten Ihre Schenkung vor dem Gesetze giltig machen, und sich auf diese Weise von einer großen Last für die Zukunft befreien.

— Was sich auch ereignen möge, mein Herr, — sagte Gabriel, — ich werde mich durch diesen geschriebenen Schwur, den ich Sie zu bewahren bitte, mein Vater, — und Gabriel übergab dem Pater d'Aigrigny das Papier, — für eben so verpflichtet halten, als ich durch den obrigkeitlichen Act verpflichtet bin, den ich unterzeichnen will, — fügte er, sich an Rodin wendend, hinzu.

— Still, mein lieber Sohn, da ist der Notar, — sagte der Pater d'Aigrigny.

In der That, der Notar trat in das Zimmer.

Während der Unterredung, welche dieser obrigkeitliche Beamte mit Rodin, Gabriel und dem Pater d'Aigrigny haben wird, wollen wir den Leser in das Innere des vermauerten Hauses führen.

## XXII.

## Der rothe Saal.

Wie Samuel gesagt, war so eben die Eingangsthür des vermauerten Hauses von dem Mauerwerke, der Bleiplatte und dem eisernen Rahmen befreit worden, welche sie verschlossen, und ihre Füllungen von geschnitztem Eichenholz erschienen eben so unversehrt, als an dem Tage, an welchem sie der Einwirkung der Luft und des Wetters entzogen worden waren.

Nachdem sie dieses Einreißen beendigt, waren die Gesellen auf der Freitreppe geblieben, und waren eben so ungeduldig und neugierig, als der Schreiber des Notars, der ihre Arbeiten beaufsichtigt hatte, der Eröffnung dieser Thür beizuwohnen, denn sie sahen Samuel, ein dickes Bund Schlüssel in der Hand, langsam durch den Garten heranschreiten.

— Jetzt, meine Freunde, — sagte der Greis, als er unten an der Treppe des Vorplatzes war, — ist Eure Arbeit beendigt; der Prinzipal des Herrn Schreibers ist beauftragt, Euch zu bezahlen, ich habe Euch nur noch an die Straßenthür zu führen.

— Gehen Sie doch, mein wackerer Mann, — rief der Schreiber aus, — das werden Sie doch nicht thun; wir sind jetzt gerade an dem interessantesten, dem merkwürdigsten Momente: ich und diese wackeren Maurer brennen vor Begierde, das Innere dieses geheimnißvollen Hauses zu sehen, und Sie könnten es über das Herz bringen, uns fortzuschicken? . . . Das ist unmöglich . . .

— Ich bedaure sehr, dazu genöthigt zu sein, mein Herr, aber es muß so sein; ich soll zuerst, und durchaus allein diese Wohnung betreten, bevor ich die Erben zur Lesung des Testamentes hineinführe . . .

— Aber wer hat Ihnen denn diesen lächerlichen und grausamen Auftrag gegeben? — rief der Schreiber außerordentlich mißvergnügt aus.

— Mein Vater, mein Herr . . .

— Es giebt ohne Zweifel nichts Achtungswürdigeres; aber hören Sie, sein Sie gefällig, mein würdiger Aufseher, mein vortrefflicher Aufseher, — erwiederte der Schreiber, — lassen Sie uns nur einen Blick durch die geklaffte Thür werfen.

— Ach! ja, mein Herr, nur einen Blick, — fügten die Gesellen der M a u e r k e l l e mit einem bittenden Blicke hinzu.

— Es ist mir unangenehm, es Ihnen auszuschlagen, meine Herren, — erwiederte Samuel, — aber ich werde diese Thür nicht öffnen, als bis ich allein bin.

Da sie die Unbeugsamkeit des Greises sahen, so

gingen die Maurer mit Bedauern die Stufen der Treppe hinab; aber der Schreiber unternahm es, den Boden Fuß für Fuß streitig zu machen, und rief aus:

— Ich erwarte meinen Prinzipal, ich gehe von diesem Hause nicht ohne ihn fort; er kann meiner bedürfen! . . . ob ich nun auf dieser Treppe oder anderswo bleibe, das kümmert Sie wenig, mein würdiger Aufseher . . .

Der Schreiber wurde in seinem Gesuche durch seinen Prinzipal unterbrochen, welcher ihn mit einer geschäftigen Miene von dem Hofe aus rief:

— Herr Piston . . . geschwind . . . Herr Piston . . . kommen Sie auf der Stelle.

— Was der Teufel will er von mir? — rief der Schreiber wüthend aus, — da ruft er mich gerade in dem Augenblicke, wo ich vielleicht im Begriffe stand, etwas zu sehen . . .

— Herr Piston . . . — begann die Stimme wieder, indem sie näher kam, — hören Sie mich denn nicht?

Während Samuel die Maurer fortführte, sah der Schreiber seinen Prinzipal an der Wendung eines Baumdickichts erscheinen und im bloßen Kopfe mit außerordentlich geschäftiger Miene herbeieilen.

Der Schreiber war demnach gezwungen, von der Treppe hinabzusteigen und auf den Ruf des Notars zu antworten, zu dem er sich sehr ungern begab.

— Aber, mein Herr, — sagte Herr Dumesnil, — da rufe ich jetzt schon eine Stunde lang aus vollem Halse.

— Ich hörte nichts ... mein Herr, — äußerte Herr Piston.

— Dann müssen Sie taub sein ... Haben Sie Geld in der Tasche?

— Ja, mein Herr, — antwortete der Schreiber ziemlich verwundert.

— Nun denn! eilen Sie augenblicklich nach dem nächsten Stempelbureau, und holen Sie mir drei bis vier große Blätter Stempelpapier, um einen Act zu machen ... Eilen Sie ... es ist sehr dringend.

— Ja, mein Herr, — sagte der Schreiber, indem er einen Blick voll verzweifelten Bedauerns auf die Thür des vermauerten Hauses richtete.

— Aber so eilen Sie doch, Herr Piston, — begann der Notar wieder.

— Ich weiß nicht, wo ich Stempelpapier finden werde, mein Herr.

— Da ist der Aufseher, — erwiederte Herr Dumesnil. — Er wird es Ihnen ohne Zweifel sagen können.

In der That, Samuel kehrte zurück, nachdem er die Maurer bis an die Straßenthür geführt hatte.

— Wollen Sie mir andeuten, mein Herr, — sagte der Notar zu ihm, — wo man Stempelpapier finden könnte?

— Ganz nahe von hier, mein Herr, — antwortete Samuel, — bei dem Tabakshändler der Straße Vieille-du-Temple, Nr. 17.

— Sie hören, Herr Piston? — sagte der Notar zu

seinem Schreiber, — Sie werden es bei dem Tabakshändler der Straße Vieille-du-Temple, Nr. 17 finden. Eilen Sie schnell, denn der Act muß augenblicklich und vor der Eröffnung des Testamentes aufgesetzt werden; die Zeit drängt.

— Ganz wohl, mein Herr, ... ich will eilen, — antwortete der Schreiber ärgerlich. Und er folgte seinem Prinzipal, der eiligst wieder nach dem Zimmer ging, in welchem er Rodin, Gabriel und den Pater d'Aigrigny gelassen hatte.

Während dies geschah, war Samuel, die Stufen der Treppe hinaufsteigend, vor der Thür angelangt, die so eben von den sie versperrenden Steinen, Eisen und Blei befreiet war.

Nachdem er in seinem Bunde denjenigen Schlüssel, dessen er bedurfte, gesucht hatte, steckte ihn der Greis mit einer unendlichen Gemüthsbewegung in das Schloß, und ließ die Thür auf ihren Angeln sich drehen.

Sogleich fühlte er sich im Gesichte von einem Strome feuchter und kalter Luft getroffen, gleich derjenigen, welche ein plötzlich geöffneter Keller ausströmt.

Nachdem er die Thür wieder sorgfältig von innen verschlossen und verriegelt hatte, schritt der Jude auf den Vorplatz, welcher durch eine Art von mit Glasscheiben versehenem, und in dem Thürgewölbe angebrachtem Kleeblatte erhellt war; die Scheiben hatten durch die Länge ihre Durchsichtigkeit verloren, und glichen matt geschliffenem Glase.

Dieser, rautenförmig mit schwarzen und weissen Platten belegte Vorplatz war geräumig, tönend, und bildete ein weites Treppenhaus, welches in das erste Stockwerk führte. Die Wände von glattem Stein boten nicht den geringsten Schein von Verfall oder Feuchtigkeit; das Geländer von geschmiedetem Eisen zeigte nicht die geringste Spur von Rost; es war über der ersten Stufe an das Fußgestell einer Säule von grauem Granit gelöthet, welche eine Statue von schwarzem Marmor trug, die einen, eine Fackel tragenden Neger vorstellte. Der Anblick dieser Figur war seltsam; ihre Augäpfel waren von weißem Marmor.

Das Geräusch der schweren Tritte des Juden ertönte unter der hohen Kuppel dieses Vorplatzes; der Enkel Isaak Samuels empfand ein schwermüthiges Gefühl bei dem Gedanken, daß die Schritte seines Großvaters ohne Zweifel zuletzt in dieser Wohnung ertönt hätten, deren Thüren er hundert und fünfzig Jahre zuvor verschlossen, denn der treue Freund, zu dessen Gunsten Herr von Rennepont einen Scheinverkauf gemacht, hatte sich späterhin dieses Grundstückes entledigt, um es unter dem Namen von Samuels Großvater einschreiben zu lassen, der es auf diese Weise auf seine Nachkommen übertragen, als ob es sich um sein Erbe gehandelt hätte.

Zu diesen Gedanken, welche Samuel überfielen, gesellte sich die Erinnerung an das, am Morgen durch die sieben Oeffnungen der bleiernen Haube des Belvedères gesehenen Lichtes: trotz der Festigkeit seines Charakters

konnte sich der Greis demnach auch nicht eines Erbebens erwehren, als er, nachdem er einen zweiten Schlüssel aus seinem Bunde genommen, einen Schlüssel, auf dessen Zettel man las: Schlüssel zu dem rothen Saale, eine große Flügelthür öffnete, welche in die inneren Gemächer führte.

Das Fenster, welches als das einzige von allen des Hauses geöffnet worden war, erleuchtete dieses geräumige, mit Damast ausgeschlagene Gemach, dessen dunkle Purpurfarbe nicht im Geringsten gelitten hatte; ein dicker türkischer Teppich bedeckte den Fußboden; große Sessel von vergoldetem Holze in dem strengen Style des Jahrhunderts Ludwigs XIV. waren symmetrisch längs der Wände aufgestellt; eine zweite, in ein anderes Zimmer führende Thür befand sich der Eingangsthür gegenüber; ihr Getäfel wie das Gesims, welches die Decke einfaßte, war weiß und mit Linien und Verzierungen von glänzendem Golde geschmückt.

Zu jeder Seite dieser Thür standen zwei große, mit Messing und Zinn eingelegte Schränke von Boulle, welche Garnituren von seladongrünen Vasen trugen; das mit schweren Damastvorhängen mit Fransen drapirte Fenster, über dem ein ausgezackter Kranz angebracht war, von welchen jeder Zahn sich mit einer seidenen Eichel endigte, befand sich dem Kamine von türkischblauem Marmor gegenüber, das mit Streifen von ciselirtem Messing verziert war. Reiche Armleuchter und eine Standuhr von demselben

Style, als das Ameublement, spiegelten sich in einem venetianischen Spiegel mit schräg geschliffenem Rande.

Ein großer runder, mit einem Teppich von karmoisinrothem Sammet bedeckter Tisch stand im Mittelpunkte dieses Saales.

Als er auf diesen Tisch zuschritt, erblickte Samuel ein Stück weißes Pergament, welches folgende Worte enthielt:

„In diesem Saale soll mein Testament eröffnet werden; die andern Zimmer sollen bis nach dem Vorlesen meines letzten Willens verschlossen bleiben. M. v. R.“

— Ja, — sagte der Jude, indem er gerührt diese seit so langer Zeit geschriebenen Zeilen anblickte, — diese Empfehlung ist auch die, welche mir von meinem Vater übergeben worden ist, denn es scheint, daß die anderen Zimmer dieses Hauses mit Gegenständen angefüllt sind, auf welche Herr von Rennepont einen großen Werth legte, nicht wegen ihres Werthes, sondern wegen ihres Ursprunges, und daß der Trauer-Saal etwas Seltsames und Geheimnißvolles ist.

— Aber, — fügte Samuel hinzu, indem er aus der Tasche seines Oberrockes ein mit schwarzem Chagrin überzogenes, mit einem schließbaren Schloß versehenes Contobuch zog, von dem er den Schlüssel abzog, nachdem er es auf den Tisch gelegt hatte, — hier ist die Aufstellung der in der Kasse befindlichen Summen, und es

ist mir anbefohlen worden, es vor der Ankunft der Erben hierher zu bringen.«

In dem Augenblicke, als Samuel dieses Contobuch auf den Tisch gelegt hatte, herrschte die tiefste Stille in diesem Saale.

Plötzlich riß ihn das Natürlichste, und doch zu gleicher Zeit das Entsetzlichste von der Welt, aus seinen Träumereien.

Er hörte in dem anstoßenden Zimmer eine helle, silberne Glocke langsam zehn Uhr schlagen.

Es war in der That zehn Uhr.

Samuel hatte zu viel gesunden Verstand, um an eine ewige Bewegung zu glauben, das heißt an eine seit hundert und fünfzig Jahren gehende Uhr. Er fragte sich demnach auch mit eben so viel Erstaunen, als Entsetzen, wie diese Uhr seit so vielen Jahren nicht stehen geblieben wäre, und wie sie besonders so genau die gegenwärtige Stunde anzeigte.

Von einer besorgten Neugierde aufgeregt, stand der Greis im Begriffe, in dieses Zimmer zu treten; aber indem er sich der ausdrücklichen Anempfehlungen seines Vaters erinnerte, Anempfehlungen, die durch die wenigen Zeilen des Herrn von Rennepont, die er so eben gelesen, wiederholt waren, blieb er an der Thür stehen, und horchte mit der größten Aufmerksamkeit.

Er hörte nichts, durchaus nichts, als die nach und nach erlöschenden Vibrationen der Glocke.

Nachdem er lange über diesen seltsamen Umstand nachgedacht, schloß Samuel, indem er ihn mit dem nicht minder ungewöhnlichen Umstande des am Morgen durch die Oeffnungen des Belvedéres erblickten Scheines zusammenstellte, daß eine gewisse Verbindung zwischen diesen beiden Ereignissen stattfinden müsse.

Wenn der Greis die wahre Ursache dieser so erstaunungswürdigen Erscheinungen nicht zu durchdringen vermochte, so erklärte er sich sie zum Mindesten so gut als er konnte, indem er an die unterirdische Verbindung dachte, welche der Sage nach zwischen den Kellern des Hauses und sehr entfernten Orten beständen: — geheimnißvolle und unbekannte Personen hatten auf diese Weise zwei bis drei Mal im Jahrhundert das Innere dieser Wohnung betreten können.

In diese Gedanken versunken, schritt Samuel auf das Kamin zu, das, wie wir bemerkt haben, sich gerade dem Fenster gegenüber befand.

Ein heller, die Wolken durchdringender Sonnenstrahl erleuchtete gerade zwei große, zu beiden Seiten des Kamins aufgehängte Bilder, welche der Jude noch nicht bemerkt hatte, und die als Fußstücke und in Lebensgröße gemalt, das eine eine Frau, das andere einen Mann vorstellten.

An dem zugleich einfachen und mächtigen Colorit dieser Gemälde, an ihrem reichen und kräftigen Pinsel, erkannte man leicht ein Meisterwerk.

Man hätte außerdem schwer Modelle gefunden, welche fähiger gewesen wären, einen großen Maler zu begeistern.

Die Frau schien fünf und zwanzig bis dreißig Jahre alt; ein üppiger brauner Haarwuchs mit goldigem Schimmer krönte ihre weiße, edle und hohe Stirn; ihr Kopfputz, weit davon entfernt, an denjenigen zu erinnern, welchen Frau von Sévigné in dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. in die Mode gebracht, erinnerte im Gegentheile an den so merkwürdigen Kopfputz einiger Bilder Paul Veronese's, der aus breiten wellenförmigen Scheiteln bestand, welche die Wangen einfaßten, und der durch einen, am Hinterkopfe zu einer Krone geflochtenen Zopf überragt war; die sehr zarten Augenbrauen überragten große Augen von einem glänzenden Saphir-Blau; ihr zugleich stolzer und trauriger Blick hatte etwas Verhängnißvolles; die sehr feine Nase endigte sich durch leicht erweiterte Nasenlöcher; ein fast schmerzliches Halblächeln zog den Mund leicht zusammen; das Oval des Gesichtes war verlängert; die Gesichtsfarbe, von einem matten Weiß, beschattete sich gegen die Wange hin kaum mit einem leichten Rosaroth; der Bau des Halses, die Haltung des Kopfes, zeugten von einer seltenen Anmuth und angeborener Würde; eine Art von Tunica, oder Kleid von schwarzem und glänzendem Stoffe, auf eine Weise gemacht, die man à la Vierge nennt, ging bis an die Achseln hinauf, und nachdem es einen hohen und schlanken Wuchs gezeigt, fiel es bis auf die gänzlich

durch die Falten des ein wenig Schlepp-ähnlichen Kleides verborgenen Füße herab.

Die Haltung dieser Frau war voll Adel und Einfachheit. Der Kopf trat lichtvoll und weiß auf einem dunkelgrauen Himmel hervor, der im Hintergrunde durch einige Purpur-Wolken marmorirt war, hinter denen sich die bläulichen Gipfel ferner und in Dämmerung versunkenen Hügel zeigten. Die Anlage des Gemäldes, so wie die lebhaften und kräftigen Farben des Vordergrundes, die ohne irgend einen Uebergang von dem Hintergrunde abstachen, ließen leicht errathen, daß diese Frau auf einer Höhe stand, von wo aus sie den ganzen Horizont überragte.

Die Züge dieser Frau waren unendlich tiefsinnig und niedergeschlagen. Es lag besonders in ihrem halb gen Himmel erhobenen Blicke ein Ausdruck flehenden und ergebenen Schmerzes, den wiederzugeben man für unmöglich gehalten hätte.

Zur Linken des Kamines sah man das zweite, auf eine eben so kräftige Weise gemalte Bild.

Es stellte einen Mann von dreißig bis fünf und dreißig Jahren von hohem Wuchse vor. Ein weiter brauner Mantel, mit dem er auf eine edle Weise drapirt war, ließ eine Art von schwarzem, bis an den Hals zugeknöpften Wamms sehen, über welches ein viereckiger weißer Kragen herabfiel. Der Kopf, schön und von einem erhabenen Charakter, war ausgezeichnet durch mächtige und strenge Linien, die indessen nicht einen

wundervollen Ausdruck von Leiden, von Ergebung und von unaussprechlicher Güte ausschlossen; die Haare, wie der Bart und die Augenbrauen waren schwarz, aber diese, anstatt getrennt zu sein und sich um die Wölbung eines jeden Auges abzurunden, erstreckten sich von einer Schläfe zu der anderen wie ein einziger Bogen, und schienen die Stirn dieses Mannes mit einem schwarzen Streife zu durchfurchen.

Der Hintergrund des Gemäldes stellte auch einen stürmischen Himmel vor; aber jenseits einiger Felsen sah man das Meer, das sich an dem Horizonte in dunkeln Wolken zu verlieren schien.

Der gerade auf diese beiden merkwürdigen Gestalten — die man unmöglich vergessen konnte, nachdem man sie einmal gesehen — fallende Sonnenschein erhöhete noch ihren Glanz.

Aus seiner Träumerei erwachend, und indem er zufällig die Augen auf diese Bilder richtete, schien Samuel von ihnen überrascht: sie schienen lebendig ...

— Welch edle und schöne Gestalten! — rief er aus, indem er näher herantrat, um sie besser zu betrachten. — Was sind das für Bilder? es sind nicht die der Familie Rennepont, denn nach dem, was mein Vater mir gesagt hat, befinden sie sich alle in dem Trauersaale ... Ach! — fügte der Greis hinzu, — nach der großen Trauer zu urtheilen, die ihre Züge ausdrücken, könnten auch sie ihre Stelle in dem Trauersaale einnehmen.

Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, begann Samuel wieder:

— Denken wir daran, Alles für diese feierliche Zusammenkunft vorzubereiten . . . denn es hat zehn Uhr geschlagen.

Indem er dieses sagte, stellte Samuel die Sessel von vergoldetem Holz um den runden Tisch und begann dann wieder mit einer tiefsinnigen Miene:

— Die Stunde nahet heran, und von den Nachkommen des Wohlthäters meines Großvaters befindet sich erst ein junger Priester mit einem Engels-Gesichte hier ... Sollte er denn der einzige Vertreter der Familie Rennepont sein? ... Er ist ein Priester ... diese Familie würde also mit ihm aussterben? Endlich . . . ist der Augenblick gekommen, wo ich die Thür zum Lesen des Testamentes öffnen muß ... Bethseba wird den Notar hierher führen ... Man klopft ... sie ist es ... Und, nachdem er den letzten Blick auf die Thür des Zimmers geworfen, in welchem es zehn Uhr geschlagen, schritt Samuel eiligst auf die Thür des Vorplatzes zu, hinter welcher man sprechen hörte.

Der Schlüssel drehete sich zweimal in dem Schlosse, und er öffnete die beiden Flügel der Thür.

Zu seinem großen Kummer sah er auf der Treppe nur Gabriel, der Rodin zu seiner Linken und den Pater d'Aigrigny zu seiner Rechten hatte.

Der Notar und Bethseba, die zum Führer gedient, hielten sich hinter der Hauptgruppe.

Samuel vermochte nicht einen Seufzer zu unterdrücken, und sagte, sich auf der Schwelle der Thür verneigend:

— Alles ist bereit ... meine Herren ... Sie können eintreten ...

---

## XXIII.

## Das Testament.

Als Gabriel, Robin und der Pater d'Aigrigny in den rothen Saal traten, schienen Alle auf eine verschiedene Weise angegriffen.

Bleich und traurig, empfand Gabriel eine peinliche Ungeduld; es drängte ihn, dieses Haus zu verlassen, und er fühlte sich einer großen Last entledigt, seitdem er durch einen, mit allen gesetzlichen Förmlichkeiten versehenen und vor Herrn Dumesnil, dem Notar der Erbschaft, ausgestellten Act aller seiner Rechte zu Gunsten des Pater d'Aigrigny entsagt hatte.

Bis dahin war es dem jungen Priester noch nicht eingefallen, daß der Pater d'Aigrigny, indem er ihn erzogen, was er auf eine so freigebige Weise vergalt, und indem er durch eine ruchlose Lüge die Wahl seines Berufs erzwungen, nur die Absicht gehabt hätte, den guten Erfolg einer im Finsteren schleichenden Intrigue zu sichern.

Indem Gabriel so handelte, wie wir es gesehen, folgte er nach seiner Meinung nicht der Eingebung eines

übertriebenen Zartgefühls. Er hatte diese Schenkung mehrere Jahre zuvor aus freiem Willen gemacht. Er hätte es als eine Schändlichkeit betrachtet, sie zurückzunehmen. Es war ihm schon schmerzlich genug gewesen, einer schlechten Handlung beargwöhnt zu sein; ... für nichts auf der Welt hätte er den geringsten Vorwurf der Habsucht auf sich laden mögen.

Der Missionair mußte von der Natur mit einem sehr seltenen und vortrefflichen Charakter begabt worden sein, daß diese Blüthen der ängstlichsten Rechtlichkeit nicht durch den giftigen und demoralisirenden Einfluß seiner Erziehung verblichen waren; aber eben so, wie die Kälte zuweilen vor dem Verderben bewahrt, so hatte glücklicher Weise die eisige Atmosphäre, in welcher ein Theil seiner Kindheit und seiner Jugend verflossen war, seine edlen Eigenschaften erstarrt, aber nicht verderbt, und sie waren bald wieder durch die Berührung mit der belebenden und warmen Luft der Freiheit erstarkt.

Der Pater d'Aigrigny, noch weit bleicher und aufgeregter als Gabriel, hatte seine Bangigkeit erklären und entschuldigen wollen, indem er sie dem Kummer zuschrieb, welchen der Bruch seines lieben Sohnes mit der Gesellschaft Jesu ihm verursachte.

Rodin, ruhig und vollkommen Herr seiner selbst, sah mit einem geheimen Zorne die heftige Aufregung des Pater d'Aigrigny, welche einem minder vertrauenden Manne, als Gabriel, seltsamen Verdacht hätte einflößen können; indessen, trotz dieser scheinbaren Kaltblütigkeit,

erwartete der Socius vielleicht noch weit ungeduldiger, als sein Vorgesetzter, das Gelingen dieser wichtigen Angelegenheit.

Samuel schien bestürzt; . . . es kam kein anderer Erbe, als Gabriel . . .

Gewiß fühlte der Greis eine lebhafte Theilnahme für diesen jungen Mann; aber dieser junge Mann war ein Priester; mit ihm würde der Name der Familie von Rennepont erlöschen, und dieses unermeßliche, so mühsam aufgehäufte Vermögen ohne Zweifel nicht so vertheilt oder angewandt werden, als es der Erblasser gewünscht hätte.

Die verschiedenen Betheiligten bei diesem Auftritte standen um den runden Tisch herum.

In dem Augenblicke, wo sie sich, auf die Einladung des Notars, zu setzen im Begriffe standen, sagte Samuel, indem er auf das Contobuch im schwarzen Chagrin zeigte:

— Es ist mir aufgetragen worden, mein Herr, dieses Contobuch hier niederzulegen; es ist verschlossen, gleich nach der Lesung des Testamentes werde ich Ihnen den Schlüssel davon übergeben.

— Diese Maßregel ist in der That in der Note angegeben worden, welche das hier vorliegende Testament begleitet, — sagte Herr Dumesnil, — als es im Jahre 1682 bei Meister Thomas Le Sémélier, Rath des Königs, Notar am Châtelet von Paris, damals auf der

Place Royale, Nr. 13, wohnend, niedergelegt worden ist.

Indem er dieses sagte, nahm Herr Dumesnil aus einer Mappe von rothem Maroquin ein großes Couvert von, durch die Jahre gelb gewordenen Pergamentes; an dieses Couvert war eine auch auf Pergament geschriebene Note mit einem seidenen Faden befestigt.

— Meine Herren, — sagte der Notar, — wenn Sie sich gefälligst setzen wollen, so will ich die hier angefügte Note lesen, welche die zur Eröffnung des Testamentes zu erfüllenden Förmlichkeiten anordnet.

Der Notar, Rodin, der Pater d'Aigrigny und Gabriel setzten sich.

Da der junge Priester dem Kamine den Rücken zuwandte, so konnte er die beiden Bilder nicht sehen.

Trotz der Einladung des Notars blieb Samuel hinter dem Sessel desselben stehen, welcher Folgendes las:

„Am 13. Februar 1832 soll mein Testament nach der Straße Saint-François, Nr. 3., gebracht werden.

Punkt zehn Uhr soll die Thür des im Erdgeschosse gelegenen rothen Saales meinen Erben geöffnet werden, die ohne Zweifel in der Erwartung dieses Tages, seit langer Zeit in Paris angelangt, die nöthige Zeit gehabt haben, die Beweisstücke ihrer Abstammung giltig machen zu lassen.

Sobald sie versammelt sein werden, soll man das Testament lesen und mit dem letzten Schlage der Mittagsstunde soll die Erbschaft zu Gunsten derjenigen ge-

schlossen sein, welche sich in Folge meiner, wie ich hoffe, seit anderthalb Jahrhunderten von dem heutigen Tage an, durch Ueberlieferung in meiner Familie fortgepflanzten Anempfehlung, in Person, und nicht durch Bevollmächtigte, am 13. Februar, vor Mittag, in der Straße Saint-François eingefunden haben."

Nachdem er diese Zeilen mit einer klangvollen Stimme gelesen, hielt der Notar einen Augenblick lang inne, und begann dann wieder mit einer feierlichen Stimme:

— Da Herr Gabriel Franz Maria von Rennepont, Priester, durch notarielle Acte seine Abstammung väterlicher Seits und seine Eigenschaft als Urneffe des Erblassers nachgewiesen, und da er bis zu diesem Augenblicke der einzige Nachkomme der Familie von Rennepont ist, der sich hier gemeldet hat, so öffne ich in seiner Gegenwart das Testament, wie es vorgeschrieben ist.

Indem er dieses sagte, zog der Notar aus seiner Umhüllung das Testament hervor, welches schon vorher, mit den Formalitäten, welche das Gesetz vorschreibt, von dem Präsidenten des Tribunals vorläufig war eröffnet worden.

Der Pater d'Aigrigny neigte sich und lehnte sich auf den Tisch, indem er einen keuchenden Seufzer nicht zu unterdrücken vermochte. Gabriel bereitete sich vor, mit mehr Neugierde, als Interesse zuzuhören.

Rodin hatte sich in einiger Entfernung von dem Tische gesetzt, indem er seinen alten Hut zwischen seinen Knieen hielt, auf dessen Boden er, halb in die Falten

eines schmuzigen, blau gestreiften baumwollenen Taschentuches versteckt, seine Uhr gelegt hatte ...

Die ganze Aufmerksamkeit des Socius war nun zwischen dem geringsten Geräusche, das er außerhalb hörte, und der langsamen Bewegung der Zeiger seiner Uhr getheilt, deren Gang sein kleines erzürntes Auge zu beschleunigen schien, so groß war seine Ungeduld, die Mittagsstunde herbeikommen zu sehen.

Das Pergament-Blatt entfaltend, las der Notar Folgendes inmitten einer gespannten Aufmerksamkeit:

„Weiler Villetaneuse, den 13. Febr. 1682.

Ich stehe im Begriffe, durch den Tod der Schande der Galeeren zu entgehen, zu denen mich die unversöhnlichen Feinde meiner Familie als Rückfälligen haben verdammen lassen.

Und dann ... ist das Leben mir zu bitter, seitdem mein Sohn als Opfer eines geheimnißvollen Verbrechens gestorben ist.

Mit neunzehn Jahren gestorben ... armer Heinrich ... seine Mörder sind unbekannt ... nein ... nicht unbekannt ... wenn ich meinen Ahnungen glaube ...

Um mein Vermögen diesem Kinde zu erhalten, hatte ich gethan, als ob ich die protestantische Religion abschwöre ... So lange, als dieses so geliebte Wesen gelebt, habe ich mit ängstlicher Genauigkeit die katholischen Gebräuche beobachtet ... Dieser Be-

trug empörte mich, aber es handelte sich um meinen Sohn ....

Als man ihn mir getödtet hatte ... ist mir dieser Zwang unerträglich gewesen ... Ich war belauert; ich bin als Rückfälliger angeklagt und verurtheilt worden; ... meine Güter sind eingezogen, ich bin zu den Galeeren verurtheilt worden.

In welchen schrecklichen Zeiten wir sind ...

Elend und Knechtschaft! blutiger Despotismus und religiöse Unduldsamkeit ... Ha! es ist süß, das Leben zu verlassen ... Nicht so viel Gräuel, nicht so viel Leiden mehr zu sehen, ... welche Ruhe!

Und in einigen Stunden ... werde ich diese Ruhe schmecken ...

Ich stehe zu sterben im Begriffe, so will ich denn an diejenigen der Meinigen denken, welche leben, oder vielmehr an diejenigen ... welche vielleicht in besseren Zeiten leben werden ...

Eine Summe von fünfzigtausend Thalern, ein, einem Freunde anvertrautes Depositum, ist mir von so vielem Vermögen übrig geblieben.

Ich habe keinen Sohn mehr ... aber zahlreiche, ausgewanderte und in Europa zerstreute Verwandte.

Diese, unter alle die Meinigen vertheilte Summe von fünfzigtausend Thaler hätte ihnen wenig geholfen. Ich habe auf eine andere Weise darüber verfügt.

Und das nach den weisen Rathschlägen eines Mannes ... den ich als das vollkommene Ebenbild Gottes

auf Erden verehre . . . denn sein Verstand, seine Weisheit und seine Güte sind beinahe göttlich.

Zweimal in meinem Leben habe ich diesen Mann gesehn, und das unter sehr traurigen Umständen; . . . zweimal habe ich ihm mein Heil verdankt . . . einmal das Heil der Seele, einmal die Rettung des Leibes.

Ach! . . . vielleicht hätte er mein armes Kind gerettet; aber er ist zu spät gekommen . . . zu spät . . .

Bevor er mich verließ, hat er mich davon abwendig machen wollen, zu sterben, . . . denn er wußte Alles; aber seine Stimme ist machtlos gewesen! ich empfand zu viel Schmerz, zu viel Kummer, zu viel Entmuthigung.

Wie seltsam! . . . als er von meinem Entschlusse, meinem Leben auf eine gewaltsame Weise ein Ende zu machen, fest überzeugt gewesen, ist ihm ein schrecklich bitteres Wort entschlüpft und hat mich glauben lassen, daß er mein Schicksal . . . meinen Tod . . . beneidete! . . .

Ist er denn verdammt zu leben? . . .

Ja . . . er hat sich ohne Zweifel selbst dazu verdammt, um der Menschheit nützlich und hülfreich zu sein . . . und dennoch drückt ihn das Leben; denn ich habe ihn eines Tages mit einem Ausdrucke verzweifelter Ermüdung, den ich niemals vergessen habe, sagen hören: . . . O! das Leben . . . das Leben . . . wer wird mich davon befreien! . . .

Es ist ihm also sehr zur Last?

Er ist abgereiset; seine letzten Worte haben mich den Tod mit Heiterkeit ins Auge fassen lassen ...

Durch ihn wird mein Tod nicht fruchtlos sein ...

Durch ihn werden diese, in diesem Augenblicke von einem Manne geschriebenen Zeilen, der in einigen Stunden aufgehört haben wird zu leben, vielleicht in anderthalb Jahrhunderten große Dinge hervorbringen; o! ja, Großes und Edles ... wenn mein Wille mit frommen Herzen von meinen Nachkommen gehört wird, denn zu dem zukünftigen Geschlecht meiner Familie rede ich auf diese Weise.

Damit sie besser den letzten Willen verstehen und würdigen, den ich ausspreche ... und den ich sie inständigst zu erhören bitte ... sie ... die noch in dem Nichts sind, in das ich zurückzukehren im Begriffe stehe, müssen sie die Verfolger meiner Familie kennen lernen, um ihren Ahn, aber durch eine edle Rache, rächen zu können.

Mein Großvater war Katholik; weniger durch seinen religiösen Eifer, als durch treulose Rathschläge fortgerissen, hat er sich, obgleich als Laie, einer Gesellschaft angeschlossen, deren Macht immer schrecklich und geheimnißvoll gewesen ist ... der Gesellschaft Jesu ...“

Bei diesen Worten des Testamentes blickten sich der Pater d'Aigrigny, Rodin und Gabriel beinahe fast unwillkürlich an.

Der Notar, welcher diese Bewegung nicht bemerkt
e, fuhr immer fort:

„Nach Verlauf einiger Jahre, während welcher er
icht aufgehört hatte, für diese Gesellschaft die unum-
bränkteste Hingebung an den Tag zu legen, wurde
: plötzlich durch entsetzliche Offenbarungen über den
eheimen Zweck, den sie im Auge hatte, und über
ıre Mittel ihn zu erreichen, aufgeklärt ...

Das war im Jahre 1610, einen Monat vor der
Ermordung Heinrichs IV.

Entsetzt über das Geheimniß, dessen Bewahrer er
ider seinen Willen war, und dessen Bedeutung sich
rst späterhin durch den Tod des besten der Könige
ervollständigte, brach mein Großvater nicht allein
nit der Gesellschaft Jesu, sondern, als ob die ganze
atholische Religion ihm für die Verbrechen dieser
Gesellschaft verantwortlich wäre, verließ auch die rö-
nische Kirche, in welcher er bis jetzt gelebt hatte,
ınd wurde Protestant.

Unwiderlegliche Beweise, welche das Einverständniß
weier Mitglieder dieser Gesellschaft mit Ravaillac
eweisen, ein eben so zur Zeit des Verbrechens von
Jean Chatel, des Königsmörders, bewiesenes Einver-
tändniß, befanden sich in den Händen meines Groß-
vaters.

Das war die erste Ursache des erbitterten Hasses
dieser Gesellschaft gegen unsere Familie. Gott sei
Dank, diese Papiere sind in Sicherheit gebracht wor-

den; mein Vater hat sie mir übergeben, und wenn mein letzter Wille ausgeführt ist, wird man diese Papiere, A. M. C. D. G. überschrieben, in dem Ebenholz-Kistchen des Trauersaales der Straße Saint-François finden.

Auch mein Vater war noch heimlichen Verfolgungen ausgesetzt; sein Untergang, sein Tod vielleicht, wären wahrscheinlich deren Folge ohne die Dazwischenkunft einer Frau gewesen, für welche er immer eine fast religiöse Verehrung behalten hat.

Das Portrait dieser Frau, welche ich vor wenigen Jahren wiedergesehen habe, wie das des Mannes, welchem ich eine unendliche Verehrung gewidmet habe, sind von mir aus dem Gedächtnisse gemalt, und in dem rothen Saale der Straße Saint-François aufgehängt worden. Wie ich hoffe, werden alle beide für die Nachkommen meiner Familie der Gegenstand einer dankbaren Verehrung sein.“

Seit einigen Momenten war Gabriel immer aufmerksamer auf das Lesen dieses Testamentes geworden, er dachte daran, daß durch ein sonderbares Zusammentreffen einer seiner Voreltern zwei Jahrhunderte zuvor mit der Gesellschaft Jesu gebrochen hätte, wie er selbst seit einer Stunde mit ihr gebrochen hatte, und daß dieser, von zwei Jahrhunderten herrührende Bruch . . . auch die Art von Haß andeutete, mit welcher die Gesellschaft Jesu seine Familie immer verfolgt hatte . . .

Der junge Priester fand es nicht minder seltsam, daß diese ihm, nach einem Zeitraume von hundert und fünfzig Jahren von einem seiner Vorfahren, der ein Opfer der Gesellschaft Jesu gewesen, überlassene Erbschaft durch die freiwillige Abtretung, die er so eben ausgestellt, an dieselbe Gesellschaft zurückfiele ...

Als der Notar die, auf die beiden Portraits bezughabende Stelle gelesen hatte, machte Gabriel, der, wie der Pater d'Aigrigny, diesen Bildern den Rücken zuwandte, eine Bewegung, um sie zu sehen ...

Kaum hatte der Missionair die Augen auf das Bild der Frau geworfen, als er einen lauten Schrei des Erstaunens und beinahe des Entsetzens ausstieß.

Der Notar unterbrach sogleich das Lesen des Testamentes, indem er den jungen Priester mit Besorgniß anblickte.

---

den; mein Vater hat sie mir übergeben, und wenn mein letzter Wille ausgeführt ist, wird man diese Papiere, A. M. C. D. G. überschrieben, in dem Ebenholz-Kistchen des Trauersaales der Straße Saint-François finden.

Auch mein Vater war noch heimlichen Verfolgungen ausgesetzt; sein Untergang, sein Tod vielleicht, wären wahrscheinlich deren Folge ohne die Dazwischenkunft einer Frau gewesen, für welche er immer eine fast religiöse Verehrung behalten hat.

Das Portrait dieser Frau, welche ich vor wenigen Jahren wiedergesehen habe, wie das des Mannes, welchem ich eine unendliche Verehrung gewidmet habe, sind von mir aus dem Gedächtnisse gemalt, und in dem rothen Saale der Straße Saint-François aufgehängt worden. Wie ich hoffe, werden alle beide für die Nachkommen meiner Familie der Gegenstand einer dankbaren Verehrung sein."

Seit einigen Momenten war Gabriel immer aufmerksamer auf das Lesen dieses Testamentes geworden, er dachte daran, daß durch ein sonderbares Zusammentreffen einer seiner Voreltern zwei Jahrhunderte zuvor mit der Gesellschaft Jesu gebrochen hätte, wie er selbst seit einer Stunde mit ihr gebrochen hatte, und daß dieser, von zwei Jahrhunderten herrührende Bruch . . . auch die Art von Haß andeutete, mit welcher die Gesellschaft Jesu seine Familie immer verfolgt hatte . . .

Der junge Priester fand es nicht minder seltsam, daß diese ihm, nach einem Zeitraume von hundert und fünfzig Jahren von einem seiner Vorfahren, der ein Opfer der Gesellschaft Jesu gewesen, überlassene Erbschaft durch die freiwillige Abtretung, die er so eben ausgestellt, an dieselbe Gesellschaft zurückfiele ...

Als der Notar die, auf die beiden Portraits bezughabende Stelle gelesen hatte, machte Gabriel, der, wie der Pater d'Aigrigny, diesen Bildern den Rücken zuwandte, eine Bewegung, um sie zu sehen ...

Kaum hatte der Missionair die Augen auf das Bild der Frau geworfen, als er einen lauten Schrei des Erstaunens und beinahe des Entsetzens ausstieß.

Der Notar unterbrach sogleich das Lesen des Testamentes, indem er den jungen Priester mit Besorgniß anblickte.

## XXIV.

### Der letzte Schlag der Mittagsstunde.

Bei dem von Gabriel ausgestoßenen Schrei hielt der Notar mit dem Lesen des Testamentes inne, und der Pater d'Aigrigny schritt rasch auf den jungen Priester zu.

Dieser war aufgestanden, und betrachtete das Bild der Frau mit einem immer zunehmenden Erstaunen.

Bald sagte er mit leiser Stimme, und wie als ob er mit sich selbst spräche:

— Ist es möglich, mein Gott! daß der Zufall solche Aehnlichkeiten hervorbringt! ... Diese ... zugleich so stolzen und so traurigen Augen ... es sind die ihrigen! ... und diese Stirn ... und diese Blässe! ... ja, das sind ihre Züge! ... alle ihre Züge! ...

— Aber, mein lieber Sohn, was haben Sie? — sagte der Pater d'Aigrigny, eben so erstaunt als Samuel und der Notar.

— Vor acht Monaten, — erwiederte der Missionair mit einer unendlich bewegten Stimme, und ohne das Bild mit den Augen zu verlassen, — ich war in den Felsen-

gebirgen in der Gewalt der Indianer . . . Man hatte mich an das Kreuz geschlagen, man begann mich zu scalpiren . . . ich stand im Begriffe zu sterben . . . als die göttliche Vorsehung mir eine unerwartete Hülfe sandte, und diese Frau mich gerettet hat . . .

— Diese Frau! . . . — riefen zu gleicher Zeit Samuel, der Pater d'Aigrigny und der Notar aus.

Rodin allein schien der Episode mit dem Portrait gänzlich fremd; das Gesicht durch eine zornige Ungeduld zusammengezogen, kaute er sich an den Nägeln, indem er mit Bangigkeit den langsamen Gang der Zeiger seiner Uhr beschaute.

— Wie! welche Frau hat Ihnen das Leben gerettet? — begann der Pater d'Aigrigny wieder.

— Ja, diese Frau ist es, — erwiederte Gabriel mit einer leiseren und beinahe entsetzten Stimme; — diese Frau . . . oder vielmehr eine Frau, welche ihr so sehr glich, daß, wenn sich dieses Bild nicht seit anderthalb Jahrhunderten hier befände, ich glauben würde, daß es nach ihr gemalt sei . . . denn ich kann mir nicht erklären, wie eine so überraschende Aehnlichkeit die Wirkung des Zufalles sein kann . . . Am Ende, — fügte er nach einem Augenblicke des Schweigens hinzu, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß, — die Geheimnisse der Natur . . . und der Wille Gottes sind unerforschlich.

Und Gabriel sank wieder niedergeschlagen inmitten eines tiefen Schweigens auf seinen Sessel zurück, welches der Pater d'Aigrigny bald brach, indem er sagte:

— Das ist ein Fall außerordentlicher Aehnlichkeit, und weiter nichts ... mein lieber Sohn; ... nur giebt die sehr natürliche Dankbarkeit, welche Sie für Ihre Befreierin haben, diesem wunderlichen Naturspiele ein großes Interesse für Sie.

Von Ungeduld verzehrt, sagte Rodin zu dem Notar, an dessen Seite er sich befand:

— Ich meine, mein Herr, daß dieser ganze kleine Roman dem Testamente ziemlich fremd ist? ...

— Sie haben Recht, — antwortete der Notar, indem er sich wieder setzte; — aber der Fall ist so außerordentlich, so romantisch, wie Sie sagen, daß man sich nicht enthalten kann, das große Erstaunen des Herrn zu theilen ...

Und er zeigte auf Gabriel, der, auf einen Arm des Sessels gelehnt, seine Stirn auf seine Hand stützte, und gänzlich in Gedanken versunken schien.

Der Notar fuhr auf folgende Weise mit dem Lesen des Testamentes fort:

„Das sind die Verfolgungen gewesen, denen meine Familie von Seiten der Gesellschaft Jesu ausgesetzt gewesen ist.

Diese Gesellschaft besitzt in diesem Augenblicke mein Vermögen durch die Einziehung. Ich stehe im Begriffe zu sterben ... Möge ihr Haß in meinem Tode erlöschen und mein Geschlecht verschonen.

Mein Geschlecht, dessen Schicksal mein einziger,

mein letzter Gedanke in diesem feierlichen Augenblicke ist.

Heute Morgen habe ich einen Mann von seit langer Zeit erprobter Rechtschaffenheit hierher beschieden: Isaac Samuel. Er verdankt mir das Leben, und täglich wünsche ich mir Glück, daß ich der Welt ein so rechtschaffenes, so vortreffliches Wesen habe erhalten können.

Vor der Einziehung meines Vermögens hatte es Samuel immer mit eben so viel Umsicht als Rechtschaffenheit verwaltet. Ich habe ihm die fünfzigtausend Thaler anvertraut, die ein getreuer Verwahrer mir zurückgegeben hatte.

Isaac Samuel, und nach ihm seine Nachkommen, denen er diese Pflicht der Dankbarkeit vermachen wird, übernehmen es, diese Summe bis nach Ablauf von hundert und fünfzig Jahren, von heute an gerechnet, anzulegen, und die Zinsen zum Kapitale zu schlagen.

Diese so vermehrte Summe kann ungeheuer werden, ein königliches Vermögen ausmachen, ... wenn die Ereignisse seiner Verwaltung nicht zuwider sind.

Möchten meine Wünsche über die Theilung und Verwendung dieser unermeßlichen Summe erhört werden.

Unglücklicher Weise ereignen sich in anderthalb Jahrhunderten so viele Veränderungen, es findet so vieler Wechsel, so viele Umwälzungen der Glücksumstände unter den auf einander folgenden Genera-

tionen einer Familie statt, daß meine Nachkommen in hundert und fünfzig Jahren wahrscheinlich den verschiedenen Ständen der Gesellschaft angehören, und so die verschiedenen Elemente der Gesellschaft ihrer Zeit repräsentiren werden.

Vielleicht werden sich unter ihnen Männer mit einem großen Verstande, oder einem großen Muthe, oder einer großen Tugend begabt befinden; vielleicht Gelehrte, in dem Kriege oder in den Künsten berühmte Namen; vielleicht auch unbekannte Handwerker, bescheidene Bürger; vielleicht auch, ach! große Missethäter ...

Was sich auch ereignen möge, mein heißester, theuerster Wunsch ist, daß meine Nachkommen sich einander wieder nähern, und durch eine enge, aufrichtige Vereinigung meine Familie wieder herstellen, indem sie diese göttlichen Worte Christi unter sich in Ausübung bringen: Liebet Euch unter einander.

Diese Verbindung wird ein heilsames Beispiel sein ... denn ich meine, daß aus der Einigkeit, aus der Verbindung von Menschen unter sich, das zukünftige Glück der Menschheit hervorgehen muß.

Die Gesellschaft, welche seit so langer Zeit meine Familie verfolgt hat, ist eines der glänzendsten Beispiele der Allmacht der Verbindung, selbst auf das Böse angewandt.

Es liegt in diesem Grundsatze etwas so Fruchtba-

res, etwas so Göttliches, daß es die bösesten, die gefährlichsten Verbindungen zuweilen zum Guten zwingt.

So haben die Missionen seltene, aber reine, edelmüthige Lichter auf die im Finstern schleichende Gesellschaft Jesu geworfen ... die doch zu dem abscheulichen und gottlosen Zwecke gestiftet ist, durch eine mörderische Erziehung allen Willen, alles Denken, alle Freiheit, allen Verstand bei den Völkern zu vernichten, um sie zitternd, abergläubig, abgestumpft und entwaffnet dem Despotismus der Könige zu überliefern, die ihrerseits durch ihre Beichtväter zu beherrschen, die Gesellschaft sich vorbehielt."

Bei dieser Stelle des Testamentes wurde ein neuer und seltsamer Blick zwischen Gabriel und dem Pater d'Aigrigny ausgewechselt.

Der Notar fuhr fort:

„Wenn eine verderbte, auf die menschliche Herabwürdigung, auf die Furcht, auf den Despotismus gegründete, und mit dem Fluche der Völker verfolgte Verbindung Jahrhunderte hindurch bestanden, und oft die Welt durch List und durch Schrecken beherrscht hat ... was würde es da mit einer Verbindung sein, welche, durch die Bruderliebe, durch die evangelische Liebe verfahrend, zum Zwecke hätte, den Mann und das Weib von jeder entwürdigenden Knechtschaft zu befreien, diejenigen hienieden zum Glücke einzuladen, welche von dem Leben nur die Leiden und das Elend

gekannt haben, die nährende Arbeit zu verherrlichen und zu bereichern? diejenigen aufzuklären, welche die Unwissenheit verdirbt? die freie Ausdehnung aller der Neigungen zu begünstigen, welche Gott in seiner unendlichen Weisheit, in seiner unerschöpflichen Güte den Menschen gleich eben so vielen mächtigen Hebeln zugetheilt hat? alles von Gott Kommende zu heiligen, die Liebe wie die Mutterschaft, die Kraft wie den Verstand, die Schönheit wie das Genie? kurz die Menschen wahrhaft religiös und innig erkenntlich gegen den Schöpfer dadurch zu machen, daß man ihnen das Verstehen der Herrlichkeiten der Natur und ihren verdienten Antheil an den Schätzen verleihet, mit denen sie uns überhäuft.

O! wenn der Himmel will, daß in anderthalb Jahrhunderten die Nachkommen meiner Familie, getreu dem letzten Willen eines Freundes-Herzens der Menschheit, sich so zu einer heiligen Gemeinde mit einander verbänden!

Wenn der Himmel will, daß sich unter ihnen mildthätige Seelen voller Erbarmen gegen diejenigen, welche leiden! erhabene, freiheitsliebende Geister! beredte und feurige Herzen! entschlossene Charaktere, Frauen, welche die Schönheit, den Geist und die Güte in sich vereinigen, — befinden, — wie fruchtbar und mächtig wird dann die übereinstimmende Vereinigung aller dieser Ideen, alles dieses Einflusses, aller dieser Kräfte, aller dieser um dies königliche Vermögen gesellten

Reize sein, das durch die Verbindung zusammengehalten und auf eine kluge Weise verwaltet, die wundervollsten Träume ausführbar machen würde!

Welch herrlicher Sammelplatz fruchtbarer, edelmüthiger Gedanken! welche heilsame und belebende Strahlen würden unaufhörlich von diesem Mittelpunkte der Mildthätigkeit, der Emancipation und der Liebe ausgehen!

Welche erhabenen Dinge zu versuchen, welche herrlichen Beispiele der Welt durch die Ausübung zu geben! Welches göttliche Apostelamt! Kurz, welches unwiderstehliche Streben zum Guten eine so gestellte, über solche Mittel zum Handeln verfügende Familie der ganzen Menschheit einprägen könnte!

Und dann wäre diese Verbindung zum Guten im Stande, die unheilbringende Gesellschaft zu bekämpfen, deren Opfer ich bin, und die vielleicht nach anderthalb Jahrhunderten nichts von ihrer furchtbaren Gewalt verloren haben wird.

Dann könnten diesem Werke der Finsterniß, des Druckes und des Despotismus, welches auf der christlichen Welt lastet, die Meinigen ein Werk des Lichtes, der Ausdehnung und der Freiheit entgegen stellen.

Der Genius des Guten und der Dämon des Bösen befänden sich einander gegenüber.

Der Kampf würde beginnen, und Gott würde die Gerechten beschützen . . .

Und damit sich die unermeßlichen Geldmittel, welche meiner Familie so viel Gewalt verliehen hätten, sich nicht erschöpften und sich mit den Jahren wieder erneuerten, so sollten meine Erben, wenn sie meinen Willen erhörten, unter denselben Bedingungen der Zinsaufhäufung, das Doppelte der Summe anlegen, welche ich angelegt habe ... Welche neue Quelle von Macht und Wirkung wäre dann nach anderthalb Jahrhunderten für ihre Nachkommen vorhanden!! welche Fortdauer in dem Guten!!

Man wird außerdem in der großen Ebenholz-Lade des Trauersaales einige praktische Ideen in Bezug auf diese Verbindung finden.

Das sind meine letzten Willensmeinungen, oder vielmehr meine letzten Hoffnungen ...

Wenn ich durchaus verlange, daß die meines Geschlechtes sich persönlich am Tage der Eröffnung des Testamentes in der Straße Saint-François befinden, so ist es, damit, in diesem feierlichen Momente vereinigt, sie sich sehen, sich kennen lernen; vielleicht werden sie meine Worte dann überzeugen; anstatt getrennt zu leben, werden sie sich vereinigen; ihre Interessen selbst werden dabei gewinnen und mein Wille wird erfüllt sein.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Als ich vor einigen Tagen an diejenigen meiner Familie, welche die Verbannung in Europa zerstreut

hat, eine Medaille abgesandt, auf welcher das Datum dieser Zusammenberufung für meine Erben in anderthalb Jahrhunderten, vom heutigen Tage an gerechnet, ausgeprägt ist, habe ich ihren wahren Beweggrund geheim halten müssen, indem ich nur sagte, daß meine Nachkommenschaft ein groses Interesse hätte, sich zu dieser Zusammenkunft einzufinden.

Ich habe so gehandelt, weil ich die List und die Beharrlichkeit der Gesellschaft kenne, deren Opfer ich bin; wenn sie hätte wissen können, daß meine Nachkommen zu diesem Zeitpunkte unermeßliche Summen zu theilen haben würden, so hätten grose Betrügereien, grose Gefahren vielleicht, meine Familie bedrohet, denn verderbliche Empfehlungen würden sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in der Gesellschaft Jesu fortgepflanzt haben.

Möchte diese Vorsichtsmaßregel wirksam werden.

Möchte mein auf den Medaillen ausgesprochener Wunsch getreulich von Geschlecht zu Geschlecht übergeben werden.

Wenn ich den Tag und die verhängnißvolle Stunde festsetze, an welchen meine Hinterlassenschaft unwiderruflich zu Gunsten derjenigen meiner Nachkommen geschlossen sein soll, die sich am 13. Februar 1832 in der Straße Saint-François Vormittag eingefunden haben, so ist es deshalb geschehen, weil es für jede Frist eines Zieles bedarf, und weil meine Erben seit so

vielen Jahren hinlänglich benachrichtigt gewesen sein werden, um bei dieser Zusammenkunft nicht zu fehlen.

Nach der Lesung meines Testamentes wird die Person, welche der Verwahrer der aufgehäuften Summen ist, ihren Werth und ihren Betrag mittheilen, damit bei dem letzten Schlage der Mittagsstunde diese Summen den anwesenden Erben zugefallen und ihnen zugetheilt sind.

Dann sollen ihnen die Zimmer des Hauses geöffnet werden. Sie werden in demselben ihrer Theilnahme, ihres Mitleidens, ihrer Achtung würdige Dinge sehen ... besonders in dem Trauersaale.

Mein Wunsch ist, daß dieses Haus nicht verkauft wird, daß es so meublirt bleibt, und daß es meinen Nachkommen zum Vereinigungs-Punkte dient, wenn, wie ich hoffe, sie meine letzte Bitte erhören.

Wenn sie im Gegentheile sich trennen; wenn sie, anstatt sich zu vereinigen, um an einer der edelsten Unternehmungen mitzuwirken, die jemals ein Jahrhundert bezeichnet hat, sich selbstsüchtigen Leidenschaften hingeben; wenn sie das unfruchtbare Alleinstehen der fruchtbaren Verbindung vorziehen; wenn sie in diesem unermeßlichen Vermögen nur eine Gelegenheit leichtsinniger Verschwendung oder filziger Bereicherung sehen ... so mögen sie von allen denjenigen verwünscht sein, die sie hätten lieben, denen sie hätten beistehen und sie hätten emancipiren können; ... dieses Haus

soll dann niedergerissen und geschleift, und alle Papiere, von denen Isaac Samuel das Verzeichniß hinterlassen haben wird, sollen, so wie die beiden Portraits des rothen Saales, durch den Aufseher meiner Wohnung verbrannt werden.

Ich habe es gesagt ...

Jetzt ist meine Pflicht erfüllt.

In alle diesem habe ich den Rath des Mannes befolgt, den ich verehre und den ich als das wahre Ebenbild Gottes auf Erden liebe.

Der treue Freund, welcher mir die fünfzigtausend Thaler, den Rest meines Vermögens, zurück gegeben hat, kennt allein die Verwendung, welche ich damit machen will; ... ich habe seiner so sicheren Freundschaft diesen Beweis von Vertrauen nicht verweigern können; aber auch ihm habe ich den Namen Isaac Samuels verschweigen müssen; ... ich hätte sonst diesen Letzteren und besonders seine Nachkommen großen Gefahren ausgesetzt.

Sogleich wird dieser Freund, der nicht weiß, daß mein Entschluß zu sterben seine Erfüllung erhalten wird, mit meinem Notar hierher kommen; in ihre Hände werde ich nach den gebräuchlichen Förmlichkeiten dieses versiegelte Testament niederlegen.

Das ist mein letzter Wille.

Ich stelle seine Erfüllung unter den Schutz der Vorsehung.

Gott kann diese Wünsche der Liebe, des Friedens, der Einigkeit und der Freiheit nur beschützen.

Da dieses mystische*) Testament aus freiem Willen von mir gemacht, und gänzlich von meiner Hand geschrieben worden ist, so erwarte und will ich, daß es gewissenhaft in seinem Sinne und in seinem Buchstaben ausgeführt wird.

Heute, den 13. Febr. 1682, um ein Uhr Nachmittags.

Marius v. Rennepont."

In dem Maße, als der Notar mit dem Lesen des Testamentes fortgefahren, war Gabriel bald von schmerzlichen und bald von verschiedenen anderen Eindrücken bewegt worden.

Wie wir bemerkt, hatte er es zuvörderst seltsam gefunden, daß das Verhängniß gewollt, daß dieses, von einem Opfer seiner Gesellschaft herrührende Vermögen durch die so eben von ihm erneuerte Schenkung in die Hände dieser Gesellschaft zurückfallen sollte.

Dann, da seine mildthätige und erhabene Seele ihn sogleich hatte begreifen lassen, von welcher wundervollen Bedeutung die edle, von Marius von Rennepont so inständigst anempfohlene Familien-Verbindung hätte werden können ... so dachte er mit einer unendlichen Bitterkeit daran, daß in Folge seiner Verzichtleistung und

*) Das ist der durch die Jurisprudenz angenommene Ausdruck.

in Abwesenheit jedes anderen Erben dieser erhabene Gedanke unausführbar wäre, und daß dieses bei weitem beträchtlichere Vermögen, als er geglaubt, in die Hände einer verderbten Gesellschaft fallen würde, die sich desselben als eines schrecklichen Mittels zum Wirken in ihrem Sinne bedienen konnte.

Aber, wir müssen es sagen, Gabriels Seele war so schön, so rein, daß er nicht das geringste persönliche Bedauern empfand, als er erfuhr, daß das Vermögen, auf welches er verzichtet hatte, von einem hohen Werthe sein konnte; durch einen rührenden Widerspruch gefiel er sich sogar bei der Entdeckung, daß er beinahe so reich geworden wäre, darin, seine Gedanken wieder auf die bescheidene Pfarre zu richten, in welcher er bald in der Ausübung der heiligsten evangelischen Tugenden zu leben hoffte.

Diese Gedanken kreuzten sich verworren in seinem Geiste. Der Anblick von dem Portrait der Frau, die traurigen, in dem Testament enthaltenen Offenbarungen, die Erhabenheit der Ansichten, welche in dem letzten Willen des Herrn von Rennepont an den Tag gelegt waren, so viele außerordentliche Vorfälle, versetzten Gabriel in eine Art von bestürzten Erstaunens, in welchem er noch versunken war, als Samuel zu dem Notar sagte, indem er ihm den Schlüssel zu dem Conto-Buche überreichte:

— In diesem Buche, mein Herr, werden Sie den gegenwärtigen Stand der Summen finden, welche in

Folge der Anlagen und der Zinsenaufhäufung der 150,000 Franken in meiner Verwahrung sind, die Herr Marius von Rennepont meinem Großvater anvertraut hatte ...

— Ihrem Großvater! ... — rief der Pater d'Aigrigny, auf das Höchste erstaunt, aus; — also Ihre Familie hat diese Summen beständig verwaltet.

— Ja, mein Herr, und meine Frau wird in einigen Augenblicken die Kiste hierher bringen, welche die Papiere enthält.

— Und zu welcher Höhe belaufen sich diese Beträge? — fragte Rodin mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt.

— Wie der Herr Notar sich durch diese Aufstellung überzeugen kann, — antwortete Samuel mit einer vollkommenen Einfachheit, und als ob es sich nur um die ursprünglichen 150,000 Franken gehandelt hätte, — habe ich in der Kasse in gangbaren Papieren die Summe von zweihundert und zwölf Millionen ... hundert und fünf und siebenzig ...

— Was sagen Sie, mein Herr! — rief der Pater d'Aigrigny aus, ohne Samuel aussprechen zu lassen; denn der Nachschuß kümmerte den ehrwürdigen Vater ziemlich wenig.

— Ja, die Summe! — fügte Rodin mit einer stockenden Stimme hinzu, und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben verlor er seine Kaltblütigkeit, — die Summe ... die Summe ... die Summe ...

— Ich sage, mein Herr! — erwiederte der Greis, — daß ich für 212 Millionen 175 Tausend Franken in . . . theils auf den Namen, theils auf den Bringer ausgestellten Obligationen in der Kasse habe . . . wie Sie sich sogleich überzeugen werden, Herr Notar, denn da bringt meine Frau dieselben.

In der That, Bethseba trat in diesem Augenblicke ein, indem sie in ihren Armen die Kiste von Cedernholz trug, in welcher die Obligationen enthalten waren; sie stellte dieselbe auf den Tisch, und verließ den Saal, nachdem sie einen liebevollen Blick mit Samuel ausgewechselt hatte.

Als dieser die ungeheure Höhe der in Rede stehenden Summe erklärt hatte, empfing ein Schweigen des höchsten Erstaunens seine Worte.

Mit Ausnahme Samuels hielten sich alle bei diesem Auftritte Anwesende für das Spielwerk eines Traumes.

Der Pater d'Aigrigny und Rodin rechneten auf vierzig Millionen . . . Diese bereits ungeheure Summe war mehr als verfünffacht . . .

Als Gabriel den Notar die Stellen des Testamentes vorlesen hörte, in welchen von einem königlichen Vermögen die Rede war, und da er die Wunder der zum Kapital geschlagenen Zinsen nicht kannte, hatte er dieses Vermögen auf drei bis vier Millionen geschätzt . . . Diese ungeheure Summe, die man ihm so eben angezeigt hatte, betäubte ihn demnach auch . . . Und trotz

seiner bewunderungswürdigen Uneigennützigkeit und seiner gewissenhaften Rechtlichkeit empfand er eine gewisse Art von Verblendung, von Schwindel, bei dem Gedanken, daß dieses unermeßliche Vermögen ihm ... ihm allein hätte angehören können ...

Der fast eben so, als er, erstaunte Notar untersuchte den Stand von Samuels Kasse, und schien kaum seinen Augen zu trauen.

Der auch stumme Jude war schmerzlich in den Gedanken versunken, daß sich kein anderer Erbe meldete.

Inmitten dieses tiefen Schweigens begann die in dem benachbarten Zimmer befindliche Standuhr langsam die Mittagsstunde zu schlagen ...

Samuel erbebte ... dann stieß er einen tiefen Seufzer aus ...

Noch einige Secunden, und die verhängnißvolle Frist war abgelaufen.

Rodin, der Pater d'Aigrigny, Gabriel und der Notar waren so unendlich beklommen, daß keiner von ihnen bemerkte, wie seltsam es sei, diese Uhr schlagen zu hören ...

— Zwölf Uhr! ... — rief Rodin aus, und mit einer unwillkürlichen Bewegung legte er seine beiden Hände auf die Kiste, wie um Besitz von ihr zu nehmen.

— Endlich!! ... — rief der Pater d'Aigrigny, mit einem Ausdrucke der Freude, des Triumphes, des trunkenen Entzückens aus, die unmöglich zu schildern sind;

dann fügte er hinzu, indem er sich Gabriel um den Hals warf, den er mit Begeisterung umarmte:

— Ach! mein lieber Sohn ... wie viel Arme werden Sie segnen ... Sie sind ein heiliger Vincent de Paula ... Sie werden heilig gesprochen werden ... ich schwöre es Ihnen ...

Danken wir zuvor der Vorsehung, — sagte Rodin mit einem ernsten und erschütterten Tone, indem er auf die Kniee sank, — danken wir der Vorsehung, daß sie zugelassen hat, daß so vieler Reichthum zur höchsten Verherrlichung des Herrn verwandt werden soll.

Nachdem er Gabriel nochmals umarmt, nahm ihn der Pater d'Aigrigny bei der Hand, und sagte zu ihm:

— Rodin hat Recht ... Auf die Kniee, mein lieber Sohn, und statten wir der Vorsehung Dank ab.

Indem er dieses sagte, kniete der Pater d'Aigrigny nieder und zog Gabriel nach sich, der betäubt, bestürzt, nicht mehr Herr seines Kopfes, so sehr drängten sich die Ereignisse, maschinenmäßig niederkniete.

Der letzte Schlag der Mittagsstunde erklang ... Alle standen wieder auf ...

Nun sagte der Notar mit einer leicht angegriffenen Stimme, denn es lag etwas Ungewöhnliches und Feierliches in diesem Auftritte:

— Da sich kein anderer Erbe des Herrn Marius von Rennepont vor Mittag gemeldet hat, so vollstrecke ich den Willen des Erblassers, indem ich im Namen der

Gerechtigkeit und des Gesetzes den hier anwesenden Herrn Franz Maria Gabriel von Rennepont als einzigen und alleinigen Erben und Besitzer des beweglichen und unbeweglichen Vermögens, so wie der Rechte aller Art erkläre, welche aus der Nachlassenschaft des Erblassers herrühren; mit welchem Vermögen der Herr Gabriel von Rennepont, Priester, frei und freiwillig, durch einen notariellen Act, dem Herrn Friedrich Emanuel von Bordeville, Marquis von Aigrigny, Priester, ein Geschenk gemacht, und er es durch denselben Act angenommen hat, und sich demnach an der Stelle genannten Gabriels von Rennepont, und durch diese, heute Morgen von mir entworfene, und Gabriel von Rennepont und Friedrich von Aigrigny, Priester, unterzeichnete Schenkung unter Lebenden, als dessen rechtmäßiger Besitzer befindet.

In diesem Augenblicke hörte man in dem Garten einen lauten Lärm von Stimmen.

Bethseba trat eilig ein, und sagte zu ihrem Gatten mit einer stockenden Stimme:

— Samuel ... ein Soldat ... er will ...

Bethseba vermochte nicht mehr zu sagen.

Dagobert erschien unter der Thür des rothen Saales. Der Soldat war entsetzlich bleich; er schien beinahe ohnmächtig, trug seinen linken Arm in der Binde und stützte sich auf Agricol.

Bei dem Anblicke Dagoberts unterliefen die matten

und bleichen Augenlider Robins plötzlich mit Blut, als ob all sein Blut nach seinem Gehirne zugeströmt wäre.

Dann stürzte sich der Socius mit einer Bewegung des Zorns und so grimmigen Besitzergreifens auf die Kasse, daß man hätte sagen können, er sei entschlossen, sie auf die Gefahr seines Lebens hin zu vertheidigen, indem er sie mit seinem Leibe bedeckte.

---

## XXV.

### Die Schenkung unter Lebenden.

Der Pater d'Aigrigny erkannte Dagobert nicht wieder, und hatte Agricol niemals gesehn; er legte sich demnach auch anfänglich keine Rechenschaft von dem zornigen, von Rodin an den Tag gelegten Schrecken ab; aber der ehrwürdige Vater begriff Alles, als er Gabriel einen Freudenschrei hatte ausstoßen hören, und ihn sich dem Schmied mit den Worten in die Arme werfen sah:

— Du . . . mein Bruder . . . und Sie . . . mein zweiter Vater . . . Ach! Gott sendet Euch mir . . .

Nachdem er Gabriel die Hand gedrückt, schritt Dagobert auf den Pater d'Aigrigny mit einem raschen, obgleich ein wenig schwankenden Schritte zu.

Als er das drohende Gesicht des Soldaten bemerkte, wich der ehrwürdige Vater, sich auf seine erworbenen Rechte stützend, und sich seit der Mittagsstunde ganz wie zu Hause fühlend, um einen Schritt zurück, und sagte auf gebieterische Weise zu dem Veteran:

— Wer sind Sie, mein Herr, und was wollen Sie?

Statt ihm zu antworten, schritt der Soldat noch

einige Schritte weiter vor; indem er hierauf stehen blieb, und sich dem Pater d'Aigrigny gerade gegenüber stellte, betrachtete er ihn eine Secunde lang mit einer so entsetzlichen Mischung von Neugierde, Verachtung, Abneigung und Kühnheit, daß der ehemalige, einen Augenblick lang verwirrte Husaren-Obrist vor dem bleichen Gesichte und dem leuchtenden Blicke des Veteranen die Augen niederschlug.

Auf das Höchste erstaunt, blieben der Notar, Samuel und Bethseba stumme Zuschauer dieses Auftrittes, während Agricol und Gabriel mit Bangigkeit den geringsten Bewegungen Dagoberts folgten.

Was Rodin anbetrifft, so hatte er gethan, als ob er sich auf die Kiste stütze, um sie mit seinem Leibe decken zu können.

Endlich, die Verlegenheit überwindend, welche ihm der hartnäckige Blick des Soldaten verursachte, erhob der Pater d'Aigrigny wieder das Haupt und wiederholte:

— Ich frage Sie, mein Herr, wer Sie sind, und was Sie wollen?

— Sie erkennen mich also nicht wieder? — sagte Dagobert, indem er sich kaum faßte.

— Nein, mein Herr . . .

— In der That, — erwiederte der Soldat mit einer unendlichen Verachtung, — Sie schlugen die Augen vor Scham nieder, als bei Leipzig, wo Sie sich mit den Russen gegen die Franzosen schlugen, der von Wunden

durchbohrte General Simon, dem Sie seinen Degen abforderten, Ihnen, dem Renegat, geantwortet hat: Ich übergebe meinen Degen keinem Verräther, und er schleppte sich bis zu einem russischen Grenadier, dem er ihn übergeben hat ... Zur Seite des Generals Simon lag ein auch verwundeter Soldat ... dieser Soldat war ich ...

— Kurz, mein Herr ... was wollen Sie? — sagte der Pater d'Aigrigny, sich kaum fassend.

— Ich will Sie entlarven, Sie, der Sie ein eben so ehrloser, eben so von Allen verfluchter Priester sind, als Gabriel hier ein herrlicher und von Allen gesegneter Priester ist.

— Mein Herr, — rief der Marquis aus, indem er todtenbleich vor Zorn und Gemüthserschütterung wurde.

— Ich sage Ihnen, daß Sie ein Ehrloser sind, — begann der Soldat noch mit mehr Nachdruck wieder. — Um die Töchter des Marschalls Simon, Gabriel und Fräulein von Cardoville ihres Erbes zu berauben, haben Sie sich der abscheulichsten Mittel bedient.

— Was sagen Sie? — rief Gabriel aus, — die Töchter des Marschalls Simon? ...

— Sind Deine Verwandte, mein wackerer Sohn, so wie dieses würdige Fräulein von Cardoville ... die Wohlthäterin Agricols; demnach hat auch dieser Priester, — und er deutete auf den Pater d'Aigrigny, — die Eine als wahnsinnig in eine Heilanstalt einsperren ... und

die Waisen in ein Kloster bei Seite schaffen lassen ... Was Dich anlangt, mein wackerer Sohn, so hoffte ich nicht, Dich hier zu sehen, weil man Dich auch gern zurückgehalten hätte, um Dich, wie die Anderen, zu verhindern, Dich heute Morgen hier einzufinden, wie es die Medaillen vorschreiben; aber, Gott sei Dank, Du bist da ... und ich komme noch zeitig genug; ich konnte wegen meiner Wunde nicht früher kommen. Ich habe so viel Blut verloren, daß ich den ganzen Morgen hindurch Ohnmachten gehabt habe.

— In der That, — rief Gabriel beunruhigt aus, — ich hatte Ihren Arm in der Binde nicht bemerkt ... Was ist das für eine Wunde?

Auf einen Wink Agricols begann Dagobert wieder:

— Es ist nichts, ... die Folge eines Falles ... Aber da bin ich, und gar manche Schändlichkeiten werden sich entschleiern ...

Es ist unmöglich, die Neugierde, die Angst, das Erstaunen oder die Furcht der verschiedenen Handelnden in diesem Auftritte bei dem Anhören der drohenden Worte Dagoberts zu schildern. Aber von Allen war Gabriel der am meisten Bestürzte. Sein Engelsgesicht entstellte sich, seine Kniee bebten. Durch Dagoberts Offenbarung niedergeschmettert, indem er auf diese Weise das Bestehen anderer Erben erfuhr, vermochte er während einiger Minuten kein Wort auszusprechen; endlich rief er mit einer herzzerreißenden Stimme aus:

— Und ich ... mein Gott ... ich ... ich bin die Ursache der Beraubung dieser Familie! ...

— Du! mein Bruder? — rief Agricol aus.

— Hat man Dich nicht auch berauben wollen? — fügte Dagobert hinzu.

— Das Testament — erwiederte Dagobert mit einer wachsenden Bangigkeit, — schrieb vor, daß die Erbschaft denjenigen der Erben gehören solle, welche sich vor Mittag einfinden würden ...

— Nun! ... — sagte Dagobert, entsetzt über die Gemüthserschütterung des jungen Priesters.

— Die Mittagsstunde hat geschlagen — erwiederte Dieser. — Ich allein war hier von der Familie anwesend; begreift Ihr jetzt? ... Die Frist ist verflossen ... die Erben sind durch mich ihres Erbes beraubt! ...

— Durch Dich, — sagte Dagobert, vor Freude stammelnd, — durch Dich, mein wackerer Sohn ... dann ist Alles gerettet! ...

— Ja, ... aber ...

— Alles ist gerettet! ... — erwiederte Dagobert strahlend, indem er Gabriel unterbrach; — Du wirst mit den Andern theilen ... Ich kenne Dich ...

— Aber ich habe dieses ganze Vermögen auf eine unwiderrufliche Weise abgetreten! — rief Gabriel verzweifelt aus.

— Abgetreten ... dieses Vermögen! ... — sagte Dagobert, auf's Höchste bestürzt; — aber an wen ... an wen? ...

— An den Herrn ... — sagte Gabriel, indem er den Pater d'Aigrigny bezeichnete.

— An ihn! — wiederholte Dagobert vernichtet, — an ihn! ... an den Renegaten ... den ewigen Dämon dieser Familie.

— Aber, mein Bruder, — rief Agricol aus, — Du kanntest also Deine Rechte auf diese Erbschaft?

— Nein, — antwortete der junge Priester niedergeschlagen, — nein ... ich habe erst heute Morgen und zwar durch den Pater d'Aigrigny erfahren: ... daß er, wie er mir gesagt, vor Kurzem durch früher bei mir gefundene und von unserer Mutter an ihren Beichtvater gesandte Familienpapiere von meinen Rechten unterrichtet worden sei.

Der Schmied schien von einem Lichtstrahle getroffen, und rief aus:

— Jetzt verstehe ich Alles: ... man wird aus diesen Papieren gesehen haben, daß Du eines Tages reich werden könntest; da hat man sich für Dich interessirt; man hat Dich in dieses Kollegium gelockt, wo wir Dich niemals sehen konnten ... und späterhin hat man Dich über Deinen Beruf durch unwürdige Lügen getäuscht, um Dich zu nöthigen, Priester zu werden, und Dich nachher dazu zu bringen, diese Schenkung zu machen ... Ha! mein Herr, — begann Agricol wieder, indem er sich empört an den Pater d'Aigrigny wandte, — mein Vater hat Recht, ein solches Treiben ist ehrlos! ...

Während dieses Auftrittes hatten der ehrwürdige

Vater und sein Socius, die anfangs erschreckt und in ihrer Frechheit erschüttert waren, allmälig wieder eine vollkommene Kaltblütigkeit angenommen.

Immer auf seine Kiste gelehnt, hatte Robin dem Pater d'Aigrigny einige Worte mit leiser Stimme gesagt. Als demnach auch Agricol, durch die Empörung hingerissen, dem Letzteren seine schändlichen Ränke vorgeworfen hatte, hatte dieser den Kopf gesenkt und bescheidener Weise geantwortet:

— Wir müssen die Beleidigungen verzeihen ... und sie dem Herrn als Beweis unserer Demuth darbringen.

Bestürzt, vernichtet durch Alles das, was er so eben gehört hatte, fühlte Dagobert fast seinen Verstand sich verwirren; nach so vieler Seelenangst versagten ihm seine Kräfte vor diesem neuen und schrecklichen Schlage.

Die richtigen und vernünftigen Worte Agricols, mit gewissen Stellen des Testamentes verglichen, klärten Gabriel plötzlich über den Zweck auf, welchen der Pater d'Aigrigny vor Augen gehabt hatte, als er zuerst seine Erziehung übernahm, und ihn dann in die Gesellschaft Jesu lockte. Zum ersten Male in seinem Leben vermochte Gabriel mit einem Blicke alle die Kunstgriffe der schwarzen Intrigue zu überschauen, deren Opfer er war; da überwandten die Empörung, die Verzweiflung seine gewöhnliche Schüchternheit, und der Missionair rief mit leuchtenden Augen, mit von einem edlen Zorne flammenden Wangen aus, indem er sich an den Pater d'Aigrigny wandte:

— Demnach also, mein Vater, als Sie mich in einem Ihrer Kollegien untergebracht haben, geschah es nicht aus Theilnahme oder aus Mitleid, es geschah nur in der Hoffnung, mich eines Tages dazu zu bringen, daß ich einst zu Gunsten Ihres Ordens auf meinen Antheil an dieser Erbschaft verzichte ... und es genügte Ihnen nicht, mich Ihrer Habgierde zu opfern! ... Sie mußten mich auch noch zum unfreiwilligen Werkzeuge einer schändlichen Beraubung machen! Wenn es sich nur um mich ... nur um meine Rechte auf diese Reichthümer handelte, nach denen Sie lüstern sind ... so würde ich nichts zurückfordern; ich bin Diener einer Religion, welche die Armuth verherrlicht, geheiligt hat; die Schenkung, in welche ich eingewilligt habe, gehört Ihnen, ich verlange ... ich werde niemals etwas davon verlangen; ... aber es handelt sich um Güter, die armen, von meinem Adoptiv-Vater aus der Tiefe eines Verbannungsortes hergeführten Waisen angehören, und ich will nicht, daß Sie dieselben berauben ... Aber es handelt sich um die Wohlthäterin meines Adoptiv-Bruders, und ich will nicht, daß Sie dieselbe berauben ... aber es handelt sich um den letzten Willen eines Sterbenden, der, in seiner heißen Liebe zur Menschheit, seinen Nachkommen eine evangelische Sendung, eine wundervolle Sendung des Fortschrittes, der Liebe, der Einigkeit und der Freiheit vermacht hat, und ich will nicht, daß diese Sendung in ihrem Keime erstickt werden soll. Nein ... nein ... und ich sage Ihnen, daß diese Sendung ihre

Vollstreckung erhalten wird, ... müßte ich selbst diese von mir gemachte Schenkung widerrufen.

Bei diesen Worten blickten der Pater d'Aigrigny und Rodin einander an, indem sie leicht die Achseln zuckten.

Auf einen Wink des Socius nahm der Pater d'Aigrigny mit einer unerschütterlichen Ruhe das Wort, und sprach mit einer langsamen, salbungsvollen Stimme, indem er besorgt war, seine Augen beständig niedergeschlagen zu halten:

— Es bieten sich in Bezug auf die Erbschaft des Herrn von Rennepont mehrere, dem Anscheine nach sehr verwickelte Zwischenfälle, mehrere, dem Anscheine nach, sehr drohende Phantome; nichts ist indessen einfacher, nichts natürlicher, als Alles dieses ... Verfahren wir nach der Ordnung, ... lassen wir die verläumderischen Beschuldigungen bei Seite; wir werden darauf zurückkommen, Herr Abbé Gabriel von Rennepont, ... und ich bitte Sie demüthiger Weise, meinen Worten zu widersprechen oder sie zu berichtigen, wenn ich im Geringsten von der strengsten Wahrheit abweichen sollte. Um für die Erziehung erkenntlich zu sein, die er von der Gesellschaft empfangen hat, der ich die Ehre habe anzugehören, hat der Herr Abbé Gabriel mir, als dem Vertreter dieser Gesellschaft, frei und freiwillig ein Geschenk mit dem Vermögen gemacht, das ihm eines Tages zufallen könnte, und dessen Werth er eben so wenig wie ich kannte.

Der Pater d'Aigrigny befragte Gabriel mit dem Blicke, wie um ihn zum Zeugen dieser Worte zu nehmen.

— Das ist wahr, — sagte der junge Priester, — ich habe diese Schenkung freiwillig gemacht.

— Heute Morgen, in Folge einer besonders geheimen Unterredung, deren Gegenstand ich, im Voraus der Billigung des Herrn Abbé Gabriel gewiß, verschweige ...

— In der That, — antwortete Gabriel auf eine großmüthige Weise; — es liegt wenig an dem Gegenstand dieser Unterredung ...

— Es geschah also in Folge dieser Unterredung, daß der Herr Abbé Gabriel mir von Neuem den Wunsch an den Tag gelegt hat, diese Schenkung bestehen zu lassen ... ich sage nicht zu meinen Gunsten ... denn die irdischen Güter rühren mich sehr wenig ... sondern zu Gunsten frommer und mildthätiger Stiftungen, deren Spenderin unsere Gesellschaft ist ... Ich berufe mich auf die Rechtschaffenheit des Herrn Abbé Gabriel, indem ich ihn bitte zu erklären, ob er sich, nicht allein durch den furchtbarsten Eid, sondern auch noch durch einen vollkommen gesetzmäßigen, vor dem hier anwesenden Meister Dumesnil ausgestellten Act dazu verpflichtet hat oder nicht.

— Es ist wahr, — antwortete Gabriel.

— Der Act ist von mir aufgesetzt worden, — fügte der Notar hinzu.

— Aber Gabriel trat Ihnen nur das ab, was

ihm angehörte, — rief Dagobert aus. — Dieser wackere Mensch konnte nicht wissen, daß Sie sich seiner bedienten, um Andere zu berauben.

— Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, mein Herr, mir zu erlauben, daß ich mich erkläre, — erwiederte der Pater d'Aigrigny auf eine höfliche Weise, — Sie werden nachher antworten.

Dagobert unterdrückte mit Mühe eine schmerzliche Regung der Ungeduld.

Der ehrwürdige Vater fuhr fort:

— Der Herr Abbé Gabriel hat also durch die doppelte Verpflichtung eines Actes und eines Eides seine Schenkung bestätigt, noch mehr, — begann der Pater d'Aigrigny wieder, — als zu seinem, wie zu unserm höchsten Erstaunen die ungeheure Summe der Erbschaft bekannt geworden, hat der Herr Abbé Gabriel, getreu seiner bewunderungswürdigen Großmuth und weit davon entfernt, seine Schenkung zu bereuen, sie so zu sagen von Neuem durch eine fromme Regung der Dankbarkeit gegen die Vorsehung geheiligt; denn der Herr Notar wird sich ohne Zweifel erinnern, daß, nachdem ich den Herrn Abbé Gabriel innig gerührt umarmt, indem ich zu ihm sagte, daß er in Bezug auf Mildthätigkeit ein zweiter heiliger Vincent de Paula wäre, habe ich ihn bei der Hand genommen, und er ist, so wie ich, auf die Kniee gesunken, um dem Himmel dafür zu danken, daß er ihm den Gedanken eingegeben

hätte, dieses unermeßliche Vermögen zur größten Verherrlichung des Herrn dienen zu lassen.

— Das ist wahr, — antwortete Gabriel auf eine ehrliche Weise; — so lange es sich nur um mich gehandelt hat, trotz eines, durch die Entdeckung eines so unermeßlichen Vermögens, verursachten Momentes der Verblendung, habe ich keinen Augenblick daran gedacht, die von mir freiwillig gemachte Schenkung zurückzunehmen.

— Unter diesen Umständen, — begann der Pater d'Aigrigny wieder, — hat die Stunde geschlagen, zu welcher diese Erbschaft geschlossen werden sollte, und da der Herr Abbé Gabriel der einzige anwesende Erbe war, so ist er nothwendiger ... gezwungener Weise der einzige und rechtmäßige Besitzer dieses unermeßlichen ... gewiß ungeheuren Vermögens gewesen; und in meiner christlichen Liebe freue ich mich darüber, daß es unermeßlich ist, da vermöge desselben vielem Elende Hülfe geleistet, viele Thränen gestillt werden können. Aber da eilt plötzlich dieser Herr, — und der Pater d'Aigrigny bezeichnete Dagobert, — in einer Verirrung, die ich ihm von Grund meiner Seele aus verzeihe, und die er sich, ich bin überzeugt davon, vorwerfen wird, mit der Beleidigung, der Drohung im Munde herbei, und beschuldigt mich, daß ich, ich weiß nicht wo, und weiß nicht welche Verwandte hätte einsperren lassen, um sie zu verhindern, sich hier ... zur rechten Zeit einzufinden ...

— Ja, ich klage Sie dieser Schändlichkeit an! — rief der Soldat, durch die Ruhe und die Frechheit des ehrwürdigen Vaters auf das Höchste erbittert aus. — Ja, . . . und ich will . . .

— Noch einmal, mein Herr, ich beschwöre Sie darum, sein Sie so gütig, mich fortfahren zu lassen . . . Sie werden mir nachher antworten, — sagte der Pater d'Aigrigny auf eine demüthige Weise, und mit der sanftesten und heuchlerischsten Stimme.

— Ja, ich werde Ihnen antworten und Sie zu Schanden machen, — rief Dagobert aus.

— Laß . . . laß . . ., mein Vater, — sagte Agricol, — sogleich wirst Du sprechen.

Der Soldat schwieg.

Der Pater d'Aigrigny fuhr mit einer neuen Zuversicht fort:

— Wenn wirklich andere Erben, als der Herr Abbé Gabriel vorhanden sind, so ist es ohne Zweifel betrübt für sie, daß sie sich nicht zur rechten Zeit hier haben einfinden können. Ei! mein Gott! wenn ich, statt die Ansprüche des Leidens und der Bedürftigkeit zu vertheidigen, meine Interessen vertheidigte, so wäre ich weit davon entfernt, diesen, durch den Zufall veranlaßten Vortheil geltend zu machen, aber als der Vertreter der großen Familie der Armen bin ich genöthigt, meine unumschränkten Rechte auf diese Erbschaft zu behaupten, und ich zweifle nicht, daß der Herr Notar die Giltigkeit meiner Ansprüche anerkennen wird, indem er mich

n den Besitz dieser Summen setzt, die nach Allem mir echtmäßiger Weise angehören.

— Meine einzige Sendung ist, — erwiederte der Notar mit einer bewegten Stimme, — getreulich den etzten Willen des Erblassers auszuführen. Der Herr Abbé Gabriel von Rennepont hat sich allein vor dem etzten, für die Schließung der Erbschaft festgesetzten Termine gemeldet. Der Act der Schenkung ist in seiner gehörigen Form; ich kann mich demnach nicht weigern, den Betrag der Erbschaft den Händen des Beschenkten zu übergeben.

Bei diesen Worten verbarg Samuel sein Gesicht in seine Hände, indem er ein tiefes Stöhnen ausstieß; er war genöthigt, die strenge Richtigkeit der Bemerkungen des Notars anzuerkennen.

— Aber, mein Herr, — rief Dagobert aus, indem er sich an den Mann des Gesetzes wandte, — das kann nicht sein ... Sie können zwei so arme Waisen nicht berauben lassen ... Im Namen ihres Vaters, ihrer Mutter, rede ich zu Ihnen ... Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, bei meiner Ehre als Soldat, daß man das Vertrauen und die Schwäche meiner Frau mißbraucht hat, um die Töchter des Marschalls Simon ins Kloster zu führen, um auf diese Weise zu verhindern, daß ich sie heute Morgen hierher brächte. Das ist so wahr, als ich meine Klage vor einer obrigkeitlichen Person vorgebracht habe.

— Nun! was hat man Ihnen geantwortet? — sagte der Notar.

— Daß meine Aussage nicht genüge, um diese jungen Mädchen dem Kloster zu entführen, in welchem sie sich befänden, und daß das Gericht untersuchen würde . . .

— Ja, mein Herr, — begann Agricol; — eben so ist es in Bezug auf Fräulein von Cardoville geschehen, die man als wahnsinnig in einer Heilanstalt zurückhält, und die dennoch ihrer ganzen Vernunft genießt; sie hat, wie die Töchter des Marschalls Simon, Rechte auf diese Erbschaft; ich habe für sie dieselben Schritte gethan, welche mein Vater für die Töchter des Marschalls Simon gethan hat.

— Nun? — fragte der Notar.

— Unglücklicher Weise, mein Herr, — antwortete Agricol, — hat man mir, wie meinem Vater gesagt, daß man auf meine einfache Erklärung nicht handeln könne . . . und daß man berathen wolle.

In diesem Augenblicke verließ Bethseba, welche an der Thür des Gebäudes nach der Straße hatte läuten hören, auf einen Wink Samuels den rothen Saal.

Der Notar begann wieder, indem er sich an Agricol und an seinen Vater wandte.

— Der Gedanke, Ihre Rechtschaffenheit in Zweifel zu ziehen, sei fern von mir, meine Herren, aber es ist mir zu meinem großen Bedauern unmöglich, Ihren Anklagen, deren Wirklichkeit mir nichts beweiset, Wichtigkeit genug beilegen zu können, um den gesetzmäßigen

Lauf der Dinge auszusetzen; denn am Ende, meine Herren, hat nach Ihrer eigenen Aussage die richterliche Gewalt, an welche Sie sich gewendet haben, nicht geglaubt, Ihren Aussagen Folge geben zu müssen, und hat Ihnen gesagt, daß man untersuchen, daß man berathen würde; mit gutem Bewußtsein wende ich mich demnach an Sie, meine Herren, ob ich bei einer so wichtigen Veranlassung eine Verantwortlichkeit auf mich nehmen kann, welche die Richter nicht zu übernehmen gewagt haben?

— Ja, im Namen der Gerechtigkeit, der Ehre, müssen Sie es! — rief Dagobert aus.

— Vielleicht nach Ihrer Ansicht, mein Herr; aber nach der meinigen bleibe ich der Gerechtigkeit, der Ehre getreu, indem ich getreulich das vollziehe, was durch den heiligen Willen eines Sterbenden vorgeschrieben ist. Uebrigens ist nichts für Sie hoffnungslos. Wenn die Personen, deren Interessen Sie sich annehmen, sich für verkürzt halten, so könnte das späterhin zu einem Verfahren, zu einer Ersatzklage gegen den Beschenkten des Herrn Abbé Gabriel Veranlassung geben . . . Aber inzwischen ist es meine Pflicht, ihn unmittelbar in Besitz der Erbschaft zu setzen . . . Ich würde mich auf das Höchste compromittiren, wenn ich anders handelte.

Die Bemerkungen des Notars schienen so sehr dem strengen Rechte gemäß, daß Samuel, Dagobert und Agricol bestürzt blieben.

Nach einem Augenblicke der Ueberlegung schien Gabriel einen verzweifelten Entschluß zu fassen, und sagte zu dem Notar mit einer festen Stimme:

— Da das Gesetz bei diesem Umstande ohnmächtig ist, das gute Recht zu unterstützen, so will ich, mein Herr, einen äußersten Entschluß fassen; bevor ich mich dazu entschließe, frage ich den Herrn Abbé d'Aigrigny zum letzten Mal, ob er sich mit dem begnügen will, was mir von diesem Vermögen zukommt, unter der Bedingung, daß die anderen Theile der Erbschaft so lange in sicheren Händen bleiben, bis die anderen Erben, in deren Namen man Anforderungen stellt, ihre Ansprüche haben beweisen können.

— Auf diesen Vorschlag antworte ich, was ich bereits gesagt habe, — erwiederte der Pater d'Aigrigny. — Es handelt sich hier nicht von mir, sondern von einem unermeßlichen Interesse christlicher Barmherzigkeit; ich bin demnach genöthigt, das theilweise Anerbieten des Herrn Abbé Gabriel auszuschlagen, und ihn an seine Verpflichtungen aller Art zu erinnern.

— Demnach also, mein Herr, weisen Sie diesen Vergleich zurück? — sagte Gabriel mit einer bewegten Stimme.

— Die christliche Liebe gebietet es mir.

— Sie weisen ihn zurück ... durchaus ...

— Ich denke an alle diese frommen Stiftungen, welche diese Schätze zur höchsten Verherrlichung des Herrn

gründen werden, und ich habe weder den Muth noch den Willen, die geringste Vergünstigung zu bewilligen.

— Dann, mein Herr, — erwiederte der junge Priester mit einer bewegten Stimme, — widerrufe ich meine Schenkung, da Sie mich dazu zwingen; ich habe nach meiner Meinung nur dasjenige vergeben wollen, was mir angehörte, und nicht das, was Anderen angehörte.

— Nehmen Sie sich in Acht, Herr Abbé, — sagte der Pater d'Aigrigny, — ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich einen schriftlichen, förmlichen Schwur in Händen habe ...

— Ich weiß es, mein Herr, Sie haben ein schriftliches Versprechen, durch welches ich eidlich erhärtet habe, diese Schenkung, unter welchem Vorwande es auch sein möge, bei Strafe des Abscheues und der Verachtung rechtschaffener Leute, nicht zu widerrufen ... Wohlan, mein Herr, es sei ... — sagte Gabriel mit einer unendlichen Bitterkeit, — ich werde mich allen Folgen meines Meineides aussetzen, Sie machen ihn überall bekannt; ich werde der Geringschätzung, dem Abscheue Aller ausgesetzt sein ... aber Gott wird mich richten ...

Und der junge Priester trocknete eine aus seinen Augen rollende Thräne ab.

— O! beruhige Dich, mein wackerer Sohn! — rief Dagobert, wieder zur Hoffnung auflebend, aus, — alle rechtschaffenen Leute werden auf Deiner Seite sein!

— Schön! schön! mein Bruder, — sagte Agricol.

— Herr Notar, — sagte nun Rodin mit seiner fei-

nen, schneidenden Stimme, — Herr Notar, wollen Sie gefälligst dem Herrn Abbé Gabriel begreiflich machen, daß er, so viel es ihm gefällt, meineidig sein kann, daß aber das bürgerliche Gesetzbuch minder bequem ist, als ein einfaches . . . und nur geheiligtes . . . Versprechen!! . . .

— Reden Sie, mein Herr, — sagte Gabriel.

— So sagen Sie denn dem Herrn Abbé Gabriel, — begann Rodin wieder, — daß eine **Schenkung unter Lebenden**, wie diejenige, welche er dem ehrwürdigen Vater d'Aigrigny gemacht hat, nur aus drei Gründen widerruflich ist, nicht wahr?

— Ja, mein Herr, aus drei Gründen, — sagte der Notar.

— Erstens, durch die Dazwischenkunft eines Kindes, — sagte Rodin, — und ich würde mich schämen, dem Herrn Abbé Gabriel von diesem Falle der Nichtigkeit zu reden. Der zweite Grund der Aufhebung würde die Undankbarkeit des Beschenkten sein . . . Nun aber kann der Herr Abbé Gabriel unserer innigen und ewigen Dankbarkeit gewiß sein. Endlich ist der dritte Fall die Nichtausführung des Willens des Gebers, in Bezug auf die Verwendung seiner Gaben. Welche schlechte Meinung nun auch plötzlich der Herr Abbé Gabriel über uns gefaßt haben mag, so wird er uns doch zum Mindesten einige Zeit der Prüfung bewilligen, um ihn zu überzeugen, daß seine Schenkung, wie er es wünschte,

zu Stiftungen verwendet werde, welche die höchste Verherrlichung des Herrn zum Zwecke haben.

— Jetzt, Herr Notar, — begann der Pater d'Aigrigny wieder, — ist es an Ihnen, auszusprechen und zu sagen, ob der Herr Abbé Gabriel seine mir gemachte Schenkung widerrufen kann, oder nicht.

In dem Augenblicke, als der Notar zu antworten im Begriffe stand, trat Bethseba wieder ein, indem sie zwei neuen Personen vorausschritt, die in geringer Entfernung von einander in dem rothen Saale erschienen.

## XXVI.

### Ein Schutzgeist.

Die erste der beiden Personen, deren Ankunft die Antwort des Notars unterbrochen hatte, war Faringhea.

Bei dem Anblicke dieses Mannes mit Unheil verkündendem Gesicht schritt Samuel heran, und sagte zu ihm:

— Wer sind Sie, mein Herr?

Nachdem er einen durchbohrenden Blick auf Rodin geworfen, der unmerklich erbebte, antwortete Faringhea Samuel:

— Der Prinz Djalma ist vor Kurzem aus Indien angelangt, um sich heute hier einzufinden, wie ihm dies durch die Inschrift einer Medaille anempfohlen war, die er am Halse trug ...

— Er auch, — rief Gabriel aus, der, wie man weiß, der Reisegefährte des Indiers von den azorischen Inseln an gewesen war, wo das von Alexandrien kommende Schiff gelandet hatte, — er auch Erbe ... In der That ... während der Ueberfahrt hat der Prinz mir gesagt, daß seine Mutter von französischer Abkunft

wäre ... Aber ohne Zweifel hat er geglaubt, mir den Zweck seiner Reise verschweigen zu müssen ... O! dieser Indier ist ein edler und muthiger junger Mann; wo ist er?

Der Erdroßler warf einen neuen Blick auf Rodin, und sagte, indem er seine Worte langsam betonte:

— Ich habe den Prinzen gestern Abend verlassen... er hat mir anvertraut, daß, obgleich er ein großes Interesse hätte, sich hier einzufinden, es doch möglich wäre, daß er dieses Interesse anderen Umständen opfere; ... ich habe die Nacht in demselben Gasthause mit ihm zugebracht ... Als ich mich heute Morgen gemeldet habe, um ihn zu besuchen, hat man mir gesagt, daß er schon ausgegangen wäre ... Meine Freundschaft für ihn hat mich veranlaßt, in dieses Haus zu kommen, indem ich hoffte, daß die Auskünfte, welche ich über den Prinzen geben könnte, vielleicht nützlich sein würden.

Indem er kein Wort von dem Hinterhalte sagte, in welchen er den Tag zuvor gefallen war, indem er über Rodins Ränke in Bezug auf Djalma schwieg, indem er besonders die Abwesenheit dieses Letzteren einer freiwilligen Ursache zuschrieb, wollte der Erdroßler augenscheinlich dem Socius dienen, indem er fest darauf rechnete, daß dieser seine Verschwiegenheit zu belohnen wissen würde.

Es ist unnöthig zu sagen, daß Faringhea auf eine freche Weise log. Nachdem es ihm gelungen war, am Morgen durch ein Wunder der List, Gewandtheit und

Kühnheit aus seinem Gefängnisse zu entrinnen, war er nach dem Hotel geeilt, in welchem er Djalma gelassen hatte; dort hatte er erfahren, daß ein Mann und eine Frau von sehr ehrwürdigem Alter und Gesicht, die sich für Verwandte des jungen Indiers ausgegeben, ihn zu besuchen verlangt hätten, und erschreckt über den Zustand gefährlicher Schlafsucht, in welche er versunken schien, hatten sie ihn in ihren Wagen bringen lassen, um ihn in ihre Wohnung zu führen und ihm die nöthige Pflege angedeihen zu lassen.

— Es ist zu bedauern, — sagte der Notar, — daß dieser Erbe sich auch nicht eingefunden hat; aber er ist unglücklicher Weise seiner Rechte auf die unermeßliche Erbschaft, um die es sich handelt, verlustig.

— Ah! . . . es handelt sich um eine unermeßliche Erbschaft, — sagte Faringhea, indem er Rodin fest anblickte, der kluger Weise das Gesicht abwandte.

Die zweite von den beiden Personen, von denen wir gesprochen haben, trat in diesem Augenblicke ein.

Es war der Vater des Marschalls Simon, ein Greis von hoher Gestalt, noch munter und kräftig für sein Alter; seine Haare waren weiß und kurz geschnitten; sein leicht geröthetes Gesicht drückte zu gleicher Zeit Scharfsinn, Milde und Energie aus.

Agricol ging ihm rasch entgegen.

— Sie hier, Herr Simon? — rief er aus.

— Ja, mein Junge, — sagte der Vater des Marschalls, indem er Agricol herzlich die Hand drückte, — ich

komme so eben von der Reise. Herr Hardy sollte sich, wie ich vermuthe, wegen einer Erbschaftsangelegenheit hier einfinden; da er aber noch für einige Zeit von Paris abwesend ist, so hat er mich beauftragt ...

— Auch er ... Erbe ... Herr Franz Hardy ... — rief Agricol aus, indem er den alten Arbeiter unterbrach.

— Aber wie bist Du so bleich und bestürzt! ... mein Junge. Was giebt es denn? — begann der Vater des Marschalls wieder, indem er mit Verwunderung um sich blickte, — warum handelt es sich denn?

— Warum es sich handelt? um Ihre Enkelinnen, die man beraubt hat, — rief Dagobert verzweifelt aus, indem er auf den Werkführer zuschritt, — und um dieser Schändlichkeit beizuwohnen, habe ich sie aus der Tiefe von Sibirien hergeführt.

— Sie ... — erwiederte der alte Arbeiter, indem er die Züge des Soldaten wieder zu erkennen versuchte, — aber Sie sind also ...

— Dagobert ...

— Sie ... Sie ... so edelmüthig meinem Sohne ergeben! — rief der Vater des Marschalls aus, und er drückte Dagoberts Hände gerührt in die seinigen, — aber haben Sie nicht von der Tochter Simons gesprochen? ...

— Von seinen Töchtern ... denn er ist glücklicher, als er glaubt, — sagte Dagobert, — diese armen Kinder sind Zwillinge.

— Und wo sind sie? — fragte der Greis.

— Im Kloster ...

— Im Kloster!

— Ja, durch den Verrath dieses Mannes, der dadurch, daß er sie darin zurückhielt, sie hat enterben lassen.

— Welcher Mann?

— Der Marquis d'Aigrigny ...

— Der größte Todfeind meines Sohnes, — rief der alte Arbeiter aus, indem er einen Blick des Widerwillens auf den Pater d'Aigrigny warf, dessen Frechheit sich nicht verleugnete.

— Und das ist nicht Alles, — begann Agricol wieder, — Herr Hardy, mein würdiger und wackerer Brodherr, ist unglücklicher Weise auch seiner Rechte auf diese unermeßliche Erbschaft verlustig.

— Was sagst Du? — rief der Vater des Marschalls Simon aus; — aber Herr Hardy wußte nicht, daß es sich für ihn um so wichtige Interessen handelte ... Er ist eilig abgereiset, um zu einem seiner Freunde zu gehen, der seiner bedurfte.

Bei jeder dieser auf einander folgenden Offenbarungen fühlte Samuel seine Verzweiflung zunehmen; aber er konnte nur jammern, denn unglücklicher Weise war der Wille des Erblassers förmlich.

Begierig diesem Auftritte ein Ende zu machen, der ihn trotz seiner scheinbaren Ruhe in eine grausame Verlegenheit setzte, sagte der Pater d'Aigrigny zu dem Notar mit einer ernsten und überzeugten Stimme:

— Alles dieses muß indessen ein Ende nehmen,
ein Herr; wenn die Verläumdung mich treffen könnte,
würde ich siegreich durch die Thatsachen, die sich so
en zugetragen, darauf antworten ... Warum ab-
eulichen Berechnungen die Abwesenheit von Erben zu-
reiben, in deren Namen dieser Soldat und sein
ohn auf eine so beleidigende Weise Ansprüche erheben?
arum sollte ihre Abwesenheit minder erklärlich sein,
s die dieses jungen Indiers? als die des Herrn Har-
, der, wie sein vertrauter Diener sagt, die Wich-
keit der Interessen, welche ihn hierher beriefen, nicht
nnte? Ist es nicht wahrscheinlich, daß die Töchter
s Marschalls Simon und Fräulein von Cardoville
aus sehr natürlichen Gründen heute Morgen hier
ht eingefunden haben? Noch einmal, das hat zu lange
dauert; ich glaube, daß der Herr Notar wie ich der
einung sein wird, daß diese Entdeckung neuer Erben
rchaus nichts an der Frage ändert, welche ich so eben
Ehre hatte zu stellen: daß ich als Vertreter der Ar-
n, welchen der Herr Abbé Gabriel alles das, was
besaß, geschenkt hat ... trotz seines verspäteten und
gesetzmäßigen Einspruches, der alleinige Besitzer dieses
rmögens bleibe, das ich mich verpflichtet habe und
hmals in diesem feierlichen Augenblick im Angesichte
er verpflichte, zu der höchsten Verherrlichung des
rrn zu verwenden ... Wollen Sie mir gefälligst
z und bündig antworten, Herr Notar, und auf diese
eise einen für Alle schmerzlichen Auftritt beendigen ...

— Mein Herr, — erwiederte der Notar mit einer feierlichen Stimme, — bei meiner Seele und bei meinem Gewissen, im Namen der Gerechtigkeit und des Gesetzes, erkläre ich als getreuer und unparteiischer Vollstrecker von dem letzten Willen des Herrn Marius von Rennepont, daß Sie, Herr Abbé von Aigrigny, durch die Schenkung des Herrn Abbé Gabriel von Rennepont der alleinige Besitzer dieses Vermögens sind, in dessen Genuß ich Sie hiermit setze, damit Sie darüber nach dem Willen des Schenkers verfügen.

Diese mit Ueberzeugung und mit Würde ausgesprochenen Worte vernichteten die letzten und unbestimmten Hoffnungen, welche die Vertheidiger der Erben noch hätten hegen können.

Samuel wurde noch bleicher, als er gewöhnlich war; er drückte krampfhaft Bethseba's Hand, die wieder zu ihm getreten war; und dicke Thränen rollten langsam über die Wangen der beiden alten Leute.

Dagobert und Agricol waren in eine finstere Niedergeschlagenheit versunken; überzeugt durch den Schluß des Notars, welcher sagte, daß er ihren Einsprüchen nicht mehr Glauben und Gewicht schenken könnte, als die Obrigkeit selbst ihnen bewilligt hätte, sahen sie sich gezwungen, auf alle Hoffnung zu verzichten.

Gabriel litt mehr, als irgend Jemand; er empfand schreckliche Gewissensbisse bei dem Gedanken, daß er durch seine Verblendung die Ursache und das unfrei-

illige Werkzeug dieser abscheulichen Beraubung geworden.

Als demnach der Notar, nachdem er sich über den elauf der in der Cedern-Kiste enthaltenen Obligation n versichert hatte, zu dem Pater d'Aigrigny sagte: Nehmen Sie Besitz von dieser Kiste, mein Herr; — ef Gabriel mit einer bitteren Entmuthigung und undlichen Verzweiflung aus:

— Ach! man könnte sagen, daß bei diesem Falle n unerbittliches Verhängniß auf allen denen lastet, elche der Theilnahme, der Liebe oder der Achtung irdig sind ... O! mein Gott, — fügte der junge iester, mit Inbrunst die Hände faltend, hinzu, — Deine les beherrschende Gerechtigkeit kann den Triumph einr solchen Missethat nicht zulassen!!!

Man hätte sagen können, daß der Himmel das Get des Missionairs erhörte ...

Kaum hatte er gesprochen, als sich etwas Seltsames eignete.

Ohne das Ende von Gabriels Anrufung abzuwart, hatte Rodin in Folge der Vollmacht des Notars e Kiste in seine Arme genommen, wobei er ein tiefes tfathmen der Freude und des Triumphes nicht unterücken konnte.

In dem Augenblicke selbst, als der Pater d'Aigrigny d der Socius sich endlich für die Besitzer des chatzes hielten, öffnete sich plötzlich die Thür des Ge-

maches, in welchem man die Standuhr hatte schlagen hören.

Eine Frau erschien auf der Schwelle ...

Bei ihrem Anblicke stieß Gabriel einen lauten Schrei aus, und blieb wie verblendet.

Samuel und Bethseba sanken mit gefalteten Händen auf die Kniee. Die beiden Israeliten fühlten sich wieder durch eine unerklärliche Hoffnung belebt.

Alle anderen an diesem Auftritte Theilnehmenden blieben von Bestürzung getroffen.

Rodin ... selbst Rodin ... wich um zwei Schritte zurück, und stellte die Kiste wieder mit zitternder Hand auf den Tisch.

Obgleich in diesem Vorfalle: eine Frau, die auf der Schwelle einer Thür erschien, welche sie so eben geöffnet hatte, nur etwas sehr Natürliches lag, so entstand doch ein Moment tiefer, feierlicher Stille.

Aller Herzen waren beklommen, Aller Athem stockte, ... kurz, Alle empfanden bei dem Anblicke dieses Weibes ein, mit dem geheimen Entsetzen einer unerklärlichen Bangigkeit gemischtes Erstaunen ... denn dieses Weib schien das leibhaftige Original des seit hundert und fünfzig Jahren in diesem Saale hängenden Portraits zu sein.

Es war derselbe Kopfputz, dasselbe faltige, ein wenig schleppende Kleid, dieselben Züge voll schmerzlicher und ergebener Traurigkeit.

Dieses Weib schritt langsam heran, und ohne daß sie

den tiefen Eindruck zu bemerken schien, den ihre Anwesenheit verursachte.

Sie trat an ein mit Messing und Zinn eingelegtes Meubel, drückte eine in den Verzierungen von vergoldeter Bronze eingelegte Feder, öffnete die obere Schublade dieses Meubels, nahm aus ihr ein Couvert von versiegeltem Pergament, schritt dann an den Tisch, und legte dasselbe vor den Notar, der, bis dahin regungslos und stumm, es maschinenmäßig nahm.

Nachdem sie auf Gabriel, der durch ihre Gegenwart bezaubert schien, einen langen, schwermüthigen und sanften Blick geworfen hatte, schritt diese Frau nach der offen gebliebenen Thür des Vorplatzes zu.

Als sie bei Samuel und Bethseba vorüber kam, die immer noch knieten, blieb sie einen Augenblick lang stehen, neigte ihren schönen Kopf zu den beiden Greisen, und blickte sie voll zärtlicher Sorge an; dann, nachdem sie ihnen ihre Hände zum Küssen gereicht, verschwand sie eben so langsam, als sie erschienen war ... indem sie einen letzten Blick auf Gabriel geworfen hatte.

Das Fortgehen dieser Frau schien den Zauber zu brechen, unter welchem alle Anwesenden während einiger Minuten geblieben waren.

Gabriel brach zuerst das Schweigen, indem er mit einer bewegten Stimme flüsterte:

— Sie ist es! ... wieder sie ... hier ... in diesem Hause?

— Wer ... sie ... mein Bruder? — sagte Agri-

col, besorgt über die Blässe und die fast verwirrte Miene des Missionairs, denn der Schmied, welcher bis dahin noch nicht die seltsame Aehnlichkeit dieses Weibes mit dem Bilde bemerkt hatte, theilte doch, ohne sich Rechenschaft davon ablegen zu können, die allgemeine Bestürzung.

Dagobert und Faringhea befanden sich in einer gleichen Geistesstimmung.

— Wer ist diese Frau? — begann Agricol wieder, indem er Gabriel bei der Hand nahm, die er feucht und eisig fühlte.

— Sieh dort! ... — sagte der junge Priester; — seit länger als anderthalb Jahrhunderten hängen diese Bilder da ...

Und mit der Geberde deutete er auf die beiden Bilder, denen er jetzt gegenüber saß.

Bei der Bewegung Gabriels erhoben Agricol, Dagobert und Faringhea die Augen auf die beiden, zu jeder Seite des Kamines hängenden Bilder.

Drei Ausrufungen ließen sich zu gleicher Zeit hören.

— Das ist sie ... das ist dieselbe Frau! — rief der Schmied auf das Höchste erstaunt aus; — und seit hundert und fünfzig Jahren befindet sich ihr Bild hier! ...

— Wen sehe ich? ... den Freund und Abgesandten des Marschalls Simon! — rief Dagobert aus, indem er das Bild des Mannes betrachtete. — Ja, das ist ganz das Gesicht desjenigen, der uns im vergangenen Jahre in Sibirien besucht hat ... O! ich erkenne ihn

an seiner traurigen und sanften Miene, und auch an seinen schwarzen Augenbrauen, die nur eine ausmachen.

— Meine Augen täuschen mich nicht ... nein ... das ist ganz der Mann mit schwarz gestreifter Stirn, den wir an den Ufern des Ganges erdrosselt und begraben haben, — sagte sich Faringhea leise, indem er vor Entsetzen schauderte, — der Mann, dem er im vergangenen Jahre, wie einer der Söhne Bohwanies versicherte, auf Java, in den Ruinen von Tschandi ... nach dem Morde vor einem der Thore Bombays begegnet sei ... Dieser verwünschte Mann, der, wie er sagte, ... überall auf seinem Wege den Tod zurückließ ... und dieses Gemälde besteht seit anderthalb Jahrhunderten! ...

Und wie Dagobert und Agricol, vermochte der Erdroßler seine Augen nicht von diesem seltsamen Bilde abzuwenden.

— Welche geheimnißvolle Aehnlichkeit! — dachte der Pater d'Aigrigny, — dann, wie von einem plötzlichen Gedanken getroffen, sagte er zu Gabriel:

— Aber diese Frau ist diejenige, welche Ihnen das Leben in Amerika gerettet hat?

— Sie ist es selbst ... — antwortete Gabriel erbebend, — und dennoch hatte sie mir gesagt, daß sie nach dem Norden Amerikas ginge ... — fügte der junge Priester hinzu, indem er mit sich selbst sprach.

— Aber wie befindet sie sich hier in diesem Hause? — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er sich an Ga-

muel wandte. — Antworten Sie, Aufseher ... Diese Frau hat sich also vor uns und mit Ihnen hier eingeschlichen? ...

— Ich bin zuerst und allein hier eingetreten, als, zum ersten Male seit anderthalb Jahrhunderten, die Thür geöffnet worden ist, — sagte Samuel auf eine ernste Weise.

— Wie wollen Sie dann die Anwesenheit dieser Frau hier erklären? — fügte der Pater d'Aigrigny hinzu.

— Ich suche nicht zu erklären, — sagte der Jude; — ich sehe ... ich glaube ... und jetzt hoffe ich, — fügte er hinzu, indem er Bethseba mit einem unaussprechlichen Ausdrucke anblickte.

— Aber, noch einmal, Sie müssen die Anwesenheit dieser Frau erklären, — sagte der Pater d'Aigrigny, der eine unbestimmte Besorgniß empfand, — wer ist sie? wie befindet sie sich hier?

— Alles, was ich weiß, mein Herr, ist, daß nach dem, was mir mein Vater oft gesagt hat, unterirdische Verbindungen zwischen diesem Hause und von diesem Quartiere entfernten Orten bestehen.

— Ah! jetzt ist nichts natürlicher, — sagte der Pater d'Aigrigny, — es bleibt nur noch zu wissen übrig, in welcher Absicht sich dieses Weib so in dieses Haus eingeschlichen hat. Was die seltsame Aehnlichkeit mit diesem Bilde anbetrifft, so ist es ein Naturspiel.

Rodin hatte die allgemeine Gemüthsbewegung bei dem Erscheinen dieser geheimnißvollen Frau getheilt;

als er sie aber dem Notar, ein versiegeltes Packet hatte übergeben sehen, war der Socius, anstatt sich um die Seltsamkeit dieser Erscheinung zu bekümmern, nur noch mit dem lebhaften Verlangen beschäftigt, dieses Haus mit dem nun seiner Gesellschaft erworbenen Schatze zu verlassen; er empfand eine unbestimmte Besorgniß bei dem Anblicke dieses schwarz versiegelten Couvertes, welches Gabriels Beschützerin dem Notar übergeben hatte, und das dieser maschinenmäßig in seinen Händen hielt.

Der Socius, der es demnach für sehr angemessen und für sehr an seinem Platze hielt, inmitten der Bestürzung und des Schweigens, welches noch fortdauerte, zu verschwinden, stieß den Pater d'Aigrigny leicht mit dem Ellbogen an, gab ihm ein Zeichen des Einverständnisses und, die Kiste von Cedernholz unter den Arm nehmend, schritt er auf die Thür zu.

— Einen Augenblick, mein Herr, — sagte Samuel zu ihm, indem er aufstand und ihm den Weg versperrte, — ich bitte den Herrn Notar das Couvert zu untersuchen, das ihm so eben übergeben worden ist; ... Sie werden nachher fortgehen ...

— Aber, mein Herr, — sagte Rodin, indem er den Ausgang zu erzwingen versuchte, — die Frage ist ganz bestimmt zu Gunsten des Pater d'Aigrigny entschieden ... Erlauben Sie demnach ...

— Ich sage Ihnen, mein Herr, — erwiederte der Greis mit einer tönenden Stimme, — daß diese Kiste die-

ses Zimmer nicht verlassen wird, bevor der Herr Notar Einsicht von dem Packet genommen hat, das man ihm so eben übergeben hat.

Diese Worte Samuels zogen die Aufmerksamkeit Aller auf sich.

Rodin war gezwungen wieder umzukehren.

Trotz seiner Festigkeit erbebte der Jude bei dem unversöhnlichen Blicke, welchen ihm Rodin in diesem Augenblicke zuschleuderte.

Der Notar, welcher Samuels Wunsch nachgegeben, untersuchte den Umschlag mit Aufmerksamkeit.

— Himmel! ... — rief er plötzlich aus, — was sehe ich? ... Ah! um so besser!

Bei dem Ausrufe des Notars wandten sich Aller Augen nach ihm.

— O! lesen Sie, lesen Sie, mein Herr, — rief Samuel, die Hände faltend, aus, — meine Ahnungen werden mich vielleicht nicht getäuscht haben!

— Aber, mein Herr, — sagte der Pater d'Aigrigny zu dem Notar, indem er Rodins Bangigkeit zu theilen begann; — aber, mein Herr ... was ist das für ein Schreiben?

— Ein Codicill, — erwiederte der Notar, — ein Codicill, welches das ganze Verfahren aufschiebt.

— Wie, mein Herr, — rief der Pater d'Aigrigny wüthend aus, indem er rasch auf den Notar zuschritt, — Alles wird verschoben und mit welchem Recht?

— Das ist unmöglich, — fügte Robin hinzu, — wir thun Einspruch.

— Gabriel ... mein Vater ... hört doch, — rief Agricol aus, — noch ist nicht Alles verloren ... es ist Hoffnung vorhanden ... Gabriel ... hörst Du? ... es ist Hoffnung vorhanden.

— Was sagst Du ... erwiederte der junge Priester, indem er aufstand und kaum an das glaubte, was ihm sein Adoptiv-Bruder sagte.

— Meine Herren, — sagte der Notar, — ich muß Ihnen die Aufschrift dieses Umschlages vorlesen ... Sie verändert oder vertagt vielmehr alle testamentlichen Verfügungen.

— Gabriel, — rief Agricol aus, indem er dem Missionair um den Hals fiel, — Alles ist vertagt, nichts ist verloren!!

— Hören Sie, meine Herren, — begann der Notar wieder, und er las Folgendes:

„Dieses ist ein Codicill, welches aus Gründen, die man darin auseinandergesetzt finden wird, auf den 1. Juni 1832, aber ohne sie in etwas zu verändern, alle Verfügungen vertagt und verlegt, welche in dem heute um ein Uhr Nachmittags gemachten Testamente enthalten sind ... Das Haus soll wieder verschlossen und die Kapitale fortwährend dem Verwahrer überlassen bleiben, um am

1. Juni 1832 an die, welche Rechte daran haben, vertheilt zu werden.

Villetaneuse ... heute, am 13. Februar 1682, um eilf Uhr Abends.

Marius von Rennepont."

— Ich erkläre dieses Codicill für falsch! — rief der Pater d'Aigrigny todtenbleich vor Verzweiflung und Wuth aus.

— Das Weib, welches es den Händen des Notars übergeben hat, ist uns verdächtig ... — fügte Rodin hinzu. — Dieses Codicill ist falsch.

— Nein, mein Herr, — sagte der Notar auf eine strenge Weise, — denn ich habe so eben die beiden Unterschriften verglichen, und sie sind durchaus gleich. Uebrigens ... ist das, was ich heute Morgen in Bezug auf die abwesenden Erben sagte, auf Sie anwendbar! ... Sie können die Aechtheit dieses Codicills angreifen; ... aber Alles bleibt ausgesetzt und als nicht geschehen, ... da die Frist für die Schließung der Erbschaft auf drei und einen halben Monat vertagt ist ...

Als der Notar diese letzten Worte ausgesprochen hatte, waren Rodins Nägel blutig; ... zum ersten Male schienen seine bleichen Lippen roth.

— O! mein Gott! Du hast mich gehört ... Du hast mich erhört ... — rief der knieende Gabriel aus, indem er mit einer frommen Inbrunst die Hände faltete und sein Engelsgesicht gen Himmel wandte; — Deine

unendliche Gerechtigkeit konnte die Missethat nicht triumphiren lassen.

— Was sagst Du, mein wackerer Sohn? — rief Dagobert aus, der in seinem ersten Freudentaumel die Bedeutung dieses Codicills nicht verstanden hatte.

— Alles ist aufgeschoben, mein Vater, — rief der Schmied aus, — die Frist, um sich einzufinden, ist von heute an auf drei und einen halben Monat festgesetzt ... Und jetzt, wo diese Leute da entlarvt sind ... — Agricol deutete auf Rodin und auf den Pater d'Aigrigny, — ist nichts mehr von ihnen zu fürchten; man wird auf seiner Hut sein, und die Waisen, Fräulein von Cardoville, mein wackerer Brodherr, Herr Hardy, und der junge Indier, werden ihr Vermögen wieder erhalten.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Wir müssen darauf verzichten, die Trunkenheit, das Entzücken Gabriels und Agricols, Dagoberts und des Vaters vom Marschall Simon, Samuels und Bethsebas zu schildern.

Faringhea allein blieb stumm und finster vor dem Bilde des Mannes mit schwarzgestreifter Stirn.

Was die Wuth des Pater d'Aigrigny und Rodins anbetrifft, als sie Samuel die Cedernkiste wieder nehmen sahen, so müssen wir auch auf deren Schilderung verzichten.

Auf die Bemerkung des Notars, welcher das Codicill mitnahm, um es nach den Vorschriften des Gesetzes öffnen zu lassen, sah Samuel ein, daß es weit klüger

sei, die unermeßlichen Summen, als deren Bewahrer man ihn kannte, auf der Bank von Frankreich zu hinterlegen.

Während alle die edlen Herzen, welche einen Augenblick lang so viel gelitten hatten, vor Wonne, Hoffnung und Heiterkeit überströmten, verließen der Pater d'Aigrigny und Rodin, die Wuth und den Tod in der Seele, das Haus.

Der ehrwürdige Vater stieg in seinen Wagen, und sagte zu seinen Leuten:

— Nach dem Hotel Saint-Dizier!

Dann, außer sich, vernichtet, sank er auf die Kissen, indem er sein Gesicht in seine Hände verbarg und ein langes Stöhnen ausstieß.

Rodin setzte sich neben ihn ... und betrachtete mit einer Mischung von Zorn und Verachtung diesen so niedergeschlagenen und entmuthigten Mann.

— Die Memme! ... — sagte er sich im Stillen. — Er verzweifelt; ... indessen ...

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Nach Verlauf einer Viertelstunde gelangte der Wagen in die Straße Babylone, und fuhr in den Hof des Hotels Saint-Dizier.

## XXVII.

### Die Ersten werden die Letzten, die Letzten werden die Ersten sein.

Der Wagen des Pater d'Aigrigny langte rasch in dem Hotel Saint-Dizier an.

Während der ganzen Fahrt sprach Robin kein Wort, indem er sich begnügte, den Pater d'Aigrigny zu beobachten und zu behorchen, der die Schmerzen und die Wuth über seine getäuschten Erwartungen in einem langen Selbstgespräche, unterbrochen von Ausrufungen und Klagen in Bezug auf die unbarmherzigen Schläge des Schicksals, welche in einem Augenblicke die am besten begründeten Hoffnungen zerstören, aushauchte.

Als der Pater d'Aigrigny in den Hof fuhr, und vor der Anfahrt des Hotels Saint-Dizier hielt, konnte man hinter den Scheiben eines Fensters, und halb durch einen Vorhang versteckt, das Gesicht der Prinzessin sehen; in ihrer drückenden Angst war sie gekommen, um zu sehen, ob es der Pater d'Aigrigny wäre, der anlangte. Endlich, mit Hintansetzung aller Schicklichkeit, verließ diese vornehme Dame, die gewöhnlich ein

so zurückhaltendes, so ceremonielles Benehmen beobachtete, sehr eilig ihr Zimmer, und schritt einige Stufen die Treppe hinab, indem sie so dem Pater d'Aigrigny entgegen eilte, der mit einer niedergeschlagenen Miene die Stufen herauf kam. Bei dem Anblicke des todtenbleichen und verstörten Gesichtes des ehrwürdigen Vaters blieb die Prinzessin plötzlich stehen, erbleichte ... und vermuthete, daß Alles verloren wäre ... Ein flüchtiger, mit ihrem früheren Liebhaber ausgewechselter Blick ließ ihr keinen Zweifel mehr über den Ausgang übrig, den sie fürchtete.

Rodin folgte bescheiden und demüthig dem ehrwürdigen Vater; der Prinzessin folgend, traten Beide bald in ihr Kabinet.

Als die Thür geschlossen war, rief die Prinzessin, indem sie sich an den Pater d'Aigrigny wandte, mit einer unbeschreiblichen Angst aus:

— Was ist denn vorgefallen?

Statt auf diese Frage zu antworten, blickte der ehrwürdige Vater mit vor Wuth glühenden Augen, weißen Lippen und krampfhaft zusammengezogenen Zügen die Prinzessin starr an, und sagte zu ihr:

— Wissen Sie, wie hoch sich diese Erbschaft beläuft, die wir auf vierzig Millionen schätzten? ...

— Ich verstehe! — rief die Prinzessin aus, — man hat uns getäuscht, ... diese Erbschaft reducirt sich auf Nichts; ... Sie haben sich umsonst bemüht.

— Ja ... wir haben uns umsonst Mühe gegeben, —

antwortete der ehrwürdige Vater mit vor Zorn knirschenden Zähnen, — es handelte sich nicht um vierzig Millionen ... sondern um zweimal hundert und zwölf Millionen ...

— Zweimal hundert und zwölf Millionen! — wiederholte die Prinzessin mit dem höchsten Erstaunen, indem sie um einen Schritt zurückwich — das ist unmöglich ...

— Ich habe sie gesehen, sage ich Ihnen, in Papieren, die sich in einer von dem Notar inventirten Kiste befanden.

— Zweimal hundert und zwölf Millionen! — wiederholte die Prinzessin niedergeschlagen, — aber das ist eine unermeßliche, unumschränkte Gewalt ... Und Sie haben verzichtet ... und Sie haben nicht durch alle möglichen Mittel bis auf den letzten Moment gekämpft? ...

— Ei! Madame, ich habe Alles gethan, was zu thun möglich war, trotz dem Verrathe Gabriels, der mir noch heute Morgen erklärt hat, daß er sich von uns lossage ... daß er sich von uns trenne.

— Der Undankbare, — sagte die Prinzessin naiver Weise.

— Der Schenkungsact, den ich die Vorsicht gehabt hatte, durch den Notar rechtsgiltig machen zu lassen, war in so guter Form, daß, trotz den Einsprüchen dieses rasenden Soldaten und seines Sohnes, der Notar mich in den Besitz dieses Schatzes gesetzt hatte.

— Zweimal hundert und zwölf Millionen! — wie-

derholte die Prinzessin, die Hände faltend. — Wahrlich ... das ist wie ein Traum.

— Ja, — antwortete der Pater d'Aigrigny auf eine bittere Weise, — für uns ist dieser Besitz ein Traum gewesen, denn man hat ein Codicill entdeckt, welches alle testamentlichen Verfügungen auf drei und einen halben Monat verschob; nun ist aber, gerade durch unsere Vorsichtsmaßregeln selbst, diese Bande von Erben aufmerksam gemacht; ... sie kennen das Ungeheure der Summe; ... sie sind auf ihrer Hut; es ist Alles verloren.

— Aber dieses Codicill, wer ist denn das verwünschte Wesen, das es hat kennen lehren?

— Eine Frau.

— Welche Frau?

— Ich weiß nicht, welches herumziehende Geschöpf, die Gabriel, wie er sagt, bereits in Amerika angetroffen, und die ihm das Leben gerettet hat ...

— Und wie befand sich diese Frau dort? Wie kannte sie das Bestehen dieses Codicills?

— Alles dieses war, wie ich glaube, mit einem elenden Juden verabredet, dem Aufseher dieses Hauses, dessen Familie seit drei Generationen diese Summen verwaltet; er hatte ohne Zweifel einige geheime Verhaltungsvorschriften für den Fall ... daß man argwöhne, die Erben wären zurückgehalten, denn in seinem Testamente ... hatte dieser Marius von Rennepont voraus-

eben, daß die Gesellschaft sein Geschlecht beaufsichtigen rde.

— Kann man aber nicht Klage über die Giltigkeit es Codicills führen?

— Klagen ... in dieser Zeit? klagen, wegen einer tamentsangelegenheit? ... uns ohne Gewißheit Erfolges tausend Gerüchten aussetzen? Es ist be- s unangenehm genug, daß Alles dieses ruchbar wer- muß ... Ha! es ist abscheulich ... und in dem mente, wo wir dem Ziele nahe waren ... nach so er Mühe! eine mit so vieler Sorgfalt, so vieler arrlichkeit seit anderthalb Jahrhunderten betriebene gelegenheit!

— Zweimal hundert und zwölf Millionen ... — e die Prinzessin; — da würde sich der Orden nicht r im Auslande niederlassen; nein, in Frankreich, Herzen von Frankreich würde er sich mit solchen fsmitteln auferlegen ...

— Ja, — erwiederte der Pater d'Aigrigny bitter, und durch die Erziehung bemächtigten wir uns der zen kommenden Generation ... Das war in poli- er Rücksicht von einer nicht zu berechnenden Bedeu- 3; — dann, mit dem Fuße stampfend, begann er der: — Ich sage Ihnen, daß man vor Wuth rasend den möchte. Eine so klug, so geschickt, mit so viel duld geleitete Sache! ...

— Also keine Hoffnung mehr?

— Die einzige ist, daß Gabriel seine Schenkung in

dem, was ihn betrifft, nicht zurücknimmt. Das wäre schon beträchtlich ... denn sein Antheil allein würde sich auf dreißig Millionen belaufen.

— Aber das ist ungeheuer ... das ist ja beinahe das, worauf Sie hofften, — rief die Prinzessin aus, — warum wollen Sie dann verzweifeln?

— Weil es augenscheinlich ist, daß Gabriel gegen diese Schenkung klagen wird; so gesetzmäßig sie auch sein mag, jetzt, wo er frei, über uns aufgeklärt und von seiner Adoptiv-Familie umgeben ist, wird er Mittel finden, sie aufheben zu lassen; ich sage Ihnen, daß Alles verloren ist, es bleibt keine Hoffnung mehr übrig. Ich halte es selbst für klug, nach Rom um die Erlaubniß zu schreiben, Paris für einige Zeit verlassen zu können. Diese Stadt ist mir verhaßt.

— Ach! ja, ich sehe es ... es muß keine Hoffnung mehr vorhanden sein ... da Sie, mein Freund ... Sie sich beinahe zu fliehen entschließen ...

Und der Pater d'Aigrigny erschien gänzlich vernichtet, entmuthigt; dieser schreckliche Schlag hatte in ihm alle Kraft, alle Energie gebrochen; er warf sich niedergeschlagen in einen Sessel.

Während der vorhergehenden Unterhaltung war Rodin bescheiden an der Thür stehen geblieben, indem er seinen alten Hut in der Hand hielt.

Zwei bis dreimal, bei gewissen Stellen des Gespräches des Pater d'Aigrigny und der Prinzessin, hatte sich das Leichen-Antlitz des Socius, der von einem unterdrück-

Zorne geplagt schien, leicht geröthet, seine matten
zenlider waren roth geworden, als ob ihm das
it in Folge eines gewaltsamen inneren Kampfes zu
pfe gestiegen wäre ... dann hatte sein finsteres Ge-
t wieder seine bleiche Farbe angenommen.

— Ich muß auf der Stelle nach Rom schreiben, um
se Niederlage zu melden ... die ein Ereigniß von
höchsten Wichtigkeit wird, da sie unermeßliche Hoff-
igen vernichtet, — sagte der Pater d'Aigrigny nieder-
chlagen.

Der ehrwürdige Vater war sitzen geblieben; indem
mit der Hand auf einen Tisch zeigte, sagte er mit
er barschen und hochmüthigen Stimme zu Rodin:

— Schreiben Sie ...

Der Socius stellte seinen Hut auf den Boden, ant-
ortete auf den Befehl des ehrwürdigen Vaters durch
e ehrerbietige Verneigung, und mit schiefem Halse,
senktem Kopfe und krummen Gange schritt er herbei,
ı sich auf den Rand des vor dem Schreibtische stehen-
n Sessels zu setzen; dann Papier und eine Feder
hmend, erwartete er schweigend und regungslos das
ictat seines Oberen.

— Sie erlauben, Prinzessin? — sagte der Pater
Aigrigny zur Frau von Saint-Dizier.

Diese antwortete nur durch eine ungeduldige Bewe-
ing, welche dem Pater d'Aigrigny seine ceremonielle
age vorzuwerfen schien.

Der Pater d'Aigrigny verbeugte sich, und dictirte

folgende Worte mit einer dumpfen und beklommenen Stimme:

„Alle unsere, vor Kurzem beinahe zu Gewißheiten gewordenen Hoffnungen sind plötzlich vereitelt worden. Die Rennepont'sche Angelegenheit ist trotz aller Sorgfalt, aller bis jetzt angewandten Feinheit, gänzlich und unwiederbringlich gescheitert. Auf dem Punkte, wo die Sachen stehen, zeigt sich unglücklicher Weise mehr als ein Nichtgelingen ... es ist eines der verderblichsten Ereignisse für die Gesellschaft, deren Rechte auf dieses Vermögen, das betrügerischer Weise einer zu ihren Gunsten gemachten Beschlagnahme entzogen worden, außerdem moralisch klar waren ... Ich zum Mindesten habe das Bewußtsein, bis auf den letzten Moment Alles gethan zu haben, um unsere Rechte zu vertheidigen und zu sichern. Aber, ich wiederhole, wir müssen diese wichtige Angelegenheit als durchaus und für immer verloren betrachten, und nicht mehr daran denken."

Der Pater d'Aigrigny dictirte das, indem er Rodin den Rücken zuwandte.

Auf die ungestüme Bewegung, welche der Socius machte, indem er aufstand und seine Feder auf den Tisch warf, anstatt weiter zu schreiben, wandte sich der ehrwürdige Vater um, und Rodin auf das Höchste erstaunt anblickend, sagte er zu ihm:

— Nun! ... was machen Sie?

— Man muß ein Ende machen ... mit diesem un-

zereimten Menschen!! — sagte Rodin, indem er mit sich selbst sprach und langsam auf das Kamin zuschritt.

— Wie! ... Sie verlassen Ihren Platz ... Sie schreiben nicht? — sagte der ehrwürdige Vater, auf das Höchste erstaunt. Indem er sich hierauf an die Prinzessin wandte, welche sein Erstaunen theilte, fügte er hinzu, wobei er mit einem verächtlichen Blicke den Socius bezeichnete:

— Ah! so, er verliert den Kopf ....

— Verzeihen Sie ihm, — erwiederte Frau von Saint-Dizier, — es ist ohne Zweifel der Kummer, welchen ihm das Scheitern dieser Angelegenheit verursacht.

— Danken Sie der Frau Prinzessin, kehren Sie an Ihren Platz zurück, und fahren Sie fort zu schreiben, — sagte der Pater d'Aigrigny in einem Tone verächtlichen Mitleidens zu Rodin, und deutete ihm mit einem gebieterischen Finger den Tisch an.

Vollkommen gleichgiltig gegen diesen neuen Befehl, trat der Socius an das Kamin, dem er den Rücken zukehrte, richtete seinen gewölbten Rücken wieder auf, stellte sich fest auf seine Beine, stampfte den Teppich mit dem Absatze seiner plumpen, mit Thran eingeschmierten Schuhe, kreuzte die Hände hinter den Schößen seines alten schmierigen Oberrockes, und den Kopf erhebend, blickte er den Pater d'Aigrigny fest an.

Der Socius hatte kein Wort gesagt, aber seine häßlichen, jetzt leicht gerötheten Züge, legten plötzlich ein solches Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, eine so

hohe Verachtung für den Pater d'Aigrigny, eine so ruhige, und so zu sagen so heitere Kühnheit an den Tag, daß der ehrwürdige Vater und die Prinzessin davon verwirrt wurden.

Sie fühlten sich auf eine seltsame Weise von diesem alten, so häßlichen und schmutzigen Manne beherrscht.

Der Pater d'Aigrigny kannte die Gebräuche seiner Gesellschaft zu gut, um seinen demüthigen Secretair für fähig zu halten, plötzlich ohne Beweggrund, oder vielmehr ohne ein bestimmtes Recht, diese Miene geistiger Ueberlegenheit anzunehmen ... sehr spät, zu spät sah der ehrwürdige Vater ein, daß dieser Untergeordnete wohl zu gleicher Zeit ein Spion und eine Art von erfahrenem Bundesgenossen sein konnte, welche, nach den Constitutionen des Ordens, die Gewalt und den Auftrag haben, in gewissen dringenden Fällen den unfähigen Agenten, bei dem man ihn vorläufig als Aufseher anstellte, abzusetzen und einstweilen zu ersetzen.

Der ehrwürdige Vater irrte sich nicht; von dem General bis zu dem Provinzial, bis zu den Rectoren der Collegien, haben alle höheren Mitglieder der Gesellschaft, ohne ihr Wissen, sehr oft dem Anscheine nach unter die niedrigsten Verrichtungen versteckt, Männer zur Seite, die sehr fähig sind, in einem vorgeschriebenen Momente ihre Stelle zu übernehmen, und die zu diesem Zwecke beständig und direkt mit Rom correspondiren.

Von dem Augenblicke an, wo sich Rodin so hingestellt hatte, änderte sich das gewöhnlich hochmüthige Benehmen

des Pater d'Aigrigny auf der Stelle; obgleich es ihm sehr schwer wurde, sagte er in zögerndem Tone voll Ehrerbietigkeit zu ihm:

— Sie haben ohne Zweifel Vollmacht, mir zu befehlen ... mir ... der ich bis jetzt Ihnen befohlen habe.

Ohne zu antworten, nahm Rodin aus seiner schmutzigen und abgeschabten Brieftasche ein auf beiden Seiten gestempeltes Papier, auf dem einige Zeilen in lateinischer Sprache geschrieben standen.

Nachdem er sie gelesen, drückte der Pater d'Aigrigny dieses Papier ehrerbietig an seine Lippen, und gab es dann Rodin zurück, indem er sich tief vor ihm verneigte.

Als der Pater d'Aigrigny den Kopf wieder erhob, war er purpurroth vor Aerger und vor Scham; trotz seiner Gewohnheit leidenden Gehorsams und unwandelbarer Ehrfurcht für den Willen des Ordens, empfand er einen bitteren und heftigen Groll, sich so plötzlich abgesetzt zu sehen ... Das war noch nicht Alles ... Obgleich seit sehr langer Zeit jede Liebes-Verbindung zwischen ihm und der Frau von Saint-Dizier aufgehört hatte, so war diese nichts desto weniger eine Frau für ihn ... und diesen demüthigenden Stoß in Gegenwart einer Frau zu erleiden, war ihm doppelt schmerzlich, denn trotz seines Eintrittes in den Orden hatte er doch den Weltmenschen nicht gänzlich ausgezogen ...

Außerdem betrachtete die Prinzessin, statt über diese plötzliche Umgestaltung vom Oberen zum Untergebenen

und vom Untergebenen zum Oberen bekümmert und empört zu scheinen, Rodin mit einer Art von mit Theilnahme gemischter Neugierde.

Als Frau ... und als auf das Höchste ehrgeizige Frau, die sich an jeden hohen Einfluß anzuschließen suchte, liebte die Prinzessin diese Art von Contrasten; sie fand es mit Recht merkwürdig und interessant, diesen fast in Lumpen gehüllten, schmächtigen Mann mit seiner unedlen Häßlichkeit, der vor Kurzem noch der demüthigste Untergebene war, mit der ganzen Erhabenheit des Verstandes, die man nothwendiger Weise an ihm kannte, dem Pater d'Aigrigny gebieten zu sehen, der ein großer Herr durch seine Geburt, durch die Feinheit seiner Manieren, und der vor Kurzem noch so angesehen in seiner Gesellschaft war.

Von diesem Augenblicke an verwischte Rodin, als eine wichtige Person, den Pater d'Aigrigny gänzlich in dem Geiste der Prinzessin.

Als das erste Gefühl der Demüthigung vorüber war, verwandte der Pater d'Aigrigny, obgleich sein Stolz heftig blutete, dagegen all seine Eigenliebe, all seine Lebensart als Mann von Welt darauf, um seine Höflichkeit gegen Rodin zn verdoppeln, der durch eine so plötzliche Wendung des Glückes sein Vorgesetzter geworden war.

Aber unfähig, diese zarten Abstufungen zu würdigen, oder vielmehr sie zu erkennen, richtete sich der Ex-Socius breit, auf eine rohe und gebieterische Weise in

seiner neuen Stellung ein, nicht etwa durch die Gegenwirkung verletzten Stolzes, sondern aus Bewußtsein dessen, was er werth wäre; eine lange Praxis des Pater d'Aigrigny hatte ihn den untergeordneten Geist dieses Letzteren kennen gelehrt.

— Sie haben die Feder weggeworfen, — sagte der Pater d'Aigrigny mit einer außerordentlichen Ehrerbietigkeit zu Rodin, — als ich Ihnen diese Note für Rom dictirte; ... würden Sie mir die Gefälligkeit erzeigen, mir zu sagen, in was ... ich unrecht gehandelt habe?

— Auf der Stelle, — erwiederte Rodin mit seiner scharfen und schneidenden Stimme, — während langer Zeit, obgleich mir diese Angelegenheit über Ihre Kräfte schien, ... habe ich mich enthalten, ... indessen, welche Fehler! ... welche Armseligkeit im Erfinden! ... welche Plumpheit in den von Ihnen angewandten Mitteln, um sie zu einem guten Ende zu führen!

— Ich habe Mühe ... Ihre Vorwürfe zu begreifen ... — antwortete der Pater d'Aigrigny auf eine freundliche Weise, obgleich eine geheime Bitterkeit aus seiner scheinbaren Unterwürfigkeit vorblickte, — war der Erfolg nicht ohne dieses Codicill gewiß? ... Haben Sie nicht selbst ... zu diesen Maßregeln beigetragen, die Sie jetzt tadeln?

— Damals geboten Sie ... und ich gehorchte, ... Sie standen außerdem auf dem Punkte des Gelingens ... nicht wegen der Mittel, deren Sie sich bedient ha-

ben ... sondern trotz dieser Mittel von einer empörenden Ungeschicklichkeit und Rohheit ...

— Mein Herr ... Sie sind streng, — sagte der Pater d'Aigrigny.

— Ich bin gerecht ... Bedarf es denn Wunder von Geschicklichkeit, um Jemanden in ein Zimmer einzusperren, und nachher die Thür doppelt zu verschließen? ... He? ... Nun denn! haben Sie etwas Anderes gethan? ... Nein ... gewiß nicht! Die Töchter des Generals Simon? in Leipzig eingekerkert; in Paris in ein Kloster gesperrt; Adrienne von Cardoville? eingesperrt; Couche-tout-Nu? im Gefängniß ... Djalma? einen Schlaftrunk ... Ein einziges sinnreiches und tausend Mal sichereres Mittel, weil es moralisch, und nicht materiell wirkte, ist angewendet worden, um Herrn Hardy zu entfernen ... Was Ihre anderen Verfahrungsweisen anlangt ... gehen Sie doch! ... schlecht, ungewiß, gefährlich ... Warum? weil sie gewaltsam waren, und man der Gewalt die Gewalt entgegenstellt; dann ist es kein Kampf schlauer, gewandter, beharrlicher Männer mehr, die in der Dunkelheit sehen, in welcher sie immer gehen ... sondern es ist ein Kampf von Lastträgern am hellen Tage. Wie? obwohl beständig handelnd, müssen wir uns vor Allem verstecken, verschwinden, und Sie erfinden nichts Klügeres, als die Aufmerksamkeit durch Mittel von einer Rohheit und einer bedauernswürdigen Ruchbarkeit auf uns zu ziehen ... Zu besserer Bewahrung des Geheimnisses nehmen

Sie die Wache, den Polizeicommissair, die Kerkermeister zu Helfershelfern ... Das ist ja zum Erbarmen, mein Herr ... Nur ein glänzender Erfolg hätte all' diese Ihre Armseligkeiten übersehen lassen können!! und diesen Erfolg haben Sie nicht gehabt ...

— Mein Herr! — sagte der Pater d'Aigrigny heftig verletzt, — denn Frau von Saint-Dizier, welche die Bewunderung nicht verbergen konnte, welche die bündige und schneidende Sprache Rodins bei ihr hervorrief, blickte ihren ehemaligen Geliebten mit einer Miene an, die zu sagen schien: er hat Recht, — mein Herr, Sie sind mehr als streng ... in Ihrem Urtheil ... und trotz der Ehrerbietung, die ich Ihnen schuldig bin, möchte ich Ihnen sagen, daß ich nicht gewohnt bin ...

— Es giebt, meiner Treue! noch gar viele andere Sachen, an die Sie nicht gewöhnt sind, — sagte Rodin auf eine harte Weise, indem er den ehrwürdigen Vater unterbrach; — aber Sie werden sich daran gewöhnen ... Sie haben sich bis jetzt einen falschen Begriff von Ihrem Werthe gemacht; es liegt in Ihnen ein alter Sauerteig vom Soldaten und Weltmanne, der immer noch gährt, und der Ihrem Verstand die Kaltblütigkeit, die Klarheit und den Scharfblick raubt, den er haben muß, ... Sie sind ein schöner, geschniegelter und gestriegelter Soldat gewesen; Sie sind den Kriegen, den Festen, den Gelagen, den Weibern nachgelaufen ... Diese Dinge haben Sie zur Hälfte abgestumpft. Sie werden jetzt

niemals etwas Anderes, als ein Untergeordneter sein; Sie sind gerichtet. Es wird Ihnen immer diese Kraft, diese Concentrirung des Verstandes fehlen, welche Menschen und Ereignisse beherrscht. Wenn ich diese Kraft, diese Concentrirung des Verstandes habe, ich ... und ich habe sie ... wissen Sie warum? — Weil ich einzig und allein dem Dienste unserer Gesellschaft gewidmet, immer häßlich, schmutzig und keusch gewesen bin, ... ja, keusch ... meine ganze Manneskraft ist noch vorhanden ...

Indem er diese Worte mit einem stolzen Cynismus aussprach, war Rodin entsetzlich.

Die Prinzessin von Saint-Dizier fand ihn fast schön durch seine Kühnheit und Energie.

Der Pater d'Aigrigny, der sich auf eine unüberwindliche, unbarmherzige Weise durch dieses teuflische Wesen beherrscht fühlte, wollte einen letzten Versuch der Auflehnung machen, und rief aus:

— Ei! mein Herr, diese Prahlereien sind keine Beweise von Tapferkeit und Gewalt; ... man wird sie am Werke sehen ...

— Man wird mich daran sehen ... — erwiederte Rodin auf eine kalte Weise ... — und wissen Sie, an welchem Werke? (Rodin wandte gern diese fragende Formel an) an dem, welches Sie so feig aufgegeben haben ...

— Was sagen Sie? — rief die Prinzessin von Saint-

izier aus, denn bestürzt über die Verwegenheit Ro-
ns, fand der Pater d'Aigrigny kein Wort.

— Ich sage, — erwiederte Rodin auf eine langsame
Weise, — ich sage, daß ich es übernehme, die Renne-
ontsche Erbschaftsangelegenheit gelingen zu lassen, die
ie als rettungslos ansehen.

— Sie? — rief der Pater d'Aigrigny aus, — Sie?

— Ich ...

— Aber man hat unsere Kunstgriffe entlarvt.

— Um so besser, man wird genöthigt sein, geschick-
ere zu erfinden.

— Aber man wird sich vor uns in Acht nehmen.

— Um so besser, die schwierigsten Erfolge sind die
icherſten.

— Wie! Sie hoffen, Gabriel einwilligen zu lassen,
daß er seine Schenkung nicht widerruft ... die außer-
dem vielleicht ein wenig ungesetzmäßig ist?

— Ich werde in die Kassen der Gesellschaft die zwei-
hundert und zwölf Millionen zurückkehren lassen, um
die man sie bringen will. Ist das deutlich?

— Das ist eben so deutlich, als unmöglich.

— Und ich sage Ihnen, daß das möglich ist ...
und daß das möglich sein muß ... hören Sie? Aber
Sie begreifen also nicht, kurzsichtiger Geist ... — rief
Rodin aus, indem er sich in dem Grade ereiferte, daß
sich sein Leichenantlitz leicht färbte, — Sie begreifen
also nicht, daß jetzt keine Wahl mehr vorhanden ist ...
entweder werden die zweihundert zwölf Millionen unser

sein, und damit die Wiederherstellung unseres unumschränkten Einflusses in Frankreich, denn mit solchen Summen, bei der Käuflichkeit, die herrscht, kauft man eine Regierung, und wenn sie zu theuer, oder zu unnachgiebig ist, entzündet man den Bürgerkrieg, wirft sie über den Haufen, und restaurirt die Legitimität, die am Ende unser wahres Ziel ist, und die vor Allem uns Alles überliefern wird.

— Das ist klar, — sagte die Prinzessin, indem sie mit Bewunderung die Hände faltete.

— Wenn im Gegentheile, — begann Rodin wieder, — diese zweihundert und zwölf Millionen in den Händen der Familie Rennepont bleiben, so ist es unser Untergang, unser Verderben; das hieße einen Stamm erbitterter, unversöhnlicher Feinde machen ... Sie haben also die abscheulichen Wünsche dieses Rennepont, in Bezug auf diese Verbindung, nicht gehört, die er anempfiehlt, und die, durch ein unerhörtes Verhängniß, sein verfluchtes Geschlecht auf eine wundervolle Weise verwirklichen kann? ... Aber so bedenken Sie doch die unermeßlichen Kräfte, die sich dann um diese Millionen herum sammeln würden: da ist der Marschall Simon, der im Namen seiner Töchter handelt; das heißt der zum Herzog erhobene Mann des Volkes, ohne darüber eitler zu sein, was seinen Einfluß auf die Menge sichert, denn der militärische Geist und der eingefleischte Bonapartismus vertreten in den Augen des Volkes immer noch die Sage von Nationalehre und von Ruhm. Da

nachher dieser Franz Hardy, der liberale, unab-
ıgige, aufgeklärte Bürger, das Vorbild des großen
›rikherrn, der nach dem Fortschreiten und dem Wohl-
ı der Arbeiter strebt! ... Dann ist da Gabriel, der
:e Priester, wie sie sagen, der Apostel des reinen
angeliums, der Vertreter der Demokratie der Kirche
zen die Aristokratie der Kirche, des armen Landpfar-
:s gegen den reichen Bischof, das heißt nach ihrem
uderwälsch, der Arbeiter des heiligen Weinberges
zen den müßigen Despoten, der geborene Verbreiter
er Begriffe von Brüderschaft, Emancipation und Fort-
reiten ... wie sie wieder sagen, und das nicht im
ımen einer revolutionären, mordbrennerischen Politik,
ndern in Christus Namen, im Namen einer Religion
ller Mildthätigkeit, Liebe und Frieden ... um zu
den, wie sie reden. Dann kommt Fräulein von Car-
›ville, das Vorbild der Eleganz, der Anmuth, der
chönheit, die Priesterin aller Sinnlichkeit, die sie da-
ırch, daß sie dieselbe verfeinert und läutert, zu ver-
ittlichen behauptet. Ich will Ihnen nicht von ihrem
erstande, von ihrer Kühnheit reden, Sie kennen sie
ır zu gut. Nichts kann uns demnach auch gefährlicher
erden, als dieses Wesen, Patrizierin durch das Blut,
em Volke angehörend durch das Herz, Dichterin durch
ie Einbildungskraft. Da ist endlich dieser ritterliche,
ihne Prinz Djalma, der zu Allem bereit ist, weil er
ichts von dem civilisirten Leben versteht, unversöhnlich
ı seinem Hasse, wie in seiner Liebe, ein schreckliches

Werkzeug für denjenigen, der sich seiner zu bedienen versteht ... Kurz, es giebt in dieser abscheulichen Familie Niemanden, bis auf diesen erbärmlichen Couche-tout-Nu, der, abgesondert, keinen Werth hat, der aber, gereinigt, erhoben, wiedergeboren durch die Berührung mit diesen edelmüthigen und sich mittheilenden Charakteren, wie sie das nennen, einst als Vertreter des Handwerkers einen großen Antheil an dem Einflusse dieser Verbindung haben könnte ... Glauben Sie nun jetzt, daß, wenn alle diese Leute da, die bereits gegen uns erbittert sind, weil, wie sie sagen, wir sie haben berauben wollen, die abscheulichen Rathschläge dieses Rennepont befolgen, und sie werden sie befolgen, ich stehe Ihnen dafür, glauben Sie, daß, wenn sie alle ihre Kräfte vereinigen, alle Thatkraft, über die sie um dieses ungeheure Vermögen herum verfügen, das dadurch an Macht verhundertfacht wird; glauben Sie nicht, daß, wenn sie uns und unseren Grundsätzen einen erbitterten Krieg erklären, sie die gefährlichsten Feinde sein werden, die wir jemals gehabt haben? Ja, ich sage Ihnen, daß die Gesellschaft niemals ernstlicher bedrohet gewesen wäre, ja, und jetzt handelt es sich für diese um Sein oder Nichtsein; es handelt sich in diesem Augenblicke nicht mehr darum, sich zu vertheidigen, sondern anzugreifen, um die Vernichtung dieses verfluchten Geschlechts der Rennepont, und den Besitz dieser Millionen zu erlangen.

Bei diesem, von Rodin mit einer fieberhaften Auf-

gung dargestellten Bilde, die um so einflußreicher, je ltener sie war, blickten sich die Prinzessin und der ater d'Aigrigny bestürzt an.

— Ich gestehe, — sagte der ehrwürdige Vater zu odin, — ich hatte an alle die gefährlichen Folgen eser von Herrn von Rennepont anempfohlenen Ver- ndung zum Guten nicht gedacht; ich glaube, daß ich dem Charakter, den wir von ihnen kennen, seine rben in der That Lust haben werden, diesen Traum verwirklichen ... Die Gefahr ist sehr groß, sehr rohend; aber, um sie zu beschwören ... was sollen wir un?

— Wie, mein Herr? Sie haben auf unwissende, eldenmüthige und begeisterte Charaktere zu wirken, ie Djalma, sinnliche und überspannte, wie Adrienne on Cardoville, treuherzige und unschuldige, wie Rosa nd Blanca Simon, biedere und gerade, wie Franz ardy, engelgleiche und reine, wie Gabriel, rohe und umme, wie Couche-tout-Nu, und Sie fragen: was llen wir thun?

— In Wahrheit, ich verstehe Sie nicht, — sagte er Pater d'Aigrigny.

— Ich glaube es wohl! Ihr früheres Verfahren alle diesem beweiset es mir hinlänglich, — erwie- erte Rodin geringschätzend, ... Sie haben Ihre Zu- ucht zu plumpen materiellen Mitteln genommen, statt uf so viele edle, großmüthige, erhabene Neigungen u wirken, die, eines Tages vereinigt, ein furchtbares

Bündniß bilden würden; die aber jetzt, getrennt, abgesondert, allen Ueberrumpelungen, allen Lockungen, allen Verführungen, allen Angriffen sich hingeben werden! ... Begreifen Sie endlich? ... Nein, noch nicht? — Und Rodin zuckte die Achseln. — Ich will mich deutlicher erklären: stirbt man vor Verzweiflung?

— Ja.

— Kann die Dankbarkeit glücklicher Liebe bis zu den äußersten Grenzen der thörichtesten Großmuth gehen?

— Ja.

— Giebt es nicht so schreckliche Täuschungen, daß der Selbstmord die einzige Zuflucht gegen abscheuliche Wirklichkeiten ist?

— Ja.

— Kann uns das Uebermaß von Sinnlichkeit nicht in einem langsamen und wollüstigen Todeskampfe zum Grabe führen?

— Ja.

— Giebt es in dem Leben nicht so schreckliche Umstände, daß die weltlichsten, die festesten, oder die gottlosesten Charaktere ... sich gebrochen, vernichtet, blindlings der Religion in die Arme werfen, und die größten Güter dieser Welt gegen das Bußgewand, das Gebet und das Entzücken hingeben?

— Ja.

— Giebt es nicht endlich tausend Verhältnisse, in welchen die Gegenwirkung der Leidenschaften, die ungewöhnlichsten Umwandelungen, die tragischsten Entwicke-

lungen in dem Leben des Mannes und des Weibes herbeiführt?

— Ohne Zweifel.

— Nun denn! warum fragen Sie mich: was sollen wir thun? und was würden Sie sagen, wenn zum Beispiele die gefährlichsten Mitglieder dieser Familie Rennepont ... vor Ablauf von drei Monaten kämen, um knieend die Gunst zu erflehen, in diesen Orden einzutreten, vor dem sie einen Abscheu haben, und von dem sich Gabriel heute getrennt hat?

— Eine solche Bekehrung ist unmöglich, — rief der Pater d'Aigrigny aus.

— Unmöglich ... Und was waren Sie denn vor fünfzehn Jahren, mein Herr? — sagte Rodin, — ein gottloses und ausschweifendes Weltkind ... und Sie sind zu uns gekommen, und Ihre Güter sind die unserigen geworden ... Wie! wir haben Fürsten, Könige, Päpste gebändigt; wir haben in unserer Einigkeit glänzende Geister verschlungen und verlöscht, die außer unserer Gemeinschaft zu viel Licht verbreiteten; wir haben beinahe die beiden Welten beherrscht; wir haben uns lebendig, reich und furchtbar, bis auf den heutigen Tag, inmitten so vielen Hasses, so vieler Aechtungen fortgepflanzt, und wir sollten nicht mit einer Familie fertig werden, die uns auf eine so gefährliche Weise bedroht, und deren, unserer Gesellschaft entzogenes, Vermögen uns eine Lebensnothwendigkeit ist? Wie!! wir sollten nicht geschickt genug sein, um dieses Resultat

ohne ungeschickte Gewaltthat, ohne compromittirendes Verbrechen zu erlangen? ... Aber Sie kennen also die unermeßlichen Hülfsquellen der gegenseitigen oder theilweisen Vernichtung nicht, welche das auf eine geschickte Weise berechnete, gehinderte, gestörte, entfesselte überreizte Spiel der menschlichen Leidenschaften bieten kann, ... und besonders, wenn vielleicht vermöge einer allmächtigen Bundesgenossin, — fügte Rodin mit einem seltsamen Lächeln hinzu, — diese Leidenschaften an Feuer und Gewalt sich verdoppeln können ...

— Und diese Bundesgenossin ... wer ist sie? — fragte der Pater d'Aigrigny, der, wie die Prinzessin von Saint-Dizier, nun eine Art von mit Entsetzen vermischter Verwunderung empfand.

— Ja, — begann Rodin wieder, ohne dem ehrwürdigen Vater zu antworten, — denn wenn diese furchtbare Bundesgenossin uns zu Hülfe kommt, so kann sie schreckliche Umwandlungen herbeiführen, die Unbändigsten kleinmüthig, die Gottlosesten ... Grausamsten ... den Engelgleichsten ... kleinmüthig machen ...

— Aber diese Bundesgenossin ... rief die Prinzessin durch ein unbestimmtes Entsetzen beklommen aus, — diese so mächtige, so furchtbare Bundesgenossin ... wer ist sie?

— Wenn sie endlich anlangt, — nahm Rodin, immer mitleidslos und zornblau, wieder das Wort, — werden die Jüngsten, die Stärksten, in jeder Minute

:odesgefahr sein ... in so dringender Gefahr, wie in Sterbender in seiner letzten Minute ist ...

— Aber diese Bundesgenossin, — fragte Pater d'Aigny wieder, dessen Furcht immer zunahm, denn mit iehr Schatten Rodin dieses finstere Gemälde versah, ichenähnlicher wurde sein Gesicht.

— Kurz, diese Bundesgenossin kann leicht die Beerung decimiren, in dem Leichentuch, welches sie nachppt, eine ganz verdammte Familie mit fortraffen; r sie wird genöthigt sein, das Leben dieses großen andelbaren Körpers zu respectiren, welchen der Tod er. Glieder nie schwächt ... weil sein Geist ... der st der Gesellschaft Jesu nicht zu tödten ist.

— Nennen Sie endlich diese Bundesgenossin?

— Wohlan! Diese Bundesgenossin, — erwiederte din, — diese Bundesgenossin, die näher kommt... er ... mit langsamen Schritten ... und deren hterliche Annäherung ein überall verbreitetes unnliches Vorgefühl verkündet ...

— Ist?

— Die Cholera!

Bei diesem Worte, das Rodin kurz und scharf bet aussprach, erbleichten die Prinzessin und der Pater igrigny und zitterten vor Frost ...

Der Blick Rodin's war düster, eisig; man möchte en einem Gespenst ähnlich.

Während einiger Augenblicke herrschte Grabesstille Salon.

Rodin unterbrach sie zuerst. Immer hartherzig, bezeichnete er mit befehlender Miene dem Pater d'Aigrigny den Tisch, an dem wenige Augenblicke zuvor er, Rodin, bescheiden gesessen, und sagte barsch zu ihm:

— Schreiben Sie!

Der ehrwürdige Pater zitterte anfangs vor Ueberraschung, aber bald erinnerte er sich, daß er aus einem Vorgesetzten ein Untergebener geworden war, er stand auf, verbeugte sich vor Rodin, schritt an ihm vorüber und setzte sich an den Tisch, ergriff die Feder, wendete sich gegen Rodin und sagte:

— Ich bin bereit ...

Rodin dictirte und der ehrwürdige Pater schrieb Nachstehendes:

— „Durch den Unverstand des ehrwürdigen Pater d'Aigrigny hat die Rennepont'sche Erbschaftsangelegenheit heute einen harten Stoß erlitten. Der Nachlaß beläuft sich auf 212 Millionen. Ungeachtet dieser Niederlage glaubt man doch, sich aufs Förmlichste verpflichten zu können, die Familie außer Stand zu setzen der Gesellschaft zu schaden, und von ihr die Herausgabe der 212 Millionen an gedachte Gesellschaft zu erlangen, welche derselben rechtmäßig gehören ... Man verlangt nur die vollständigsten und ausgedehntesten Vollmachten dazu."

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Eine Viertelstunde nach dieser Scene schritt Rodin aus dem Hotel Saint-Dizier, während er seinen alten fettigen Hut vom Staube reinigte, den er abgenommen, um mit tiefer Verbeugung den Gruß des Portiers zu erwiedern.

Ende des vierten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

# Der
# ewige Jude.

Deutsche
Originalausgabe
unter Mitwirkung
von
Wilhelm Ludwig Wesché.

Von
Eugen Sue.

Fünfter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1845.



## Zugabe des Verlegers

zu

# Eugen Sue's ewiger Jude.

## Deutsche Originalausgabe.

---

Wir entlehnen dem Pariser Journal „Der Constitu-
)nnel" vom 23. Novbr. das Nachstehende:

Man gefällt sich in Verbreitung des Gerüchts, als
) Eugen Sue und der Constitutionnel übereingekommen
ären, den ewigen Juden nicht fortzusetzen. Diese
erüchte sind durchaus falsch, und nach kurzer Unter-
:echung wird die Veröffentlichung des Werkes wieder
ginnen, und der Constitutionnel wird seinem Ver-
rechen gemäß die 10 Bände, nämlich das ganze Werk,
)llständig herausgeben.

Ja, die Verwaltung des Constitutionnel hat außerdem sich die ausschließliche Mitwirkung Herrn Eugen Sue's gesichert. Zufolge eines neu abgeschlossenen Vertrags wird derselbe, aber erst nach gänzlicher Vollendung des ewigen Juden, gegen Ende des Jahres 1845 oder spätestens zu Anfang des Jahres 1846, einen neuen Roman in 7 Bänden, 172—175 Kapitel, vielleicht mehr als 7 Bände, herausgeben.

Um zum Voraus Herrn Eugen Sue und dem Constitutionnel das Eigenthumsrecht an dem Titel dieses neuen Werkes zu sichern, theilen wir denselben schon heute mit. Der neue Roman wird heißen: Die sieben Todsünden.

---

Herr Eugen Sue war entschlossen, ungeachtet der heftigen Angriffe einiger ministeriellen und aller ultramontanen Journale, sein Werk ganz der Beurtheilung des Publikums und den Leidenschaften der Parteien zu überlassen, ohne es dagegen zu vertheidigen.

Wir glauben jedoch unseren Lesern eine Freude zu machen, wenn wir aus der „Démocratie pacifique" — einem Journale, welches zwar das Organ

iner Doctrin ist, deren Grundsätze und Konsequenzen vir nicht alle annehmen und befolgen, aber das von Männern herausgegeben wird, die eben so gewissenhaft, als mit Ueberzeugung schreiben, — einen ersten Artikel iber das Leben und die Werke Herrn Eugen Sue's, so die über die erhabenen Gedanken, welche ihn bei der großen Schöpfung seines ewigen Juden begeisterten, ntlehnen:

## Eugen Sue.

Bevor wir einen Blick auf das neue Werk eines Mannes richten, dessen Name jetzt nicht nur in Europa, ondern in der ganzen civilisirten Welt als Volksschriftteller bekannt und in jedem Munde ist, wollen wir inige Worte über ihn selbst sagen.

Eugen Sue wurde zu Paris am 10. Decbr. 1804 geboren. Die Kaiserin Josephine und der Prinz Eugen Beauharnais waren seine Taufzeugen. Die Familie Sue ist sehr alt und seit mehreren Jahrhunderten zu Lacolme, nahe bei Cannes, in der Provence ansässig. Sie wird daselbst noch jetzt durch den Großonkel des Schriftstellers, einen Offizier höhern Grades außer Dienst, repräsentirt.

Der Urgroßvater Eugen Sue's, Peter, sein Groß-

vater Joseph und sein Vater Johann-Joseph waren berühmte Chirurgen und Aerzte. Joseph Sue hat ansehnliche anatomische Arbeiten hinterlassen, ihm verdankt die französische medicinische Schule die allgemeine Annahme der Pathologie des Gaubius, welche die Stelle der Boerhave'schen ersetzte. Joseph und Johann-Joseph, beide von der Universität zu Edinburg mit der Doctorwürde beehrt, machten Frankreich, durch zahlreiche Uebersetzungen, mit den Werken der medicinischen Schule Schottlands bekannt. Der Vater unseres Verfassers hat zahlreiche Werke herausgegeben und sich mit merkwürdigen Studien über die Hinrichtung durchs Köpfen und die Wirkungen des Galvanismus beschäftigt. Er war Oberarzt der kaiserl. Garde im russischen Feldzuge. Nach der Restauration wurde er Leibarzt des Königs. Johann-Joseph Sue stand in innigen Freundschaftsverhältnissen zu der Kaiserin Josephine, zu Franklin, Massena, Moreau, kurz zu allen ausgezeichneten Männern während des Consulats. Er vermachte der Akademie der schönen Künste eine prächtige Sammlung der vergleichenden Anatomie und von Gegenständen der Naturgeschichte, welche in seiner Familie, von vier Generationen ausgezeichneter Aerzte, gesammelt worden war. Dieses sehr werthvolle Museum bildet eine Galerie im Palast der schönen Künste.

Eugen Sue betrat nach dem Wunsche seines Vaters ebenfalls die ärztliche Laufbahn. Er fungirte als Wundarzt bei den Haustruppen des Königs, dann beim Ge-

ralstabe der spanischen Armee im Jahre 1823; darauf, dem nämlichen Feldzuge, beim 7. Artillerie-Regiment. : befand sich mit bei der Belagerung von Cadix, bei r Einnahme des Troccadero und bei der von Tarifa. 24 vertauschte Eugen Sue den Landdienst mit dem ienst zur See; machte mehrere Reisen nach Amerika; :chdem er die Antillen besucht hatte, kehrte er ins ittelländische Meer zurück und lernte Griechenland nnen. 1828 machte er auf dem „Breslau" die eeschlacht von Navarin mit. Bei Rückkehr aus diesem :ldzuge quittirte er den Dienst und den ärztlichen Bef, dessen Ausübung nichts Anziehendes für ihn hatte. r kehrte nach Paris zurück, wo er vermöge der schön Revenüen, die ihm die väterliche Verlassenschaft währte, ein glückliches und glänzendes Leben führen nnte. Nebst dem Vergnügen war seine Lieblingsbe)äftigung damals die Malerkunst, die er bei seinem :eunde Gudin studirte.

Im Jahre 1830 sagte ein alter Kriegskamerad zu m: „Coopers Romane haben den Ocean in die :ode gebracht; Du solltest uns Deine Erinnerungen ıs dem Seeleben zum Besten geben, und in Frankreich nen Seeroman schaffen." Die Idee gefiel unserem erfasser, er ließ den Pinsel im Stich, ergriff die Feder ıd schrieb: „Kernock der Pirat." Die Sache bestigte, die günstige Aufnahme des Werkes ermuthigte n; der Phantasie seines lebhaften und fruchtbaren eistes folgend, fuhr er fort zu schreiben. So erschienen

nach und nach zahlreiche Werke von ihm, die man in nachstehende Klassen eintheilen kann:

Seeromane: Kernock der Pirat — Plick und Plock — Atar-Gull — der Salamander — die Seewarte von Koatwen.

Seegeschichte: Geschichte der französischen Marine unter Ludwig XIV. — Kurze Geschichte der Seemacht aller Völker.

Historische Romane: Latreaumont — Jean Kavalier — Létorières — der Commandeur von Malta.

Sittenschilderungen: Arthur — Coucaratscha — Dylektar — das Hôtel Lambert — Mathilde rc.

Dramas: Latreaumont — die Prätendentin und mehrere Melodramen, die großen Beifall ernteten. (Bei diesen dramatischen Sachen haben die Herren Dinaux und Legouvé mitgewirkt.)

Philosophische und sociale Romane: Die Pariser Mysterien — der ewige Jude.

Die ersten Werke Eugen Sue's verkündigen einen sehr vorurtheilsfreien Geist, eine Seele voll Feuer und Mitgefühl. Mitten durch die Phantasie des Erzählers, oft selbst neben dem Paradoxen erkennt man stets den wohlbegabten Beobachter, der das Böse um sich herum wohl bemerkt und den Triumph der Falschheit und Gewaltthätigkeit außer Zweifel setzt. Bei ihm, als sorglosen Erzähler, blickt schon ein unbestimmtes Vorgefühl vom Untergang der geselligen Ordnung durch. Endlich

lte der Instinkt einer edelmüthigen Seele ihm die
;e seines schönen Buches: „Die Pariser Mysterien"

Herr Sue hat gesagt und hundert Mal wiederholt,
ß er den vorzüglichsten Gedanken dieses Buchs den
thschlägen einer wohlwollenden Kritik verdanke. Die-
Zug zeugt von seltener Bescheidenheit und seltenem
elmuth. Thatsache ist es, daß vom ersten Kapitel an,
) bevor noch irgend eine Stimme sich zu seinem Lobe
oben, in seiner Auseinandersetzung vom Fall des
ourineur, er den Beweis einer Allen überlegenen
ichtbarkeit der Kritik an den Tag gelegt hat. Keine
anderen Studien, die im Verfolg des Werkes vor-
ımen, erscheint uns tiefer, als eben jene; keine setzt
t mehr Kenntniß das Laster der gegenwärtigen Ge-
schaft auseinander und bietet eine klarere Hinweisung
f die Wünsche einer wahren Reform dar. In dem
genblicke, wo der Verfasser des ewigen Juden
die Frage über die Organisation der Arbeit kommen
rd, darf er sich blos diese erste Zeichnung des Chou-
ıeur vergegenwärtigen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Eugen Sue bewohnt im höher gelegenen Theil der
ubourg St. Honoré ein kleines Haus; Lianen und
umen bedecken es und bilden vor dessen Eingang eine
ube. In seinen Garten muß man sich verlieben, er
kühl und voll von Wohlgerüchen; ein Wasserstrahl
uscht aus Felsstücken und Binsen hoch empor und fällt

plätschernd zurück. Eine lange bedeckte Galerie, mit Bildhauerarbeiten und Gewächsen geschmückt, führt vom Hause zu einer kleinen äußern Thür, die ganz unter einem künstlichen Felsen versteckt ist. Die Wohnung besteht aus sehr kleinen Zimmern, die ein wenig dumpf und von den über die Fenster herabhängenden Lianen und Blumen dunkel erhalten werden. Die Meubeln sind roth überzogen, mit goldnen Nägeln, nur das Schlafzimmer ist heller und von bläulicher Farbe. Die sehr zahlreichen Meubeln sind mit einiger Unordnung aufgehäuft, und theilweise durch sehr dicke Vorhänge versteckt. Man findet dort etwas nach allen Stylen, vom Gothischen, dem der Wiedergeburt der Künste, und französische Phantasiestücke. Der Salon ist Muschelwerk, die Wände sind mit Kunstgegenständen ganz bedeckt, alte Schränke, Merkwürdigkeiten aller Art, Gemälde und Bildhauerarbeiten, Familienportraits, schulmeisterliche Werke, Werke neuerer Künstler, seiner Freunde; kostbare Vasen, Geschenke ihm befreundeter Frauen, bedecken die Konsolen. Eins davon wird hoch geehrt als Zeichen der Huld von königlicher Hand. Berühmte Namen glänzen an allen Orten: Delacroix, Gudin, Isabey, Vernet... In einem Rahmen sieht man eine Zeichnung von Frau von Lamartine und darunter Verse des berühmten Dichters ihres Gemahls. Ein Gemälde, auf einer Staffelei, nimmt einen privilegirten Platz in der Mitte aller Prunkgegenstände des Salons ein. Es ist ein Anachoret von Isabey; das Bild macht einen schreckenerre-

ien Eindruck, einen merkwürdigen Kontrast in diesem
en Tempel des Wohlbehagens. Ueberall herrscht ein
ter Wohlgeruch, worunter sich der gesunde Geruch
russischen Leders bemerklich macht.

Seine Lieblingspferde und Hunde, von ihm selbst
von Alfred Dedreux gemalt, leisten dem, der sie
er geliebkoset, Gesellschaft, und empfehlen sich so dem
ndschaftlichen Andenken. Auf der Hausflur, mitten
r Geräthen und Trophäen der Jagd, sind ein Wolf
ein Raubvogel, früher gezähmt und geliebt, in der
hnung ihres Herrn ausgestopft wieder aufgelebt.
Ende des Gartens sind zwei wunderschöne Wind-
de, ein Geschenk Lord Chesterfields, sehr sorgfältig
uartirt. Schöne Goldfasane und Holztauben spazieren
auf dem Rasen des Gartens umher, und setzen sich
n Abend auf die Sommerläden der Fenster und
er dem Laubdach der Freitreppe zum Schlafen, als
ügelte Hüter der Schwelle, als schmucke und sanfte
unde des Hauses.

Bei Betrachtung dieser Wohnung, welche die Hand
s Freundes, in Abwesenheit des Besitzers, uns ge-
et hatte, erriethen wir manche Züge seines Charak-
. Die Leidenschaft des Luxus und rauschender Ver-
gungen, mit Wiederkehr zur Zurückgezogenheit und
Nachdenken gepaart; einen geläuterten Geschmack
die schönen Künste, Hinneigung zu einer sinnreichen
borgenheit, Liebe zu den Thieren und Pflanzen.
Diener, Lorenz, führte uns umher, seit 15 Jahren

hat er Herrn Sue nicht verlassen, ein Lob für einen Diener, vielleicht auch des Herrn, dessen Dienst er sich gewidmet.

. . . . . . . . . . . . . . . . . .

Im ewigen Juden erscheint vom ersten Anfang derselbe edelmüthige Gedanke, der den Verfasser bei den Pariser Mysterien geleitet. Das Buch ist Herrn Camillo Pleyel gewidmet, einem liebenswürdigen und ausgezeichneten Künstler, einem ehrenwerthen und sachkundigen Geschäftsmann, der mit Eifer daran arbeitet, das Schicksal seiner Arbeiter zu verbessern. In der Widmung kündigt Herr Sue an, daß er sich mit dem Schicksal des Volks: seinem Recht auf Arbeit, beschäftigen will. „Diese heiße Frage von der Organisation der Arbeit" sagt er, „wird bald jede andre Frage überragen, weil sie für die Masse des Volks eine Frage über Leben und Tod ist." Also die gleiche Quelle der Begeisterung wie bei den Mysterien: christliche Liebe, Mitgefühl für's Volk. Aber hier scheint das Feld noch weit ausgedehnter zu sein.

Der Gesichtskreis des Dichters hat sich erweitert, sein Flug umfaßt einen viel größern Raum, er erhebt sich und sucht die Welt zu beherrschen; er dehnt sich über das ganze menschliche Geschlecht aus. Er wird die Erlösung des ganzen Menschengeschlechts predigen, welches noch verdammt, und schmerzlich zum Schooße der Erde niedergebeugt ist. Er beschränkt sich nicht auf die gesellschaftlichen Zustände in Frankreich, auf das

merzliche und heimliche Elend der Hauptstadt; das
nze Geschlecht macht er zum Gegenstand seines Stu-
ıms, den Orient und Occident zu seinem Kampf-
ıtz. Er ruft seltsame Mysterien hervor und redet uns
n Wundern. Von der phantastischen Seite seines Werks
:ührt er die Probleme des jenseitigen Lebens.

Sein Pinsel sucht und zeichnet sonderbare Sitten,
scheuliche Krankheiten, die Schreckbilder der Mensch-
t. Hier ist es die Cholera, und ihr methodisches
d fürchterliches Vorschreiten, dort sind es die Phan-
ȝars oder Erdrosseler der Menschen; auf den ma-
ischen Inseln eine Mutter, die ihr Kind den Kaimans
Flusse vorwirft, damit es die Last des Lebens nicht
ertragen haben möchte; der alte abgestumpfte Pflanzer,
elcher die jungen Mädchen kauft, die von ihren vor
ınger sterbenden Vätern verkauft werden; der Indier,
ssen Land auf brutale Weise erobert und von einer
ompagnie bewaffneter Kaufleute geplündert wird;
ehr in unserer Nähe die russische Despotie und die
ualen der Verbannung nach Sibirien; in Frankreich
e zu große Dürftigkeit der Volksklassen, welche zu
ısschweifungen, entwürdigenden Orgien, und der Pro-
tution führt; die Unwissenheit und Vereinzelung,
elche sie der Ausbeutung listiger Menschen aussetzt;
berall das Elend, welches seine Knochenhand nach den
lassen ausstreckt, und vor Allem den schwachen Körper,
e zarte und muthige Seele der Frauen erschöpft.

Als Jesus, sein Kreuz auf der Schulter, sich nach

der Richtstätte schleppte, und, abgemattet durch die erlittenen Ungerechtigkeiten und Martern, unter der Last seines Todesinstruments zusammensank, blieb er einen Augenblick an der Schwelle eines armen Schuhmachers stehen, und bat ihn um die Erlaubniß sich auszuruhen zu dürfen. „Marsch, Marsch", rief hartherzig dieser Mann, dieser Mann des Volks, voll Undank und Grausamkeit gegen Denjenigen, dessen Streben war: das Volk, die Armen, die Sclaven frei zu machen. „Du bist es," antwortete Christus voll Traurigkeit und Ernst, „Du bist es, der bis ans Ende der Jahrhunderte unstät umherirren wird." Von diesem Tage an, sagt die geheimnißvolle Tradition, wandert der Jude unaufhörlich durch alle Jahrhunderte, einsam und trostlos, als Repräsentant des Geschlechts, welches den Gottmenschen tödtete, als Sinnbild der zahlreichen Klasse der Armen, die keine Schwelle finden, wo sie ihrem schmerzensreichen Leibe Ruhe gönnen, keine Zuflucht, keine Hoffnung, kein Mitleid mit ihren Uebeln, keine Kraft denjenigen, welche sie lieben, zu Hülfe zu kommen, entblößt, ohnmächtig, voll Verzweiflung. So ist die große phantastische Gestalt des ewigen Juden beschaffen, die Eugen Sue in den Mittelpunkt seines Werks setzt, als Symbol des bösen Schicksals und der Strafe, als das wunderbare Band zwischen Himmel und Erde.

Der Dichter nimmt an, daß gegenwärtig sieben Nachkommen einer sehr geliebten Schwester des Schuhmachers von Jerusalem, auf sehr verschiedene Stufen

menschlichen Gesellschaft vertheilt, noch leben. In
e verschiedenen Figuren hat der Dichter die Tugen-
, die Entwürdigungen, den Glanz und das Elend
Menschengeschlechts zusammengedrängt, und gleich-
n als Typus hingestellt, und über diese Wesen,
für ihn nur eine Familie, nur Gegenstände der
)e ausmachen, wacht der Jude mit glühender Sorg-
. Es ist das ganze Menschengeschlecht in seiner Ver-
enheit und Schwäche, in seinen Bestrebungen, Hoff-
ıgen und Träumen; es ist das Geschlecht, im Kampfe
seinen arbeitsamen Bestrebungen, das unaufhörlich
n Untergange bedrohet scheint, aber durch die Hülfe
Vorsehung gerettet und aufrecht erhalten wird für
en großen Zweck jenseits dieses Lebens.

Alle diese Individuen, verschwistert durch das Blut,
:r in der falschen Welt, in der wir leben, so weit
n einander geschieden, der Prinz Djalma, die Pa-
zierin Adrienne von Cardoville, Hardy der Bürger,
: heilige Priester Gabriel, Rosa und Blanca, die
aisen, der beinahe entwürdigte Arbeiter, dessen bi-
:rer und abschreckender Name sinnbildlich den Zu-
nd der Entblößung und Unordnung darstellt, alle sind
timmt, sich eines Tages zu vereinigen und wieder,
ch dem ewigen Gesetz Gottes, eine einzige und einige
:nschliche Familie zu bilden. Von ihrer Eintracht
ll das Heil der Welt, das Ende der bösen Tage, die
:lösung des Geschlechts, endlich die Ruhe ihres großen
ınherrn, des Weltmenschen, des ewigen Juden, ab-

hängen. Ein vorsorgender Befehl ruft sie, zu einem bestimmten Tage, in einer wenig gekannten Straße von Paris zusammen; ihre Köpfe sind voll von weltlichen Gedanken; sie sollen sich einander nähern, sich kennen lernen, sich verbinden; ein Schatz wird zu ihrer Verfügung gestellt sein, und sie werden aufgefordert, von diesem Schatze zu Erfüllung hoher gemeinschaftlicher Christenliebe Gebrauch zu machen. Den Nachkommen des mitleidslos den Gottmensch tödtenden Juden, jetzt reiche Leute, ist anbefohlen, das Werk der Organisation der Arbeit zu unternehmen, den Versuch zu einer harmonischen Weltordnung, der Vereinigung in allgemeiner Menschenliebe, zu machen.

Diesen isolirten Kräften, die nach der wahren Ordnung der Dinge und nach Freiheit streben, treten die schon zu einer falschen Weltordnung und zur Unterdrückung vereinten Kräfte entgegen. Der Dichter wollte die Allgewalt einer sowohl auf das Böse wie auf das Gute gerichteten Vereinigung darstellen und suchte in der Weltgeschichte das Beispiel der kräftigsten Gesammtwirkung vereinter menschlicher Kräfte auf. Sicherlich ist noch kein Orden so kräftig organisirt, so stark in seinem Einfluß auf die Welt gewesen, als der Orden der Jesuiten. Gewiß ist auch, daß diese Korporation nicht immer Gutes gewirkt hat, und wenn wir nicht unterlassen können, den Erfolg seiner Verbreitung des christlichen Glaubens unter den Wilden und seine Bestrebungen der Colonisation ehrend anzuerkennen, so können

zu gleicher Zeit nicht verschweigen, daß seine Thä-
t in der alten Welt vorzugsweise unterdrückend
wahrhaft demoralisirend gewirkt hat. Der Jesui-
us ist der Geist der Finsterniß und der Unterdrük-
, es ist die fälschliche und verdumpfende Richtung
nenschlichen Natur.

Eugen Sue hat also diese im Geheimen mächtige
indung in Kampf gesetzt gegen alle Elemente der
hlichen Emancipation: den Glauben, die reine und
ame Christenliebe in der Gestalt Gabriels — kluge
ebsamkeit und vorurtheilsfreie Prüfung durch Hardy
n natürlichen Reiz der geraden und kindlichen Er-
ngen der Seele in Rosa und Blanca — helden-
igen Enthusiasmus in Djalma — unbekümmerte
losigkeit bei heißem Blut und Drang nach sinn-
Genüssen in Couche-tout-Nu — den Geist der
ncipation und zu Verfeinerung der Genüsse in
nne von Cardoville. Vereinzelt, stückweise, droht
diesen Elementen Erdrückung, Zerstörung; der Geist
Bösen gebraucht seine vereinte Kraft, um sie aus-
der, getrennt zu erhalten und zum Besten des im
rn wirkenden Vereins die Schätze wegzuschnappen,
estimmt sind, Werke der Wahrheit und des Lichts
irken. In dem Augenblick, wo wir uns der Ent-
ung des Dramas nähern, scheint Alles gegen die
lie des Juden zu gelingen, Alles scheint den Triumph
'Aigrigny's, der Rodin's vorzubereiten. Nur eine
erbare Hülfe, das Einschreiten der Vorsehung,

kann die im Finstern schleichende Intrigue zerstören, und den sieben Nachkommen der Jüdin die Mittel der Wiedervereinigung und der Verbindung zum Heile der Welt erhalten.

Nachdem er, in einem betrübenden und schrecklichen Gemälde, mit harten und mitleidslosen Zügen, die Gewalt einer Verbrüderung zum Bösen mit vieler Geduld vor unsere Augen hinstellte, wird Eugen Sue ohne Zweifel im weitern Verlauf seines Buchs uns in die Alles beherrschende Größe einer Verbindung zum Guten einweihen; vielleicht wird er vor unseren entzückten Augen einen Zipfel vom Schleier der Zukunft aufdecken und uns irgend ein schönes Bild von der wahren Ordnung der Dinge, von den glücklichen, einst zu erwartenden Schicksalen enthüllen.

Als Gegenstück zu dem traurigen Schicksal der Mayeux und der abgezehrten Arbeiter unserer Städte, wird er uns vielleicht zeigen, wie eine gewerbthätige Werkstatt eingerichtet sein müßte, um dem Arbeiter Gewähr der Beschäftigung und einen, den Leistungen jedes Einzelnen, dem Werk seiner Hände, seiner Kenntnisse angemessenen Lohn zu gewähren, damit die Betrügereien und Kämpfe einer Alles zu Grunde richtenden Konkurrenz aufhören. Er wird uns sagen, daß nur die in die Arbeit selbst gelegte Anziehungskraft die Auflehnung und den Fall der Bacchanten-Königin und Couche-tout-Nu verhindern kann. Er wird uns lehren, daß der natürliche freie Aufschwung der Seele von

sa und Blanca sich leicht mit dem Dogma der wahren
ligion in Einklang setzen wird, denn Christus sagt:
s Himmelreich gehört den kindlichen Herzen. Er
d den Priester des Lichtes Gottes dem Priester
ikler Dogmen gegenüberstellen, wird uns begreifen
en, wie rechtmäßig und geheiligt die Sehnsucht
:ienne's von Cardoville ist, sich mit dem, was der
us Schönes und Ausgesuchtes bietet, zu umgeben;
dem Beispiel dieses edlen Mädchens werden wir
sehen lernen, daß das Frauengeschlecht in dem Grade
Würde gewinnt, in dem die ihm gewährte Freiheit
immt, und daß, ohne wohl abgemessene Freiheit die-
Geschlechts, in der menschlichen Gesellschaft weder
gerechte Ordnung, noch Reinheit der Sitten be-
en kann. Indem der Dichter durch die Wärme sei-
Darstellungen unsere Herzen rührt, wird er uns
selbst den Einklang der verschiedenen Klassen der
ischlichen Gesellschaft als unerläßlich erkennen lassen,
vird uns beweisen, daß das Glück jeder einzelnen
sse von der Verbindung aller unter einander abhängt.
wird unsere Seelen mit dem Feuer der christlichen
hstenliebe erfüllen; er wird uns Thränen entlocken
das Schicksal des Weibes, über das Loos der
ksklassen, über die Leiden, denen Niemand entgeht,
das allgemeine Uebel, und unaufhörlich den von
em Willen beseelten Männern den Weg zur Erlösung
Welt zeigen.

Das ist ungefähr, in matten Zügen, der Inhalt,

die allgemeine Auffassung des neuen Werks von Eugen Sue. Diese Auffassung ist großartig; vorzugsweise wurde sie von einem religiösen Gefühl eingegeben; sie ist wahrhaft christlich. Kein Werk der Phantasie hat, so viel uns bekannt, bis jetzt in so ausgedehnter Weise die Verhältnisse des socialen Lebens aus seinen verschiedenen Gesichtspunkten, in seiner betrübenden und getrübten Gegenwart, in seinem Aufschwung zur Ordnung und zum Glück, dargestellt. Kein Schriftsteller hat so treffend und gründlich, in dramatischer Form, das Problem der menschlichen Bestimmung erörtert, als Eugen Sue in seinem ewigen Juden.

---

## Zweiter Aufsatz der Democratie pacifique über Eugen Sue's ewigen Juden.

---

Paris, am 22. Novbr. 1844.

Einer der größten Fehler der Kritik ist, zu schnell abzuurtheilen und zu verdammen, ohne gehört zu haben. „He!" schrieen geschickte Leute, indem sie Sue's Werk

etrachteten, „heißt das Einbildungskraft? Nichts als
iaterielle Mittel ... Sie verstehen weiter nichts, als
ie Personen unter Schloß und Riegel zu bringen, die
ie gern los sein wollen. Welche Armuth der Erfin-
ıng." Das am heutigen Morgen im Constitutionnel
schienene Kapitel des ewigen Juden*) antwortet
egreich auf die literarischen Anschuldigungen, die mit
iumphirender Miene in mehreren Journalen ausge-
racht wurden, und überschüttet Kläger und Richter
it Beschämung.

Wir haben unsere Leser schon mit dem Triebwerk
er dramatischen Intrigue des Juden bekannt gemacht.
ie Häupter einer ganz abgeschlossenen, ehrgeizigen
nd mächtigen Verbrüderung wollen ihrem Orden ein
nmenses Vermögen, 212 Millionen zuwenden. Zu
rreichung dieses Zwecks müssen die rechtmäßigen Er-
en, die sieben Abkömmlinge des Juden, einen einzigen
ısgenommen, den Missionair Gabriel, dessen Verzicht-
istung man erschlichen, von dem Orte entfernt gehal-
n werden, wo an einem bestimmten Tage das Testa-
ent eröffnet werden soll. Der Marquis d'Aigrigny,
ıs Haupt der fürchterlichen Gesellschaft, früher Mili-
ir, der Mann der Manöver und der Taktik, wendet
atürlich materielle Mittel an; er läßt Rennepont's
inder falsche Märsche machen: er hält sie auf ihrem

*) Das 27. des 4. Bandes in der deutschen Originalausgabe.

Wege auf, läßt sehr geschickt sie aufgreifen, steckt sie in Gefängnisse, in's Tollhaus, in's Kloster, alles Zufluchtsstätten, wo, leider nur zu oft! die schon gestörte und niedergebeugte Seele des Menschen vollends zum Thier herabsinkt oder unterliegt.

Der verhängnißvolle Tag ist gekommen; schon haben der Pater d'Aigrigny und sein Socius Rodin, ungeachtet der unvermutheten und bedrohlichen Hindernisse, mit ihren Händen den Schatz gepackt. Die Hoffnung einer Verbrüderung für das Gute, für das Glück der Welt, scheint sich mit diesen Reichthümern zu verlieren, die den Händen der falschen, die menschliche Freiheit unterdrückenden Gesellschaft übergeben werden. Da hemmt plötzlich ein wunderbares Einschreiten den Ruin der Rennepont's. In dem kleinen hundertjährigen Hause in der Straße Saint-François erscheint plötzlich, in dem Augenblicke, wo der Notar an d'Aigrigny die Schätze der Erbschaft übergiebt, eine seltsame geheimnißvolle Frau, und bietet den staunenden Blicken das Original eines Portraits dar, welches seit 150 Jahren an der Wand des verlassenen Hauses gehangen hat. Sie durchschreitet ernst und schweigend die Gruppe, in der d'Aigrigny sich fürchtet, Rodin selbst sich schüttelt; legt ein Codicill auf den Tisch, entfernt sich, reicht dem Juden Samuel, dem treuen Bewahrer der Erbschaft, die Hand zum Kuß und verschwindet.

Wer ist diese Frau? Man weiß es nicht. Aber ihr Bild ist da, lebend seit Jahrhunderten; aber schon frü-

:r erschien sie hülfreich dem frommen Gabriel, und be-
eiete ihn von dem Kreuze, an welchem hängend die
Bilden seine vom Glauben strahlende Stirn scalpirten;
nd Alles sagt uns, daß in ihr der Beistand der gött-
chen Vorsehung sich offenbart.

Das Codicill verschiebt um drei Monate den Antritt
:r Erbschaft.

Alle Berechnungen des bösen Princips sind zerstört,
de Wahrscheinlichkeit, künftig den Kampf mit Erfolg
rtsetzen zu können, ist verloren. Rennepont's Erben
nd gewarnt, sie kennen jetzt ihre Rechte, sie werden
uf ihrer Hut sein. d'Aigrigny, voll Wuth im Herzen,
anz verzweifelt, läßt sich zu seiner Freundin, seiner
Spießgefährtin, der Prinzessin von Saint-Dizier fah-
:n. Im Wagen betrachtet Rodin stumm, kalt und
oll Bitterkeit den gleichsam vernichteten Marquis, und
igt für sich:

„Der Feigling!... er verzagt... gleich-
vohl!..."

In diesen Worten des niedrigen Socius über sei-
en Vorgesetzten liegt etwas Außerordentliches. Was
vird sich noch ereignen? Wer ist dieser Rodin?

d'Aigrigny erzählt der Prinzessin mit kurzen Wor-
en seinen Unfall, bezeichnet mit hochfahrender Miene
nd hastig Rodin den Schreibtisch, um ihm einen
Brief an den Jesuiten-General in Rom zu dictiren.
„Schreiben Sie, sagt er, daß die Sache mit der Ren-
nepont'schen Erbschaft fehlgeschlagen ist, aller Geschick-

lichkeit meiner Berechnungen zum Trotz." Rodin, der sich unterwürfig und mit kläglicher Miene an den Schreibtisch gesetzt, wirft plötzlich seine Feder weg und steht auf. Die Viper reckt sich in die Höhe vor dem Kamine, und heftet auf den Obristen Marquis d'Aigrigny, den hochadeligen Herrn, das Oberhaupt des Ordens in Frankreich, einen langen Blick voll Mitleid, Verachtung und dominirender Ueberlegenheit.

Rodin zieht aus seiner fettigen und abgetragenen Brieftasche ein zusammengeschlagenes, auf beiden Seiten gestempeltes Papier, auf dem einige Zeilen in lateinischer Sprache geschrieben sind. Nachdem er es gelesen, nähert d'Aigrigny voll Ehrfurcht, voll Religionseifer dieses Papier seinen Lippen, giebt es an Rodin zurück und neigt sich tief vor ihm. Rodin ist von nun an das Oberhaupt, d'Aigrigny der Untergebene.

Hier müssen wir eine Stelle wörtlich anführen. Der Constitutionnel wird es uns vielleicht verzeihen, aber sollten wir auch (da auch theilweiser Nachdruck untersagt ist), sollten wir auch eine Strafe zahlen müssen, werden wir doch das Vergnügen gehabt haben, einige Züge aus einem bewunderungswürdigen Gemälde, dem an Größe selten etwas, in welchem dramatischen Werke es auch sei, gleichgekommen ist, wiederholt zu haben.

(Die citirte Stelle lassen wir weg!)

Aber weshalb citiren? Lieset nicht Jedermann den ewigen Juden? Verweilen wir bei dem für unsere kritischen Bemerkungen nothwendigen Punkte. Rodin,

t niedergebeugten Marquis und der vor Bewunde-
ig stummen Prinzessin imponirend, nimmt endlich den
i gebührenden Rang ein, er tritt die Rolle des Vor-
etzten an; mit befehlender und verächtlicher Miene
ßt er d'Aigrigny, nun seinerseits der niedrige Die-
:, sich setzen und schreiben. Der Marquis, gewöhnt
den unterwürfigen Gehorsam des Ordens, nimmt
Feder, Rodin dictirt: „Die Rennepont'sche Erbschafts-
gelegenheit, die durch die Ungeschicklichkeit des hoch-
rdigen Pater d'Aigrigny fehlgeschlagen ist, wird ver-
ge meiner Sorgfalt binnen hier und drei Monaten
einem guten Ende geführt werden."
Nach dieser großartigen Scene, in welcher Rodin
zeigt hat, was Willensstärke und Klugheit vermögen,
)t dieser starke und mächtige Mann, der morgen
lleicht ein Königreich kauft, der sich größer dünkt,
der dreieinige Gott, welcher mit Glückszufällen
n der Herrschaft der Welt träumt, Rodin geht eine
ertelstunde nach dieser Scene aus dem Hôtel St.
zier und wischt mit dem Aermel seinen alten fettigen
it glatt, den er abgenommen hat, um mit tiefer
rbeugung den Gruß des Portiers zu erwiedern."
Der Contrast in diesem Zuge ist wundervoll.
Wer sehen will, findet in den kurzen hier ange-
hrten Stellen die Antwort auf vielen Tadel.
Die Anwendung materieller Mittel war demnach
ne Berechnung und eine geschickte Berechnung. Sue
ußte eben so gut wie die feinen Kritiker, wie unvoll-

kommen die Combinationen sind, welche sich auf unbearbeitete Schnellkraft stützen; doch haben sie einen Werth: sie dienen im Leben; er hat sie deshalb beim Anfang seines Werkes benutzt, um in klug berechneter Steigerung ihnen in der Folge das Element des leidenschaftlichen Getriebes entgegensetzen zu können. Das so vom Einfachen zum Zusammengesetzten gesteigerte Interesse muß bei jedem Schritt sich vermehren, und der Dichter wird uns die innersten Falten des menschlichen Herzens enthüllen. In der That, (und wir glauben, daß alle ernsten Leser unser Gefühl getheilt haben,) beim Lesen dieses letzten Kapitels fühlten wir uns gleichsam von einem betäubenden Schlage getroffen. Unsere Seele wich zurück, zitternd und erschreckt, je mehr Rodin, dieses treffliche böse Princip, mit seiner dürren und eisigen Hand den Schleier des Gemäldes lüftete, und den Ausgang des von seinem Genie zusammengesetzten infernalischen Trauerspiels zeigte, welches er sich gefällt in den Schooß der unreinen Plage, der Cholera zu versetzen.

Sollten wohl die Kritiker sagen, daß Sue an ihrem Licht sich begeisterte, daß er unter ihrer Zuchtruthe sich besserte? Dessen sind sie wohl fähig!... Aber sie werden bekennen müssen, daß der Verfasser des ewigen Juden guten Nutzen aus ihrem Rath und herrliche Früchte aus ihrer Verleugnung zieht. Sie, meine Meister! werden also künftig Beifall klatschen müssen, wenn das Werk Ihnen theilweise angehört. Von Ihrer

en Klage bleibt nichts mehr übrig, und höchstens
ınten Sie noch einwerfen: daß die Anwendung des
ıteriellen Mechanismus zu sehr verlängert, eintönig
d langweilig würde, wenn Sie die Volksstimme für
ı hätten, wenn die Leser Ihrem trüben Reide durch
müdung und Ueberdruß sich zugesellt hätten. Aber
r hat sich beklagt? Wer ist müde geworden? Wird
: günstige Eindruck, den das Buch macht, nicht im-
:r größer, und erwachsen dem glücklichen Journal,
dem der ewige Jude erscheint, nicht stets neue Ab-
hmer*)? Wir wissen das Gegentheil, wir und unsere
itbrüder, die dies vielleicht weniger frei bekennen;
nn bei uns steigt die Fluth nicht mehr, und bleibt im
nstigsten Fall sich gleich, während der Wind die Mas-
ı auf die Bahn des ewigen Wanderers treibt, dessen
ld Gavarni so schön herstellte.

Man hat Eugen Sue vorgeworfen, daß er die Sinn-
hkeit und Orgien verherrlichte. Diese Anschuldigung
hrt von Leuten her, die sich an Einzelheiten halten,
i den Verfeinerungen im Palaste der Adrienne von
ırdoville, bei den sich blosgebenden Thorheiten am
ofe der Bacchanten-Königin, ohne das Ganze ins
ıge zu fassen. Kann man einen Körper abschätzen,
:nn man von seinen zwei Seiten nur eine betrachtet?
ınt man die Schönheit eines Gesichts, wenn man es

*) Im April 1844 hatte der Constitutionnel [illegible] Abnehmer;
t ist die Zahl derselben auf 24,000 gestiegen.

kommen die Combinationen sind, welche sich auf unbearbeitete Schnellkraft stützen; doch haben sie einen Werth: sie dienen im Leben; er hat sie deshalb beim Anfang seines Werkes benutzt, um in klug berechneter Steigerung ihnen in der Folge das Element des leidenschaftlichen Getriebes entgegensetzen zu können. Das so vom Einfachen zum Zusammengesetzten gesteigerte Interesse muß bei jedem Schritt sich vermehren, und der Dichter wird uns die innersten Falten des menschlichen Herzens enthüllen. In der That, (und wir glauben, daß alle ernsten Leser unser Gefühl getheilt haben,) beim Lesen dieses letzten Kapitels fühlten wir uns gleichsam von einem betäubenden Schlage getroffen. Unsere Seele wich zurück, zitternd und erschreckt, je mehr Rodin, dieses treffliche böse Princip, mit seiner dürren und eisigen Hand den Schleier des Gemäldes lüftete, und den Ausgang des von seinem Genie zusammengesetzten infernalischen Trauerspiels zeigte, welches er sich gefällt in den Schooß der unreinen Plage, der Cholera zu versetzen.

Sollten wohl die Kritiker sagen, daß Sue an ihrem Licht sich begeisterte, daß er unter ihrer Zuchtruthe sich besserte? Dessen sind sie wohl fähig!... Aber sie werden bekennen müssen, daß der Verfasser des ewigen Juden guten Nutzen aus ihrem Rath und herrliche Früchte aus ihrer Verleugnung zieht. Sie, meine Meister! werden also künftig Beifall klatschen müssen, wenn das Werk Ihnen theilweise angehört. Von Ihrer

en Klage bleibt nichts mehr übrig, und höchstens
nten Sie noch einwerfen: daß die Anwendung des
terielllen Mechanismus zu sehr verlängert, eintönig
d langweilig würde, wenn Sie die Volksstimme für
hätten, wenn die Leser Ihrem trüben Reide durch
müdung und Ueberdruß sich zugesellt hätten. Aber
r hat sich beklagt? Wer ist müde geworden? Wird
: günstige Eindruck, den das Buch macht, nicht im-
r größer, und erwachsen dem glücklichen Journal,
dem der ewige Jude erscheint, nicht stets neue Ab-
)mer*)? Wir wissen das Gegentheil, wir und unsere
itbrüder, die dies vielleicht weniger frei bekennen;
in bei uns steigt die Fluth nicht mehr, und bleibt im
nstigsten Fall sich gleich, während der Wind die Mas-
i auf die Bahn des ewigen Wanderers treibt, dessen
ld Gavarni so schön herstellte.

Man hat Eugen Sue vorgeworfen, daß er die Sinn-
hkeit und Orgien verherrlichte. Diese Anschuldigung
hrt von Leuten her, die sich an Einzelheiten halten,
i den Verfeinerungen im Palaste der Adrienne von
rdoville, bei den sich blosgebenden Thorheiten am
)fe der Bacchanten-Königin, ohne das Ganze ins
ige zu fassen. Kann man einen Körper abschätzen,
:nn man von seinen zwei Seiten nur eine betrachtet?
int man die Schönheit eines Gesichts, wenn man es

*) Im April 1844 hatte der Constitutionnel 3600 Abonnenten;
t ist die Zahl derselben auf 24,000 gestiegen,

nur von der Seite gesehen? Noch weniger werden Sie einzelne Theile richtig beurtheilen können, wenn Sie sie vom Ganzen trennen. Aus einer weiter oben angeführten Stelle sehen wir, daß im Entwurf des Dichters Adrienne von Cardoville nur ein Glied der Familie ausmacht, in welcher alle verschiedenen Regungen der Seele zusammengedrängt sind, aus denen das menschliche Wesen besteht. Adrienne ist nur eine Taste dieses Instruments (Klaviers), und wenn ihr Geschmack und ihre Neigungen, vereinzelt und ausschließlich dastehend, gefährlich und bös sein können, so werden sie, vereinigt mit den verschiedenen Eigenschaften der übrigen Personen des Dramas, legitim, nützlich, und tragen zur Harmonie des Ganzen bei. Versuchen Sie, im Geiste Adrienne's vortreffliche Empfänglichkeit mit der ritterlichen Biederkeit und dem Enthusiasmus Djalma's, mit dem rohen aber edelmüthigen Feuer Couche-tout-Nu, mit den naiven und zärtlichen Gefühlen Rosa's und Blanca's, mit dem Geradsinn und der Güte Hardy's, mit Gabriel's, des guten Priesters, engelgleicher Reinheit in Verbindung zu bringen. Fügen Sie dieser Gruppe starker oder zarter Seelen noch diejenigen hinzu, welche der Dichter absichtlich ihnen nahe gestellt, und mit den andern durch Bande der Liebe verbindet: Agricol und Dagobert, so freimüthig und so bieder, und Franziska, die fromme Mutter, dieser Inbegriff der Familienliebe — den alten Simon, mit dem klaren Verstand und wirklicher Unabhängigkeit des Charakters

ie Mayeux vor allen, dieses heilige Mädchen, die
e Vergeistigung, die neben Gabriel den Contrast
Adriennen und Touche-tout-Au so schön vervoll-
digt, — und gestehen Sie, ob Sie hierin nicht einen
n Gedanken, eine weise Vereinigung aller Elemente
s menschlichen Charakters der erhabensten Art, ein
endetes Wesen, die Einheit aller menschlichen Kräfte
nnen müssen.

Diese Bilder sind unbestritten grossartig; aber wie
e Kritiker geben sich wohl die Mühe, zu betrachten
zu sehen, und wollen warten, bis der Schriftsteller
en Gedanken in seiner Wahrheit und Ausdehnung
gelegt hat. Sie fürchten beständig betrogen zu wer-
sie haben gegen Alles Verdacht, sie zweifeln an Al-
. Wenn man ihnen sagt, daß die Venus von Milo
die Madonna von Raphael schön und erhaben sind,
den sie, statt ihrer natürlichen Bewunderung freien
f zu lassen, sich umwenden und euch murmelnd fra-
, ob ihr auch genau von dem überzeugt seid, was
saget, ob ihr sie nicht vielleicht betrügen wollt? Sie
en auf die Ehre, für ungläubig gehalten zu werden,
in dieser kindischen Gesinnung gehen sie gehässiger
ise so weit, die Aufrichtigkeit des Dichters zu leugnen
seine Biederkeit zu beschuldigen. Ach, meine Her-
! Sie machen uns Vorwürfe wegen unseres lebhaf-
sympathetischen Gefühls für das Werk Eugen Sue's,
machen angenehme Scherze über unser Vertrauen,
foppen uns mit unserer Naivetät! Ihren Spott neh-

men wir als Lobspruch an. Unserer Meinung nach ist es besser, kindlich dem edelmüthigen Worte zu vertrauen und das Gute vorauszusetzen, als ausschließlich seine Seele dem Verdacht der Falschheit und des Bösen zu öffnen; besser zu glauben, daß ein Genie weiß, was es will, und sich für seine Vertheidigung zu ereifern, als an nichts zu glauben und sich nur für Schmähworte zu erwärmen; es ist besser sich an das zu halten, was man im Werke des Dichters bewundern muß, als darin nur das aufzusuchen, was man herausrupfen, davon abschneiden kann; mehr werth ist die Einbildungskraft, die Alles höher stellt, als die, welche nur herabwürdigt. Ja! Lassen Sie es uns mit Stolz, voll Glück bekennen, es ist ehrenwerth, in einem Menschen das zu sehen und zu errathen, was er Gutes und Schönes darbietet und ihm darüber Beifall zu spenden und ihn zu ehren. Gelobt sei Gott! der ins Innerste unserer Seele brüderliche und religiöse Zuneigung zu den Dichtern gelegt hat, deren Worte der Vertheidigung der leidenden Volksmassen, der Frauen, aller Betrübten gewidmet sind, und welche die Freiheit und die Erlösung des Menschengeschlechts predigen.

# Der ewige Jude.

Von

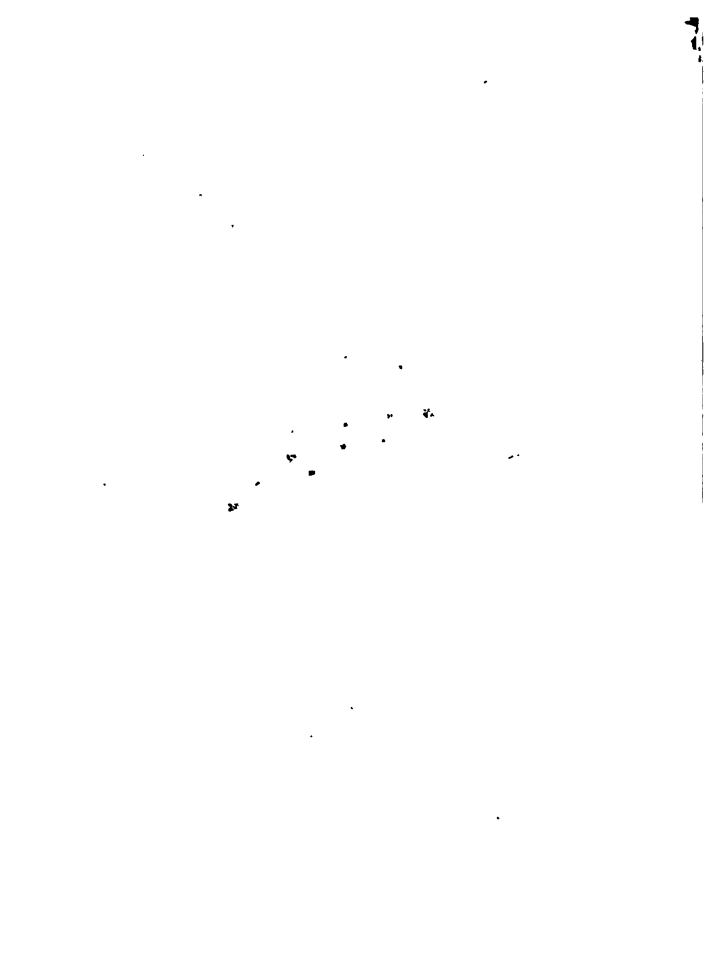
Eugen Sue.

---

Fünfter Band.



*nconnu. ——— Der Unbekannt*



# Der Protector.

## I.

### Der Unbekannte.

Der folgende Auftritt fiel am Morgen nach dem
e vor, an welchem der Pater d'Aigrigny auf eine
›arte Weise von Rodin in die unlängst noch von
Socius eingenommene untergeordnete Stellung
ıckgeworfen worden war.

. . . . . . . . . . . . . . . . .

Die Straße Clovis ist, wie man weiß, eine der
amsten des Quartiers de la Montagne-Sainte-Ge-
iève; zur Zeit dieser Erzählung bestand das mit
4. in dieser Straße bezeichnete Haus aus einem
:derhause, durch welches eine dunkle Hausflur auf
n finstern Hof führte, in dessen Hintergrunde sich ein
ites, außerordentlich armseliges und verfallenes Ge-
de erhob.

Das Erdgeschoß der Fronte bildete einen halb unter-
schen Laden, in welchem man Kohlen, Knüppel-Holz
Bündeln, einiges Gemüse und Milch verkaufte.

Es schlug neun Uhr Morgens; Mutter Arsène, die
enthümerin des Ladens, eine alte Frau mit einem

freundlichen und kränklichen Gesichte, in einen Rock von braunem Zwillich gekleidet, und mit einem roth baumwollenen Tuche auf dem Kopfe, war auf die letzte Stufe der Treppe gestiegen, welche nach ihrer Höhle führte, und beendigte ihre Ausstellung, das heißt, daß sie auf die eine Seite ihrer Thür einen Milcheimer von verzinntem Blech stellte, und auf die andere einige Bündel verwelkten Gemüses nebst einigen vergelbten Kohlköpfen legte; unten an der Treppe, in der Dämmerung dieses Kellers, sah man den Wiederschein der glühenden Kohlen eines kleinen Ofens leuchten.

Dieser neben der Hausflur gelegene Laden diente zur Pförtnerstube, und die Gemüsehändlerin versah den Platz der Pförtnerin.

Bald trat ein aus dem Hause kommendes, hübsches kleines Wesen leicht und hüpfend bei der Mutter Arsène ein.

Dieses junge Mädchen war Rosa-Pompon, die vertraute Freundin der Bacchanten-Königin, Rosa-Pompon, für den Augenblick ohne Geliebten, deren bacchischer aber, wie man weiß, ehrerbietiger Cicisbeo Nini-Moulin war, dieser orthodoxe Chicard, der sich, wenn er nach dem Trinken Schiffbruch gelitten, in Jacques Dumoulin, den religiösen Schriftsteller, verwandelte, indem er auf diese Weise munter von dem unzüchtigen Tanze zu der ultramontanen Polemik, von der Tulipe Orageuse zu einer katholischen Schmähschrift überging.

Rosa-Pompon hatte so eben ihr Bett verlassen, wie
ie Nachlässigkeit ihrer wunderlichen Morgen-Toilette
:utete; ohne Zweifel in Ermangelung einer anderen
fbedeckung trug sie auf ihren reizenden, wohlgeglät-
ı und gekämmten Haaren eine, ihrem koketten De-
›eur-Kostüme entliehene Polizeimütze; nichts war
mischer, als diese siebenzehnjährige, rosige, frische,
chige, glänzend durch zwei fröhliche und funkelnde
ıe Augen belebte Miene; Rosa-Pompon hüllte sich
dem Halse bis zu den Füßen so eng in ihren ein
ıig verblichenen, roth und grün karrirten schottischen
ntel ein, daß man eine schamhafte Befangenheit er-
h; ihre nackten, so weißen Füße, daß man nicht
ßte, ob sie Strümpfe an hatte oder nicht, waren mit
nen Schuhen von rothem Saffian mit versilberten
ınallen bekleidet . . . Es war leicht zu bemerken,
ihr Mantel einen Gegenstand verbarg, den sie in
Hand hielt.

— Guten Morgen, Mademoiselle Rosa-Pompon, —
te Mütter Arsène mit freundlicher Miene, — Sie
› heute früh aufgestanden, Sie haben also gestern
ıt getanzt?

— Sprechen Sie mir nicht davon, Mutter Arsène,
Tanzen lag mir eben nicht am Herzen, diese arme
›hyse (die Bacchanten-Königin, die Schwester der
ıyeur) hat die ganze Nacht geweint, sie kann sich
ıt darüber trösten, daß ihr Geliebter im Gefängniß
!!

— Hören Sie, — sagte die Gemüsehändlerin, — hören Sie, Mademoiselle, ich muß Ihnen etwas in Bezug auf Ihre Freundin Cephyse sagen. Sie werden nicht böse darüber werden.

— Werde ich etwa böse? ... sagte Rosa-Pompon, die Achseln zuckend.

— Glauben Sie, daß Herr Philemon mich bei seiner Rückkunft nicht schelten wird?

— Sie schelten? Weshalb?

— Wegen seiner Wohnung, die Sie einnehmen ...

— Was das betrifft, Mutter Arsène, so hat Ihnen ja Philemon im Gegentheile gesagt, daß ich während seiner Abwesenheit die Herrin seiner beiden Zimmer wäre, wie ich seine Herrin war?

— Ich sage das nicht wegen Ihrer, Mademoiselle, sondern wegen Ihrer Freundin Cephyse, die Sie auch in die Wohnung des Herrn Philemon gebracht haben.

— Und wohin wäre sie ohne mich gegangen, meine gute Mutter Arsène? Seitdem ihr Geliebter verhaftet worden ist, hat sie nicht in ihre Wohnung zurückzukehren gewagt, weil sie dort alle Arten von Terminen schuldig waren. Als ich ihren Kummer sah, habe ich ihr gesagt: Komm immerhin nach Philemons Wohnung. Bei seiner Rückkehr werden wir sehen, wo wir Dich anderswo unterbringen.

— Hm! Mademoiselle, wenn Sie mich versichern, daß Herr Philemon nicht böse sein wird ... so lasse ich mir es gefallen.

— Böse; und weshalb? daß man ihm seine Einrich-
ıg verdirbt? seine Einrichtung ist so hübsch! Gestern
)e ich die letzte Tasse zerbrochen . . . und da sehen
e, auf welches närrische Ding ich beschränkt bin, um
ilch zu holen.

Und in ein schallendes Gelächter ausbrechend, streckte
)sa-Pompon ihren hübschen kleinen weißen Arm aus
'em Mantel hervor und ließ der Mutter Arsène eines
ıer Champagnergläser von kolossaler Weite sehen,
lche ungefähr eine Flasche fassen.

— Ach mein Gott! — sagte die Gemüsehändlerin
rblüfft, — man könnte meinen, daß es eine Trompete
n Krystall wäre.

— Das ist das Parade-Glas, mit dem man Philemon
schenkt hat, als er als canotier-flambard aufgenom-
:n worden ist, — sagte Rosa-Pompon in gravitäti-
'er Weise.

— Und es macht mich ganz beschämt, wenn Sie
gen, daß ich Ihnen Ihre Milch dahinein gießen muß, —
gte die Mutter Arsène.

— Und ich dann . . . wenn ich Jemandem auf der
reppe begegnete . . . indem ich dieses Glas wie eine
:rze in der Hand hielte . . . ich würde zu sehr lachen
. . ich würde das letzte Stück aus Philemons Bazar
rbrechen, und er würde mich verwünschen.

— Sie brauchen nicht bange zu sein, Jemandem zu
gegnen, der vom ersten Stock ist bereits ausgegangen,
ıd der vom zweiten steht erst sehr spät auf.

— In Bezug auf Miethsleute, — sagte Rosa-Pompon, — ist nicht etwa ein Zimmer im zweiten Stockwerke im Hinterhause zu vermiethen? Ich denke daran für Cephyse, wenn Philemon zurückgekehrt sein wird.

— Ja, es giebt da eine elende kleine Kammer unter dem Dache . . . über den beiden Zimmern des guten Alten, der so geheimnißvoll ist, — sagte die Mutter Arsène.

— Ach! ja, der Vater Charlemagne; . . . Sie wissen nicht mehr über ihn?

— Mein Gott, nein, Mademoiselle; als daß er heute Morgen mit Tagesanbruch an meine Läden geklopft hat. »Haben Sie gestern einen Brief für mich erhalten, meine liebe Frau,« hat er zu mir gesagt (er ist immer so höflich, dieser wackere Mann). Nein, mein Herr, habe ich ihm geantwortet. »Gut! gut! lassen Sie sich dann nicht stören, meine liebe Frau, ich werde wieder nachfragen,« und er ist wieder fortgegangen.

— Er schläft also niemals im Hause?

— Niemals. Wahrscheinlich logirt er anderswo, denn er bringt hier nur alle vier bis fünf Tage einige Stunden des Tages zu.

— Und er kommt allein?

— Immer allein.

— Sie sind dessen gewiß? er läßt nicht etwa hübsche Frauenzimmer ein, Sie verstehen schon? denn dann würde Philemon aufkündigen, — sagte Rosa-Pompon mit einer spaßhaft verschämten Miene.

— Herr Charlemagne!!! ein Frauenzimmer, bei
? Ach! der arme liebe Mann, — sagte die Gemüse-
dlerin, indem sie die Hände gen Himmel erhob,
wenn Sie ihn mit seinem schmierigen Hute, seinem
n Ueberrocke, seinem geflickten Regenschirme und seiner
müthigen Miene sehen, so sieht er eher wie ein Hei-
er, als wie etwas Anderes aus.

— Aber, Mutter Arsène, was kann er denn dann
ganz allein stundenlang in diesem Neste im Hinter-
ise machen, in dem man kaum am hohen Mittage
l sieht?

— Das frage ich mich auch, Mademoiselle; was
n er darin machen? . . . denn um zu kommen und
damit zu belustigen, bei seinen Möbeln zu sein, das
nicht möglich; er hat von Allem in seiner Wohnung:
Feldbett, einen Tisch, einen Ofen, einen Stuhl und
en alten Koffer.

— Das ist im Werthe der Einrichtung Philemons
eich, — sagte Rosa-Pompon.

— Nun denn! trotz dem, Mademoiselle, hat er
rcht, daß man in seine Wohnung treten möchte, als
man ein Dieb wäre, und er Möbeln von massivem
olde hätte; er hat auf seine Kosten ein Sicherheits-
loß machen lassen; er läßt mir niemals seine Schlüssel;
dlich macht er sich sein Feuer lieber selbst in seinem
fen an, als daß er Jemand zu sich eintreten ließe.

— Und Sie sagen, daß er alt ist?

— Ja, Mademoiselle, zwischen den Fünfzig und Sechzig.

— Und häßlich?

— Stellen Sie sich zwei kleine, wie mit einem Bohrer durchbohrte Schlangenaugen vor, in einem ganz bleichen Gesichte, wie das eines Todten . . . kurz, so bleich, daß die Lippen weiß sind: da haben Sie sein Gesicht. Was seinen Charakter angeht, so ist der alte wackere Mann so höflich, er nimmt so oft seinen Hut vor Ihnen ab, indem er Ihnen einen tiefen Diener macht, daß man dabei in Verlegenheit kommt.

— Aber ich komme immer wieder darauf zurück, — erwiederte Rosa-Pompon, — was kann er ganz allein in diesen beiden Zimmern machen? Am Ende . . . wenn Cephyse die Kammer über ihm nimmt, sobald Philemon zurückgekommen ist, so werden wir uns damit belustigen können, etwas davon zu erfahren . . . Und für welchen Preis will man diese Kammer vermiethen?

— Hm . . . Mademoiselle, sie ist in einem so schlechten Zustande, daß ich wohl glaube, der Hausherr wird sie für 50 bis 55 Franken jährlich lassen, denn es ist eben keine Möglichkeit vorhanden, einen Ofen hinein zu setzen, und sie ist nur durch ein kleines Klappen-Dachfenster erleuchtet.

— Arme Cephyse! — sagte Rosa-Pompon, indem sie seufzte und traurig den Kopf schüttelte; — nachdem sie so lustig gelebt, nachdem sie mit Jacques Rennepont so viel Geld durchgebracht, dort zu wohnen und wieder

ihrer Arbeit zu leben! ... Da muß sie wohl Muth
:n! ...

— Wahr ist, daß es weit von dieser Kammer nach
vierspännigen Kutsche ist, in welcher Sie Mademoi-
Cephyse neulich abgeholt hat, mit allen diesen
nen Masken, die so lustig waren ... besonders dieser
'e im Helme von Silberpapier mit einem Federbesen
Stulpenstiefeln ... Welche Lust!

— Ja, Nini-Moulin, es giebt keines Gleichen nicht,
die verbotene Frucht zu tanzen ... Man
ite ihn Cephysen ... der Bacchanten Königin gegen-
r sehen. Arme Lacherin ... arme Ausgelassene ...
n sie jetzt Lärm macht, so geschieht es mit Weinen ...

— Ach! ... die Jugend ... die Jugend! ... sagte
Gemüsehändlerin.

— Hören Sie doch, Mutter Arsène, Sie sind auch
g gewesen ...

— Meiner Treue! das ist auch Alles, und die Wahr-
zu sagen, habe ich mich immer ungefähr so ge-
n, wie Sie mich sehen.

— Und die Liebhaber, Mutter Arsène?

— Die Liebhaber? ach ja doch! zuvörderst war ich
lich, und dann war ich zu gut verwahrt.

— Ihre Mutter beaufsichtigte Sie also streng?

— Nein, Mademoiselle ... aber ich war angespannt ...

— Wie angespannt? — rief Rosa-Pompon erstaunt
, indem sie die Gemüsehändlerin unterbrach.

— Ja, Mademoiselle, an eine Wasserträger-Tonne

mit meinem Bruder gespannt; daher sehen Sie, wenn wir während acht bis zehn Stunden täglich wie zwei wahre Pferde gezogen hatten, lag es mir eben nicht am Herzen an Possen zu denken.

— Arme Mutter Arsène, welches harte Gewerbe! — sagte Rosa-Pompon theilnehmend.

— Besonders im Winter, bei Frost ... das war am härtesten ... ich und mein Bruder waren genöthigt, uns wegen des Glatteises mit Eisnägeln beschlagen zu lassen.

— Und als Frauenzimmer ... dieses Gewerbe zu treiben! ... das bricht das Herz ... und man verbietet Hunde anzuspannen! ...*) — fügte Rosa-Pompon auf verständige Weise hinzu.

— Hm! das ist wahr, — erwiederte Mutter Arsène, — die Thiere sind zuweilen weit glücklicher, als die Menschen; aber was wollen Sie? man muß leben ... Es muß sich jeder in seine Lage schicken ... aber das war hart ... Ich habe mir dadurch eine Lungenkrankheit zugezogen, das ist meine Schuld nicht. Dieser Riemen, mit dem ich angespannt war ... sehen Sie, drückte mir im Ziehen so sehr und so sehr die Brust, daß ich keinen Athem holen konnte; ... ich habe demnach auch das Gespann aufgegeben und einen Laden ange-

*) Man weiß, daß es in der That Verordnungen voll rührender Theilnahme für das Hundegeschlecht giebt, welche das Anspannen der Hunde untersagen.

fangen. Damit will ich Ihnen nur sagen, daß, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte und hübsch gewesen wäre, ich es vielleicht wie so viele junge Mädchen gemacht hätte, die mit Lachen anfangen, und die endigen ...

— Ganz mit dem Gegentheile, das ist wahr, Mutter Arsène, aber auch nicht jeder hätte den Muth, sich anzuspannen und sittsam zu bleiben ... Dann macht man sich einen Grundsatz, man sagt sich, daß man das Leben genießen müsse, so lange man jung und hübsch ist ... und dann, da man nicht immer siebzehn Jahre alt bleibt ... ei nun! ... nachher ... nachher ... hat die Welt ein Ende oder vielmehr verheirathet man sich ...

— Sagen Sie doch, Mademoiselle, es wäre vielleicht besser gewesen, damit anzufangen.

— Ja, aber man ist zu dumm, man versteht nicht, die Männer anzulocken oder ihnen Furcht einzuflößen, man ist einfältig, vertrauend, und sie machen sich über uns lustig ... Sehen Sie, Mutter Arsène, ich würde ein Beispiel sein, um die Natur schaudern zu lassen, wenn ich wollte, aber es ist wohl genug, Kummer gehabt zu haben, ohne sich noch damit zu belustigen, sich durch die Erinnerungen zu plagen.

— Wie denn das, Mademoiselle? ... Sie so jung, so fröhlich, Sie haben Kummer gehabt?

— Ach! Mutter Arsène, ich glaube wohl, mit fünfzehn und einem halben Jahre habe ich angefangen, in

Thränen zu zerfließen, und sie sind erst mit sechszehn Jahren getrocknet ... Ich meine, das war genug?

— Man hat Sie betrogen, Mademoiselle?

— Man hat mir Schlimmeres gethan ... wie man es so vielen anderen armen Mädchen gemacht hat, die anfangs nicht mehr als ich Lust gehabt hatten Unrecht zu thun ... Meine Geschichte ist nicht lang ... Mein Vater und meine Mutter sind Landleute in der Gegend von Saint-Valery, aber so arm, daß sie von fünf Kindern, die wir waren, genöthigt gewesen sind, mich mit acht Jahren zu meiner Tante zu schicken, welche hier in Paris Wirthschafterin war*). Die gute Frau hat mich aus Barmherzigkeit aufgenommen, und das war schön von ihr, denn sie verdiente eben nicht viel. Mit eilf Jahren hat sie mich in eine der Manufakturen in der Faubourg Saint-Antoine zum Arbeiten geschickt. Nicht um Böses von den Herren der Fabriken zu sagen, aber es ist ihnen sehr gleich, daß kleine Mädchen und kleine Knaben bunt durcheinander mit jungen Mädchen und jungen Leuten von achtzehn bis zwanzig Jahren ... die auch unter sich bunt durcheinander ... sind ... Nun werden Sie begreifen, daß es darunter, wie überall, schlechte Subjecte giebt; sie geniren sich weder in

---

*) Femme de ménage sind Frauen, welche täglich während einiger Stunden in kleineren Haushaltungen die gröberen Küchen- und Hausarbeiten verrichten, ohne in dem Hause weder Kost noch Wohnung zu haben.

Worten, noch in Handlungen, und ich frage Sie, welches Beispiel das für Kinder ist, die mehr sehen und verstehen, als sie das Ansehen haben. Was wollen Sie dann? ... im Heranwachsen gewöhnt man sich daran, täglich Dinge zu hören und zu sehen, die uns späterhin nicht mehr abschrecken.

— Das, was Sie da sagen, Mademoiselle Rosa-Pompon, ist zum Mindesten wahr; arme Kinder! wer bekümmert sich um sie? weder der Vater, noch die Mutter, sie sind an ihrer Arbeit ...

— Ja, ja, Mutter Arsène, man hat gar bald von einem jungen Mädchen, das auf Abwege gerathen ist, gesagt, das ist eine so und so; wenn man aber das Warum der Sachen wüßte, so würde man sie eher bedauern, als daß man sie tadelt ... Kurz, um wieder auf mich zurückzukommen, ich war mit fünfzehn Jahren sehr hübsch ... Eines Tages hatte ich bei dem ersten Commis der Fabrik eine Anforderung zu machen, und ich suchte ihn in seiner Schreibstube auf; er sagte mir, daß er mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und mich sogar begünstigen würde, wenn ich ihn erhören wollte, und er begann damit, mich küssen zu wollen ... Ich sträubte mich ... Nun sagte er zu mir: ... „Du versagst Dich mir, Du wirst keine Arbeit mehr haben, ich schicke Dich aus der Fabrik fort.“

— Oh! der böse Mensch, — sagte Mutter Arsène.

— Ich kam ganz in Thränen nach Haus, meine arme Tante ermuthigte mich, mich nicht hinzugeben,

und anderswo ein Unterkommen zu suchen ... Ja ... aber unmöglich; die Fabriken waren überfüllt. Ein Unglück kommt niemals allein: meine Tante wurde krank, es war kein Sou im Hause; ich nahm all meinen Muth zusammen und kehrte in die Fabrik zurück, um den Commis zu bitten. Nichts half etwas. „Um so schlimmer für Dich, sagte er zu mir, Du weisest Dein Glück zurück, denn wenn Du artig gewesen wärest, so hätte ich Dich vielleicht späterhin geheirathet ...“ Was wollen Sie, das ich Ihnen sage, Mutter Arsène? Das Elend war da, ich hatte keine Arbeit, meine Tante war krank, der Commis sagte, daß er mich heirathen würde ... Ich habe es gemacht, wie so viele Andere.

— Und als Sie späterhin die Heirath von ihm verlangt haben?

— Hat er mir, wohl verstanden, ins Gesicht gelacht, und nach Verlauf von sechs Monaten hat er mich fortgejagt ... Da habe ich alle meine Thränen verweint ... so daß mir keine mehr übrig geblieben sind ... Ich bin darüber krank geworden ... und dann endlich, wie man sich über Alles tröstet ... habe ich mich getröstet ... von einem zu dem andern habe ich Philemon gefunden. Und an ihm nehme ich meine Genugthuung wegen der Andern ... Ich bin sein Tyrann, — fügte Rosa-Pompon mit einer tragischen Miene hinzu, und man sah die Wolke der Trauer verschwinden, welche während ihrer, der Mutter Arsène gemachten Erzählung, ihr hübsches Gesicht verfinstert hatte.

— Es ist indessen wahr! — sagte Mutter Arsène nachdenkend — man betrügt ein armes Mädchen ... wer beschützt sie? wer vertheidigt sie? Ach! ja, gar oft kommt das Böse, was man thut, nicht von uns ... und ...

— Sieh da! ... Nini-Moulin? ... rief Rosa-Pompon aus, indem sie der Gemüsehändlerin in die Rede fiel und auf die andere Seite der Straße blickte, — ist er früh aufgestanden? ... was kann er von mir wollen?

Und Rosa-Pompon hüllte sich immer verschämter in ihren Mantel.

Den Hut auf dem Ohre, mit kupferiger Nase und glänzenden Augen schritt Jacques Dumoulin in der That heran; er war in einen Sack-Paletot gekleidet, welcher die Rundung seines Bauches hervortreten ließ; seine beiden Hände, von denen die eine ein dickes spanisches Rohr wie ein geschulltertes Gewehr hielt, steckten in den weiten Taschen dieses Kleidungsstückes.

In dem Augenblicke, wo er, ohne Zweifel um die Pförtnerin zu befragen, auf die Schwelle des Ladens zuschritt, erblickte er Rosa-Pompon.

— Wie! meine Mündel ist schon aufgestanden! ... das trifft sich herrlich! ... ich, der ich sie beim Anbrechen der Morgenröthe zu segnen kam!

Und Nini-Moulin schritt mit offenen Armen Rosa-Pompon entgegen, die um einen Schritt zurückwich.

— Wie! ... undankbares Kind ... — begann der

religiöse Schriftsteller wieder, — Sie schlagen meine väterliche Morgenumarmung aus!

— Ich nehme nur von Philemon väterliche Umarmungen an... Ich habe gestern einen Brief von ihm, mit einem kleinen Fäßchen Weinbeermuß, zwei Gänsen, einen Krug Familien-Ratafia und einen Aal erhalten. Ha! das ist ein lächerliches Geschenk; ich habe den Ratafia behalten und das Uebrige gegen zwei allerliebste lebendige Tauben ausgetauscht, die ich in Philemons Kammer gesetzt, was mir einen allerliebsten kleinen Taubenschlag macht. Uebrigens kommt mein Gatte mit siebenhundert Franken, die er von seiner achtungswerthen Familie unter dem Vorwande verlangt hat, die Baßgeige, das Klappenhorn und das Sprachrohr zu lernen, um in Gesellschaft zu verführen und um eine Heirath... chicandard... zu machen, wie Sie sagen, edles Subject...

— Wohlan denn, mein geliebtes Mündel, wir können den Familien-Ratafia kosten, und in der Erwartung Philemons und seiner siebenhundert Franken festlich leben.

Indem er dieses sagte, klopfte Rini-Moulin auf seine Westentaschen, die einen Silberklang von sich gaben und fügte hinzu:

— Ich kam Ihnen vorzuschlagen, mein heutiges Leben, und selbst das von morgen, und sogar das von übermorgen, zu verschönern, wenn Ihr Herz seine Zustimmung dazu giebt...

— Wenn es anständige und väterliche Belustigungen sind, so sagt mein Herz nicht nein.

— Sein Sie unbesorgt, ich werde für Sie ein Großvater, ein Urgroßvater, ein Familien-Portrait sein ... Sehen Sie, Spazierfahrt, Mittagessen, Schauspiel, Maskenball und nachher Nachtessen; sagt Ihnen das zu?

— Unter der Bedingung, daß diese arme Cephyse dabei ist. Das wird sie zerstreuen.

— Es gilt auch für Cephyse.

— Ah! so, Sie haben also eine Erbschaft gemacht, lustiger Schalk?

— Besseres als das, rosigste aller Pompon-Rosen ... Ich bin Haupt-Redacteur eines religiösen Journals ... Und da es eines gewissen Aeußern in diesem ehrwürdigen Kramladen bedarf, so verlange ich alle Monate einen Monat voraus, und drei Tage Freiheit; unter dieser Bedingung willige ich ein, unter dreißig Tagen siebenundzwanzig den Heiligen zu spielen, und immer ernst und niederschmetternd wie das Journal zu sein.

— Ein Journal, Sie? Das wird ein närrisches sein, das auf den Tischen der Kaffeehäuser die verbotenen Pas ganz allein tanzen wird.

— Ja, es wird närrisch sein, aber nicht für Jedermann! Es sind lauter bemittelte Pfaffen, welche die Kosten übernehmen, ... sie sehen nicht auf's Geld, wenn das Journal nur beißt, zerfleischt, brennt, zermalmt, vertilgt und mordet. Auf Ehre, ich werde niemals rasender gewesen sein, — fügte Nini-Moulin aus vol-

lem Halse lachend hinzu; — ich werde die ganz blutigen Wunden mit meinem Gifte ersten Gewächses oder mit meiner hochschäumenden Galle begießen!!

Und zum Schlusse ahmte Nini-Moulin den Knall nach, den der Pfropf einer Champagner-Flasche beim Springen verursacht, was Rosa-Pompon viel zu lachen gab.

— Und wie wird Ihr geistliches Journal heißen? — erwiederte sie.

— Es heißt die Liebe des Nächsten.

— Das lasse ich mir gefallen! Das ist ein hübscher Name!

— Warten Sie doch, es hat noch einen zweiten.

— Hören wir den zweiten.

— Die Liebe des Nächsten oder der Vertilger der Ungläubigen, der Gleichgiltigen, der Lauen und Anderer, mit folgendem Denkspruche des großen Bossuet: Diejenigen, welche nicht für uns sind, sind wider uns.

— Das sagt auch Philemon bei seinen Kämpfen auf der Chaumière immer, wenn er das Rad schlägt.

— Was beweiset, daß das Genie des Adlers von Meaux universal ist. Ich werfe ihm nur eins vor: nämlich eifersüchtig auf Molière*) gewesen zu sein.

— Bah! Schauspieler-Eifersucht, — sagte Rosa-Pompon.

---

*) Man sehe die garstigen Schmähungen Bossuets gegen Molière in seinen Briefen über das Theater.

— Boshafte ... — erwiederte Nini-Moulin, indem er ihr mit dem Finger drohte.

— Ah so! Sie werden also auch Madame de la Sainte-Colombe vertilgen ... denn sie ist ein wenig lau ... Und Ihre Heirath?

— Mein Journal dient ihr im Gegentheile. Bedenken Sie doch, Haupt-Redacteur ... das ist eine köstliche Stellung, die Pfaffen erheben, befördern, unterstützen, prüfen mich. Ich bemächtige mich der Sainte-Colombe ... und dann ein Leben ... ein Leben auf Tod.

In diesem Augenblicke trat ein Briefträger in den Laden, und übergab der Gemüsehändlerin einen Brief, indem er sagte:

— Für Herrn Charlemagne ... frei ... nichts zu bezahlen.

— Ei seht, — sagte Rosa-Pompon, — er ist für den so geheimnißvollen kleinen Alten, der ein so seltsames Benehmen hat. Kommt er etwa weit her? ...

— Ich glaube wohl, er kommt aus Italien, von Rom, — sagte Nini-Moulin, indem er nun auch den Brief betrachtete, welchen die Gemüsehändlerin in der Hand hielt.

— Apropos! — fügte er hinzu, — wer ist denn dieser wunderliche kleine Alte, von dem Sie sprechen?

— Stellen Sie sich, mein dicker Schalk, — sagte Rosa-Pompon, — einen guten alten Mann vor, der zwei Zimmer im Hinterhause hat; er schläft niemals darin, und er schließt sich von Zeit zu Zeit stundenlang

kann die im Finstern schleichende Fr
und den sieben Nachkommen der Jüdin
Wiedervereinigung und der Verbindun
Welt erhalten.

Nachdem er, in einem betrübenden
Gemälde, mit harten und mitleidslosen
walt einer Verbrüderung zum Bösen n
vor unsere Augen hinstellte, wird E
Zweifel im weitern Verlauf seines R
Alles beherrschende Größe einer Verbin
einweihen; vielleicht wird er vor un
Augen einen Zipfel vom Schleier der
und uns irgend ein schönes Bild von
nung der Dinge, von den glücklichen,
tenden Schicksalen enthüllen.

Als Gegenstück zu dem traurig
Mayeux und der abgezehrten Arbeit
wird er uns vielleicht zeigen, wie
Werkstatt eingerichtet sein müßte,
Gewähr der Beschäftigung und ein
jedes Einzelnen, dem Werk seiner Hä
nisse angemessenen Lohn zu gewähr
trügereien und Kämpfe einer Alles zu
Konkurrenz aufhören. Er wird uns s
in die Arbeit selbst gelegte Anzie
lehnung und den Fall der Bacch
Couche-tout-Nu verhindern kann. Er
daß der natürliche freie Aufschwun

... ihn also? — begann Rosa-Pompon
... — Sie sind ganz bestürzt.
... Herr hat zum Absteigequartier zwei
... Hause? Und er kommt im Geheimen
... Jacques Dumoulin, indem sein

... wiederte Rosa-Pompon, — man sieht
... dem Taubenschlage Philemons aus.
... schnell! gehen wir über die Hausflur,
... begegnet, — sagte Dumoulin.
... er von Robin bemerkt wurde, ging
... auf die Hausflur und stieg von der
... ppe hinauf, welche nach den von Rosa-
... ten Zimmern führte.
... Tag, Herr Charlemagne, — sagte die
... zu Robin, der jetzt die Schwelle der
... — Sie kommen zwei Mal an einem Tage,
... gefallen, denn Sie machen sich sehr rar.
... zu gütig, meine liebe Frau, — sagte
... sehr höflichen Verbeugung.
... in den Laden der Gemüsehändlerin.

in ihnen ein, ohne Jemand zu sich heraufkommen zu lassen ... und ohne daß man weiß, was er darin macht.

— Das ist ein Verschwörer oder ein Falschmünzer ... — sagte Nini-Moulin lachend.

— Armer lieber Mann, — sagte Mutter Arsène, — wo brächte er denn seine falsche Münze hin? er bezahlt mir immer in Kupfer-Sous das Stück Brot und den schwarzen Rettig, den ich ihm zum Frühstück liefere, wenn er frühstückt.

— Und wie heißt dieser geheimnißvolle Schleicher? — fragte Dumoulin.

— Herr Charlemagne, — sagte die Gemüsehändlerin. — Aber sehen Sie, ... wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt.

— Wo ist er denn, dieser Wolf?

— Sehen Sie ... diesen kleinen Alten, dort ... längs des Hauses; er geht mit schiefem Halse, mit seinem Regenschirme unter seinem Arme.

— Herr Rodin! — rief Nini-Moulin aus, und rasch zurückweichend, stieg er eiligst drei Stufen der Treppe hinab, um nicht gesehen zu werden. Dann fügte er hinzu:

— Und Sie sagen, daß dieser Herr heißt?

— Herr Charlemagne ... Kennen Sie ihn etwa? — fragte die Gemüsehändlerin.

— Was der Teufel macht er hier unter einem falschen Namen? — sagte Jacques Dumoulin mit leiser Stimme, indem er mit sich selbst sprach.

— Sie kennen ihn also? — begann Rosa-Pompon ungeduldig wieder. — Sie sind ganz bestürzt.

— Und dieser Herr hat zum Absteigequartier zwei Zimmer in diesem Hause? Und er kommt im Geheimen hierher? — sagte Jacques Dumoulin, indem sein Staunen wuchs.

— Ja, — erwiederte Rosa-Pompon, — man sieht seine Fenster von dem Taubenschlage Philemons aus.

— Schnell! schnell! gehen wir über die Hausflur, daß er mir nicht begegnet, — sagte Dumoulin.

Und ohne daß er von Rodin bemerkt wurde, ging er von dem Laden auf die Hausflur und stieg von der Hausflur die Treppe hinauf, welche nach den von Rosa-Pompon bewohnten Zimmern führte.

— Guten Tag, Herr Charlemagne, — sagte die Mutter Arsène zu Rodin, der jetzt die Schwelle der Thüre betrat. — Sie kommen zwei Mal an einem Tage, das lasse ich mir gefallen, denn Sie machen sich sehr rar.

— Sie sind zu gütig, meine liebe Frau, — sagte Rodin mit einer sehr höflichen Verbeugung.

Und er trat in den Laden der Gemüsehändlerin.

---

II.

## Der Schlupfwinkel.

Als er bei der Mütter Arsène eintrat, athmeten Robins Züge die treuherzigste Einfalt; nachdem er die Gemüsehändlerin gegrüßt hatte, stützte er seine beiden Hände auf den Knopf seines Regenschirmes und sagte:

— Ich bedaure sehr, meine liebe Frau, Sie heute Morgen so frühzeitig geweckt zu haben ...

— Sie kommen schon nicht oft genug hierher, mein werther Herr, als daß ich Ihnen Vorwürfe machen könnte.

— Das Wetter ist so schlecht, liebe Frau, und die Tage sind so kurz, daß man sich nicht oft nach Paris begeben kann, wenn man, wie ich, auf dem Lande wohnt ... und man hier ein einfaches Absteigequartier hat, um seine kleinen Geschäfte zu besorgen ...

— Apropos der Geschäfte, mein Herr, der Brief, welchen Sie gestern erwarteten, ist heute Morgen gekommen; er ist dick und kommt von weit her. Da ist er, — sagte die Gemüsehändlerin, indem sie den Brief aus ihrer Tasche zog, — er hat kein Porto gekostet.

— Ich danke, meine liebe Frau, — sagte Robin, indem er mit einer scheinbaren Gleichgiltigkeit den Brief nahm und ihn in die Seitentasche seines Ueberrockes steckte, den er nachher sorgfältig wieder zuknöpfte.

— Gehen Sie auf Ihr Zimmer, mein Herr?

— Ja, meine liebe Frau.

— Dann will ich mich mit Ihren kleinen Provisionen beschäftigen, — sagte Mutter Arsène. —, Ist es wie gewöhnlich, mein werther Herr?

— Immer wie gewöhnlich.

— Das wird im Nu bereit sein.

— Indem sie dieses sagte, nahm die Gemüsehändlerin einen alten Korb; nachdem sie drei bis vier Lohkuchen, ein kleines Reißbündel und einige Stücken Kohlen hineingeworfen, bedeckte sie dieses Brennmaterial mit einem Kohlblatte; hierauf ging sie in den Hintergrund ihres Ladens, nahm aus einer Truhe ein ansehnliches rundes Brot, schnitt davon ein Stück ab, und wählte dann mit einem Kennerauge einen prächtigen schwarzen Rettig unter mehreren dieses Wurzelgewächses aus, schnitt ihn in zwei Hälften, machte ein Loch hinein, das sie mit grobem, grauem Salz ausfüllte, fügte die beiden Stücke wieder an einander, und legte sie sorgfältig neben das Brot auf das Kohlblatt, welches die Brennmaterialien von den Lebensmitteln trennte. Endlich nahm sie aus ihrem Ofen einige glühende Kohlen, legte sie in einen kleinen, mit Asche gefüllten Holzschuh, den sie auch in

den Korb legte. Nun wieder bis auf die letzte Stufe ihrer Treppe steigend, sagte Mutter Arsène zu Rodin:

— Hier ist Ihr Korb, mein Herr.

— Tausend Dank, liebe Frau, — antwortete Rodin, und indem er die Hand in seine Hosentasche steckte, nahm er aus ihr sieben Sous, die er, einen nach dem andern, der Gemüsehändlerin gab und sagte zu ihr, indem er den Korb forttrug:

— Sobald ich wieder herunterkomme, werde ich Ihnen, wie gewöhnlich, Ihren Korb wiederbringen.

— Zu Ihren Diensten, mein wackerer Herr, zu Ihren Diensten, — sagte Mutter Arsène.

Rodin nahm seinen Regenschirm unter seinen linken Arm, hob mit seiner rechten Hand den Korb der Gemüsehändlerin auf, trat in die dunkle Hausflur, ging über einen kleinen Hof und stieg mit rüstigen Schritten zum zweiten Stockwerk eines sehr verfallenen Hinterhauses; dort angelangt, zog er einen Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete eine erste Thür, die er gleich darauf sorgfältig wieder hinter sich verschloß.

Das erste der beiden Zimmer, die er inne hatte, war gänzlich ohne Meubeln; was das zweite betrifft, so vermöchte man sich keinen elenderen, ein traurigeres und armseligeres Aussehn verrathenden Aufenthaltsort zu denken.

Eine so sehr gesprungene, verbleichte und zerrissene Papiertapete, daß man ihre ursprüngliche Farbe nicht erkennen konnte, bedeckte die Wände; ein mit einer

schlechten Matratze und einer von den Motten zerfressenen wollenen Decke versehenes Feldbett, ein Schämel und ein fast wurmstichiger kleiner Tisch, ein Ofen von grauer Fayence, eben so gesprungen als japanisches Porzellan, und ein alter, unter dem Bette stehender Koffer mit Vorhängeschloß war das ganze Ameublement dieses verfallenen Loches.

Ein schmales Fenster mit dunkeln Scheiben erleuchtete kaum dieses, durch die Höhe des an der Straße stehenden Gebäudes fast gänzlich der Luft und des Tageslichtes beraubte Zimmer; zwei alte, mit Nadeln an einander gesteckte Schnupftabaks-Taschentücher, die man auf einem, vor das Fenster gespannten Bindfaden hin- und her schieben konnte, dienten zu Vorhängen; endlich zeugten die auseinander gegangenen, zerbrochenen Backsteinplatten, welche den Gyps des Fußbodens sehen ließen, von der außerordentlichen Fahrlässigkeit des Miethers dieser Wohnung.

Nachdem er seine Thür wieder verschlossen, warf Rodin seinen Hut und seinen Regenschirm auf das Feldbett, stellte seinen Korb auf den Boden, nahm aus demselben den schwarzen Rettig und das Brot, das er auf den Tisch legte, hierauf warf er sich vor seinem Ofen auf die Kniee, füllte ihn mit den Brennmaterialien und zündete das Feuer an, indem er mit einer mächtigen und kräftigen Lunge auf die in dem Holzschuhe mitgebrachten Kohlen blies.

Als, nach dem angenommenen Ausdrucke, sein Ofen

zog, breitete Rodin die beiden ihm zu Vorhängen dienenden Schnupftabaks-Taschentücher auf ihrem Bindfaden aus; hierauf, indem er sich vor Aller Augen wohl versteckt hielt, rieb er sich mit einer Miene höchster Zufriedenheit die Hände, und zog aus der Seitentasche seines Ueberrockes den Brief, welchen ihm Mutter Arsène übergeben hatte.

Indem er diese Bewegung machte, zog er mehrere Papiere und verschiedene Gegenstände mit heraus; eines dieser Papiere, fettig und zerknittert und in ein kleines Packet gefaltet, fiel auf den Tisch und öffnete sich; es enthielt ein Kreuz der Ehrenlegion von durch die Zeit schwarz gewordenem Silber; das rothe Band, an welchem dieses Kreuz befestigt war, hatte durch die Jahre beinahe auch seine ursprüngliche Farbe verloren.

Bei dem Anblicke dieses Kreuzes, welches er mit der Medaille, die Faringhea Djalma geraubt hatte, wieder in seine Tasche steckte, zuckte Rodin mit einer verächtlichen und spöttischen Miene lächelnd die Achseln; dann zog er aus seiner Hosentasche eine dicke silberne Uhr und legte sie neben den Brief von Rom auf den Tisch.

Er betrachtete diesen Brief mit einer seltsamen Mischung von Mißtrauen und von Hoffnung, von Furcht und von ungeduldiger Neugier.

Nach einem Augenblick der Ueberlegung schickte er sich an, das Couvert zu erbrechen ... aber er warf den Brief plötzlich wieder auf den Tisch zurück, als ob er, vermöge einer seltsamen Laune, die Bangigkeit einer

eben so stechenden, eben so reizenden Ungewißheit, wie es die Aufregung des Spieles ist, um einige Augenblicke hätte verlängern wollen. Seine Uhr anblickend, entschloß er sich, den Brief nicht eher zu öffnen, als bis der Zeiger der Uhr auf halb zehn zeigte, und es bedurfte dazu noch sieben Minuten.

Durch eine jener kindisch fatalistischen Wunderlichkeiten, von welcher sehr große Geister nicht frei gewesen sind, sagte sich Robin: — Ich brenne vor Verlangen, diesen Brief aufzubrechen. Wenn ich ihn erst um halb zehn Uhr erbreche, so werden die Nachrichten, welche er mir überbringt, günstig sein.

Um diese Minuten anzuwenden, that Robin einige Schritte in seinem Zimmer, und stellte sich so zu sagen in bewundernder Beschauung vor zwei alte vergelbte, durch die Jahre verdorbene, mit zwei verrosteten Nägeln an der Wand befestigte Kupferstiche.

Der erste dieser Kunstgegenstände, die einzigen Verzierungen, mit denen Robin je diesen elenden Aufenthaltsort geschmückt hatte, war eines jener plump gezeichneten, und roth, gelb, grün und blau illuminirten Bilder, welche man auf den Märkten verkauft; eine italienische Unterschrift zeigte an, daß dieser Kupferstich in Rom gefertigt worden war.

Er stellte eine mit Lumpen bedeckte Frau vor, die einen Zwergsack trug und auf ihrem Schooße ein kleines Kind hatte; eine abscheuliche Wahrsagerin hielt die Hand des kleinen Kindes in ihren Händen, und schien darin

die Zukunft zu lesen, denn folgende Worte gingen mit grossen blauen Buchstaben aus ihrem Munde hervor; sara Papa (er wird Papst werden).

Der zweite dieser Kunstgegenstände, welcher Rodin tiefe Betrachtungen einzuflößen schien, war ein vortrefflicher Kupferstich, dessen köstliche Vollendung, seine zugleich kühne und richtige Zeichnung, auf eine seltsame Weise gegen die plumpe Illumination des andern Bildes abstach.

Dieser seltene und prachtvolle, von Rodin mit sechs Louisdor (ein ungeheurer Luxus) bezahlte Kupferstich, stellte einen jungen, in Lumpen gekleideten Knaben vor. Die Häßlichkeit seiner Züge war durch den kräftig hervortretenden geistreichen Ausdruck seines Gesichtes ausgeglichen; auf einem Steine sitzend, ringsum von einer Heerde Schweine umgeben, die er hütete, sah man sein Gesicht von vorn, den Ellbogen auf seine Kniee, und das Kinn in seine hohle Hand gestützt.

Die nachdenkende, überlegende Stellung dieses, wie ein Bettler gekleideten jungen Mannes, die Kraft seiner breiten Stirn, die Schlauheit seines durchbohrenden Blickes, die Festigkeit seines listigen Mundes, schienen eine unerschütterliche Entschlossenheit, verbunden mit einem hohen Verstande und einer arglistigen Schlauheit zu offenbaren.

Unter diesem Bilde umgaben die päpstlichen Attribute ein Medaillon, in dessen Mittelpunkte man den Kopf eines Greises sah, dessen stark hervortretende Linien

trotz ihres Alters auf eine überraschende Weise an die Züge des jungen Schweinehirten erinnerten.

Dieser Kupferstich hatte die Inschrift: Die Jugend Sixtus V., und das illuminirte Bild: die Weissagung*).

Dadurch, daß er diese Kupferstiche immer näher, mit einem immer glühenderen und befragenden Auge anblickte, als ob er von diesen Bildern Eingebungen oder Hoffnungen verlangt hätte, hatte sich Rodin ihnen so genähert, daß er, immer stehend, und indem er seinen rechten Arm hinter seinen Kopf gebogen hatte, sich so zu sagen an die Wand gelehnt hielt, während er seine linke Hand in die Tasche seines schwarzen Beinkleides gesteckt, auf diese Weise einen der Schöße seines alten olivenfarbigen Oberrockes zurückschlug.

Während mehrerer Minuten blieb er in dieser nachdenkenden Stellung.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Rodin kam, wie wir bemerkt, selten in diese Wohnung; nach den Vorschriften seines Ordens hatte er bis dahin immer bei dem Pater d'Aigrigny gewohnt, dessen Beaufsichtigung ihm insbesondere anvertraut war. Kein Mitglied der Congregation, besonders in der untergeordneten Stellung, in welcher sich Rodin bis jetzt be-

*) Nach der Sage soll der Mutter Sixtus V. prophezeiet worden sein, daß er Papst werden würde, und er soll in seiner ersten Jugend Schweinehirt gewesen sein.

funden hatte, durfte sich in seiner Wohnung einschließen, ja nicht einmal ein verschlossenes Meubel besitzen, so daß nichts die Ausübung einer gegenseitigen und beständigen Auskundschaftung hinderte, dieses mächtigsten, von der Gesellschaft Jesu zum Wirken und zum Unterjochen angewandten Mittels.

Aus verschiedenen Berechnungen, die ihn ganz persönlich angingen, obwohl sie sich durch einige Punkte an die allgemeinen Interessen seines Ordens anknüpften, hatte Rodin ohne Wissen Aller dieses Absteigequartier der Straße Clovis genommen.

Von diesem unbekannten Schlupfwinkel aus correspondirte der Socius mit den am höchsten gestellten und einflußreichsten Personen des heiligen Collegiums.

Man wird sich vielleicht erinnern, daß im Anfange dieser Geschichte, als Rodin nach Rom schrieb, daß der Pater d'Aigrigny, welcher den Befehl erhalten hatte, Frankreich zu verlassen, ohne seine sterbende Mutter zu sehen, gezögert hätte abzureisen, man wird sich vielleicht erinnern, sagen wir, daß Rodin in Form einer Nachschrift unten an das Schreiben, welches dem General des Ordens das Schwanken des Paters d'Aigrigny anzeigte, hinzugefügt hatte:

„— Sagen Sie dem Kardinal-Fürsten, daß er auf mich rechnen kann, aber, daß auch er mir thätig beistehen muß.“

Diese vertraute Art mit dem mächtigsten Würdenträger des Ordens zu correspondiren, der fast protec-

[illegible] Ton der Anempfehlung, welche Rodin an einen Kardinal-Fürsten richtete, bewies hinlänglich, daß der Socius, trotz seiner scheinbaren Untergeordnetheit, schon zu dieser Zeit als ein sehr wichtiger Mann von mehreren Fürsten der Kirche oder anderen Würdenträgern angesehen wurde, welche, unter einem falschen Namen und außerdem unter den gebräuchlichen Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln, ihre Briefe nach Paris in Zeichenschrift an ihn richteten.

Nachdem er mehrere Minuten in beschauendem Nachdenken vor dem Bilde Sixtus V. zugebracht, kehrte Rodin langsam zu seinem Tische zurück, wo der Brief lag, dessen Eröffnung er trotz seiner brennenden Neugierde, vermöge einer abergläubischen Fristverlängerung, verschoben hatte.

Da es noch einiger Minuten bedurfte, bis der Zeiger seiner Uhr auf halb zehn deutete, so machte Rodin, um keine Zeit zu verlieren, methodisch seine Vorbereitungen zu seinem frugalen Frühstück; er legte das Brot und den schwarzen Rettig neben ein mit Federn versehenes Schreibzeug auf den Tisch; sich dann auf seinen Schämel setzend, indem er so zu sagen den Ofen zwischen seinen Beinen hatte, nahm er aus seiner Tasche ein Messer mit einem Griffe von Hirschhorn, dessen scharfe Klinge zu drei Viertheilen abgenutzt war, schnitt sich abwechselnd ein Stück Brot und ein Stück Rettig ab, und begann, das Auge auf den Zeiger seiner Uhr ge-

heftet, sein frugales Mahl mit einem kräftigen Appetit …

Als die verhängnißvolle Stunde geschlagen, erbrach Robin mit zitternder Hand den Umschlag.

Er enthielt zwei Briefe.

Der erste schien ihn wenig zu befriedigen; denn nach Verlauf einiger Minuten zuckte er die Achseln, klopfte unwillig mit dem Stiele seines Messers auf den Tisch, schob mit der Rückseite seiner schmierigen Hand diesen Brief verächtlich bei Seite und durchlief das zweite Schreiben, indem er sein Brot mit der einen Hand hielt und mit der andern mit einer maschinenmäßigen Bewegung eine Scheibe Rettig in das, auf eine Ecke des Tisches geschüttete graue Salz tauchte.

Plötzlich blieb Robin's Hand regungslos. In dem Maße, als er weiter las, schien er immer gespannter, erstaunter, überraschter zu werden.

Hastig aufstehend eilte er an das Fenster, wie um sich durch eine zweite Prüfung der Zeichenschrift zu versichern, daß er sich nicht geirrt hätte; so unerwartet schien ihm das, was man ihm meldete.

Ohne Zweifel erkannte Robin, daß er richtig entziffert hätte, denn indem er seine Arme sinken ließ, nicht aus Niedergeschlagenheit, sondern mit dem höchsten Erstaunen über eine eben so unvorhergesehene als außerordentliche Genugthuung, blieb er einige Zeit mit gesenktem Haupte, mit starrem und erforschendem Blicke … Das einzige Zeichen von Freude, welches er von sich

gab, that sich durch ein tönendes, häufiges und tiefes Athemholen kund.

Menschen, die eben so kühn in ihrem Ehrgeize, als geduldig und beharrlich in ihrem geheimen Treiben sind, erstaunen über das Gelingen ihres Unternehmens, wenn dieses Gelingen ihren weisen und klugen Berechnungen zuvorkommt und sie auf eine unglaubliche Weise übertrifft.

Rodin befand sich in diesem Falle.

Durch wunderbare List, Gewandtheit und Verstellung, durch gewaltige Bestechungs-Versprechungen, endlich durch die seltsame Mischung von Bewunderung, Schrecken und Vertrauen, welche sein Genie mehreren einflußreichen Personen einflößte, erfuhr Rodin von der päpstlichen Regierung, daß er aller Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit nach in einer gewissen Zeit fast mit Bestimmtheit auf eine Stellung würde Anspruch machen können, die nur zu oft die Furcht, den Haß oder den Neid gar vieler Herrscher erregt hat, und die zuweilen von großen, edlen Männern, aber auch von abscheulichen Bösewichtern oder von, aus den niedrigsten Ständen der menschlichen Gesellschaft hervorgegangenen Leuten eingenommen gewesen ist.

Aber, damit Rodin dieses Ziel sicherer erreiche, mußte es ihm durchaus gelingen, dasjenige ohne Gewaltthätigkeit, und blos durch das Spiel und die Wirkung der auf eine geschickte Weise geleiteten Leidenschaften auszuführen, wozu er sich anheischig gemacht hatte, nämlich:

der Gesellschaft Jesu den Besitz des Vermögens der Familie Rennepont sichern.

Ein Besitz, der auf diese Weise eine doppelte und unermeßliche Folge hatte; denn Rodin gedachte sich, nach seinen persönlichen Absichten, aus seinem Orden (dessen Oberhaupt in seiner Gewalt war) einen Fußschämel und ein Mittel der Einschüchterung zu machen.

Als der erste Eindruck seines Erstaunens vorüber, ein Eindruck, der so zu sagen nur eine Art von Bescheidenheit des Ehrgeizes, Mißtrauen seiner selbst war, was bei wahrhaft hochstehenden Männern ziemlich allgemein ist, warf sich Rodin, indem er die Sachen kälter und logischer ins Auge faßte, sein Erstaunen fast vor.

Indessen bald nachher, durch einen wunderlichen Widerspruch, indem er nochmals einem jener kindischen, abgeschmackten Einfälle nachgab, welchen der Mensch oft gehorcht, wenn er sich vollkommen allein und verborgen weiß oder glaubt, stand Rodin hastig auf, nahm den Brief, welcher ihm eine so freudige Ueberraschung bereitet hatte, und stellte ihn so zu sagen vor den Augen des Bildes des zum Papst gewordenen jungen Hirten zur Schau; dann stolz, triumphirend den Kopf schüttelnd, und seinen Schlangenblick auf das Portrait heftend, sagte er zwischen seinen Zähnen, indem er seinen schmierigen Finger auf die päpstlichen Sinnbilder legte:

He? Bruder? und auch ich... vielleicht...

Nach dieser lächerlichen Anrede kehrte Rodin auf seinen Platz zurück, und als ob die erfreuliche Nachricht,

als er so eben empfangen hatte, seinen Appetit vergrößert hätte, legte er den Brief vor sich hin, um ihn noch ein Mal durchzulesen, und die Augen nicht von ihm wegwendend begann er mit einer Art freudiger Wuth in sein hartes Brot und in seinen schwarzen Rettig zu beißen, indem er die Melodie einer alten Litanei summte.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Es lag etwas Seltsames, Großartiges und besonders Entsetzendes in dem Aufstreben dieses ungeheuren, bereits durch die Ereignisse fast gerechtfertigten, und, wenn man so sagen darf, in eine so elende Hülle eingeschlossenen Ehrgeizes. . . . . . . . . . .

Der Pater d'Aigrigny, ein Mann, wenn auch nicht von sehr hohen Geistesgaben, der doch zum Mindesten einigen reellen Werth besaß, ein großer Herr von Geburt, sehr hochmüthig, den besten Kreisen angehörte, würde niemals nur den Gedanken zu fassen gewagt haben, auf das Anspruch zu machen, worauf Robin plötzlich Anspruch machte; das einzige Ziel des Pater d'Aigrigny, und er fand es unverschämt, war, eines Tages zum General seines Ordens erwählt zu werden, dieses Ordens, der die Welt umschlingt.

Der Unterschied der ehrgeizigen Anlagen dieser beiden Personen ist begreiflich. Wenn ein Mann mit hohem Verstande, einer gesunden und feurigen Natur, der alle Kräfte seiner Seele und seines Leibes auf einen einzigen Punkt richtet, beharrlich so, wie es Robin that, die Keuschheit, die Mäßigkeit, kurz, die freiwillige Ver-

zichtleistung auf alle Befriedigungen des Herzens und der Sinne ausübt, so empört sich dieser Mann fast immer nur auf diese Weise gegen den geheiligten Willen des Schöpfers zu Gunsten irgend einer abscheulichen und verzehrenden Leidenschaft, einer infernalischen Gottheit, welche durch einen ruchlosen Bund von ihm, gegen Gewährung einer furchtbaren Macht, die Vernichtung aller edlen Neigungen, aller unaussprechlichen Reize, aller zärtlichen Instincte verlangt, mit denen der Herr in seiner ewigen Weisheit, in seiner unerschöpflichen Milde die Geschöpfe so väterlich begabt hat.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Rodin hatte nicht bemerkt, daß während des so eben von uns geschilderten stummen Auftrittes die Vorhänge eines Fensters im dritten Stockwerke des Gebäudes, welches das Haus, in dem er wohnte, überragte, leicht zurückgeschoben waren, und die schelmische Miene Rosa-Pompons und das Bacchusgesicht Nini-Moulins halb entblößt hatten.

Es ging daraus hervor, daß Rodin trotz der Schutzmauer seiner Schnupftabakstaschentücher durchaus nicht gegen die unbescheidene und neugierige Musterung der beiden Koryphäen der Tulipe Orageuse gesichert gewesen war.

---



Naumburg's Kunstanst. Lpzg

La cachette. — Das Versteck.



## III.

## Ein unerwarteter Besuch.

Obgleich Rodin bei dem Lesen des zweiten Briefes von Rom sich sehr überrascht fühlte, so wollte er doch nicht, daß seine Antwort dieses Erstaunen blicken ließe. Als er sein frugales Frühstück beendigt, nahm er ein Blatt Papier und entwarf rasch in Zeichenschrift folgende Note in dem barschen und schneidenden Tone, der ihm eigenthümlich war, sobald er sich nicht gezwungen sah, sich zu beherrschen:

„Das, was man mir mittheilt, überrascht mich nicht. — Ich hatte Alles vorausgesehn. — Unentschlossenheit und Feigheit tragen immer diese Früchte da. — Das ist nicht genug. — Das ketzerische Rußland vernichtet das katholische Polen. — Rom segnet die Mörder und verwünscht die Opfer *).“

---

*) Man liest in den „Angelegenheiten Roms“ folgendes wundervolle Requisitorium gegen Rom, welches wir dem wahrhaftigsten evangelischen Genie unseres Jahrhunderts verdanken:

„Das ist mir Recht.“

„Rußland verbürgt dagegen Rom durch Oesterreich die blutige Unterdrückung der Patrioten der Romagna.“

„Das ist mir immer Recht.“

„Die Mordbanden des guten Kardinals Albani genügen nicht mehr zu dem Gemetzel der gottlosen Liberalen; — sie sind träge.“

„Das ist mir nicht mehr Recht.“

„Sie müssen marschiren.“

In dem Augenblicke, wo Rodin diese letzten Worte geschrieben hatte, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch die frische und wohlklingende Stimme Rosa-Pom-

---

„So lange der Ausgang des Kampfes der Polen und ihrer Unterdrücker zweifelhaft blieb, enthielt das officielle römische Journal kein Wort, welches das in so vielen Schlachten siegreiche Volk hätte verletzen können, aber kaum war es unterlegen, kaum hatte die grausame Rache des Czars die lange Marter einer ganzen, dem Schwerte, der Verbannung und der Knechtschaft preisgegebenen Nation begonnen, als dasselbe Journal keine Ausdrücke fand, die schmählich genug waren, um Diejenigen zu beschimpfen, welche das Glück verlassen hatte. Man hätte indessen Unrecht, diese unwürdige Feigheit der päpstlichen Regierung unmittelbar zuzuschreiben; sie unterlag dem Gesetze, das Rußland ihr auferlegte; es hatte ihr gesagt: Willst Du leben? halte Dich dort, .. neben dem Schaffot ... und in dem Maße, als sie fallen ... verfluche die Opfer!!!“

(Lamennais, affaires de Rome p. 110. Pagnerre, 1844.)

pons gehört, die, ihren Béranger auswendig kennend, Philemons Fenster geöffnet hatte und, auf der Fensterbank sitzend, mit vielem Reiz und Lieblichkeit folgenden Vers des unsterblichen Sängers sang:

> Mais quelle erreur, non, Dieu n'est pas colère,
> S'il créa tout . . . à tout il sert d'appui:
> Vins qu'il nous donne, amitié tutélaire,
> Et vous amours, qui créez après lui,
> Prêtez un charme à ma philosophie
> Pour dissiper des rêves affligeans,
> Le verre en main, que chacun se confie
> Au Dieu des bonnes gens!

(Aber welcher Irrthum, nein, Gott ist nicht zornig, — wenn er Alles schuf . . . so dient er auch Allem zur Stütze: Weine, die er uns giebt, schirmende Freundschaft, — Und Ihr Lieben, die nach ihm geschaffen, — Leihet einen Zauber meiner Philosophie, — Um betrübende Träume zu verscheuchen, — Das Glas in der Hand, möge Jeder vertrauen — Dem Gott der guten Menschen!)

Dieser Gesang der göttlichen Sanftmuth contrastirte auf eine so seltsame Weise mit der kalten Grausamkeit der wenigen, von Rodin geschriebenen Zeilen, daß er erbebte und sich vor Wuth in die Lippen biß, als er diesen Schlußreim des großen, wahrhaft christlichen Dichters erkannte, der so derbe Schläge gegen die schlechte Kirche geführt hatte.

Rodin wartete einige Augenblicke in einer zornigen

Ungeduld, indem er glaubte, daß die Stimme fortfahren würde; aber Rosa-Pompon schwieg, oder summte zum Mindesten nur noch, und bald ging sie sogar zu einer anderen Melodie über, zu der des guten Papstes, welche sie sang, aber ohne Worte.

Rodin, der nicht wagte, durch das Fenster nachzusehen, wer diese lästige Sängerin sei, zuckte die Achseln, ergriff seine Feder wieder, und fuhr fort.

— Etwas Anderes: — „Man müßte die Independenten aller Länder erbittern, die Wuth des Philosophen-Packs von Europa aufwiegeln, — den Liberalismus schäumen lassen, — Alles, was schreiet, gegen Rom aufhetzen. — Dazu: Im Angesichte der Welt folgende drei Vorschläge proclamiren:

1) Es ist abscheulich zu behaupten, daß man in der Ausübung welchen Glaubens es auch sei, selig werden könne, vorausgesetzt, daß die Sitten rein sind.

2) Es ist abscheulich und abgeschmackt, den Völkern die Gewissensfreiheit zu bewilligen.

3) Man könnte nicht zu viel Abscheu gegen die Preßfreiheit haben*)."

---

*) Man liest die folgenden Stellen in dem, im Jahre 1832 von dem gegenwärtigen Papste an alle Bischöfe Frankreichs erlassenen Rundschreiben, damit sie und ihre Pfarrkinder sich nach diesen Vorschriften richten sollten, obwohl sie mit den Landesgesetzen und den Rechten der Bürger in geradem Widerspruche stehen.

Ist es nöthig zu sagen, daß Herr de Lamennais mit der gan-

„Man muß den schwachen Mann dazu bringen, diese in allen Punkten orthodoxen Vorschläge zu erklären,

---

zen Gewalt seines Genies und seines erhabenen Herzens gegen solche abscheuliche Maximen protestirt hat, welche hier in ihrer ganzen ultramontanen Offenheit folgen:

„Wir kommen jetzt," sagt der heilige Vater, „zu einer anderen Sache, über welche wir mit Seufzen die Kirche in diesem Augenblicke betrübt sehen. Nämlich auf diesen Indifferentismus oder diese gottlose Meinung, welche sich durch die Kunstgriffe der Bösen nach allen Seiten hin verbreitet hat, und nach welcher man die ewige Seligkeit durch die Ausübung, welchen Glaubens es auch sein möchte, vorausgesetzt, daß der Lebenswandel rechtschaffen und ehrbar sei, erlangen könnte . . . Bei einer so deutlich in die Augen fallenden Sache wird es Ihnen nicht schwer werden, einen Irrthum zurückzuweisen, der den Ihrer Seelsorge anvertrauten Völkern so verhängnißvoll werden kann."

Ist das deutlich genug? Eine Warnung für uns Andere, welche wir der Seelsorge von Pastoren anvertraut sind. Das ist nicht Alles. Da streicht ein italienischer Mönch, das ultramontane Oberhaupt unserer Bischöfe, mit einem Federstriche eines unserer heiligsten Rechte aus, ein Recht, das dem Vaterlande Ströme von in den Religionskriegen vergossenen Blutes gekostet hat.

„Aus dieser verpesteten Quelle des Indifferentismus," fährt der heilige Vater fort, „entspringt dieser abgeschmackte und irrige Grundsatz oder vielmehr dieser Wahnsinn, daß man Jedem, wer es auch sei, die Gewissensfreiheit sichern und verbürgen müsse. Man bereitet durch die volle und uneingeschränkte Meinungsfreiheit diesem verderblichen Irrthume den Weg, der sich zum Unglück der religiösen und bürgerlichen Gesellschaft in die Ferne verbreitet."

— [illegible] ihre gute Wirkung auf die [illegible], — auf die wahren [illegible], die das Volk im Zaume hal-tenden Regierungen rühmen. — Er wird in die Falle gehen. — Sobald die Vorschläge ausgesprochen, bricht der Sturm aus. — Allgemeiner Aufstand gegen Rom, — große Spaltung, — das heilige Collegium theilt sich in drei Parteien. — Die eine billigt, — die andere tadelt, — die andere zittert. — Der schwache Mann, noch weit entsetzter, als er es jetzt ist, wo er Polen hat vernichten lassen, bebt vor dem Geschrei, den Vorwürfen, den Drohungen, den gewaltsamen Brüchen, die er veranlaßt, zurück."

„— Das ist mir wieder und sehr Recht."

„— Dann wird unser guter P. V. das Gewissen des schwachen Mannes erschüttern, — seinen Geist beunruhigen, — seine Seele erschrecken."

---

Es ist augenscheinlich, daß der heilige Vater unseren Bischöfen gebietet, ihren Pfarrkindern Abscheu gegen eines der Fundamental-Gesetze unserer Gesellschaft einzuflößen. Schließen wir durch einen nicht minder gewaltigen und nicht minder würdigen Ausfall ge-nannten Papstes gegen den Drucken der Presse:

„Darauf läßt sich diese verderbliche Freiheit zurückführen, vor der man nicht genug Abscheu haben kann: die Freiheit des Buchhandels, um, welche Schrift es auch sein möge, herauszugeben; eine Freiheit, welche Einige nachzusuchen und mit eben so viel Lärm als Eifer auszubreiten wagen."

(Rundschreiben des Papstes Gregor XVI. an die Bischöfe von Frankreich.)

— „Kurz: Ihn mit Ekel erfüllen, — seinen Muth entzweien, — ihn abschrecken, — ihn erschrecken; — den grimmigen Eifer des guten Albani verdoppeln, — den Appetit der Sanfedisten erwecken *), — ihnen Liberale für ihren Hunger geben, — Plünderung, — Nothzucht, — Gemetzel, wie in Cesena, — eine wahre Fluth von Carbonari-Blut; — der schwache Mann wird den Nachgeschmack davon haben, — so vieles Morden in seinem Namen!! — er wird zurückbeben ... er wird

---

*) Der Papst Gregor XVI. hatte kaum den päpstlichen Thron bestiegen, als er die Empörung von Bologna erfuhr. Sein erster Gedanke war, die Oestreicher zu Hülfe zu rufen und die Sanfödisten aufzureizen. — Der Kardinal Albani schlug die Liberalen bei Cesena, seine Soldaten beraubten die Kirchen, — plünderten die Stadt, — nothzüchtigten die Frauen. — In Forli begingen die Banden Mordthaten mit kaltem Blute. — Im Jahre [illegible] zeigten sich die Sanfödisten öffentlich mit Medaillen mit dem Bildnisse des Herzogs von Modena und des heiligen Vaters, Bestallungsbriefen im Namen der apostolischen Congregation, Privilegien und Straferlässen. Die Sanfödisten leisteten wörtlich folgenden Eid: „Ich schwöre, den Thron und den Altar auf den Knochen der schändlichen Liberalen zu erheben, und ohne Erbarmen für das Geschrei der Kinder und für die Thränen der Greise und der Weiber sie zu vertilgen." — Die von diesen Räubern begangenen Ausschweifungen überschritten alle Grenzen, der römische Hof regularisirte die Anarchie und organisirte die Sanfödisten in freiwillige Corps, denen er neue Privilegien bewilligte.

(Die Revolution und die Revolutionairs in Italien. Revue des Deux-Mondes, 15. Novbr. 1844.)

zurückbeben .... — jeder seiner Tage wird seinen Gewissensbiß haben, — jede Nacht ihren Schrecken, — jede Minute ihre Angst. — Und die Abdankung, mit der er bereits gedrohet hat, wird endlich kommen, — vielleicht zu früh. — Das ist jetzt die einzige Gefahr; — an Ihnen ist es, dem vorzubeugen."

„Im Falle der Abdankung ... hat mich der Groß-Pönitentiar verstanden. — Anstatt einem General das Commando unseres Ordens, der besten Miliz des heiligen Stuhles, anzuvertrauen, werde ich ihn selbst commandiren. — Dann wird mich diese Miliz nicht mehr beunruhigen: — ein Beispiel sind ... die Janitscharen und die Prätorianer-Garden, immer verderbenbringend der Obrigkeit; — warum? — weil sie sich haben als Vertheidiger der Gewalt außer der Gewalt bilden können, — daher ihre Macht der Einschüchterung."

„Clemens XIV.? ein einfältiger Mensch — Unsere Gesellschaft zu beschimpfen, aufzuheben, ein abgeschmackter Fehlgriff. — Ihn vertheidigen, — unschuldig machen, — sich als ihren General erklären, — das hätte er thun müssen. — Die Gesellschaft, damals in seiner Gewalt, willigte in Alles; — er vereinigte, — verleibte uns dem heiligen Stuhle ein, der unsere Dienste!! ... nicht mehr zu fürchten hatte. — Clemens XIV. ist an der Kolik gestorben. — Gelehrten ist gut predigen. — Wenn der Fall eintritt, werde ich diesen Tod nicht sterben."

Die klangvolle und reine Stimme Rosa-Pompons erschallte von Neuem.

Robin sprang vor Zorn auf seinem Stuhle auf; aber bald, und in dem Maße, als er den folgenden Vers hörte, den er nicht kannte (er kannte seinen Béranger nicht auswendig, wie Philemons Wittwe), blieb der Jesuit, der empfänglich für gewisse wunderlich abergläubische Ideen war, betreten, fast bestürzt über dieses seltsame Zusammentreffen. Es ist der gute Papst Béranger's, welcher spricht:

Que sont les rois? de sots bélitres!
Ou des brigands, qui, gros d'orgueil,
Donnant leurs crimes pour des titres,
Entre eux se poussent au cercueil.
A prix d'or je puis les absoudre
Ou changer leur sceptre en bourdon.
Ma dondon
Riez donc,
Sautez donc!
Regardez moi lancer la foudre,
Jupin m'a fait son héritier,
Je suis entier.

(Was sind die Könige? lumpige Narren! — Oder Räuber, die, aufgeblasen vor Stolz, — Indem sie ihre Verbrechen für Ansprüche ausgeben, — Sich unter sich ins Grab stoßen. — Für Gold kann ich sie freisprechen, — Oder ihren Scepter in einen Pilgerstab verwandeln. — Meine Dondon, — Lache doch, — Hüpfe doch! — [illegible]

mich [illegible] [illegible], — Jupiter hat mich zu seinem Erben gemacht, — Ich bin vollkommen.)

Halb aufgestanden von seinem Stuhle, den Hals vorgestreckt, das Auge starr, horchte Rodin noch, als [illegible], wie eine Biene von einer Blume zur andern flatternd, von ihrem [illegible] bereits den köstlichen [illegible] des Colibri's summte.

Da er nichts mehr hörte, so setzte sich der Jesuit wieder mit einer Art von Beschämung; aber nach Verlauf einiger Minuten des Nachdenkens strahlte sein Gesicht plötzlich; er sah eine glückliche Vorbedeutung in diesem seltsamen Zwischenfalle.

Er ergriff seine Feder wieder, und seine ersten Worte trugen so zu sagen das Gepräge dieses außerordentlichen Vertrauens auf das Verhängniß.

„— Niemals habe ich mehr an den guten Erfolg geglaubt, als in diesem Augenblicke. Ein Grund mehr, um nichts zu vernachlässigen. — Jede Ahnung gebietet eine Verdoppelung des Eifers. — Gestern habe ich einen neuen Gedanken gehabt."

„— Man wird hierin übereinstimmend wirken. — Ich habe ein ultra-katholisches Journal gegründet: Die Liebe des Nächsten. — Nach seiner ultramontanen, — tyrannischen, — freiheitsmörderischen Wuth, — wird man es für ein Organ von Rom halten. — Ich werde diesem Gerüchte Glauben verschaffen. — [illegible]'

„— Das ist mir Recht."

— Ich will die Frage über die Freiheit des Unterrichts

[illegible] [illegible]; — die Liberalen des [illegible] [illegible] uns beiseite. — Die Einfältigen, sie lassen uns zu dem allgemeinen Rechte zu, wo unsere Privilegien, unsere geistlichen Freiheiten, unser Einfluß im Beichtstuhle, unsere Befehle von Rom, uns gerade durch die Vortheile, welche wir genießen, von dem allgemeinen Rechte ausschließen. — Doppelt Einfältige, sie halten uns für entwaffnet, weil sie selbst uns gegenüber ohne Waffen sind."

„— Eine kitzliche Frage; — vernichtendes Geschrei; — neues Unbehagen für den schwachen Mann, — Jedes Bächlein schwellt den Strom."

„— Das ist mir wieder Recht."

„— Um Alles in zwei Worte zusammen zu fassen: — Das Ende ist die Abdankung, — Das Mittel: Neckereien, beständige Marter. — Die Erbschaft Rennepont bezahlt die Erwählung. — Ueber den Preis einig, — ist die Waare verkauft."

Rodin unterbrach sich plötzlich im Schreiben, indem er glaubte Geräusch vor der Thüre seines auf die Treppe führenden Zimmers gehört zu haben; er horchte und hielt den Athem an; Alles wurde wieder still, er glaubte sich geirrt zu haben, und ergriff die Feder wieder.

„Ich übernehme die Rennepont'sche Angelegenheit, — die einzige Achse unserer [illegible] Bewegungen; — man muß sie wieder von vorn anfangen, — das Spiel der Interessen, — die Triebfedern der Leidenschaften an die Stelle der einfältigen Kolbenschläge des [illegible]

gnigny treten lassen; — er hat beinahe Alles gefährdet; — er hat inzwischen sehr gute Eigenschaften, — er hat Welt, — Ueberredungsgabe, — einen richtigen Blick, — aber nur eine Tonleiter, — und dann, nicht groß genug, um es zu verstehen, sich klein zu machen. — In seiner wahren Mitte, werde ich ihn zu benutzen wissen, — die einzelnen Theile davon sind gut. — Ich habe zu rechter Zeit die offene Vollmacht des ehrwürdigen Pater G. benutzt; — im Nothfalle werde ich dem Pater d'Aigrigny die geheimen, von dem General gegen mich eingegangenen Verpflichtungen mittheilen. — Bis hierhin hat man ihn für diese Erbschaft die Bestimmung, welche Sie wissen, ersinnen lassen, — ein guter Gedanke, — aber unzeitig, — dasselbe Ziel, auf einem andern Wege."

„Die Auskünfte; falsch, — es sind mehr als zweihundert Millionen vorhanden; tritt der mögliche Fall ein, ist das Zweifelhafte gewiß, — bleibt noch eine unermeßliche Aussicht zum Handeln. — Die Renneponische Angelegenheit ist in diesem Augenblicke doppelt die meinige, — vor Ablauf von drei Monaten werden diese zweihundert Millionen — durch den freien Willen der Erben — unser sein; — es muß sein; — denn wenn dieses fehlschlüge, — so entgeht mir der irdische Theil, — meine Aussichten sinken um die Hälfte. — Ich habe gänzliche Vollmacht verlangt; — die Zeit drängt, ich handle, als ob ich sie hätte. — Eine Auskunft ist mir für meine Pläne unentbehrlich; — ich erwarte sie von Ihnen; — ich muß sie haben, —

Sie verstehen mich? — der hohe Einfluß Ihres Bruders an dem Wiener Hofe wird Ihnen dienen. — Ich will die genauesten näheren Umstände über die gegenwärtige Stellung des Herzogs von Reichstadt wissen, — Napoleons II. der Anhänger des Kaisers. — Kann man, ja oder nein, durch Ihren Bruder mit dem Prinzen, und zwar ohne Wissen seiner Umgebung, einen geheimen Briefwechsel anknüpfen?"

„Nehmen Sie rasch Ihre Maßregeln — das ist dringend nothwendig — diese Note geht heute ab — ich werde sie morgen vervollständigen ... — Sie wird Ihnen, wie immer, durch den kleinen Kaufmann zukommen."

In dem Augenblicke, wo Rodin diesen Brief in einen doppelten Umschlag gesteckt und versiegelt hatte, glaubte er von Neuem Geräusch von außen zu hören.

Er horchte.

Nachdem es einige Augenblicke still gewesen, hallten mehrere Schläge an seine Thür in dem Zimmer wieder.

Rodin erbebte: zum ersten Male seit beinahe einem Jahre, so lange er in diese Wohnung kam, klopfte man an seine Thür.

Indem er hastig den so eben geschriebenen Brief in die Tasche seines Ueberrockes steckte, öffnete der Jesuit den alten, unter dem Feldbette versteckten Koffer, nahm aus demselben ein, in ein zerrissenes Schnupftabaks-Taschentuch gewickeltes Packet Papiere, fügte demselben die mit Zeichenschrift geschriebenen Briefe hinzu, die er

so eben empfangen hatte und verschloß den Koffer wieder sorgfältig.

Man fuhr fort, außerhalb mit einer Verdoppelung der Ungeduld zu klopfen.

Rodin nahm den Korb der Gemüsehändlerin in die Hand, seinen Regenschirm unter den Arm, und ging ziemlich besorgt, nachzusehen, wer der unbescheidene Besucher wäre.

Er öffnete die Thür und befand sich Rosa-Pompon, der lästigen Sängerin, gegenüber, welche, indem sie eine höfliche und artige Verbeugung machte, ihn mit vollkommen unbefangener Miene fragte:

— Herr Rodin? wenn's beliebt.

---

## IV.

### Ein Freundschaftsdienst.

Trotz seines Erstaunens und seiner Besorgnisse verzog Rodin keine Miene; er begann damit, seine Thür hinter sich zu verschließen, indem er den neugierigen Blick des jungen Mädchens bemerkte; dann sagte er gutmüthig zu ihr:

— Nach wem fragen Sie, mein liebes Kind?

— Nach Herrn Rodin, — erwiederte Rosa-Pompon dreist, indem sie ihre hübschen blauen Augen in ihrer ganzen Größe aufschlug und Rodin fest in's Gesicht blickte.

— Das ist nicht hier . . . — sagte er, indem er einen Schritt that, um die Treppe hinabzugehen. — Ich kenne ihn nicht, fragen Sie weiter oben oder weiter unten an.

— O! was das hübsch ist! . . . Lassen Sie sehen . . . Spaßen Sie doch, in Ihrem Alter? — sagte Rosa-Pompon, indem sie die Achseln zuckte, — als ob man nicht wüßte, daß Sie Herr Rodin heißen.

— Charlemagne, — sagte der Socius, indem er

sich verneigte, — Charlemagne, Ihnen zu dienen, wenn ich dazu im Stande wäre.

— Sie sind dazu nicht im Stande, — antwortete Rosa-Pompon in einem majestätischen Tone, und sie fügte mit einer schelmischen Miene hinzu: — Wir haben also Verstecke, Sie wissen schon, was ich sagen will? daß wir einen anderen Namen annehmen ... Wir sind bange, daß Madame Robin uns belauert.

— Hören Sie, mein liebes Kind, — sagte der Socius, indem er mit einer väterlichen Miene lächelte, Sie wenden sich nicht an den Unrechten: ich bin ein armer alter, gutmüthiger Mann, der die Jugend liebt ... die fröhliche Jugend ... Belustigen Sie sich demnach also, selbst auf meine Kosten ... aber lassen Sie mich vorbei, denn ich habe Eile ...

Und Robin that einen neuen Schritt auf die Treppe zu.

— Herr Robin, — sagte Rosa-Pompon mit feierlicher Stimme, — ich habe Ihnen sehr wichtige Dinge mitzutheilen und Sie wegen einer Herzensangelegenheit um Rath zu fragen ...

— Ah! so, lassen Sie hören, kleine Närrin, Sie haben also Niemand in Ihrem Hause zu quälen, daß Sie in dieses kommen?

— Ei, ich wohne hier, Herr Robin, — antwortete Rosa-Pompon, indem sie schelmischer Weise den Namen ihres Opfers betonte.

— Ste? ei! was! ich wußte nicht, daß ich eine so hübsche Nachbarschaft hätte.

— Ja ... ich wohne seit sechs Monaten hier, Herr Rodin.

— Wahrhaftig! und wo denn?

— In dem dritten Stockwerke vorn heraus, Herr Rodin.

— Sie waren es also, die so eben gesungen hat?

— Ich selbst, mein Herr.

— Sie haben mir das größte Vergnügen gemacht, in Wahrheit.

— Sie sind sehr gütig, Herr Rodin.

— Und Sie wohnen mit Ihrer achtungswürdigen Familie hier, wie ich vermuthe?

— Ich glaube wohl, Herr Rodin, — sagte Rosa-Pompon, indem sie die Augen mit einer unschuldigen Miene niederschlug, — ich wohne hier mit Großvater Philemon und Großmutter Bacchanal ... eine Königin, nichts als das.

Rodin war bis dahin ziemlich ernstlich besorgt gewesen, da er nicht wußte, auf welche Weise Rosa-Pompon seinen wahren Namen entdeckt hatte; als er aber den Namen der Bacchanten-Königin nennen hörte und erfuhr, daß sie in diesem Hause wohnte, fand er darin einen Ersatz für den unangenehmen, durch das Erscheinen Rosa-Pompons veranlaßten Vorfall. Es lag Rodin in der That viel daran, zu wissen, wo die Bacchanten-Königin, die Geliebte Couche-tout-Nu's, und die

Schwester der Mayeux zu finden sei, der Mayeux, die seit ihrer Unterredung mit der Superiorin des Klosters, und seit dem Antheil, welchen sie an den Fluchtplänen des Fräuleins von Cardoville genommen hatte, als gefährlich bezeichnet worden war. Außerdem hoffte Rodin durch das, was er so eben erfahren hatte, Rosa-Pompon auf eine geschickte Weise dahin zu bringen, ihm den Namen der Person zu beichten, von welcher sie wußte, daß Herr Charlemagne Herr Rodin hieße.

Kaum hatte das junge Mädchen den Namen der Bacchanten-Königin ausgesprochen, als Rodin die Hände faltete, indem er eben so überrascht, als lebhaft interessirt schien.

— Ach! mein liebes Kind, — rief er aus, — ich beschwöre Sie, scherzen wir nicht . . . Sollte es sich zufällig um ein junges Mädchen handeln, die diesen Beinamen hat und welche die Schwester einer verwachsenen Nätherin ist? . . .

— Ja, mein Herr, die Bacchanten-Königin ist ihr Beiname, — sagte Rosa-Pompon nun auch ziemlich verwundert; — sie heißt Cephyse Soliveau, sie ist meine Freundin.

— Ah! sie ist Ihre Freundin? — sagte Rodin überlegend.

— Ja, mein Herr, meine vertraute Freundin . . .

— Und Sie lieben sie?

— Wie eine Schwester . . . Armes Mädchen, ich thue für sie, was ich vermag, und das ist eben nicht

viel . . . Aber wie kennt ein achtbarer Mann von Ihrem Alter die Bacchanten-Königin? . . . Ah! ah! das beweiset, daß Sie einen falschen Namen annehmen . . .

— Mein liebes Kind, ich habe jetzt keine Lust mehr zu scherzen, — sagte Rodin auf eine so traurige Weise, daß Rosa-Pompon, sich ihren Scherz vorwerfend, zu ihm sagte:

— Aber am Ende, wie kennen Sie Cephyse?

— Ach! sie kenne ich nicht, . . . sondern einen wackeren jungen Mann, der sie zum Sterben liebt! . . .

— Jacques Rennepont? . . .

— Auch Couche-tout-Nu genannt . . . In diesem Augenblicke ist er im Schuldgefängnisse, — erwiederte Rodin mit einem Seufzer. — Ich habe ihn gestern dort gesehen.

— Sie haben ihn gestern gesehn? Aber, wie sich das trifft! — sagte Rosa-Pompon, indem sie in ihre Hände schlug; — dann kommen Sie geschwind, kommen Sie sogleich zu Philemon, Sie werden Cephysen Nachrichten von ihrem Geliebten geben; . . . sie ist so besorgt! . . .

— Mein liebes Kind . . . ich möchte ihr nur gute Nachrichten von diesem würdigen jungen Manne geben, den ich trotz seiner Thorheiten liebe; denn, wer hat keine Thorheiten begangen? — fügte Rodin mit einer nachsichtigen Gutmüthigkeit hinzu.

— Bei Gott . . . — sagte Rosa-Pompon, indem

sie sich auf ihren Hüften schaukelte, als ob sie noch als Debardeur verkleidet wäre . . .

— Ich möchte mehr sagen, — fügte Rodin hinzu, — ich liebe ihn wegen seiner Thorheiten; denn, sehen Sie, man mag noch so viel sagen, mein liebes Kind, es ist immer ein guter Grund, ein gutes Herz, kurz irgend etwas bei denen vorhanden, welche ihr Geld freigebig für Andere ausgeben.

— Ei! Sie sind ein sehr wackerer Mann! — sagte Rosa-Pompon, über Rodins Philosophie entzückt. — Aber warum wollen Sie Cephysen nicht besuchen, um ihr von Jacques zu erzählen?

— Wozu nützt es, ihr das mitzutheilen, was sie weiß? daß Jacques im Gefängniß ist? . . . Was ich möchte, ist, diesen würdigen jungen Mann aus einer so schlimmen Lage ziehen! . . .

— O! mein Herr, thun Sie das, ziehen Sie Jacques aus dem Gefängnisse, — rief Rosa-Pompon feurig aus, — und wir werden Sie alle Beide küssen, Cephyse und ich.

— Das wäre verlorenes Gut, liebe kleine Ausgelassene, — sagte Rodin lächelnd; — aber beruhigen Sie sich, ich bedarf keiner Belohnung, um ein wenig Gutes zu thun, wenn ich es kann.

— Demnach also hoffen Sie, Jacques aus dem Gefängnisse zu ziehen?

Rodin schüttelte den Kopf und begann mit einer kummervollen und verdrießlichen Miene wieder:

— Ich hoffte es ... Gewiß ... ich hoffte es; ... aber, in diesem Augenblicke ... begreifen Sie? hat sich Alles geändert ...

— Und warum denn? — fragte Rosa-Pompon überrascht.

— Dieser schlechte Scherz, den Sie mir spielen, indem Sie mich Herr Rodin nennen, muß Ihnen sehr belustigend scheinen, mein liebes Kind; ich verstehe: Sie sind darin nur ein Echo ... Irgend Jemand wird Ihnen gesagt haben: gehen Sie hin, und sagen Sie Herrn Charlemagne, daß er Herr Rodin hieße ... das wird sehr spaßhaft sein ...

— Ganz gewiß wäre es mir nicht eingefallen, Sie Herr Rodin zu nennen, man erfindet einen Namen, wie der da, nicht von selbst, — antwortete Rosa-Pompon.

— Nun denn! diese Person hat mit ihren schlechten Späßen dem armen Jacques Rennepont, ohne es zu wissen, großen Schaden gethan ...

— Ach! mein Gott! und das, weil ich Sie Herr Rodin, statt Herr Charlemagne, genannt habe! — rief Rosa-Pompon ganz betrübt aus, indem sie nun den Scherz bedauerte, den sie auf Anstiften Nini-Moulin's gemacht hatte.

— Aber was hat am Ende, mein Herr, — begann sie wieder, — dieser Scherz mit dem Dienste gemein, den Sie Jacques erweisen wollten?

— Es ist mir nicht erlaubt, es Ihnen zu sagen, mein liebes Kind. In Wahrheit ... ich bin untröstlich

über Alles das, wegen des armen Jacques ... glauben Sie es nur; aber erlauben Sie mir, hinunter zu gehen.

— Hören Sie mich an, mein Herr, ich bitte Sie, — sagte Rosa-Pompon, — wenn ich Ihnen den Namen der Person nennte, welche mich aufgefordert hat, Sie Herr Rodin zu nennen, würden Sie sich dann immer noch für Jacques interessiren?

— Ich suche Niemandes Geheimnisse zu erforschen ... mein liebes Kind; ... Sie sind in alle dem das Spielwerk oder das Echo von vielleicht sehr gefährlichen Personen gewesen, und, meiner Treue! ... trotz der Theilnahme, welche mir Jacques Rennepont einflößt, habe ich armer Mann, Sie verstehen wohl, keine Lust mir Feinde zu machen ... Gott bewahre mich davor!

Rosa-Pompon verstand nichts von Rodins Befürchtungen, und er verrechnete sich dabei nicht, denn nach einer Secunde der Ueberlegung sagte das junge Mädchen zu ihm:

— Sehen Sie, mein Herr, das ist zu hoch für mich, ich verstehe nichts davon; aber so viel weiß ich, daß ich untröstlich sein würde, einem wackeren jungen Manne durch einen Scherz Schaden zugefügt zu haben; ich will Ihnen demnach ganz einfach sagen, wie es sich damit verhält: meine Offenherzigkeit wird vielleicht zu etwas nützen ...

— Die Offenherzigkeit klärt oft die dunkelsten Sachen auf, — sagte Rodin gravitätisch.

— Am Ende, — sagte Rosa-Pompon, — geschieht

Nini-Moulin Recht. Warum läßt er mich Albernheiten sagen, welche dem Geliebten dieser armen Cephyse schaden können? Sehen Sie, mein Herr, was sich zugetragen hat: Nini-Moulin, ein großer Spaßvogel, hat Sie so eben auf der Straße gesehen; die Pförtnerin hat ihm gesagt, daß Sie Herr Charlemagne hießen. Zu mir hat er gesagt, nein, er heißt Rodin, man muß ihm einen Streich spielen: gehen Sie an seine Thür, Rosa-Pompon, klopfen Sie an, und nennen Sie ihn Herr Rodin. Sie werden das drollige Gesicht sehen, das er machen wird ... Ich hätte Nini-Moulin versprochen, ihn nicht zu nennen; aber, da das im Stande wäre Jacques zu schaden ... so sei es, ich nenne ihn.

Bei dem Namen Nini-Moulin hatte Rodin eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken können. Dieser Schmähschriftschreiber, dem er die Redaction der Liebe des Nächsten übertragen hatte, war persönlich nicht zu fürchten; aber Nini-Moulin, der sehr plauderhaft und sehr mittheilend war, wenn er getrunken hatte, konnte beunruhigend, hinderlich werden, besonders wenn Rodin, wie das wahrscheinlich war, mehrere Male in dieses Haus zurückkehren mußte, um durch die Vermittelung der Bacchanten-Königin seine Pläne auf Couche-tout-Nu auszuführen. — Der Socius nahm sich demnach vor, dieser Unannehmlichkeit abzuhelfen.

— Demnach also, mein liebes Kind, — sagte er zu Rosa-Pompon, — ist es ein Herr Desmoulin, der

Sie aufgefordert hat, mir diesen schlechten Scherz zu spielen?

— Nicht Desmoulin ... sondern Dumoulin, — erwiederte Rosa-Pompon. — Er schreibt in geistliche Journale, und er vertheidigt die Frommen für Geld, das man ihm giebt, denn wenn Nini-Moulin ein Frommer ist ... so sind seine Schutzpatrone Sanct Immerdurst und Sanct Chicard, wie er selbst sagt.

— Dieser Herr scheint mir sehr lustig.

— O! ein sehr guter Mensch!

— Aber warten Sie doch, warten Sie doch, — begann Robin wieder, indem er seine Erinnerungen zu sammeln schien; — ist er nicht ein Mann von sechsunddreißig bis vierzig Jahren, dick ... mit rothem Gesicht? ...

— Roth, wie ein Glas rother Wein, — sagte Rosa-Pompon, — und dazu eine finnige Nase ... wie eine Himbeere ...

— Ganz recht, das ist er ... Herr Dumoulin ... o! dann beruhigen Sie mich gänzlich, mein liebes Kind; der Scherz beunruhigt mich eben nicht mehr, Herr Dumoulin ist ein sehr würdiger Mann, der vielleicht nur das Vergnügen ein wenig zu sehr liebt.

— Demnach also, mein Herr, werden Sie immerhin Jacques nützlich zu sein trachten? Der einfältige Scherz Nini-Moulin's wird Sie nicht davon abhalten?

— Nein, ich hoffe es.

— Ach! so, ich brauche Nini-Moulin nicht zu sagen, daß Sie wissen, daß er es ist, der mir geheißen Sie Herr Rodin zu nennen, nicht wahr, mein Herr?

— Warum nicht? In allen Sachen, mein liebes Kind, muß man immer offenherzig die Wahrheit sagen.

— Aber, mein Herr, Nini-Moulin hat mir so sehr anempfohlen, ihn Ihnen nicht zu nennen ...

— Wenn Sie ihn mir genannt haben, so geschah es aus einem sehr guten Beweggrunde; warum es ihm nicht gestehen? ... Uebrigens, mein liebes Kind, geht das Sie an, und nicht mich ... Machen Sie es, wie Sie wollen.

— Und darf ich Cephysen Ihre gütigen Absichten für Jacques mittheilen?

— Offenherzigkeit, mein liebes Kind, immer Offenherzigkeit ... Man riskirt niemals etwas, das zu sagen, was ist ...

— Arme Cephyse, wie glücklich sie sein wird! ... sagte Rosa-Pompon freudig, — und das wird ihr sehr gelegen kommen ...

— Nur muß sie sich dieses Glück nicht zu sehr übertreiben ... ich verspreche nicht bestimmt ... diesem würdigen jungen Mann aus dem Gefängniß verhelfen zu können ... ich sage, daß ich es versuchen werde; ... aber was ich bestimmt verspreche ... denn ich glaube, Ihre Freundin ist seit Jacques Verhaftung in einer sehr bedrängten Lage ...

— Ach leider ... mein Herr ...

— Was ich bestimmt verspreche, sage ich, ist eine kleine Unterstützung ... welche Ihre Freundin heute empfangen wird, damit sie Mittel hat, ehrbar zu leben ... und wenn sie folgsam ist, ei nun! ... wenn sie folgsam ist, so wird man späterhin sehen ...

— Ach! Sie wissen nicht, wie Sie zu rechter Zeit ... dieser armen Cephyse zu Hülfe kommen ... Man könnte sagen, daß Sie ihr wahrer guter Engel wären ... Meiner Treue, mögen Sie sich nun Herr Rodin oder Herr Charlemagne nennen, Alles, was ich versichern kann, ist, daß Sie ein vortrefflicher ...

— Gehen Sie, gehen Sie, übertreiben wir nichts, — sagte Rodin, indem er Rosa-Pompon unterbrach, — sagen Sie, ein guter alter wackerer Mann, und weiter nichts, mein liebes Kind. Aber sehen Sie doch, wie die Sachen zuweilen zusammentreffen! Ich frage Sie ein wenig, wer hätte mir gesagt, als ich an meine Thür klopfen hörte, was mich, ich gestehe es, sehr verdrießlich machte, wer hätte mir da gesagt, daß es eine liebe Nachbarin wäre, die mich unter dem Vorwande eines schlechten Scherzes auf den Weg einer guten Handlung brächte? ... Gehen Sie, machen Sie Ihrer Freundin Muth ... heute Abend wird sie eine Unterstützung erhalten, und, meiner Treue, Vertrauen und Hoffnung. Gott sei Dank! es giebt noch gute Leute auf der Welt!

— Ach! mein Herr ... Sie beweisen es wohl.

— Machen Sie davon kein großes Aufheben, das ist

Ah! so, mein liebes Kind, — sagte er, als alle Beide in die Hausflur traten, — ich bedarf Ihrer Hülfe nicht mehr, gehen Sie rasch wieder zu Ihrer Freundin hinauf, um ihr die guten Nachrichten zu überbringen, die Sie wissen.

— Ja, mein Herr, Sie haben Recht; denn ich brenne vor Verlangen ihr zu sagen, was für ein wackerer Mann Sie sind!

Und Rosa-Pompon eilte auf die Treppe.

— Nun! ... nun! ... und mein Korb, den sie mitnimmt, diese kleine Ausgelassene! — sagte Rodin.

— Ach! es ist wahr ... Verzeihung, mein Herr, da ist er ... Arme Cephyse! wie zufrieden wird sie sein! Leben Sie wohl, mein Herr.

Und das liebliche Gesicht Rosa-Pompons verschwand hinter dem Geländer der Treppe, welche sie mit muntern und ungeduldigen Schritten hinaufstieg.

Rodin trat aus der Hausflur.

— Hier ist Ihr Korb wieder, liebe Frau, — sagte er, indem er auf der Schwelle des Ladens der Mutter Arsène stehen blieb, — ich danke Ihnen ganz ergebenst ... für Ihre Gefälligkeit ...

— Nicht Ursache, mein werther Herr, es steht Alles zu Ihren Diensten ... Nun! war der Rettig gut?

— Saftig, meine liebe Frau, saftig und vortrefflich.

— Ah! das freut mich. Wird man Sie bald wieder sehen?

— Ich hoffe ja ... Aber könnten Sie mir ein benachbartes Postbureau andeuten?

— Wenn Sie links um die Ecke gehen, das dritte Haus, bei dem Gewürzkrämer.

— Tausend Dank!

— Ich wette, daß es ein Liebesbrief für Ihre gute Freundin ist, — sagte Mutter Arsène, wahrscheinlich von der Heiterkeit Rosa-Pompons und Nini-Moulins angesteckt.

— Eh! ... eh! ... eh! ... Diese liebe Frau, — sagte Robin lachend, hierauf plötzlich wieder vollkommen ernst werdend, machte er der Gemüsehändlerin eine tiefe Verbeugung, indem er zu ihr sagte:

— Von ganzem Herzen Ihr Diener ...

Und er erreichte die Straße wieder.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Jetzt werden wir den Leser in das Haus des Doctors Baleinier führen, in welchem Fräulein von Cardoville noch eingesperrt war.

## V.

## Die Rathschläge.

Seit dem doppelten nächtlichen Versuche Agricols und Dagoberts, nach dessen Mißlingen es jedoch dem ziemlich gefährlich verwundeten Soldaten durch die kühne Aufopferung Agricols und mit dem heldenmüthigen Beistande Rabat-Joie's gelungen war, die kleine Pforte des Klostergartens wieder zu erreichen und über den äußeren Boulevard mit dem jungen Schmied zu entfliehen, war Adrienne von Cardoville in der Heilanstalt des Doctors Baleinier noch enger eingeschlossen worden.

Es hatte eben vier Uhr geschlagen, Adrienne war seit dem vorhergehenden Tage in ein Zimmer im zweiten Stockwerke der Heilanstalt gebracht worden. Das vergitterte, von außen durch einen nur nach oben offenen Kasten verschlossene Fenster desselben ließ nur eine schwache Helle in dieses Gemach dringen.

Seit ihrer Unterredung mit der Mayeux wartete das junge Mädchen von einem Tage zum andern darauf, durch die Vermittelung ihrer Freunde befreit zu werden; aber sie empfand eine schmerzliche Besorgniß

in Beziehung auf Agricol und auf Dagobert; der Ausgang des von ihren Befreiern während einer der vorhergehenden Nächte gegen die Leute des Irrenhauses und des Klosters begonnenen Kampfes war ihr durchaus unbekannt geblieben, vergebens hatte sie ihre Wächterinnen darüber befragt; diese waren stumm geblieben.

Diese neuen Vorfälle erhöheten den bitteren Groll Adriennens gegen die Prinzessin von Saint-Dizier, den Pater d'Aigrigny und ihre Geschöpfe noch mehr.

Die leichte Blässe des reizenden Gesichts des Fräuleins von Cardoville, ihre schönen, ein wenig matten Augen verriethen kürzlich ausgestandene Angst; vor einem kleinen Tische sitzend, ihre Stirn auf eine ihrer Hände gestützt, halb durch die langen Locken ihrer goldigen Haare verschleiert, blätterte sie in einem Buche.

Plötzlich ging die Thür auf und Herr Baleinier trat ein.

Der Doctor, ein Laien-Bruder der Jesuiten und ein gehorsames und passives Werkzeug von dem Orden, war, wie wir bemerkt haben, nur halb in dem Vertrauen des Pater d'Aigrigny und der Prinzessin von Saint-Dizier. Er hatte den Zweck der Einsperrung des Fräuleins von Cardoville nicht gekannt, ihm war auch der plötzliche Wechsel der Stellung, welcher am Tage zuvor zwischen dem Pater d'Aigrigny und Rodin nach dem Vorlesen von dem Testamente Marius von Rennepons stattgefunden hatte, gänzlich unbekannt; der Doctor hatte nur am Tage zuvor von dem Pater d'Aigrigny

(der damals schon den Eingebungen Rodins gehorchte) den Auftrag erhalten, Fräulein von Cardoville noch enger einzuschließen, die Strenge in Bezug auf sie zu verdoppeln, kurz sie, man wird sehen, durch welche Mittel, zu zwingen, auf die Verfolgungen zu verzichten, die sie später gegen ihre Verfolger eintreten zu lassen sich vorgenommen hatte.

Bei dem Anblicke des Arztes vermochte Fräulein von Cardoville den Widerwillen und die Verachtung nicht zu unterdrücken, welche dieser Mann ihr einflößte.

Immer lächelnd, immer süßlich näherte sich dagegen Herr Baleinier Adriennen auf eine unbefangene und vollkommen vertrauende Weise, blieb einige Schritte weit von ihr stehen, wie um die Züge des jungen Mädchens aufmerksam zu prüfen, dann fügte er hinzu, als ob er mit den Bemerkungen, die er so eben gemacht hatte, zufrieden gewesen wäre:

— Gott Lob! die unglückseligen Ereignisse der vorgestrigen Nacht werden einen minder betrübenden Einfluß gehabt haben, als ich fürchtete... Es ist Besserung vorhanden, die Gesichtsfarbe ist weit frischer, die Haltung weit ruhiger, die Augen sind noch ein wenig feurig, aber sie leuchten nicht mehr von einem unnatürlichen Glanze. Es ging so gut mit Ihnen!... Jetzt ist der Zeitpunkt Ihrer Genesung weiter hinausgeschoben, ... denn das, was sich vorgestern Nacht unglücklicher Weise zugetragen, hat Sie in eine um so bedauerns-

werthere Ueberspannung versetzt, da Sie sich desselben nicht einmal bewußt waren. Aber glücklicher Weise wird mit Hülfe unserer Behandlung Ihre Genesung hoffentlich nur um einige Zeit verschoben sein.

So sehr sie auch an die Keckheit des Affilirten der Congregation gewöhnt war, so konnte sich Fräulein von Cardoville dennoch nicht enthalten, ihm mit einem Lächeln voll bitterer Geringschätzung zu sagen:

— Wie schamlos ist doch Ihre anscheinende Redlichkeit, mein Herr! Welche Unverschämtheit liegt in Ihrem Eifer, Ihr Geld wohl zu verdienen!... Niemals einen Augenblick lang ohne Ihre Maske: immer List und Trug auf den Lippen. Wahrhaftig, wenn dieses schändliche Spiel Sie eben so sehr ermüdet, als es mir Ekel und Verachtung einflößt, so bezahlt man Sie nicht hoch genug.

— Ach! — sagte der Doctor in einem ergriffenen Tone, — immer diese bedauernswerthe Vorstellung zu glauben, daß Sie unserer Behandlung nicht bedürfen! daß ich Komödie spielte, wenn ich Ihnen von dem betrübenden Zustande rede, in welchem Sie sich befanden, als man genöthigt gewesen ist, Sie ohne Ihr Wissen hierher zu führen. Aber mit Ausnahme dieses kleinen Zeichens hartnäckiger Geistesverirrung hat sich Ihr Zustand wundervoll verbessert; Sie gehen einer gänzlichen Genesung entgegen. Späterhin wird mir Ihr vortreffliches Herz die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die mir

geführt; und eines Tages werde ich beurtheilt werden, wie ich es verdiene.

— Ich glaube es, mein Herr; ja, der Tag nahet heran, an welchem Sie werden verurtheilt werden, wie Sie es verdienen, — sagte Adrienne, indem sie diese Worte betonte.

— Immer noch diese andere fixe Idee, — sagte der Doctor mit einer Art von Mitleiden. — Ich bitte Sie, sein Sie doch vernünftig ... Denken Sie nicht mehr an diese Kindereien ...

— Darauf verzichten, von den Gerichten Genugthuung für mich und Schande für Sie und Ihre Helfershelfer zu verlangen ... niemals, mein Herr ... o! niemals.

— Gut!! — sagte der Doctor, indem er die Achseln zuckte, — einmal aus meinem Hause werden Sie ... Gott sei Dank! an gar andere Dinge zu denken haben ... meine schöne Feindin.

— Sie vergessen frommer Weise das Böse, was Sie thun, ich weiß es ... Aber ich, mein Herr, ich habe ein besseres Gedächtniß.

— Reden wir ernstlich: haben Sie wirklich die Absicht, sich an die Gerichte zu wenden? — erwiederte der Doctor Baleinier in einem ernsten Tone.

— Ja, Herr. Und Sie wissen, ... daß ich das, was ich will ... fest will.

— Nun denn! ich bitte, ich beschwöre Sie, diesen Gedanken nicht zur Ausführung zu bringen, — fügte

der Doctor in einem immer mehr ergriffenen Tone hinzu; — ich bitte Sie inständigst darum, und das zu Ihrem eigenen Besten ...

— Ich glaube, mein Herr, daß Sie ein wenig zu sehr Ihre Interessen mit den meinigen vermengen...

— Hören Sie, — sagte der Doctor Baleinier mit einer geheuchelten Ungeduld und gleichsam, als ob er gewiß gewesen wäre, Fräulein von Cardoville augenblicklich zu überzeugen, — hören Sie, würden Sie den traurigen Muth haben, zwei Personen voller Herz und Edelmuth in Verzweiflung zu stürzen?

— Nur zwei? der Scherz würde weit vollständiger sein, wenn Sie deren drei zählten: Sie, mein Herr, meine Tante und den Abbé d'Aigrigny; ... denn das sind ohne Zweifel die edelmüthigen Personen, in deren Namen Sie mein Mitleid anrufen?

— Ei! Fräulein, es handelt sich weder von mir, noch von Ihrer Tante, noch von dem Abbé d'Aigrigny.

— Aber von wem handelt es sich denn, mein Herr? — sagte Fräulein von Cardoville erstaunt.

— Es handelt sich um zwei arme Teufel, die sich, ohne Zweifel von Denjenigen abgesandt, welche Sie Ihre Freunde nennen, neulich Nacht in das benachbarte Kloster eingeschlichen haben, und die aus dem Kloster in diesen Garten gekommen sind ... Die Gewehrschüsse, welche Sie gehört haben, sind auf sie abgefeuert worden.

— Ach! ich dachte mir's ... Und man hat sich ge-

weigert, mir zu sagen, ob sie verwundet worden wären! . . . sagte Adrienne mit einer schmerzlichen Rührung.

— Der Eine von ihnen hat in der That eine Wunde erhalten, aber wenig gefährlich, da er hat gehen und den Leuten entwischen können, welche ihn verfolgten.

— Gott sei gelobt! — rief Fräulein von Cardoville, inbrünstig die Hände faltend, aus.

— Nichts ist lobenswerther, als Ihre Freude bei der Nachricht, daß sie entkommen sind; aber durch welchen seltsamen Widerspruch wollen Sie denn dann jetzt die Gerechtigkeit auf ihre Spur bringen? . . . In Wahrheit, eine seltsame Weise, ihre Aufopferung anzuerkennen!

— Was sagen Sie, mein Herr? — fragte Fräulein von Cardoville.

— Denn am Ende, wenn sie verhaftet worden, — begann der Doctor Baleinier wieder, ohne ihr zu antworten, — so wird es sich, da sie sich des Einsteigens und des Einbruchs während der Nacht schuldig gemacht haben, für sie um die Galeeren handeln . . .

— Himmel! . . . und das für mich! . . .

— Ja! für Sie . . . und, was schlimmer ist, durch Sie würden sie verurtheilt werden.

— Durch mich, . . . mein Herr?

— Gewiß, wenn Sie Ihre Rachepläne gegen Ihre Tante und gegen den Abbé d'Aigrigny in Ausführung bringen (ich rede Ihnen nicht von mir, ich bin geschützt);

mit einem Worte, wenn Sie darauf beharren sollten, vor den Gerichten Klage zu führen, ungerechter Weise in dieses Haus eingesperrt worden zu sein ...

— Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, — erklären Sie sich, — sagte Adrienne mit zunehmender Besorgniß.

— Aber, Kind, das Sie sind, — rief der Jesuiten-Laienbruder mit einer überzeugten Miene aus, — glauben Sie denn, daß, wenn die Gerechtigkeit einmal mit einer Sache beschäftigt ist, man ihren Lauf und ihr Wirken, wo man will und wie man will, aufhält? Wenn Sie dieses Haus verlassen, so bringen Sie eine Klage gegen mich und gegen Ihre Familie an, nicht wahr? Gut! was geschieht? Die Gerechtigkeit legt sich in's Mittel, sie untersucht, sie läßt Zeugen vorfordern, sie geht in die genauesten Nachforschungen ein. Was folgt dann daraus? Daß dieses nächtliche Einsteigen, an dessen Geheimhaltung die Superiorin jenes Klosters, aus Furcht vor Aergerniß, ein gewisses Interesse hat, daß dieser nächtliche Versuch, sage ich, den auch ich nicht ruchbar machen möchte, gezwungener Weise bekannt gemacht wird, und da es sich um ein sehr schweres Verbrechen handelt, das eine entehrende Strafe nach sich zieht, so trifft die Gerechtigkeit Anstalten, betreibt die Aufsuchung dieser Unglücklichen, und wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, in Paris, entweder durch irgend eine Pflicht, oder durch ihr Gewerbe, oder sogar, vermuthlich überzeugt, aus einem achtbaren

Beweggründe gehandelt zu haben, durch die trügerische Sicherheit, in welcher sie sich befinden, zurückgehalten sind, so findet man sie, verhaftet sie, und wer hätte dann diese Verhaftung hervorgerufen? Sie selbst, durch Ihre Klage gegen uns.

— Ha! mein Herr, das wäre abscheulich ... das ist unmöglich.

— Das wäre im Gegentheil sehr möglich, — erwiederte Herr Baleinier, — während ich und die Superiorin, die wir am Ende allein das Recht haben, uns zu beklagen, nichts lieber wünschen, als diese böse Geschichte zu vertuschen, sind Sie es demnach also ... Sie ... für welche diese Unglücklichen die Galeeren riskirt haben, Sie sind es, welche sie der Gerechtigkeit überliefern werden.

Obgleich Fräulein von Cardoville nicht gänzlich von dem Jesuiten-Laienbruder getäuscht wurde, so errieth sie doch, daß die gnädigen Gesinnungen, welche er in Bezug auf Dagobert und seinen Sohn ausüben zu wollen schien, durchaus von dem Entschlusse abhängen würden, welchen sie faßte, indem sie die rechtmäßige Rache, welche sie von der Gerechtigkeit fordern wollte, aufgäbe oder nicht.

In der That, Rodin, dessen Verhaltungsvorschriften der Doctor ohne es zu wissen befolgte, war zu schlau, um dem Fräulein von Cardoville sagen zu lassen: Wenn Sie irgend eine Verfolgung versuchen, so giebt man Dagobert und seinen Sohn an, da man denselben Zweck

erreichte, wenn man Adriennen in Bezug auf ihre beiden Befreier Furcht genug einflößte, um sie von jeder Verfolgung abwendig zu machen.

Ohne die Bestimmung des Gesetzes zu kennen, hatte Fräulein von Cardoville zu viel gesunden Verstand, um nicht einzusehen, daß Dagobert und Agricol in der That auf eine sehr gefährliche Weise wegen ihres nächtlichen Unternehmens beunruhigt und sich also in einer sehr schrecklichen Lage befinden könnten.

Und dennoch, wenn sie an alles das dachte, was sie in diesem Hause gelitten hatte, wenn sie all' den gerechten Groll berechnete, der sich auf dem Grunde ihres Herzens gesammelt hatte, fand es Adrienne grausam, auf das bittere Vergnügen zu verzichten, so abscheuliche Umtriebe zu entschleiern und sie der öffentlichen Schande preiszugeben.

Fest überzeugt, die Ursache des Schweigens und des Schwankens derjenigen zu kennen, welche er für durch ihn getäuscht hielt, beobachtete der Doctor Baleinier Fräulein von Cardoville mit tückischer Aufmerksamkeit.

— Aber am Ende, mein Herr, — begann sie wieder, ohne daß sie ihre Unruhe zu verbergen vermochte, — angenommen, daß ich aus irgend einem Beweggrunde, welcher es wolle, geneigt sei, keine Klage zu führen, das Weh, welches man mir angethan hat, zu vergessen, ... wann werde ich dann dieses Haus verlassen?

— Ich weiß es nicht, denn ich kann nicht wissen, zu welcher Zeit Sie von Grund aus geheilt sein wer-

den, — sagte der Doctor auf eine liebreiche Weise. — Sie befinden sich auf vortrefflichem Wege . . . aber . . .

— Immer noch diese unverschämte und alberne Komödie, — rief Fräulein von Cardoville empört aus, indem sie den Doctor unterbrach, — ich frage Sie . . . und wenn es sein muß, bitte ich Sie, mir zu sagen, wie lange ich noch in diesem abscheulichen Hause eingesperrt bleiben soll? denn am Ende . . . werde ich es vermuthlich eines Tages verlassen?

— Gewiß, ich hoffe es wohl, — antwortete der Jesuiten-Laienbruder mit Zerknirschung, — aber wann? das weiß ich nicht . . . Außerdem muß ich Ihnen offen sagen, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, damit sich Versuche gleich denen jener Nacht nicht wieder erneuern; . . . es ist die strengste Aufsicht angeordnet, damit Sie keine Verbindungen nach außen haben. Und das in Ihrem Interesse, damit sich Ihr armer Kopf nicht von Neuem auf eine gefährliche Weise überspannt.

— Demnach also, mein Herr, — sagte Adrienne fast entsetzt, — waren, nach dem, was mich erwartet, die verflossenen Tage Tage der Freiheit . . .

— Ihr Bestes vor Allem, — antwortete der Doctor in einem ergriffenen Tone.

Die Ohnmacht ihrer Empörung und ihrer Verzweiflung fühlend, stieß Fräulein von Cardoville einen herzzerreißenden Seufzer aus, und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

In diesem Augenblicke hörte man eilige Schritte vor der Thür, eine Wärterin des Hauses trat ein, nachdem sie angeklopft hatte.

— Es befinden sich zwei Herren unten, mein Herr, — sagte sie mit einer bestürzten Miene zu dem Doctor, — welche Sie, so wie das Fräulein augenblicklich zu sehen verlangen.

Adrienne erhob rasch den Kopf, ihre Augen waren in Thränen gebadet.

— Wie heißen die Personen? — sagte Herr Baleinier sehr erstaunt.

— Der Eine von ihnen hat mir gesagt, — erwiederte die Wärterin, — melden Sie dem Herrn Doctor, daß ich eine obrigkeitliche Person bin, und daß ich hierher komme, einen gerichtlichen, Fräulein von Cardoville betreffenden Auftrag auszuführen.

— Eine obrigkeitliche Person! — rief der Jesuiten-Laienbruder aus, indem er purpurroth wurde, und seine Ueberraschung und seine Besorgniß nicht zu beherrschen vermochte.

— Ach! Gott sei gelobt! — rief Adrienne aus, indem sie hastig und mit, durch ihre Thränen vor Hoffnung strahlendem Gesicht aufstand, — meine Freunde sind zu rechter Zeit benachrichtigt! ... die Stunde der Gerechtigkeit hat geschlagen!

— Bitten Sie diese Personen heraufzukommen, — sagte der Doctor Baleinier zu der Wärterin nach einem Augenblicke der Ueberlegung.

Indem er hierauf mit immer aufgeregterem und besorgterem Gesicht, mit einer harten, fast drohenden Miene, welche gegen die gewöhnliche Leutseligkeit seines heuchlerischen Lächelns einen Contrast bildete, auf Fräulein von Cardoville zuschritt, sagte der Jesuiten-Laienbruder mit leiser Stimme zu ihr:

— Nehmen Sie sich in Acht ... Fräulein! ... wünschen Sie sich nicht zu früh Glück! ...

— Ich fürchte Sie jetzt nicht mehr! — antwortete Fräulein von Cardoville mit leuchtendem und strahlendem Auge. — Nach Paris zurückgekehrt, wird Herr von Montbron ohne Zweifel zeitig genug benachrichtigt sein; ... er begleitet die obrigkeitliche Person ... er kommt mich zu befreien! ...

Dann fügte Adrienne mit einem Ausdrucke bitteren Spottes hinzu:

— Ich bedaure Sie, mein Herr, Sie und die Ihrigen.

— Fräulein, — rief Herr Baleinier aus, indem er seine zunehmende Bangigkeit nicht mehr zu verbergen vermochte, — ich sage Ihnen noch ein Mal, nehmen Sie sich in Acht ... denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe ... Ihre Klage würde nothwendiger Weise ... Sie verstehen, nothwendiger Weise die Offenbarung dessen nach sich ziehen, was neulich Nacht vorgefallen ist ... Nehmen Sie sich in Acht! das Schicksal, die Ehre dieses Soldaten und seines Sohnes befinden sich in Ihren Händen ... Bedenken Sie ... es handelt sich für sie um die Galeeren.

— O! Sie täuschen mich nicht, mein Herr ... Sie machen mir eine versteckte Drohung; haben Sie doch zum Mindesten den Muth mir zu sagen, ob Sie, wenn ich mich bei dieser obrigkeitlichen Person beklage, ... Sie augenblicklich diesen Soldaten und seinen Sohn angeben werden.

— Ich wiederhole Ihnen, daß, wenn Sie klagen, diese Leute verloren sind, — antwortete der Jesuiten-Laienbruder auf eine zweideutige Weise.

Schwankend gemacht durch das wirklich Gefahrvolle, was in den Drohungen des Doctors lag, rief Adrienne aus:

— Wenn aber am Ende diese obrigkeitliche Person mich befragt, mein Herr, glauben Sie, daß ich lügen werde?

— Sie antworten ... das, was die Wahrheit ist. Außerdem, — beeilte sich Herr Baleinier, in der Hoffnung seinen Zweck zu erreichen, zu sagen, — werden Sie antworten, daß Sie sich seit einigen Tagen in einem solchen Zustande von Geistesüberspannung befänden, daß man zu Ihrem Besten geglaubt hätte, Sie hierher bringen zu müssen; daß sich Ihr Zustand jetzt aber sehr verbessert hätte, und daß Sie die Nützlichkeit dieser Maßregel anerkennten, welche man genöthigt gewesen sei, zu Ihrem Besten zu ergreifen. Ich werde diese Worte bestätigen ... denn am Ende ist es die Wahrheit.

— Niemals! — rief Fräulein von Cardoville empört aus, — niemals werde ich die Mitschuldige einer

so schändlichen Lüge sein, niemals werde ich die Feigheit haben, auf diese Weise Abscheulichkeiten zu rechtfertigen, durch die ich so viel gelitten habe.

— Da kommt die obrigkeitliche Person, — sagte Herr Baleinier, indem er ein Geräusch von Schritten vor der Thür hörte. — Sein Sie auf Ihrer Hut ...

In der That, die Thür ging auf, und zu dem unbeschreiblichen Erstaunen des Doctors erschien Rodin, in Begleitung eines schwarz gekleideten Mannes von einer würdigen und strengen Miene.

In dem Interesse seiner Pläne, und durch Beweggründe schlauer Vorsicht geleitet, die man späterhin kennen lernen wird, hatte Rodin, weit davon entfernt, den Pater d'Aigrigny, und dem zu Folge den Doctor von dem unerwarteten Besuche zu benachrichtigen, den er mit einer obrigkeitlichen Person in der Heilanstalt zu machen gedachte, im Gegentheile, wie schon erwähnt, dem Doctor Baleinier den Auftrag geben lassen, Fräulein von Cardoville noch enger einzuschließen.

Man wird demnach die Verdoppelung der Bestürzung des Doctors begreifen, als er diesen Gerichtsbeamten, dessen unvorhergesehene Ankunft und Achtung gebietendes Gesicht ihn schon außerordentlich beunruhigten, von Rodin, dem demüthigen und unbedeutenden Secretair des Abbé d'Aigrigny begleitet, eintreten sah.

Von der Thür an hatte der immer schmutzig gekleidete Rodin dem Beamten mit einer zugleich ehrfurchtsvollen und mitleidigen Geberde Fräulein von Car-

boville gezeigt. Dann, während dieser, der bei dem Anblicke der seltenen Schönheit Adriennens ein Gefühl der Bewunderung nicht hatte unterdrücken können, dieselbe mit eben so viel Erstaunen als Theilnahme zu betrachten schien, trat der Jesuit bescheiden um einige Schritte zurück.

Auf dem Gipfel des Erstaunens, und indem er hoffte, sich Rodin verständlich zu machen, machte der Doctor Baleinier ihm Schlag auf Schlag mehrere demselben verständliche Zeichen, indem er ihn auf diese Weise über die unvorhergesehene Ankunft des Beamten zu befragen suchte.

Ein anderer Gegenstand des Erstaunens für Herrn Baleinier war, daß Rodin ihn nicht zu erkennen, und nichts von seinen ausdrucksvollen Geberden zu begreifen schien, und ihn mit einer affectirten Verwunderung anblickte.

Endlich, in dem Augenblicke, wo der Doctor, unwillig werdend, das stumme Verhör verdoppelte, trat Rodin einen Schritt vor, streckte seinen schiefen Hals nach ihm aus, und sagte mit einer sehr lauten Stimme zu ihm:

— Was beliebt, ... Herr Doctor?

Bei diesen Worten, welche Baleinier gänzlich außer Fassung brachten, und das seit einigen Secunden herrschende Schweigen brachen, wandte sich der Beamte um, und Rodin fügte mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit hinzu:

— Seit unserer Ankunft macht mir der Herr Doctor alle Arten von geheimnißvollen Zeichen ... Ich glaube, daß er mir etwas sehr Außerordentliches mitzutheilen hat ... Ich, der ich keine Geheimnisse habe, bitte ihn sich laut zu erklären.

Diese, Herrn Baleinier so in Verlegenheit setzenden, in einem angreifenden Tone ausgesprochenen und mit einem Blicke voll erstarrender Kälte begleiteten Worte, versetzten den Arzt in eine neue und so tiefe Bestürzung, daß er einige Augenblicke nichts zu antworten wußte.

Ohne Zweifel war der Beamte durch diesen Zwischenfall und das Schweigen, welches ihm folgte, überrascht, denn er warf auf Herrn Baleinier einen sehr strengen Blick.

Fräulein von Cardoville, welche erwartete, Herrn von Montbron eintreten zu sehen, war gleichfalls außerordentlich überrascht.

---

## VI.

## Der Ankläger.

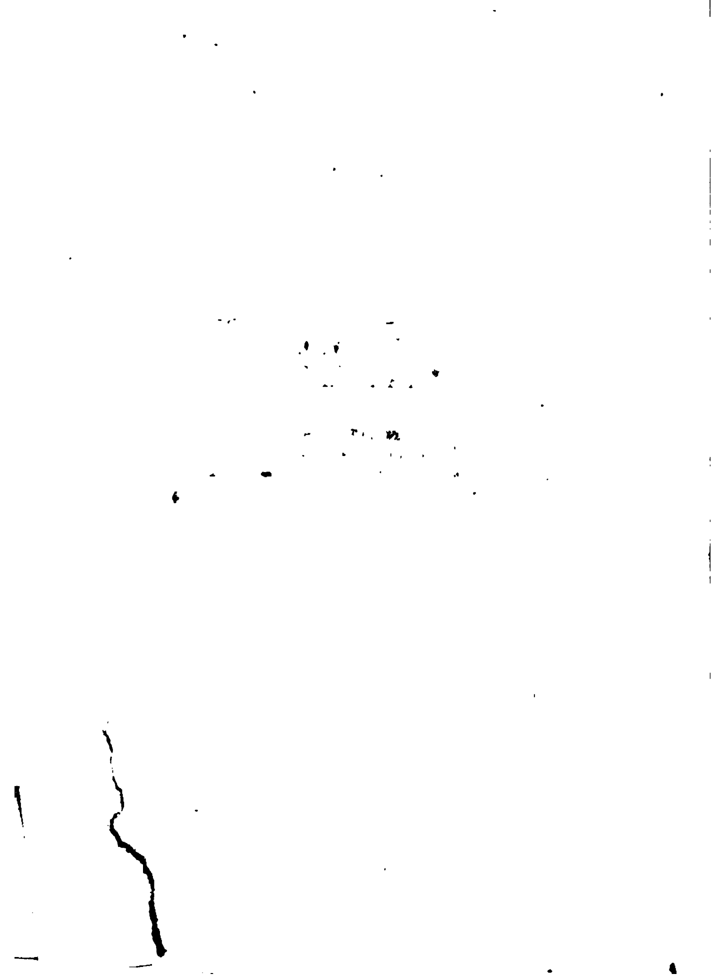
Herr Baleinier, für einen Augenblick durch die unerwartete Anwesenheit einer obrigkeitlichen Person und die unerklärliche Haltung Robins außer Fassung gebracht, nahm bald wieder seine Kaltblütigkeit an, wendete sich zu seinem Collegen, dem Jesuiten, und sagte:

— Wenn ich versuchte, mich Ihnen durch Zeichen verständlich zu machen, so geschah es, weil, indem ich immerhin das Schweigen zu respectiren wünschte, welches der Herr, als er zu mir eintrat, beobachtete (der Doctor deutete mit einem Blicke auf die obrigkeitliche Person), ich Ihnen mein Erstaunen über einen Besuch bezeugen wollte, von dem ich nicht wußte, daß ich damit beehrt werden sollte.

— Ich werde dem Fräulein den Beweggrund meines Schweigens erklären, mein Herr, indem ich sie bitte, es gefälligst entschuldigen zu wollen, — antwortete die obrigkeitliche Person, und verneigte sich leicht vor Adriennen, an die er sich zu wenden fortfuhr. — Es ist mir in Bezug auf Sie eine so wichtige Anzeige gemacht



L'accusateur. —*— Der Ankläge



worden, mein Fräulein, daß ich mich nicht habe enthalten können, bei Ihrem Anblicke einen Augenblick stumm und aufmerksam in Ihren Zügen, in Ihrer Haltung zu lesen zu versuchen, ob die Anklage, welche man in meine Hände niedergelegt, begründet wäre ... und ich habe alle Ursache zu glauben, daß sie es in der That ist.

— Werde ich endlich wissen können, mein Herr, — sagte der Doctor Baleinier in einem vollkommen höflichen aber festen Tone, — mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?

— Ich bin der Untersuchungs-Richter, mein Herr, und komme, mir Aufklärung zu verschaffen, ob ein Fall, den man mir angezeigt hat, auf Wahrheit beruhet ...

— Wollen Sie mir gefälligst die Ehre erzeigen, sich zu erklären, mein Herr? — sagte der Doctor, indem er sich verneigte.

— Mein Herr, — erwiederte der Richter, welcher Herr von Gernande hieß und ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren war, der voll Festigkeit und Redlichkeit die strengen Pflichten seiner Stellung mit einer wohlwollenden Höflichkeit zu verbinden wußte, — mein Herr, man wirft Ihnen vor, einen ... sehr schweren Irrthum, um nicht einen noch unangenehmeren Ausdruck anzuwenden ... begangen zu haben. Was die Gattung dieses Irrthumes betrifft, so will ich lieber glauben, daß Sie, mein Herr, als Stern erster Größe in der Wissenschaft, sich in der Würdigung eines ärztlichen Falles haben gänzlich täuschen können, als gegen Sie

den Argwohn zu hegen, ganz vergessen zu haben, welche geheiligte Pflicht in der Ausübung eines Standes liegt, der fast ein Priesterthum ist.

— Wenn Sie die Sachen speciell geprüft haben werden, mein Herr, — antwortete der Jesuiten-Laienbruder mit einem gewissen Hochmuth, — so wird es mir leicht sein, zu beweisen, daß mein wissenschaftliches Bewußtsein eben so, wie mein Bewußtsein als rechtschaffener Mann, vor jedem Vorwurfe geschützt sind.

— Ist es wahr, mein Fräulein, — sagte Herr von Gernande, indem er sich an Adriennen wandte, — daß Sie durch List in dieses Haus geführt worden sind?

— Mein Herr! . . . — rief Herr Baleinier aus, — erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß die Art und Weise, mit der Sie diese Frage stellen, beleidigend für mich ist.

— Mein Herr, — antwortete Herr von Gernande auf eine strenge Weise, — das Fräulein ist es, an welche ich die Ehre habe, das Wort zu richten, und ich bin allein Richter über die Schicklichkeit meiner Fragen.

Adrienne wollte eben auf die Frage des Richters bejahend antworten, als ein bezeichnender Blick des Doctor Baleinier sie erinnerte, daß sie vielleicht Dagobert und seinen Sohn grausamen Verfolgungen auszusetzen im Begriff stände.

Es war kein niedriges und gemeines Rachegefühl, welches Adriennen beseelte, sondern eine rechtmäßige Empörung gegen abscheuliche Heucheleien; sie hätte es

als eine Feigheit betrachtet, sie nicht zu entlarven; aber indem sie versuchen wollte, Alles zu vereinigen, sagte sie in einem Tone voll Freundlichkeit und Würde zu dem Richter:

— Erlauben Sie mir, mein Herr, auch meinerseits eine Frage an Sie zu richten?

— Reden Sie, Fräulein.

— Wird die Antwort, welche ich Ihnen geben werde, von Ihnen als eine förmliche Anklage betrachtet werden?

— Ich komme hierher, Fräulein, um vor Allem die Wahrheit zu erforschen ... keine Rücksicht darf Sie veranlassen, sie zu verheimlichen.

— Es sei, mein Herr, — erwiederte Adrienne, — aber wenn ich gerechte Gründe zur Klage habe, so bitte ich anzunehmen, daß ich sie Ihnen nur vorlege, um die Erlaubniß zu erlangen, dieses Haus verlassen zu können. Wird es mir nachher erlaubt sein, der Ihnen gemachten Erklärung keine weitere Folge zu geben?

— Gewiß werden Sie jede Verfolgung aufgeben können, Fräulein, aber die Gerechtigkeit wird Ihre Sache im Namen der Gesellschaft wieder aufnehmen, wenn sie in Ihrer Person beleidigt worden ist.

— Wäre mir die Verzeihung untersagt, mein Herr? Würde mich ein verächtliches Vergessen des Bösen, das man mir zugefügt hat, nicht genug rächen?

— Sie können persönlich vergeben und vergessen, Fräulein; aber ich habe die Ehre Ihnen zu wiederholen,

daß die Gesellschaft nicht dieselbe Nachsicht in dem Falle zeigen kann, wenn Sie das Opfer einer strafbaren Anstiftung gewesen wären ... Die Art, mit welcher Sie sich ausdrücken, die Großmuth Ihrer Gesinnungen, die Ruhe, die Würde Ihrer Haltung, Alles veranlaßt mich zu glauben, daß man mir die Wahrheit gesagt hat.

— Ich hoffe, mein Herr, — sagte der Doctor Baleinier, indem er seine Kaltblütigkeit wieder annahm, — daß Sie mir zum Mindesten die Anzeige mittheilen werden, welche Ihnen gemacht worden ist?

— Es ist mir versichert worden, mein Herr, — sagte der Richter in einem strengen Tone, — daß Fräulein von Cardoville durch List hierher gebracht worden sei ...

— Durch List?

— Ja, mein Herr.

— Es ist wahr, das Fräulein ist durch List hierher gebracht worden — antwortete der Jesuiten-Laienbruder nach einem Augenblicke des Schweigens.

— Sie geben es zu? — fragte Herr von Gernande.

— Gewiß, mein Herr, ich gebe zu, zu einem Mittel Zuflucht genommen zu haben, das man unglücklicher Weise anzuwenden genöthigt ist, wenn die Personen, welche unserer Behandlung bedürfen, nicht das Bewußtsein ihres beklagenswerthen Zustandes haben ...

— Aber, mein Herr, — erwiederte der Richter, — man hat mir erklärt, daß Fräulein von Cardoville Ihrer Behandlung niemals bedurft hätte.

— Das ist eine Frage der gerichtlichen Arzneikunde, welche das Gericht nicht allein zu entscheiden berufen ist, mein Herr, und die geprüft und unter Abhörung beider Parteien verhandelt werden muß, — sagte Herr Baleinier, indem er seine ganze Sicherheit wieder annahm.

— Diese Frage, mein Herr, wird in der That um so ernstlicher verhandelt werden, als man Sie beschuldigt, Fräulein von Cardoville hier eingesperrt zu haben, obgleich sie ihres vollen Verstandes genießt.

— Und darf ich Sie fragen, zu welchem Zwecke? — sagte Herr Baleinier mit einem leichten Achselzucken und in einem spöttischen Tone, — in welchem Interesse sollte ich eine solche Schändlichkeit begangen haben, angenommen, daß mein Ruf mich nicht über eine so abscheuliche und abgeschmackte Anklage stellte?

— Sie hätten, mein Herr, in dem Zwecke gehandelt, um ein gegen Fräulein von Cardoville, in einem Interesse der Habsucht, angesponnenes Familien-Complott zu begünstigen.

— Und wer hat gewagt, mein Herr, eine so verleumderische Anklage zu machen? — rief der Doctor Baleinier mit einer feurigen Empörung aus, — wer hat die Verwegenheit gehabt, einen achtungswürdigen, und ich wage zu sagen, in jeder Beziehung geachteten Mann zu beschuldigen, der Helfershelfer dieser Schändlichkeit gewesen zu sein?

— Ich ... — sagte Rodin auf eine kalte Weise.

— Sie ... — rief der Doctor Baleinier aus.

— Und um zwei Schritte zurückweichend, blieb er wie vom Blitz getroffen.

— Ich bin es ... der Sie anklagt — erwiederte Rodin mit einer trockenen und barschen Stimme.

— Ja, dieser Herr ist es, der heute Morgen, selbst mit genügenden Beweisen versehen, kam um meine Dazwischenkunft zu Gunsten des Fräuleins von Cardoville in Anspruch zu nehmen, — sagte der Richter, indem er um einen Schritt zurücktrat, damit Adrienne ihren Vertheidiger sehen könnte.

Bis jetzt war der Name Rodins bei diesem Auftritte noch nicht ausgesprochen worden; Fräulein von Cardoville hatte wohl von dem Secretair des Abbé d'Aigrigny oft und nicht in guter Beziehung sprechen hören; aber da sie ihn niemals gesehen hatte, so wußte sie nicht, daß ihr Befreier Niemand anderes, als dieser Jesuit wäre; sie heftete demnach sogleich einen von Neugierde, Theilnahme, Ueberraschung und Dankbarkeit gemischten Blick auf ihn.

Rodins leichenartiges Gesicht, seine zurückstoßende Häßlichkeit und seine schmutzigen Kleider, hätten einige Tage zuvor Adriennen vielleicht einen unüberwindlichen Widerwillen verursacht; aber indem das junge Mädchen sich erinnerte, daß die arme, schmächtige, verwachsene und fast in Lumpen gekleidete Mayeux, trotz ihres mißfälligen Aeußeren, mit einem der edelsten Herzen, das man bewundern konnte, begabt war, so wurde diese Erinnerung dem Jesuiten außerordentlich günstig. Fräu-

lein von Cardoville vergaß, daß er häßlich und schmutzig wäre, um daran zu denken, daß er alt sei, daß er arm schiene und ihr zu Hülfe käme.

Trotz seiner List, trotz seiner verwegenen Heuchelei und Geistesgegenwart vermochte der Doctor Baleinier nicht zu verbergen, in welchem Grade ihn die Anklage Rodins bestürzte; sein Verstand verlor sich bei dem Gedanken, daß es gerade, am Morgen nach der Einsperrung Adriennens in diesem Hause, der unerbittliche Ruf Rodins durch das Gitterfenster des Zimmers gewesen, der ihn, Baleinier, abgehalten hatte, dem Mitleiden nachzugeben, welches ihm der verzweifelte Schmerz dieses unglücklichen jungen Mädchens einflößte, das so weit gebracht war, beinahe an ihrem Verstande zu zweifeln...

Und Rodin war es, er, der so unerbittlich, er, der Sündenbock, der treue Untergebene des Pater d'Aigrigny, welcher den Doctor anklagte und der eine obrigkeitliche Person mitbrachte, um die Freilassung Adriennens zu erlangen... jetzt, wo am Abende zuvor der Abbé d'Aigrigny noch befohlen hatte, die Strenge gegen sie zu verdoppeln!...

Der Jesuiten-Laienbruder überredete sich, daß Rodin den Pater d'Aigrigny auf eine abscheuliche Weise verriethe, und daß die Freunde des Fräuleins von Cardoville diesen elenden Secretair gewonnen und bestochen hätten; erbittert über das, was er als einen abscheulichen Verrath betrachtete, rief demnach auch Herr Ba-

leinier von Neuem und mit einer vor Zorn stockenden Stimme aus:

— Und Sie sind es, mein Herr ... Sie, der die Unverschämtheit hat, mich anzuklagen ... Sie ... der ... noch vor wenigen Tagen ...

Dann, bedenkend, daß, wenn er Rodin der Mitschuld anklage, dies beinahe sich selbst anklagen hieße, schien er einer zu heftigen Gemüthsbewegung nachzugeben, und begann später wieder voll Bitterkeit:

— Ach! mein Herr, mein Herr ... Sie sind die letzte Person, die ich einer so abscheulichen Anklage fähig gehalten hätte ... das ist schändlich! ...

— Und wer vermochte denn besser, als ich, diese Abscheulichkeit anzuzeigen? — antwortete Rodin in einem barschen und schneidenden Tone. — War ich nicht in der Stellung, um ... aber unglücklicher Weise zu spät, zu erfahren, von welchen Umtrieben Fräulein von Cardoville, und noch Andere ... die Opfer waren ... Was war da meine Pflicht als rechtschaffener Mann? den Herrn Untersuchungsrichter zu benachrichtigen ... ihm dasjenige zu beweisen, was ich aussagte, und ihn hierher zu begleiten. Das habe ich gethan.

Demnach also, Herr Untersuchungsrichter, — begann der Doctor Baleinier wieder, — bin ich es nicht allein, den dieser Mensch beschuldigt, sondern er wagt auch noch ...

— Ich klage den Herrn Abbé d'Aigrigny an, — erwiederte Rodin mit lauter und schneidender Stimme,

indem er den Doctor unterbrach, — ich klage Frau von Saint-Dizier an, ich klage Sie an, Sie, mein Herr, aus gemeinem Interesse Fräulein von Cardoville in dieses Haus, und die Töchter des Herrn Marschall Simon in das benachbarte Kloster eingesperrt zu haben. Ist das deutlich?

— Leider ist das nur zu wahr! — sagte Adrienne lebhaft, — ich habe diese armen Kinder ganz in Thränen zerfließend mir Zeichen der Verzweiflung geben sehen.

Die Anklage Robins in Bezug auf die Waisen war ein neuer und furchtbarer Schlag für den Doctor Baleinier. Er hatte nun mehr als hinlängliche Beweise, daß der Verräther gänzlich zu dem Feinde übergegangen wäre ... Indem es ihn drängte, diesem so unangenehmen Auftritte ein Ende zu machen, sagte er zu dem Untersuchungsrichter, indem er sich trotz seiner heftigen Aufregung zu fassen suchte:

— Ich könnte mich darauf beschränken zu schweigen, und auf solche Beschuldigungen verächtlich herabzusehen, mein Herr, bis daß eine gerichtliche Entscheidung ihnen irgend ein Ansehen verliehen hätte; ... aber, stark durch mein Gewissen ... wende ich mich an Fräulein von Cardoville selbst ... und bitte sie zu sagen, ob ich ihr nicht noch heute Morgen anzeigte, daß ihre Gesundheit bald in einem hinlänglich befriedigenden Zustande sein würde, um dieses Haus verlassen zu können. Ich beschwöre das Fräulein im Namen ihrer wohlbekannten Rechtschaffenheit, mir zu beantworten, ob das nicht meine

Aeußerungen gewesen sind, und wenn, indem ich sie that, ich mich nicht allein mit ihr befunden hätte, und wenn . . .

— Gehen Sie doch! mein Herr, — sagte Rodin, indem er Baleinier auf eine grobe Weise unterbrach; — angenommen, daß dieses liebe Fräulein aus reiner Großmuth dem beipflichtet, was beweiset das zu Ihren Gunsten? durchaus nichts . . .

— Wie! Herr . . . — rief der Doctor aus, — Sie erlauben sich . . .

— Ich erlaube mir, Sie ohne Ihre Zustimmung zu entlarven; das ist freilich etwas Unangenehmes; aber was ist das, was Sie uns so eben sagten? daß, allein mit Fräulein von Cardoville, Sie mit ihr gesprochen haben, als ob sie wirklich wahnsinnig wäre . . . Bei Gott! das ist sehr triftig!

— Aber, mein Herr, . . . — sagte der Doctor.

— Aber, mein Herr, — begann Rodin wieder, ohne ihn fortfahren zu lassen, — es ist augenscheinlich, daß in der Voraussicht dessen, was sich heute zuträgt, Sie, um sich eine Hinterthür offen zu lassen, gethan haben, als ob Sie, selbst in den Augen dieses armen Fräuleins, von Ihrer abscheulichen Lüge überzeugt wären, damit Sie späterhin die Begünstigung Ihrer vorgeblichen Ueberzeugung in Anspruch nehmen könnten . . . Gehen Sie doch! Leuten von gesundem Menschenverstand, von rechtschaffenem Herzen, macht man solche Mährchen nicht weis.

— Ah so! Herr ... — rief Baleinier erzürnt aus.

— Ah so! Herr! — fuhr Rodin mit einer noch weit lauteren, und immer die des Doctors übertönenden Stimme fort, — ist es wahr, ja oder nein, daß Sie sich die Ausflucht vorbehalten, diese abscheuliche Einsperrung auf einen wissenschaftlichen Irrthum zu schieben? Ich, ich sage ja ... und ich füge hinzu, daß Sie sich für von der Sache befreit halten, weil Sie jetzt sagen: durch meine Behandlung hat das Fräulein ihren Verstand wieder erhalten; was will man mehr?

— Ich sage das, mein Herr, und ich behaupte es.

— Sie behaupten eine Lüge, denn es ist erwiesen, daß der Verstand des Fräuleins niemals einen Augenblick lang verwirrt gewesen ist.

— Und ich, mein Herr, ich behaupte, daß er es gewesen ist.

— Und ich, mein Herr, ich werde das Gegentheil beweisen, — sagte Rodin.

— Sie? und wie das? — rief der Doctor aus.

— Wie Sie sich wohl denken können, werde ich mich hüten, Ihnen das jetzt zu sagen ... — antwortete Rodin mit einem spöttischen Lächeln; dann fügte er empört hinzu: — aber sehen Sie, mein Herr, Sie sollten vor Scham sterben, eine solche Frage in Fräuleins Gegenwart aufzuwerfen; verschonen Sie dieselbe zum Mindesten mit einem solchen Streit.

— Mein Herr ...

— Gehen Sie doch! Pfui! mein Herr ... sage

ich Ihnen, pfui! . . . das in Fräuleins Gegenwart zu behaupten, ist abscheulich; abscheulich, wenn Sie die Wahrheit sagen, abscheulich, wenn Sie lügen, — erwiederte Rodin mit Ekel.

— Aber das ist eine unbegreifliche Verfolgung! — rief der Jesuiten-Laienbruder erbittert aus, — und es scheint mir, daß der Herr Untersuchungsrichter einen Beweis von Parteilichkeit dadurch giebt, daß er so grobe Verleumdungen gegen mich aussprechen läßt.

— Ich habe nicht allein das Recht zu hören, mein Herr, — antwortete Herr von Gernande auf eine strenge Weise, — sondern auch noch jede sich widersprechende Unterhaltung hervorzurufen, sobald sie meine Ueberzeugung aufklären kann; aus alledem geht selbst nach Ihrer Ansicht, Herr Doctor, hervor, daß der Gesundheitszustand des Fräuleins von Cardoville befriedigend genug ist, so daß sie noch heute in ihre Familie zurückkehren kann.

— Ich sehe darin zum Mindesten nichts sehr Unpassendes, mein Herr, — sagte der Doctor, — nur behaupte ich, daß die Genesung noch nicht so vollständig ist, wie sie es hätte werden können, und ich verwahre mich in dieser Beziehung gegen jeden Vorwurf für die Zukunft.

— Sie können es um so mehr, — sagte Rodin, — als es zu bezweifeln ist, daß sich das Fräulein fernerhin an Ihre rechtschaffene Weisheit wenden wird.

— Ich werde demnach nicht nöthig haben, mein

Recht eintreten zu lassen, um Sie zu veranlassen, augenblicklich dem Fräulein von Cardoville die Thüren dieses Hauses zu öffnen, — sagte der Untersuchungsrichter zu dem Doctor.

— Das Fräulein ist frei ... — sagte Baleinier, — vollkommen frei.

— Was die Frage anbetrifft, ob Sie das Fräulein mittelst einer Voraussetzung von Wahnsinn eingesperrt haben ... so ist die Sache in den Händen des Gerichts, mein Herr, Sie werden gehört werden.

— Ich bin unbesorgt, mein Herr, — antwortete Herr Baleinier, indem er sich zusammennahm, — mein Gewissen wirft mir nichts vor.

— Ich wünsche es, mein Herr, — sagte Herr von Gernande, — so beschuldigend der Schein auch sein mag; besonders, wenn es sich um Personen in einer Stellung wie die Ihrige handelt, mein Herr, so wünschen wir immer, Unschuldige zu finden. — Sich hierauf an Adriennen wendend, sagte er: — Ich begreife, mein Fräulein, wie schmerzlich und verletzend dieser Auftritt für Ihr Zartgefühl und für Ihre Großmuth gewesen sein muß ... Es wird späterhin von Ihnen abhängen, ob Sie auf Schadenersatz gegen Herrn Baleinier einkommen, oder der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen wollen ... Noch ein Wort ... Der Mann von Herz und Biederkeit — (der Untersuchungsrichter deutete auf Rodin), — welcher Ihre Vertheidigung auf eine so offene, so uneigennützige Weise übernommen hat, hat

mir gesagt, daß er zu wissen glaube, daß Sie vielleicht geneigt wären, sich für den Augenblick der Töchter des Herrn Marschalls Simon anzunehmen ... ich gehe von hier aus nach dem Kloster, wohin auch sie durch List gebracht worden sind.

— In der That, mein Herr, — antwortete Adrienne, — sobald ich die Ankunft der Töchter des Herrn Marschalls Simon in Paris erfahren habe, ist es meine Absicht gewesen, ihnen eine Wohnung bei mir anzubieten. Fräulein Simon's sind meine nahen Verwandte. Es ist für mich zu gleicher Zeit eine Pflicht und ein Vergnügen, sie als Schwestern zu behandeln. Ich würde Ihnen demnach doppelt dankbar sein, mein Herr, wenn Sie mir dieselben gütigst anvertrauen wollen ...

— Ich glaube in dem Interesse derselben nicht besser handeln zu können.

Indem er sich hierauf an Herrn Baleinier wandte, sagte er:

— Würden Sie erlauben, mein Herr, daß ich die Fräuleins Simon sogleich hierher führe? Ich werde sie holen, während Fräulein von Cardoville ihre Vorbereitungen zum Fortgehen macht; sie werden auf diese Weise das Haus mit ihrer Verwandtin verlassen können.

— Ich bitte Fräulein von Cardoville, bis zu dem Augenblicke ihres Fortgehens über dies Haus wie über das ihrige zu verfügen, — antwortete Herr Baleinier. — Mein Wagen wird zu ihren Befehlen bereit sein.

— Fräulein, — sagte der Untersuchungsrichter, indem er auf Adrienne zuschritt, — ohne im Voraus ein Urtheil über die Frage auszusprechen, welche demnächst dem Gericht vorgelegt werden wird, kann ich zum Mindesten bedauern, nicht früher zu Ihnen gerufen worden zu sein; ich hätte Ihnen einige Tage grausamer Marter ersparen können, denn Ihre Lage muß sehr schmerzlich gewesen sein.

— Bei dem Andenken an diese traurigen Tage, mein Herr, — sagte Adrienne mit einer reizenden Würde, — wird mir zum Mindesten eine gute und rührende Erinnerung bleiben, nämlich die der Theilnahme, welche Sie mir bezeugt haben, und ich hoffe, daß Sie mich gütigst in den Stand setzen werden, Ihnen in meiner Wohnung, ... nicht für die Gerechtigkeit, welche Sie mir bewilligt haben, sondern für die so wohlwollende, und ich möchte zu sagen wagen, die so väterliche Weise meinen Dank abzustatten, mit der Sie mir dieselbe haben zukommen lassen ... Und dann endlich, mein Herr, — fügte Fräulein von Cardoville anmuthig lächelnd hinzu, — halte ich darauf, Ihnen zu beweisen, daß das, was man meine Genesung nennt, vollständig ist.

Herr von Gernande verneigte sich ehrerbietig vor Fräulein von Cardoville.

Während dieser kurzen Unterhaltung zwischen dem Untersuchungsrichter und Fräulein von Cardoville hatten alle Beide dem Doctor Baleinier und Rodin gänzlich

den Rücken gekehrt. Diesen Augenblick benutzend, hatte der Letztere rasch dem Doctor ein Billet in die Hand gedrückt, das er so eben mit Bleistift auf seinem Hute geschrieben hatte.

Auf das Höchste erstaunt, bestürzt, blickte Baleinier Rodin an.

Dieser machte ein eigenthümliches Zeichen, indem er seinen Daumen auf seine Stirn legte, die er zwei Male wagerecht runzelte; dann blieb er gleichgiltig.

Dies war so rasch geschehen, daß, als Herr von Gernande sich wieder umwandte, Rodin um einige Schritte von dem Doctor Baleinier entfernt stand und Fräulein von Cardoville mit einer ehrerbietigen Theilnahme anblickte.

— Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten, mein Herr, — sagte der Doctor, indem er dem Untersuchungsrichter voraussschritt, welchem Fräulein von Cardoville eine freundliche Verbeugung machte.

Alle Beide verließen das Zimmer, Rodin blieb allein bei Fräulein von Cardoville.

Nachdem er Herrn von Gernande bis an das äußere Thor seines Hauses geführt hatte, beeilte sich Herr Baleinier, das von Rodin mit Bleistift geschriebene Billet zu lesen; es war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Der Untersuchungsrichter begiebt sich über die Straße nach dem Kloster; eilen Sie durch den Garten dorthin; sagen Sie der Superiorin, dem Auftrage zu

gehorchen, den ich in Bezug auf die beiden jungen Mädchen gegeben habe; das ist von der größten Wichtigkeit."

Das eigenthümliche Zeichen, das Rodin ihm gegeben hatte, und der Inhalt dieses Billets bewiesen dem Doctor Baleinier, der an diesem Tage von einem Erstaunen zum andern überging, daß der Secretair des ehrwürdigen Vaters, weit davon entfernt, Verrath zu üben, immer nur zur größten Verherrlichung des Herrn handle.

Immerhin gehorchend, suchte Herr Baleinier nur vergebens den unerklärlichen Beweggrund von Rodin's Verfahren zu ergründen, der bei den Gerichten eine Angelegenheit anhängig gemacht hatte, welche man vor allen Dingen hätte unterdrücken sollen, und welche die unangenehmsten Folgen für den Pater d'Aigrigny, für Frau von Saint-Dizier und für ihn, Baleinier, haben konnte.

Aber kommen wir auf den, mit Fräulein von Cardoville allein gebliebenen Rodin zurück.

---

## VII.

### Der Secretair des Pater d'Aigrigny.

Kaum waren der Untersuchungs-Richter und der Doctor Baleinier verschwunden, als Fräulein von Cardoville, indem sie Rodin mit einer Mischung von Achtung und Dankbarkeit anblickte, mit einem vor Glück strahlenden Gesichte ausrief:

— Endlich, Dank Ihnen, mein Herr ... bin ich frei ... frei ... O! ich hatte bisher noch nie gefühlt, welches Wohlbehagen, welche Herzenserleichterung und welcher Drang zur Freude in dem herrlichen Worte ... Freiheit ... liegt!!

Und Adriennens Busen hob sich, ihre rosigen Nasenlöcher bläheten sich, ihre Korallenlippen öffneten sich, gleich als ob sie mit Entzücken eine belebende und reine Luft eingesogen hätte.

— Ich befinde mich seit wenigen Tagen in diesem abscheulichen Hause, — begann sie wieder, — aber ich habe genug durch meine Gefangenschaft gelitten, um ein Gelübde zu thun, jedes Jahr einigen armen Schuldgefangenen die Freiheit erkaufen zu wollen. Dieses Ge-

lübde erscheint Ihnen ohne Zweifel ein wenig mittelalterlich, — fügte sie lächelnd hinzu, — aber man muß von diesem edlen Zeitalter nicht blos seine Meubles und seine Fensterscheiben entlehnen ... Ich danke Ihnen demnach doppelt, mein Herr, denn ich mache Sie zum Theilnehmer dieses Befreiungs-Gedankens, der, wie Sie sehen, in Mitte des Glückes in mir aufgestiegen ist, das ich Ihnen verdanke, und über das Sie bewegt, gerührt zu sein scheinen. Ach! möge meine Wonne Ihnen Zeugniß von meiner Dankbarkeit ablegen und Sie für Ihren edelmüthigen Beistand belohnen! — sagte das junge Mädchen voll Begeisterung.

Fräulein von Cardoville bemerkte in der That eine gänzliche Verwandlung in Rodins Zügen. Der vor Kurzem so harte, absprechende und gegen den Doctor Baleinier so unbeugsame Mann schien jetzt dem Einflusse der sanftesten, der liebreichsten Gefühle sich hinzugeben. Seine kleinen, halb verschleierten Schlangenaugen hafteten mit einem Ausdrucke von unaussprechlicher Theilnahme auf Adrienne ... Dann, als ob er sich plötzlich diesen Eindrücken hätte entreißen wollen, sagte er, leise mit sich selbst sprechend:

— Nicht doch, nicht doch, nicht weich werden. Die Zeit ist zu kostbar ... meine Sendung ist nicht erfüllt ... nein, sie ist es nicht ... Mein liebes Fräulein, — fügte er dann laut, sich an Adriennen wendend, hinzu, — demnach also ... glauben Sie mir ... sprechen wir späterhin von Dankbarkeit ... Sprechen wir geschwind

von der für Sie und für Ihre Familie so wichtigen Gegenwart ... Ist Ihnen bekannt, was vorgeht?

Adrienne blickte den Jesuiten mit Verwunderung an und sagte zu ihm:

— Was geht denn vor, mein Herr?

— Kennen Sie den wahren Beweggrund Ihrer Einsperrung in diesem Hause? ... Wissen Sie, was Frau von Saint-Dizier und den Abbé d'Aigrigny zu ihrem Verfahren veranlaßt hat?

Als sie diese verabscheuten Namen aussprechen hörte, wurden die so eben noch von Glück lächelnden Züge des Fräuleins von Cardoville betrübt, und sie antwortete auf eine bittere Weise:

— Ohne Zweifel hat der Haß Frau von Saint-Dizier gegen mich beseelt, mein Herr ...

— Ja ... der Haß ... und außerdem das Verlangen, Sie ungestraft eines unermeßlichen Vermögens zu berauben ...

— Mich ... mein Herr? und wie?

— Sie kennen also das Interesse nicht, mein liebes Fräulein, das Sie hatten, sich am 13. Februar wegen einer Erbschaft in der Straße Saint-François einzufinden?

— Ich wußte dieses Datum und die näheren Umstände nicht, mein Herr; aber ich wußte unvollständig durch einige Familienpapiere und durch einen ziemlich ungewöhnlichen Umstand, daß einer unserer Vorfahren ...

— Eine ungeheure Summe hinterlassen hatte, die unter seine Nachkommen zu theilen war, nicht so?

— Ja, mein Herr ...

— Das, was Sie unglücklicher Weise nicht wußten, mein liebes Fräulein, ist, daß die Erben gehalten waren, sich am 13. Februar zur bestimmten Stunde zusammen zu finden; sobald dieser Tag und diese Stunde verflossen, sollten die Verspäteten ihres Rechtes entsetzt sein. Ist Ihnen jetzt klar, warum man Sie hier eingesperrt hat, mein liebes Fräulein?

— O! ja, ich verstehe, — rief Fräulein von Cardoville aus, — zu dem Hasse, den meine Tante für mich hegte, gesellte sich die Habsucht ... Alles erklärt sich. Die Töchter des Marschalls Simon, Erben wie ich, sind wie ich eingesperrt worden ...

— Bei alle dem, — rief Rodin aus, — sind Sie und diese nicht die einzigen Opfer ...

— Wer sind denn die andern, mein Herr?

— Ein junger Indier ...

— Der Prinz Djalma? — sagte Adrienne hastig.

— Er wäre beinahe durch einen Schlaftrunk ... in demselben Interesse ... vergiftet worden.

— Großer Gott! — rief das junge Mädchen aus, indem sie mit Entsetzen die Hände faltete. — Das ist abscheulich! er, ... er ... dieser junge Prinz, von dem man sagt, daß er einen so edlen, einen so großmüthigen Charakter habe. Aber ich hatte nach dem Schlosse Cardoville ...

— Einen vertrauten Mann gesandt, beauftragt, den Prinzen nach Paris zu führen; ich weiß das, mein liebes Fräulein; aber mit Hülfe einer List ist dieser Mann entfernt, und der junge Indier seinen Feinden überliefert worden.

— Und wo befindet er sich in diesem Augenblicke?

— Ich habe nur unbestimmte Nachrichten; ich weiß blos, daß er in Paris ist; aber ich verzweifle nicht, ihn wieder aufzufinden; ich werde diese Nachforschungen mit einem fast väterlichen Eifer anstellen, denn man vermöchte die seltenen Eigenschaften dieses armen Königssohnes nicht genug zu lieben. Welches Herz! mein liebes Fräulein! welches Herz!!! o! es ist ein Herz von Gold, glänzend und rein, wie das Gold seines Vaterlandes.

— Aber man muß den Prinzen wieder finden, mein Herr, — sagte Adrienne gerührt. — Man muß nichts versäumen was dazu dienen kann, ich beschwöre Sie darum, er ist mein Verwandter ... er ist allein hier ... ohne Stütze ... ohne Beistand.

— Gewiß, — erwiederte Rodin mitleidig, ... armes Kind ... denn er ist fast noch ein Kind ... achtzehn bis neunzehn Jahre alt ... mitten in Paris, in diese Hölle geschleudert ... mit seinen frischen, glühenden, ungezähmten Leidenschaften, mit seiner Treuherzigkeit, seinem Vertrauen, welchen Gefahren wäre er nicht ausgesetzt.

— Aber es handelt sich zuvörderst darum, ihn wiederzufinden, mein Herr, — sagte Adrienne hastig, — nach-

her wollen wir ihn den Gefahren entziehen ... Als ich, bevor ich hier eingesperrt wurde, seine Ankunft in Frankreich erfuhr, hatte ich einen vertrauten Mann abgesandt, um ihm die Dienste eines unbekannten Freundes anzubieten; ich sehe jetzt, daß dieser thörichte Einfall, den man mir so sehr vorgeworfen hat, sehr vernünftig war ... ich hänge demnach auch mehr als jemals daran; der Prinz gehört zu meiner Familie, ich bin ihm eine freigebige Gastfreundschaft schuldig ... ich bestimmte ihm den Pavillon, den ich bei meiner Tante bewohnte ...

— Aber Sie? mein liebes Fräulein.

— Noch heute werde ich ein Haus bewohnen, das ich seit einiger Zeit hatte einrichten lassen, indem ich fest entschlossen war, Frau von Saint-Dizier zu verlassen, um allein und nach meinem Gefallen zu leben. Demnach also, mein Herr, da es Ihre Sendung ist, der Schutzgeist unserer Familie zu sein, so handeln Sie eben so großmüthig gegen den Prinzen Djalma, als Sie für mich und für die Töchter des Marschalls Simon es gethan haben; ich beschwöre Sie darum, trachten Sie den Aufenthaltsort des armen Königssohnes, wie Sie ihn nennen, zu entdecken; bewahren Sie mein Geheimniß, und lassen Sie ihn in den Pavillon führen, den ein unbekannter Freund ihm anbietet! ... er soll sich um nichts bekümmern; man wird für alle seine Bedürfnisse sorgen; er wird leben, wie er leben muß ... als Prinz ...

— Ja, durch Ihre königliche Freigebigkeit, wird er als Prinz leben... Aber niemals könnte eine rührende Theilnahme besser angewandt werden... Es genügt sein schönes und schwermüthiges Gesicht zu sehen, wie ich es gesehen habe, um...

— Sie haben ihn also gesehen, mein Herr? — sagte Adrienne, indem Sie Rodin unterbrach.

— Ja, mein liebes Fräulein, ich habe ihn während ungefähr zwei Stunden gesehen... und ich habe nicht mehr bedurft, um ihn zu beurtheilen; seine reizenden Züge sind der Spiegel seiner Seele.

— Und wo haben Sie ihn gesehen, mein Herr?

— Auf Ihrem ehemaligen Schlosse Cardoville, nicht weit von dem ihn der Sturm ans Land geworfen... und wohin ich mich begeben hatte, um...

Nach einem augenblicklichen Zögern fuhr Rodin, gleichsam als ob er wider seinen Willen von seiner Offenherzigkeit fortgerissen würde, fort:

— Ei! mein Gott, wohin ich mich begeben hatte, um eine schlechte, schändliche, elende Handlung zu begehen... ich muß es wohl gestehen...

— Sie? mein Herr,... auf dem Schlosse Cardoville, wegen einer schlechten Handlung! — rief Adrienne, auf das Höchste erstaunt, aus...

— Leider! ja, mein liebes Fräulein, — erwiederte Rodin treuherzig. — Mit einem Worte, ich hatte von dem Herrn Abbé d'Aigrigny den Auftrag, Ihrem früheren Verwalter die Wahl zu lassen, entweder fortgeschickt

zu werden, oder sich zu einer Schändlichkeit herzugeben ... ja, zu etwas, das sehr dem Spioniren und dem Verläumden glich; ... aber der rechtschaffene und würdige Mann hat es ausgeschlagen ...

— Aber wer sind Sie denn, mein Herr? — sagte Fräulein von Cardoville, deren Erstaunen immer mehr wuchs.

— Ich bin ... Rodin, ... der ehemalige Secretair des Herrn Abbé d'Aigrigny ... etwas sehr Geringes, wie Sie sehen.

Wir müssen darauf verzichten, den zugleich demüthigen und unbefangenen Ton des Jesuiten wiederzugeben, als er diese Worte aussprach, die er mit einer ehrerbietigen Verbeugung begleitete.

Bei dieser Offenbarung wich Fräulein von Cardoville hastig zurück.

Wie wir bemerkt, hatte Adrienne zuweilen von Rodin, dem demüthigen Secretair des Abbé d'Aigrigny, wie von einer Art von gehorsamer und willenloser Maschine sprechen hören. Das war nicht Alles: als der Verwalter des Gutes Cardoville an Adriennen wegen des Prinzen Djalma geschrieben, hatte er sich über die arglistigen und unredlichen Anträge Rodins beklagt. Sie fühlte demnach ein unbestimmtes Mißtrauen erwachen, als sie erfuhr, daß ihr Befreier der Mann wäre, welcher eine so abscheuliche Rolle gespielt hatte. Uebrigens wurde diese ungünstige Meinung durch das im Gleichgewichte gehalten, was sie Rodin verdankte, und durch die so unumwunden vor dem Untersuchungs-

richter ausgesprochene Anklage gegen den Abbé d'Aigrigny, und dann endlich durch das Geständniß des Jesuiten selbst, der, sich selbst anklagend, auf diese Weise dem Vorwurfe, den man ihm hätte machen können, zuvorkam.

Nichts desto weniger setzte Fräulin von Cardoville diese, von ihr mit eben so vieler Offenherzigkeit als Hingebung und Sympathie begonnene Unterredung mit einer etwas kalten Zurückhaltung fort.

Rodin bemerkte den Eindruck, welchen er hervorbrachte; er war darauf gefaßt: er kam demnach nicht im Mindesten außer Fassung, als Fräulein von Cardoville zu ihm sagte, indem sie ihn fest ins Auge faßte und einen forschenden Blick auf ihn heftete:

— Ah!... Sie sind Herr Rodin,... der Secretair des Herrn Abbé d'Aigrigny?

— Sagen Sie, gewesener Secretair, wenn es Ihnen gefällig ist, mein liebes Fräulin, — antwortete der Jesuit; — denn Sie fühlen wohl, daß ich niemals wieder den Fuß über die Schwelle des Abbé d'Aigrigny setzen werde... Ich habe ihn mir zum unversöhnlichen Feinde gemacht, und ich bin ohne Stelle... Aber gleichviel... Was sage ich? aber um so besser, weil um diesen Preis die Bösen entlarvt, und den rechtschaffenen Leuten Hülfe geworden ist.

Diese in sehr ungekünstelter und sehr würdiger Weise ausgesprochenen Worte erregten wieder das Mitleid in Adriennens Herzen. Sie dachte, daß dieser arme, alte

Mann am Ende die Wahrheit sage. Der Haß des so entschleierten Abbé d'Aigrigny mußte unerbittlich sein, und am Ende hatte Rodin ihm getrotzt, um eine großmüthige Offenbarung zu machen.

Demnach erwiederte Fräulein von Cardoville ziemlich kalt:

— Da Sie die Anträge, mein Herr, welche Sie dem Verwalter des Gutes Cardoville zu machen beauftragt waren, als so schändlich und so arglistig kannten, wie haben Sie da einwilligen können, sie zu übernehmen?

— Warum? warum? — erwiederte Rodin mit einer Art von schmerzlicher Ungeduld. — Ei! mein Gott! weil ich mich damals ganz unter dem Zauber des Abbé d'Aigrigny befand, des höchst wunderbar gewandten Mannes, wie ich keinen zweiten kenne, und, erst seit vorgestern habe ich es erfahren, eines der gefährlichsten Männer, die es auf der Welt giebt; er hatte meine Bedenklichkeiten überwunden, indem er mich überredete, daß der Zweck die Mittel rechtfertige ... Und, ich muß es gestehen, der Zweck, den er vor Augen zu haben schien, war schön und erhaben; aber vorgestern ... bin ich auf eine grausame Weise enttäuscht worden ... ein Donnerschlag hat mich erweckt. Sehen Sie, mein liebes Fräulein, — fügte Rodin mit einer Art von Verlegenheit und von Verwirrung hinzu, — sprechen wir nicht mehr von meiner ärgerlichen Reise nach Cardoville. Obgleich ich nur ein unwissendes und blindes Werkzeug gewesen bin, so habe ich doch eben so viel

Scham und Kummer darüber, als ob ich aus eigenem Antriebe gehandelt hätte ... Das drückt und quält mich. Ich bitte Sie, sprechen wir lieber von Ihnen, von dem, was Sie interessirt; denn bei großmüthigen Gedanken erweitert sich die Seele, wie bei einer reinen und gesunden Luft sich die Brust erweitert.

Rodin hatte so freiwillig das Geständniß seines Vergehens abgelegt, er erklärte es auf eine so natürliche Weise, er schien darüber so aufrichtig zerknirscht, daß Adrienne, deren Argwohn außerdem keine andere Nahrung hatte, ihr Mißtrauen sich sehr verringern fühlte.

— Demnach also, — begann sie wieder, indem sie immer noch Rodin erforschte, — haben Sie den Prinzen Djalma in Cardoville gesehen?

— Ja, Fräulein, und von dieser flüchtigen Zusammenkunft schreibt sich meine Zuneigung für ihn her; ich werde demnach auch mein Werk bis an's Ende ausführen; sein Sie unbesorgt, mein liebes Fräulein, eben so wenig als Sie, als die Töchter des Marschalls Simon, wird der Prinz ein Opfer dieses abscheulichen Complottes sein, welches unglücklicher Weise dabei nicht stehen geblieben ist.

— Und wen hat es denn noch bedroht?

— Herr Hardy, ein Mann voller Ehre und Rechtschaffenheit, auch Ihr Verwandter, auch bei dieser Erbschaft betheiligt, ist durch einen schändlichen Verrath von Paris entfernt worden ... Endlich, der letzte

Erbe, ein unglücklicher Handwerker, ist, in eine auf schlaue Weise gestellte Falle sinkend, wegen Schulden in's Gefängniß geworfen worden.

— Aber, mein Herr, — sagte Adrienne plötzlich, — zu wessen Nutzen ist denn dieses abscheuliche Complott, welches mich in der That entsetzt, angesponnen worden?

— Zu Gunsten des Herrn Abbé d'Aigrigny! — antwortete Rodin.

— Er! und wie? mit welchem Recht? er war kein Erbe!

— Es würde zu weitläufig sein, Ihnen das zu erklären, mein liebes Fräulein; Sie werden eines Tages Alles erfahren; sein Sie nur überzeugt, daß Ihre Familie keinen erbitterteren Feind hatte, als den Abbé d'Aigrigny.

— Ich will ganz offen mit Ihnen reden, mein Herr, — sagte Adrienne, indem sie einem letzten Argwohn nachgab. — Wie habe ich vermocht, Ihnen die lebhafte Theilnahme einzuflößen, welche Sie mir bezeigen, und die Sie sogar auf alle Personen meiner Familie ausdehnen?

— Mein Gott, mein liebes Fräulein, — antwortete Rodin lächelnd, — wenn ich es Ihnen sage, werden Sie sich über mich lustig machen ... oder mich nicht verstehen ...

— Reden Sie, ich bitte Sie darum, mein Herr. Tragen Sie kein Bedenken, weder wegen meiner, noch wegen sich.

— Wohlan denn! ich habe mich für Sie interessirt, mich Ihnen gewidmet, weil Ihr Herz edelmüthig, Ihr Geist erhaben, Ihr Charakter unabhängig und stolz ist ... Einmal ganz der Ihre, meiner Treue! sind mir die Ihrigen, welche außerdem auch der Theilnahme sehr würdig sind, nicht mehr gleichgiltig geblieben ... Diesen zu dienen, hieß Ihnen doppelt dienen.

— Aber, mein Herr ... angenommen, daß Sie mich des viel zu schmeichelhaften Lobes, welches Sie an mich richten, für würdig hielten ... wie haben Sie denn mein Herz, meinen Verstand, meinen Charakter beurtheilen können?

— Ich will es Ihnen sagen, mein liebes Fräulein; aber zuvor muß ich Ihnen noch ein Geständniß ablegen, über das ich sehr beschämt bin ... Nicht wahr, selbst dann, wenn Sie nicht so wundervoll begabt wären, hätte das, was Sie seit Ihrem Eintritte in dieses Haus gelitten haben, genügen müssen, um Ihnen die Theilnahme jedes Mannes von Herz zu gewinnen?

— Ich sollte es glauben, mein Herr.

— Ich könnte demnach also meine Theilnahme für Sie dadurch erklären. Wohlan! dennoch ... gestehe ich, daß mir das nicht genügt hätte; Sie wären einfach und allein Fräulein von Cardoville, das sehr reiche, edle und sehr schöne junge Mädchen gewesen, Ihr Unglück würde mich ohne Zweifel sehr gerührt haben; aber ich hätte mir gesagt: dieses arme Fräulein ist sehr zu bedauern, das ist wahr; aber was vermag

ich armer Mensch dabei? meine einzige Nahrungsquelle ist meine Stelle als Secretair des Abbé d'Aigrigny, und ihn müßte ich zuerst angreifen! Er ist allmächtig, und ich bin nichts; gegen ihn zu kämpfen, heißt, mich, ohne Hoffnung diese Unglückliche zu retten, in's Verderben stürzen; während dagegen, als ich wußte, was Sie waren, mein liebes Fräulein, ich mich in meiner Untergeordnetheit empört habe. Nein, nein, habe ich mir gesagt, tausend Mal: nein! Ein so schöner Geist, ein so erhabenes Herz soll nicht das Opfer eines abscheulichen Complottes werden . . . Vielleicht werde ich in dem Kampfe vernichtet werden, aber zum Mindesten werde ich zu kämpfen versucht haben.

Es ist unmöglich zu sagen, mit welcher Mischung von Feinheit, Energie und Empfindsamkeit Rodin diese Worte betont hatte.

Häufig ereignet es sich bei von der Natur außerordentlich vernachlässigten und widrigen Leuten, daß, sobald es ihnen gelungen ist, ihre Häßlichkeit vergessen zu machen, diese Häßlichkeit selbst ein Beweggrund der Theilnahme, des Mitleidens wird, und man sagt sich: wie Schade, daß ein solcher Geist, daß eine solche Seele in einem solchen Körper wohnen, und man fühlt sich ergriffen, fast gerührt durch diesen Contrast.

So war es mit dem, was Fräulein von Cardoville für Rodin zu empfinden begann, denn so barsch und grob er sich gegen den Doctor Baleinier gezeigt hatte,

so einfach und liebevoll benahm er sich im Gegentheil gegen sie.

Eine einzige Sache reizte lebhaft die Neugierde des Fräuleins von Cardoville, nämlich, zu erfahren, wie Robin die Hingebung und die Bewunderung, welche sie ihm einflößte, hatte fassen können.

— Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit und beharrliche Neugierde, mein Herr; aber ich möchte wissen ...

— Wie mir ... Ihr moralischer Charakter offenbar worden ist, nicht wahr? ... Mein Gott! mein Fräulein, nichts ist einfacher; hören Sie mit zwei Worten, wie es zugegangen: der Abbé d'Aigrigny sah in mir nur eine Schreibmaschine, ein stumpfes, stummes und blindes Werkzeug ...

— Ich hielt den Herrn Abbé d'Aigrigny für scharfsinniger.

— Und Sie haben Recht, mein liebes Fräulein ... er ist ein Mann mit unerhörtem Scharfblicke; ... aber ich täuschte ihn ... indem ich mehr als Einfältigkeit affectirte ... Gehen Sie deshalb nicht so weit, mich für falsch zu halten ... Nein ... ich bin stolz ... ja, stolz ... nach meiner Art und Weise ... und mein Stolz besteht darin, niemals höher, als meine Stellung, zu scheinen, so untergeordnet sie auch sein möge! Wissen Sie warum? Weil dann, so hochmüthig meine Vorgesetzten auch sein mögen ... ich mir sage: Sie kennen meinen Werth nicht; ich bin es also nicht, sondern

die Untergeordnetheit der Stellung, welche sie demüthigen ... Dabei gewinne ich doppelt: meine Eigenliebe ist geschützt und ich habe Niemanden zu hassen.

— Ja, ich begreife diese Art von Stolz, — sagte Adrienne, immer mehr über die originelle Richtung von Robins Geiste überrascht.

— Aber kommen wir auf das zurück, was Sie betrifft, mein liebes Fräulein. — Am Abende vor dem 13. Februar übergab mir der Herr Abbé d'Aigrigny ein stenographirtes Papier, und sagte zu mir: Schreiben Sie mir dieses Verhör in's Reine; Sie werden diese Stücke hinzufügen, welche den Beschluß eines Familienrathes bekräftigen, welcher, nach dem Berichte des Doctor Baleinier, den Geisteszustand des Fräuleins von Cardoville für beunruhigend genug erklärt, um ihre Einsperrung in eine Heilanstalt zu erheischen ...

— Ja, — sagte Adrienne bitter, — es handelte sich um eine lange Unterredung, welche ich mit der Frau von Saint-Dizier, meiner Tante, gehabt habe, und welche man ohne mein Wissen niederschrieb.

— So befand ich mich also mit meiner stenographirten Denkschrift allein; ich begann sie umzuschreiben ... Nach Verlauf von zehn Zeilen war ich von Erstaunen betroffen, ich wußte nicht, ob ich träumte, oder ob ich wachte ... Wie! wahnsinnig! — rief ich aus, — Fräulein von Cardoville wahnsinnig? ... Wahnsinnig müssen diejenigen sein, welche eine solche Abscheulichkeit zu behaupten wagen! ... Immer mehr gespannt, fuhr ich

in meinem Durchlesen fort; ... ich beendigte es ... O! da, was soll ich Ihnen sagen? ... Das, was ich empfunden habe, sehen Sie, mein liebes Fräulein, das läßt sich nicht ausdrücken! ... es war Rührung, Wonne, Entzücken! ...

— Mein Herr! ... — sagte Adrienne.

— Ja, mein liebes Fräulein, Entzücken! ... Möge Ihre Bescheidenheit an diesem Worte keinen Anstoß nehmen; wissen Sie denn, daß diese so neuen, unabhängigen und so muthigen Ansichten, welche Sie mit so viel Glanz vor Ihrer Tante darlegten, Ihnen ohne Ihr Wissen fast gemein mit einer Person sind, für welche Sie eines Tages die zärtlichste, die höchste Ehrerbietung empfinden werden ...

— Und von wem wollen Sie reden? mein Herr? — rief Fräulein von Cardoville immer gespannter aus.

Nach einem Momente scheinbaren Zögerns begann Rodin wieder:

— Nein ... nein ... es ist jetzt nutzlos, Sie davon zu unterrichten ... Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein liebes Fräulein, ist, daß ich, als ich mein Lesen beendigt, zu dem Abbé d'Aigrigny eilte, um ihn von dem Irrthume zu überzeugen, in welchem ich ihn in Bezug auf Sie sah ... Unmöglich, ihn zu finden ... aber gestern Morgen habe ich ihm auf eine feurige Weise meine Art zu denken gesagt; er schien nur über Eines erstaunt, nämlich zu bemerken, daß ich dächte. Ein geringschätzendes Schweigen war die ganze Ant-

wort auf all mein Inihndringen. Ich hielt seine Ueberzeugung für überlistet und drang nochmals in ihn, aber vergebens; er befahl mir, ihn nach dem Hause zu begleiten, in welchem das Testament Ihres Ahnen geöffnet werden sollte. Ich war dermaßen über den Abbé d'Aigrigny verblendet, daß es, um mir die Augen zu öffnen, der allmäligen Ankunft des Soldaten, seines Sohnes, dann des Vaters von dem Marschall Simon bedurfte ... Ihre Empörung entschleierte mir den Umfang eines seit langer Zeit mit einer entsetzlichen Schlauheit gesponnenen Complottes. Nun begriff ich, weshalb man Sie hier zurückhielt, indem man Sie für wahnsinnig gelten ließ; nun begriff ich, warum die Töchter des Marschalls Simon in's Kloster gebracht worden wären. Kurz, nun tauchten tausend Erinnerungen in meinem Geiste auf! Bruchstücke von Briefen, von Denkschriften, welche man mir zum Abschreiben gegeben hatte und deren Bedeutung ich mir bis dahin nicht erklärt hatte, brachten mich auf die Spur dieser abscheulichen Umtriebe. Auf der Stelle den plötzlichen Schauder an den Tag zu legen, welchen ich über diese Schändlichkeiten empfand, wäre eben so viel gewesen, als Alles zu verderben; ich beging diesen Fehler nicht. Ich rang in List mit dem Abbé d'Aigrigny; ich stellte mich noch weit habsüchtiger, als er. Wenn diese unermeßliche Erbschaft mir angehört hätte, so hätte ich mich nicht gieriger, nicht unbarmherziger auf die Beute zeigen können. Durch diese List ahnete der Abbé d'Aigrigny nichts; da

ein Zufall der Vorsehung die Erbschaft aus seinen Händen gerettet hatte, so verließ er in einer unendlichen Bestürzung das Haus. Ich, in einer unbeschreiblichen Freude, denn ich hatte das Mittel, Sie zu retten, Sie zu rächen, mein liebes Fräulein, begab mich gestern Abend, wie immer, in meine Schreibstube. Während der Abwesenheit des Abbé war es mir leicht, seinen ganzen Briefwechsel wegen der Erbschaft durchzugehen, so daß ich alle Fäden dieses unermeßlichen Gewebes zusammenfügen konnte ... O! da, mein liebes Fräulein, vor den Entdeckungen, die ich machte, ... und die ich ohne diesen Umstand niemals gemacht haben würde, war ich vernichtet, entsetzt.

— Welche Entdeckungen? mein Herr.

— Es giebt Geheimnisse, die schrecklich für diejenigen sind, welche sie besitzen. Dringen Sie demnach nicht in mich, mein liebes Fräulein; aber bei dieser Prüfung erschien mir das, durch eine unersättliche Habsucht gegen Sie und Ihre Verwandten gebildete Bündniß in seiner ganzen, im Dunkeln schleichenden Verwegenheit. Nun erhöhete sich die lebhafte und innige Theilnahme, welche ich für Sie, theures Fräulein, bereits empfand, noch mehr, und erstreckte sich über die anderen unschuldigen Opfer dieses höllischen Complottes. Trotz meiner Schwäche nahm ich mir vor, Alles zu wagen, um den Abbé d'Aigrigny zu entlarven ... Ich sammelte die nöthigen Beweise, um meiner Erklärung vor dem Gericht ein genügendes Gewicht zu geben ...

Und heute Morgen ... verließ ich das Haus des Abbé ... ohne ihm mein Vorhaben zu offenbaren ... Er konnte, um mich zurück zu halten, irgend ein gewaltsames Mittel anwenden; indessen wäre es feig von mir gewesen, ihn anzugreifen, ohne ihn zu benachrichtigen ... Sobald ich sein Haus verlassen ... habe ich ihm geschrieben, daß ich genug Beweise seiner Schändlichkeiten in Händen hätte, um ihn auf eine rechtschaffene Weise offen anzugreifen ... ich klage ihn an ... er möge sich vertheidigen. Ich bin zu dem Untersuchungsrichter gegangen, und Sie wissen ...

In diesem Augenblicke ging die Thür auf; eine der Wärterinnen erschien und sagte zu Robin:

— Der Bote, mein Herr, welchen Sie und der Herr Untersuchungsrichter nach der Straße Brise-Miche gesandt haben, ist so eben zurückgekehrt.

— Hat er den Brief dort gelassen?

— Ja, mein Herr, man hat ihn auf der Stelle hinauf getragen.

— Es ist gut! ... verlassen Sie uns.

Die Wärterin verließ das Zimmer.

---

## VIII.

### Die Sympathie.

Wenn Fräulein von Cardoville noch einigen Argwohn in die Aufrichtigkeit der Aufopferung Rodins in Bezug auf sie hätte setzen können, so mußte er vor diesen, unglücklicher Weise sehr natürlichen und fast unwiderleglichen Schlüssen dahinschwinden. Wie war es möglich, das geringste Einverständniß zwischen dem Abbé d'Aigrigny und seinem Secretair da vorauszusetzen, wo dieser die Umtriebe seines Herrn gänzlich entschleierte und ihn den Gerichten überlieferte? Kurz, wo Rodin hierin vielleicht weiter ging, als Fräulein von Cardoville selbst gegangen sein würde? welcher geheime Vorbehalt war bei dem Jesuiten vorauszusetzen? Höchstens der, durch seine Dienste sich den fruchtbringenden Schutz des jungen Mädchens zu erwerben zu suchen? Und hatte er dann nicht so eben sich gegen diese Voraussetzung verwahrt, indem er erklärte, daß er sich nicht dem schönen, edlen und reichen Fräulein von Cardoville gewidmet hätte, sondern dem jungen Mädchen mit stolzem und großmüthigem Herzen? Und dann endlich, wie

Rodin es selbst gesagt, welcher Mann, er sei denn ein Nichtswürdiger, hätte sich nicht für Adriennens Schicksal interessiren müssen?

Ein eigenthümliches Gefühl, seltsam gemischt aus Neugierde, Erstaunen und Theilnahme, gesellte sich zu der Dankbarkeit des Fräuleins von Cardoville gegen Rodin; da sie indessen unter dieser demüthigen Hülle einen hervorstechenden Verstand erkannte, so stieg ein schwerer Verdacht plötzlich in ihr auf.

— Mein Herr, — sagte sie zu Rodin, — ich gestehe immer den Leuten, welche ich achte, die argen Zweifel ein, die sie mir einflößen, damit sie sich rechtfertigen oder mich entschuldigen mögen, wenn ich mich irre.

Rodin blickte Fräulein von Cardoville mit Erstaunen an, und indem er in seinem Innern den Verdacht zu erforschen schien, den er ihr hätte einflößen können, antwortete er nach einem Augenblicke des Schweigens:

— Vielleicht handelt es sich um meine Reise nach Cardoville, um meine-schlechten, Ihrem wackeren und würdigen Verwalter gemachten Anträge? . . . mein Gott! ich . . .

— Nein, nein, mein Herr . . . — sagte Adrienne, indem sie ihm in die Rede fiel, — Sie haben mir jenes Geständniß freiwillig abgelegt, und ich begreife, daß Sie in Beziehung auf Herrn von Aigrigny verblendet, ohne zu überlegen, Verhaltungsvorschriften ausgeführt haben, gegen welche das Zartgefühl sich empörte . . . Aber wie kommt es, daß Sie, mit Ihrem unbestreitbaren

Werthe bei ihm und seit so langer Zeit, eine so untergeordnete Stellung eingenommen haben?

— Das ist wahr, — sagte Rodin lächelnd, das muß Sie auf eine betrübte Weise überraschen, mein liebes Fräulein; denn ein Mensch von einiger Fähigkeit, der lange Zeit in einer niedrigen Stellung bleibt, hat augenscheinlich irgend einen eingewurzelten Fehler, irgend eine schlimme oder niedrige Neigung...

— Das, mein Herr... ist im Allgemeinen wahr...

— Und persönlich wahr, ... was mich anbetrifft.

— Demnach also, mein Herr, gestehen Sie?...

— Leider! gestehe ich, daß ich eine böse Neigung habe, der ich seit vierzig Jahren alle Aussichten, zu einer angemessenen Stellung zu gelangen, geopfert habe.

— Und diese Neigung... mein Herr?

— Weil ich Ihnen denn dieses jämmerliche Geständniß machen muß ... es ist die Trägheit... ja, die Trägheit ... der Abscheu vor aller Thätigkeit des Geistes, vor aller moralischen Verantwortlichkeit, vor jeder Initiative. Mit den zwölfhundert Franken, welche mir der Abbé d'Aigrigny gab, war ich der glücklichste Mensch von der Welt, ich hatte Vertrauen zu der Würde seiner Absichten; seine Ansicht war die meinige, sein Wille der meinige. Sobald ich meine Arbeit beendigt, kehrte ich in mein liebes kleines Zimmer zurück, zündete das Feuer in meinem Ofen an, und hielt mein Mittagsessen von Wurzeln; indem ich hierauf irgend ein sehr unbekanntes philosophisches Buch vornahm, ließ ich

meinem Geiste den Zügel schießen, der mich, den ganzen Tag über gefesselt, durch die Theorien und durch die lieblichsten Träumereien fortzog. Dann, von der ganzen Höhe meines Verstandes, Gott weiß wohin, durch die Kühnheit meiner Gedanken fortgerissen, meinte ich, sowohl meinen Herrn, als die großen Geister der Erde zu übersehen. Dieses Fieber dauerte meiner Treue wohl drei bis vier Stunden, wonach ich einen süßen Schlummer genoß; jeden Morgen begab ich mich munter an mein Tagewerk, meines Brotes für den folgenden Tag gewiß, ohne Sorgen für die Zukunft, da ich nur wenig bedurfte, und mit Ungeduld die einsamen Freuden meiner Abendstunden erwartend, und sagte im Stillen zu mir, während ich wie eine einfältige Maschine kritzelte: ei! ei! ... wenn ich indessen wollte! ...

— Gewiß ... Sie hätten wie ein Anderer ... besser vielleicht wie ein Anderer zu einer hohen Stellung gelangen können, — sagte Adrienne auf eine seltsame Weise über die praktische Philosophie Robins betroffen.

— Ja, ... ich glaube es, ich hätte dazu gelangen können ... aber sobald ich es konnte ... Wozu? ... Sehen Sie, mein liebes Fräulein, das, was die Leute von irgend einem Werthe oft unbegreiflich für die gewöhnlichen Menschen macht, ist ... daß sie sich oft damit begnügen zu sagen: wenn ich wollte!

— Aber am Ende, mein Herr ... ohne viel auf die Behaglichkeiten des Lebens zu halten, giebt es ein

gewisses Wohlsein, welches dem höheren Alter fast unentbehrlich ist, und auf das Sie durchaus verzichten . . .

— Enttäuschen Sie sich; mein liebes Fräulein, — sagte Rodin schlau lächelnd, — ich bin sehr schwelgerisch, ich bedarf durchaus eine gute Kleidung, einen guten Ofen, eine gute Matratze, ein gutes Stück Brot, einen guten, recht saftigen, mit gutem grauen Salz gewürzten Rettig, und gutes klares Wasser, und dennoch, troß der Menge meiner Bedürfnisse reichen meine zwölfhundert Franken nicht nur aus, sondern ich kann noch einige Ersparnisse davon machen.

— Und jetzt, wo Sie ohne Stelle sind, wie wollen Sie leben, mein Herr? — sagte Adrienne, immer mehr durch die Wunderlichkeit dieses Mannes interessirt, und indem sie seine Uneigennützigkeit auf die Probe zu stellen dachte.

— Ich habe eine kleine Sparbüchse; sie wird ausreichen, um so lange hier zu bleiben, bis ich das finstere Gespinnst des Pater d'Aigrigny bis auf den letzten Faden aufgedeckt habe; ich bin mir diese Genugthuung deshalb schuldig, weil ich mich habe von ihm täuschen lassen; drei bis vier Tage werden hoffentlich zu diesem Werke genügen. Hierauf habe ich die Gewißheit, eine bescheidene Stelle bei einem Steuereinnehmer meiner Provinz zu finden; schon vor einiger Zeit hat mir Jemand, der mir wohlwollte, dieses Anerbieten machen lassen; aber ich hatte troß der Vortheile, die man mir anbot, den Abbé d'Aigrigny nicht verlassen wollen . . . Stellen

Sie sich vor: achthundert Franken, mein liebes Fräulein, achthundert Franken und freie Kost und Wohnung! ... Da ich ein wenig ungesellig bin, so hätte ich vorgezogen, abgesondert zu wohnen ... aber Sie fühlen wohl, man giebt mir bereits so viel ... daß ich diese kleine Unbequemlichkeit übersehen muß ...

Wir müssen darauf verzichten, Rodins Unbefangenheit zu schildern, als er diese kleinen häuslichen und hauptsächlich abscheulich erlogenen Mittheilungen dem Fräulein von Cardoville machte, die ihren letzten Argwohn verschwinden fühlte.

— Wie, mein Herr, — sagte sie theilnehmend zu dem Jesuiten, — in drei bis vier Tagen werden Sie Paris verlassen haben?

— Ich hoffe es wohl, mein liebes Fräulein, und das ... fügte er mit einem geheimnißvollen Tone hinzu, — und das aus mehreren Gründen; ... aber sehr schätzbar wird es mir sein, — begann er wieder mit einem ernsten und innigen Tone, indem er Adriennen gerührt anblickte, — zum Mindesten diese Ueberzeugung mitzunehmen, daß Sie es mir einigermaßen Dank gewußt haben, in Ihnen bei dem bloßen Lesen Ihrer Unterredung mit der Prinzessin von Saint-Dizier den Werth errathen zu haben, der in unseren Tagen bei einer jungen Person von Ihrem Alter und von Ihrer Stellung vielleicht nicht noch ein Mal anzutreffen ist.

— Ah! mein Herr, — sagte Adrienne lächelnd, — halten Sie sich nicht etwa für verpflichtet, auf der

Stelle die aufrichtigen Lobeserhebungen erwiedern zu müssen, welche ich an Ihre Geistesüberlegenheit gerichtet habe... Ich würde lieber Undankbarkeit sehen.

— Ei! mein Gott... ich schmeichle Ihnen nicht, mein liebes Fräulein; wozu? Wir werden uns nicht mehr wiedersehen,... Nein, ich schmeichle Ihnen nicht ... ich verstehe Sie, weiter nichts... und das, was Ihnen wunderlich scheinen wird, ist, daß Ihr Anblick den Begriff vervollständigt hat, den ich mir von Ihnen gemacht hatte, mein liebes Fräulein, als ich Ihre Unterredung mit Ihrer Tante las, und so sind einige, mir bis dahin dunkle Seiten Ihres Charakters mir jetzt sonnenklar.

— In Wahrheit, mein Herr, Sie setzen mich immer mehr in Erstaunen.

— Was wollen Sie? ich sage Ihnen treuherzig meine Empfindungen; jetzt, zum Beispiele, erkläre ich mir vollkommen Ihre leidenschaftliche Liebe für das Schöne, Ihre Verehrung für die verfeinerten Sinnengenüsse, Ihr glühendes Streben nach einer besseren Welt, Ihre muthige Verachtung vieler entwürdigender, knechtischer Gebräuche, welchen das Weib unterworfen ist; ja, jetzt begreife ich noch besser den edlen Stolz, mit welchem Sie diese Masse eitler, anmaßender und lächerlicher Männer ansehen, für welche das Weib ein ihnen durch die Gesetze zugefallenes Geschöpf ist, das sie nach ihrem **Bilde** geformt haben, welches nicht schön ist. Muß nach der Meinung dieser kleinen Ty-

rannen das Weib, ein untergeordnetes Geschlecht, dem ein Concilium von Kardinälen mit einer Mehrheit von zwei Stimmen geruhet hat eine Seele zuzuerkennen, sich nicht tausend Male glücklich schätzen, die Magd dieser, mit dreißig Jahren alten, keuchenden, aufgeblasenen und abgestumpften kleinen Paschas zu sein, die, müde aller Ausschweifungen, und indem sie von ihrer Erschöpfung ausruhen wollen, daran denken, wie man zu sagen pflegt, ein Ende zu machen, was sie dadurch bewerkstelligen, daß sie ein armes junges Mädchen heirathen, welches ihrerseits einen Anfang zu machen wünscht.

Fräulein von Cardoville hätte gewiß über Rodins satyrische Zeichnungen gelächelt, wenn sie nicht außerordentlich überrascht gewesen wäre, ihn sich in Ausdrücken aussprechen zu hören, die so sehr zu ihren Ansichten paßten ... da sie doch diesen gefährlichen Menschen zum ersten Male in ihrem Leben sah.

Adrienne vergaß, oder wußte vielmehr nicht, daß sie es mit einem Jesuiten von seltenem Verstande zu thun hatte, und daß diese die Erkundigungen und die geheimnißvollen Hülfsmittel des Polizeispions mit dem tiefen Scharfblicke des Beichtvaters vereinigen; teuflische Priester, die mittelst einiger Nachrichten, einiger Geständnisse, einiger Briefe einen Charakter zusammensetzen, wie Cuvier aus einigen zoologischen Fragmenten einen Körper wieder zusammensetzte.

Weit davon entfernt, Rodin zu unterbrechen, hörte ihm Adrienne mit einer zunehmenden Neugierde zu.

Des Eindruckes, den er hervorbrachte, gewiß, fuhr derselbe in einem empörten Tone fort:

— Und Ihre Tante und der Abbé d'Aigrigny behandelten Sie als sinnlos, weil Sie sich gegen das zukünftige Joch dieser kleinen Tyrannen auflehnten! weil Sie, die schimpflichen Laster der Sklaverei hassend, unabhängig mit den redlichen Vorzügen der Unabhängigkeit, frei mit den stolzen Tugenden der Freiheit leben wollten.

— Aber, mein Herr, — sagte Adrienne immer erstaunter, — wie können Ihnen meine Gedanken so vertraut sein?

— Zuvörderst kenne ich Sie durch Ihre Unterredung mit der Frau von Saint-Dizier vollkommen, und dann, wenn wir nun alle Beide dasselbe Ziel, obgleich durch verschiedene Mittel verfolgten, — begann Rodin wieder auf eine schlaue Weise, indem er Fräulein von Cardoville mit einer Miene des Einverständnisses anblickte, — warum sollten unsere Ueberzeugungen nicht dieselben sein?

— Ich verstehe Sie nicht ... mein Herr ... Von welchem Ziele ist denn die Rede?

— Von dem Ziele, das alle erhabenen, großmüthigen, unabhängigen Geister beständig verfolgen ... indem die einen wie Sie, mein liebes Fräulein, aus Neigung, aus Instinct handeln, ohne sich vielleicht

Rechenschaft von der hohen Sendung abzulegen, die sie zu erfüllen berufen sind. Demnach also zum Beispiel, wenn Sie sich in den feinsten Genüssen gefallen, wenn Sie sich mit alle dem umgeben, was Ihren Sinnen schmeichelt ... glauben Sie da nur dem Reize des Schönen nachzugeben? nur einem Bedürfnisse auserlesener Genüsse? ... Nein, nein, tausend Mal nein ... denn dann würden Sie nur ein unvollkommenes, abscheulich egoistisches Geschöpf sein, eine kalte Selbstsüchtige, von einem sehr ausgezeichneten Geschmacke ... weiter nichts ... und in Ihrem Alter wäre das gräßlich, mein liebes Fräulein, das wäre gräßlich.

— Dieses Urtheil ist sehr streng, mein Herr ... fällen Sie es denn über mich? — sagte Adriene besorgt, so sehr imponirte ihr dieser Mann wider ihren Willen.

— Gewiß würde ich es über Sie fällen, wenn Sie den Luxus wegen des Luxus liebten; aber, nein, nein, ein ganz anderes Gefühl beseelt Sie, — erwiederte der Jesuit; — urtheilen wir demnach ein wenig: indem Sie das leidenschaftliche Bedürfniß aller dieser Genüsse empfinden, fühlen Sie ihren Werth oder ihren Mangel lebhafter, als irgend Jemand, nicht wahr?

— In der That, mein Herr, — sagte Adrienne lebhaft interessirt.

— Ihre Dankbarkeit und Ihre Theilnahme sind demnach also bereits gezwungener Weise von denjenigen erworben, welche als arme und arbeitsame Unbekannte

Ihnen diese Wunder des Luxus verschaffen, deren Sie sich nicht entschlagen können?

— Dieses Gefühl von Dankbarkeit ist so lebhaft bei mir, mein Herr, — erwiederte Adrienne immer mehr entzückt, sich so wohl verstanden oder errathen zu sehen, — daß ich eines Tages auf ein Meisterstück der Goldschmiedekunst, statt den Namen seines Verkäufers, den Namen seines Verfertigers setzen ließ, eines armen, bis dahin unbekannten Künstlers, der sich seitdem seine wahre Stellung errungen hat.

— Sie sehen, daß ich mich nicht irrte, — erwiederte Rodin, — die Liebe dieser Genüsse macht Sie erkenntlich gegen diejenigen, welche sie Ihnen verschaffen; und das ist nicht Alles: da sehen Sie mich zum Beispiel, ich bin weder besser noch schlechter als ein Anderer, aber gewöhnt, mit Entbehrungen zu leben, unter denen ich nicht im Geringsten leide. Nun denn! die Entbehrungen meines Nächsten rühren mich nothwendiger Weise weit weniger als Sie, mein liebes Fräulein, denn Ihre Gewohnheiten des Wohlseins ... machen Sie gezwungener Weise weit theilnehmender für das Unglück, als jeden Anderen ... Sie würden zu sehr durch das Elend leiden, um nicht diejenigen, welche leiden, zu bedauern und ihnen zu Hülfe zu kommen.

— Mein Gott! mein Herr, — sagte Adrienne, welche begann, sich unter dem verderblichen Zauber Rodins zu fühlen, — je mehr ich Sie höre, desto mehr bin ich überzeugt, daß Sie tausend Mal besser als ich

diese Ansichten vertheidigen, die mir von Frau von Saint-Dizier und von dem Abbé d'Aigrigny auf eine so harte Weise vorgeworfen worden sind. O! reden Sie, ... reden Sie, mein Herr ... ich vermag Ihnen nicht zu sagen, mit welchem Glück ... mit welchem Stolz ich Sie anhöre.

Und aufmerksam, bewegt, die Augen mit eben so viel Interesse als Sympathie und Neugierde auf den Jesuiten geheftet, warf Adrienne mit einer anmuthigen Bewegung des Kopfes, welche ihr eigenthümlich war, die langen Locken ihrer goldigen Haare zurück, gleichsam um Rodin besser betrachten zu können, der wieder begann:

— Und Sie verwundern sich, mein liebes Fräulein, weder von Ihrer Tante, noch von dem Abbé d'Aigrigny verstanden zu sein? Und welche Berührung konnte zwischen diesen, so wie ich sie jetzt beurtheilen kann, heuchlerischen, neidischen, arglistigen Geistern und Ihnen stattfinden? Wollen Sie einen neuen Beweis ihrer gehässigen Verblendung? unter dem, was sie Ihre gräßlichen Thorheiten nannten, welches war da die abscheulichste, die am meisten verdammungswürdige? Es war Ihr Entschluß, von nun an allein und nach Ihrem Gefallen zu leben, frei über Ihre Gegenwart und über Ihre Zukunft zu verfügen; sie fanden das abscheulich, gräßlich, unmoralisch. Und rührte denn Ihr Entschluß aus einer thörichten Liebe zur Freiheit her? nein! Aus einem unmäßigen Widerwillen gegen jedes Joch, gegen jeden Zwang? nein! Aus dem einzigen Verlangen,

sich durch Sonderbarkeiten auszuzeichnen? nein! denn dann würde ich Sie hart getadelt haben.

— In der That haben mich andere Gründe geleitet, mein Herr; ich versichere es Ihnen, — sagte Adrienne rasch, indem sie sehr eifersüchtig auf die Achtung wurde, welche ihr Charakter Rodin einflößen könnte.

— Ei! ich weiß es wohl, Ihre Beweggründe waren und konnten nur vortrefflich sein, — erwiederte der Jesuit. — Warum faßten Sie diesen so angegriffenen Entschluß? Etwa, um den angenommenen Gebräuchen zu trotzen? nein! Sie haben sie so lange respectirt, als der Haß der Frau von Saint-Dizier Sie nicht gezwungen hat, sich ihrer unbarmherzigen Vormundschaft zu entziehen. Wollten Sie allein leben, um sich der Aufsicht der Welt zu entziehen? Nein, Sie würden bei dieser, eine Ausnahme machenden Lebensweise hundert Mal mehr den Blicken preisgegeben sein, als in jeder andern Stellung! Wollten Sie endlich Ihre Freiheit schlecht anwenden? Nein, tausend Mal nein; um Schlechtes zu thun, sucht man die Verborgenheit, die Absonderung; dagegen so gestellt, wie Sie es sein werden, werden alle eifersüchtigen und neidischen Augen der alltäglichen Menge beständig auf Sie gerichtet sein . . . Warum denn endlich fassen Sie diesen so muthigen, so seltenen Entschluß, daß er einzig in seiner Art bei einer jungen Person Ihres Alters ist? Wollen Sie, daß ich es Ihnen sage, . . . mein liebes Fräulein? Wohlan! Sie wollen durch Ihr Beispiel beweisen, daß jedes Weib

mit reinem Herzen, gesundem Verstand, festem Charakter und unabhängiger Seele auf eine edle und stolze Weise aus der demüthigenden Vormundschaft hervortreten kann, welche der Gebrauch ihr auferlegt! Ja, anstatt das Leben eines sich auflehnenden Sklaven anzunehmen, ein verhängnißvoller Weise der Heuchelei oder dem Laster gewidmetes Leben, wollen Sie vor den Augen Aller unabhängig, anständig und geachtet leben ... Sie wollen endlich, wie der Mann, den freien Willen, die gänzliche Verantwortlichkeit aller Handlungen Ihres Lebens haben, um gründlich zu beweisen, daß eine gänzlich sich selbst überlassene Frau dem Manne an Verstand, an Weisheit, an Rechtschaffenheit gleich stehen und ihn an Zartgefühl und an Würde übertreffen kann ... Das ist Ihre Absicht, mein liebes Fräulein. Sie ist edel, sie ist großartig; wird Ihr Beispiel nachgeahmt werden? ich hoffe es! Aber würde es dasselbe auch nicht, Ihr edelmüthiger Versuch wird Sie darum immer hoch und gut stellen! glauben Sie mir ...

Die Augen des Fräuleins von Cardoville leuchteten von einem stolzen und lieblichen Feuer, ihre Wangen waren leicht geröthet, ihr Busen hob sich und sie erhob ihren reizenden Kopf mit einer Regung unwillkürlichen Stolzes; kurz, gänzlich unter dem Zauber dieses teuflischen Mannes rief sie aus:

— Aber wer sind Sie denn, mein Herr, um so meine geheimsten Gedanken zu kennen und zu zergliedern, um deutlicher in meiner Seele zu lesen, als ich

selbst in ihr lese, um diesen Ansichten von Unabhängigkeit, welche seit so langer Zeit in mir keimen, ein neues Leben; einen neuen Schwung zu geben? kurz, wer sind Sie denn, um mich so sehr in meinen eigenen Augen zu erheben, daß ich jetzt die Ueberzeugung habe, eine für mich ehrenvolle und vielleicht für diejenigen meiner Schwestern, welche in einer harten Knechtschaft leiden, nützliche Bestimmung zu erfüllen ... noch ein Mal, wer sind Sie, mein Herr?

— Wer ich bin, Fräulein? — antwortete Rodin mit einem wundervoll gutmüthigen Lächeln; — ich habe es Ihnen bereits gesagt, ich bin ein armer, alter, guter Mann, der seit vierzig Jahren, nachdem er täglich zur Schreibmaschine der Ideen Anderer gedient, jeden Abend in seine armselige Wohnung zurückkehrt, wo er sich dann erlaubt, nächtlicher Weise seine eigenen Ideen zu verarbeiten; ein wackerer Mann, der von seiner Dachstube aus dem Vorschreiten edelmüthiger Geister folgt, und selbst ein wenig Antheil an ihnen nimmt, die auf ein vielleicht weit näher bevorstehendes Ziel zuschreiten, als man es gewöhnlich meint ... Demnach auch, mein liebes Fräulein, sagte ich Ihnen so eben, daß Sie und ich nach demselben Zwecke streben, Sie, ohne darüber nachzudenken, und indem sie fortwährend Ihren seltenen und göttlichen Instincten gehorchen. Demnach auch, folgen Sie mir, leben Sie, leben Sie immer schön, immer glücklich, immer frei! das ist Ihre Sendung; sie gehört weit mehr der Vorsehung an, als Sie mei-

nen; ja fahren Sie fort, sich mit alle den Wundern des Luxus und der Künste zu umgeben; verfeinern Sie Ihre Sinne noch, reinigen Sie Ihren Geschmack noch mehr durch die auserlesene Wahl Ihrer Genüsse; übertragen Sie durch den Geist, durch die Anmuth, durch die Reinheit diesen einfältigen und häßlichen Männerschwarm, der Sie allein und frei sehend, Sie von morgen an umringen wird; ihrer Habsucht, ihrer Selbstsucht, ihrer Geckenhaftigkeit hingegeben, werden dieselben Sie für eine leicht zu erobernde Beute halten. Verspotten, brandmarken Sie diese albernen und schmutzigen Anmaßungen; sein Sie die Königin dieser Welt, und würdig, als eine Königin geachtet zu werden ... Lieben Sie ... glänzen Sie ... genießen Sie ... das ist Ihre Rolle hienieden; zweifeln Sie nicht daran! alle diese Blumen, mit denen Sie Gott so reichlich ausgestattet, werden eines Tages herrliche Früchte tragen. Sie werden geglaubt haben, blos für das Vergnügen zu leben ... und Sie werden für den edelsten Zweck gelebt haben, nach dem eine erhabene und schöne Seele zu streben vermag. Vielleicht werden wir uns demnach auch binnen hier und einigen Jahren wieder begegnen; Sie, immer schöner und gefeierter ... ich, immer älter und geringer; aber, gleich viel ... ich bin überzeugt, eine geheime Stimme sagt Ihnen jetzt, daß zwischen uns Beiden, so ungleich wir auch sind, ein geheimes Band, eine geheimnißvolle Uebereinstimmung besteht, die von nun an nichts mehr zu zerstören vermag!

Indem er diese letzten Worte mit einer so tief bewegten Stimme aussprach, daß Adrienne darüber erbebte, hatte sich Rodin ihr genähert, ohne daß sie es gewahr wurde, und so zu sagen, ohne zu gehen, indem er seine Schritte in einer Art von langsamer Schlangenwindung auf dem Fußboden fortgleiten ließ; er hatte mit so vieler Begeisterung, so vieler Wärme gesprochen, daß sein leichenblasses Gesicht sich leicht geröthet hatte, und seine widrige Häßlichkeit fast vor dem funkelnden Glanze seiner kleinen, fahlen, jetzt ganz offenen, runden und starren Augen verschwand, die er beharrlich auf Adriennen heftete; diese, sich verneigend, die Lippen halb geöffnet, mit beklommenem Athem, vermochte auch nicht, ihre Blicke von denen des Jesuiten loszureißen; er sprach nicht mehr, und sie horchte noch. Das, was dieses schöne, so elegante junge Mädchen bei dem Anblicke dieses alten, schmächtigen, häßlichen und schmutzigen kleinen Mannes empfand, war unerklärlich. Der so alltägliche und doch so wahre Vergleich des entsetzlichen Zaubers der Schlange auf den Vogel vermöchte wohl, einen Begriff von diesem seltsamen Eindrucke zu geben.

Rodins Taktik war gewandt und sicher.

Bis jetzt hatte sich Fräulein von Cardoville weder ihre Neigungen, noch ihre Instincte erklärt; sie hatte sich ihnen hingegeben, weil sie Niemandem zu nahe traten und ihr Vergnügen gewährten. Wie glücklich und stolz mußte sie demnach sein, einen mit einem hohen

Verstande begabten Mann diese Neigungen, über welche sie vor Kurzem so bitter getadelt worden war, nicht allein loben, sondern sich auch deshalb wie über eine erhabene, edle und göttliche Sache preisen zu hören.

Wenn Rodin sich blos an Adriennens Eigenliebe gewandt hätte, so wäre er in seinem arglistigen Verfahren gescheitert; denn sie besaß nicht die geringste Eitelkeit; so aber wandte er sich an alle erhabenen und großmüthigen Eigenschaften, die in dem Herzen dieses jungen Mädchens lagen; das, was er in ihr zu ermuthigen, zu bewundern schien, war wirklich der Ermuthigung, der Bewunderung würdig. Wie sollte sie sich nicht durch diese Sprache betrügen lassen, welche so im Dunkeln schleichende, so Verderben bringende Pläne verbarg?

Ueber den seltenen Verstand des Jesuiten überrascht, ihre Neugierde durch einige geheimnißvolle Worte, welche dieser mit Absicht ausgesprochen hatte, gereizt fühlend, die außerordentliche Gewalt sich nicht erklärend, welche dieser verderbliche Mann bereits über ihren Geist ausübte, ein ehrerbietiges Mitgefühl empfindend, indem sie bedachte, daß ein Mann von diesem Alter, von diesem Verstande, sich in der unsichersten Stellung befand, sagte Adrienne in ihrer natürlichen Herzlichkeit zu ihm:

— Ein Mann von Ihrem Werthe und von Ihrem Herzen, mein Herr, darf der Laune der Umstände nicht ausgesetzt sein; einige Ihrer Worte haben meinen Au-

gen neue Horizonte geöffnet; ... ich fühle, daß mir Ihre Rathschläge für die Zukunft über viele Punkte sehr nützlich sein können; kurz, indem Sie gekommen, mich diesem Hause zu entreißen, indem Sie sich für die anderen Personen meiner Familie aufgeopfert, haben Sie mir Beweise von Theilnahme abgelegt, welche ich, ohne undankbar zu sein, nicht vergessen kann ... Eine sehr bescheidene, aber sichere Stellung ist Ihnen geraubt worden ... erlauben Sie mir ...

— Kein Wort mehr, mein liebes Fräulein, — sagte Rodin, indem er Fräulein von Cardoville mit einer kummervollen Miene unterbrach, — ich empfinde für Sie eine unendliche Sympathie; ich mache mir eine Ehre daraus, in meinen Ansichten mit Ihnen übereinzustimmen; ich glaube endlich zuverlässig, daß Sie eines Tages den armen, alten Philosophen um Rath zu bitten haben; wegen all dieser Umstände muß und will ich Ihnen gegenüber die vollkommenste Unabhängigkeit behalten ...

— Aber, mein Herr, ich bin es im Gegentheil, die Ihnen verpflichtet wäre, wenn Sie das annehmen wollten, was ich so sehr Ihnen anzubieten wünschte.

— Ach! mein theures Fräulein, — sagte Rodin lächelnd, — ich weiß, daß Ihr Edelmuth stets jede Erkenntlichkeit leicht und angenehm zu machen versteht; aber noch ein Mal, ich kann nichts von Ihnen annehmen ... Eines Tages vielleicht ... werden Sie erfahren, weshalb.

— Eines Tags!

— Es ist mir unmöglich, Ihnen mehr zu sagen. Und dann, vorausgesetzt, daß ich Verpflichtungen gegen Sie hätte, wie sollte ich da Ihnen alles das sagen, was Gutes und Schönes in Ihnen ist? Später, wenn Sie mir wegen meiner Rathschläge vielen Dank schuldig sind, desto besser, es wird mir dann um so leichter werden, Sie zu tadeln, wenn ich Sie tadelnswerth finde.

— Demnach also, mein Herr, untersagen Sie mir jede Erkenntlichkeit gegen Sie.

— Nein ... nein ... — sagte Rodin mit anscheinender Rührung. — O! glauben Sie mir ... es wird ein feierlicher Augenblick kommen, wo Sie sich auf eine meiner und Ihrer würdige Weise werden erkenntlich zeigen können.

Dieses Gespräch wurde durch den Eintritt einer Krankenwärterin unterbrochen, welche zu Adrienne sagte:

— Mein Fräulein! unten befindet sich eine kleine, verwachsene Arbeiterin, welche Sie zu sprechen wünscht; da nach dem neuen Befehl des Herrn Doctors es Ihnen freisteht, zu empfangen, wen Sie wollen ... so komme ich, Sie zu fragen, ob sie heraufkommen soll ... Sie ist so schlecht gekleidet, daß ich nicht gewagt habe ...

— Sie soll heraufkommen, — erwiederte Adrienne lebhaft, welche aus der Beschreibung der Wärterin die Mayeux erkannt hatte, — sie soll heraufkommen ...

— Der Herr Doctor hat auch befohlen, seinen Wagen zur Verfügung des Fräuleins bereit zu halten; soll etwa angespannt werden?

— Ja! ... in einer Viertelstunde, — antwortete Adrienne der Wärterin, welche sich dann entfernte. Hierauf wendete sie sich an Rodin und sagte:

— Der Untersuchungsrichter wird nun wohl nicht lange mehr zögern, die Fräuleins Simon hierher zu bringen.

— Ich denke nicht! mein liebes Fräulein; aber, wer ist jene junge, verwachsene Arbeiterin? — fragte Rodin mit gleichgiltiger Miene.

— Sie ist die Adoptivschwester eines braven Handwerkers, der Alles gewagt hat, um mich aus diesem Hause zu reißen ... Mein Herr, — sagte Adrienne voll Rührung, — diese junge Arbeiterin ist ein seltenes und vortreffliches Geschöpf; nie waren erhabnere Gesinnungen, nie ein edelmüthigeres Herz verborgen unter einem Aeußern von ge ...

Doch plötzlich brach Adrienne ab, da ihr einfiel, daß Rodin beinahe dieselben physischen und moralischen Contraste in sich zu vereinigen schien, als die Mayeux; dann blickte sie mit unnachahmlicher Anmuth den Jesuiten an, welcher über das plötzliche Stillschweigen sehr staunte, und fuhr fort:

— Nein ... dieses edle Mädchen ist nicht die einzige Person, welche den Beweis liefert, wie sehr Edel-

muth der Seele, Ueberlegenheit des Geistes die eitlen Vorzüge, welche wir nur dem Zufalle oder dem Reichthume verdanken, in Schatten stellt und als gleichgiltig erscheinen läßt.

In dem Augenblick, als Adrienne diese letzten Worte aussprach, trat die Mayeux in's Zimmer.

---

## IX.

## Der Argwohn.

Fräulein von Cardoville eilte der Mayeur entgegen und sagte mit bewegter Stimme zu ihr, indem sie die Arme nach ihr ausstreckte:

— Kommen Sie ... kommen Sie ... jetzt giebt es keine Gitter mehr, die uns trennen.

Bei dieser Anspielung, welche sie daran erinnerte, daß ihre arme aber arbeitsame Hand vor Kurzem von dieser schönen und reichen Patrizierin ehrerbietig geküßt worden war, empfand die junge Nähterin ein Gefühl von eben so unaussprechlicher als stolzer Dankbarkeit. Da sie zögerte, Adriennen mit gleicher Herzlichkeit entgegen zu kommen, so umarmte diese sie mit einer rührenden Innigkeit.

Als die Mayeux sich von den reizenden Armen des Fräuleins von Cardoville umschlungen sah, als sie die blühenden und frischen Lippen des jungen Mädchens sich auf ihre bleichen und kränklichen Wangen drücken fühlte, brach sie in Thränen aus, ohne ein einziges Wort aussprechen zu können.



Der Argwohn

In eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, sah Rodin diesem Auftritte mit einer geheimen Unbehaglichkeit zu; von der würdevollen Antwort unterrichtet, mit welcher die Mayeux die arglistigen Versuchungen der Superiorin des Sanct-Marien-Klosters ausgeschlagen hatte, mit der unendlichen Hingebung dieses edelmüthigen Wesens für Agricol bekannt, eine Hingebung, die sich seit einigen Tagen auf eine so wackere Weise auf Fräulein von Cardoville übergetragen hatte, war es dem Jesuiten nicht lieb zu sehen, wie dieselbe sich bestrebte, diese Zuneigung noch zu erhöhen. Er war klug genug zu wissen, daß man niemals einen Feind oder einen Freund, so gering er auch sein möge, verschmähen dürfe. Nun aber war derjenige sein Feind, welcher sich dem Fräulein von Cardoville widmete; dann endlich verband Rodin, wie man weiß, mit einer seltenen Festigkeit des Charakters gewisse abergläubische Schwächen und fühlte sich beinahe beunruhigt über den seltsamen Eindruck von Furcht, welche ihm die Mayeux einflößte; er nahm sich vor, diese Ahnung oder diese Voraussicht zu berücksichtigen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Der Instinct einer liebenswürdigen Huld und Güte erstreckt sich bei zartfühlenden Herzen häufig bis auf die geringfügigsten Dinge. So nahm, nachdem die Mayeux reichliche und süße Thränen der Dankbarkeit vergossen hatte, Adrienne ein reich mit Spitzen besetztes Taschentuch, und trocknete mit ihm auf eine treuherzig innige

Weise die Thränen ab, welche das schwermüthige Gesicht der jungen Nähterin benetzten.

Diese so treuherzig natürliche Bewegung entzog die Mayeux einer Demüthigung, denn, leider! sind die Demüthigungen und Leiden die beiden Abgründe, welche beständig dem Unglücke zur Seite stehen, und deshalb ist auch die geringste zarte Zuvorkommenheit für das Unglück fast immer eine doppelte Wohlthat.

Vielleicht wird man geringschätzend über den kindischen Umstand lächeln, den wir als Beispiel angeführt haben; aber die arme Mayeux, welche ihr altes, kleines, zerfetztes Taschentuch nicht aus ihrer Tasche zu ziehen wagte, wäre vielleicht noch lange durch ihre Thränen verblendet geblieben, wenn Fräulein von Cardoville sie ihr nicht abgetrocknet hätte.

— Sie sind gütig ... O! Sie sind auf eine edle Weise liebreich! ... Fräulein.

Das war Alles, was die Nähterin mit einer tief bewegten Stimme zu sagen vermochte, über die Aufmerksamkeit des Fräuleins von Cardoville weit mehr gerührt, als sie es vielleicht über einen erwiesenen größeren Dienst gewesen wäre.

— Sehen Sie an, ... mein Herr, — sagte Adrienne zu Rodin, der rasch herzutrat. — Ja ... — fügte die junge Patrizierin mit Stolz hinzu ... das ist ein Schatz, den ich entdeckt habe ... Blicken Sie sie an, mein Herr, und lieben Sie dieselbe, wie ich sie liebe, ehren Sie

dieselbe, wie ich sie ehre. Das ist eines jener Herzen, ... wie wir sie suchen.

— Und wie wir sie Gott sei Dank finden, mein liebes Fräulein, — sagte Rodin zu Adriennen, indem er sich vor der Nähterin verbeugte.

Diese erhob langsam die Augen auf den Jesuiten. Bei dem Anblicke dieses leichenartigen Gesichtes, das ihr mit Leutseligkeit zulächelte, erbebte das junge Mädchen; wie seltsam! sie hatte diesen Mann niemals gesehen, und augenblicklich brachte er bei ihr fast denselben Eindruck von Furcht und Widerwillen hervor, den er so eben gegen sie empfunden hatte. Gewöhnlich schüchtern und verwirrt, vermochte die Mayeux nicht, ihren Blick von dem Rodins abzuwenden; wie bei dem Herannahen einer großen Gefahr klopfte ihr Herz gewaltig, und da das vortreffliche Geschöpf nur für diejenigen fürchtete, welche sie liebte, so trat sie unwillkürlich zu Adriennen, indem sie immer ihre Augen auf Rodin geheftet hielt.

Dieser, ein zu großer Physiognom, um den furchtbaren Eindruck nicht zu bemerken, den er hervorbrachte, fühlte seinen instinctartigen Widerwillen gegen die Nähterin sich noch vermehren.

Anstatt die Augen vor ihr niederzuschlagen, schien er sie mit einer so ausdauernden Aufmerksamkeit zu prüfen, daß Fräulein von Cardoville darüber erstaunt war.

— Verzeihung, mein liebes Kind, — sagte Rodin,

indem es das Ansehen hatte, als ob er seine Erinnerungen sammle, und indem er sich an die Mayeur wandte, — Verzeihung, aber ich glaube … daß ich mich nicht irre … sind Sie nicht vor wenigen Tagen nach dem Sanct-Marien-Kloster, hier in der Nachbarschaft … gegangen?

— Ja, mein Herr …

— Kein Zweifel mehr … Sie sind es! … wo hatte ich denn den Kopf? … — rief Rodin aus. — Ja, Sie sind es, ich hätte es früher ahnen sollen …

— Um was handelt es sich denn, mein Herr? — fragte Adrienne.

— Ah! Sie haben sehr Recht, mein liebes Fräulein, — sagte Rodin, indem er mit dem Blicke auf die Mayeur deutete. — Das ist ein Herz, ein edles Herz, wie wir sie suchen. Wenn Sie wüßten, mit welcher Würde, mit welchem Muthe dieses arme Kind, dem es an Arbeit fehlte … und für sie ist der Mangel an Arbeit der Mangel an Allem … wenn Sie wüßten, sage ich, mit welcher Würde sie den schimpflichen Lohn ausgeschlagen hat, welchen die Superiorin des Klosters die Schändlichkeit gehabt hat, ihr anzubieten, um eine Familie auszuspioniren, in welcher sie ihr ein Unterkommen anbot …

— Ha! … das ist schändlich! — rief Fräulein von Cardoville mit Abscheu aus. — Ein solcher Antrag diesem unglücklichen Kinde … ihr …

— Ich hatte keine Arbeit, Fräulein, — sagte die

Mayeux auf eine bittere Weise ... ich war arm; man kannte mich nicht; ... man hat geglaubt, mir Alles anbieten zu können....

— Und ich, ich sage, — erwiederte Rodin, — daß es eine doppelte Schändlichkeit von Seiten der Superiorin war, das Elend in Versuchung zu führen, und daß es doppelt schön von Ihnen ist, es ausgeschlagen zu haben.

— Mein Herr ... — sagte die Mayeux mit einer bescheidenen Verlegenheit.

— O! o! man schüchtert mich nicht ein, — erwiederte Rodin, — Lob oder Tadel, ich sage Alles ohne Rückhalt, was ich auf dem Herzen habe ... Fragen Sie dieses liebe Fräulein, — und er deutete mit den Augen auf Adriennen. — Ich sage demnach unverhohlen, daß ich eben so viel Gutes von Ihnen halte, als Fräulein von Cardoville selbst von Ihnen hält.

— Glauben Sie mir, mein Kind, — sagte Adrienne, — es giebt Lobeserhebungen, welche ehren, welche belohnen, welche ermuthigen, und die des Herrn Rodin gehören zu diesen ... Ich weiß es, o! ja ... ich weiß es.

— Uebrigens, mein liebes Fräulein, müssen Sie nicht mir die ganze Ehre dieses Urtheils zuschreiben ...

— Wie so? mein Herr.

— Ist dieses liebe Kind nicht die Adoptiv-Schwester Agricol Baudoins, des wackeren Handwerkers, des energischen und volksthümlichen Dichters. Nun denn! ist nicht die Freundschaft eines solchen Mannes die beste

Bürgschaft, und erlaubt sie nicht, so zu sagen nach der Aufschrift zu urtheilen, — fügte Rodin lächelnd hinzu.

— Sie haben Recht, mein Herr, — sagte Adrienne, — denn ohne dieses liebe Kind zu kennen, habe ich von dem Tage an, wo mir ihr Adoptiv-Bruder von ihr erzählt hat, sehr innigen Antheil an ihrem Schicksale genommen ... Er drückte sich mit so vieler Wärme und Ueberzeugung aus, daß ich auf der Stelle das junge Mädchen für würdig gehalten habe, eine so edle Freundschaft einzuflößen.

Diese Worte Adriennens, verbunden mit einem andern Umstande, verwirrten die Mayeux so sehr, daß ihr bleiches Gesicht purpurroth wurde.

Wie man weiß, liebte die Unglückliche Agricol mit einer eben so leidenschaftlichen, als schmerzlichen und geheimen Liebe; jede mittelbare Anspielung auf dieses unglückselige Gefühl verursachte dem jungen Mädchen eine grausame Verlegenheit.

Nun aber war in dem Augenblicke, als Fräulein von Cardoville von der Freundschaft Agricols für die Mayeux gesprochen hatte, diese dem auf sie gehefteten, beobachtenden und forschenden Blicke Rodins begegnet; ... mit Adriennen allein würde die junge Nähterin, wenn sie von dem Schmied sprechen gehört, nur ein vorübergehendes Gefühl von Verlegenheit empfunden haben; aber unglücklicher Weise schien es ihr, als ob der Jesuit, der ihr bereits einen unwillkürlichen Schrecken einflößte, in ihrem Herzen gelesen, und darin das Ge-

heimniß der unglückseligen Liebe entdeckt hätte, deren Opfer sie war ... Das war die Ursache des hohen Erröthens der Unglücklichen, daher rührte ihre so sichtliche und peinliche Verlegenheit, daß Adrienne davon überrascht wurde.

Ein feiner, schnell auffassender und scharfblickender Verstand, wie der Rodins, forscht bei dem geringsten Eindrucke sogleich nach der Ursache, indem er durch Zusammenstellungen verfährt. Der Jesuit sah auf der einen Seite ein verwachsenes, aber sehr verständiges und einer leidenschaftlichen Aufopferung fähiges Mädchen; auf der anderen einen jungen, schönen, kühnen, geistreichen und offenherzigen Handwerker. — „Mit einander erzogen, in vielen Punkten mit einander sympathisirend, müßten sie sich wie Bruder und Schwester lieben, — sagte er sich, — aber man erröthet nicht über eine geschwisterliche Liebe, und die Mayeux erröthete so eben unter meinem Blicke und wurde verwirrt; sollte sie Agricol wirklich lieben?“

Auf dem Wege dieser Entdeckung wollte Rodin seine Nachforschung bis ans Ende verfolgen. Indem er das Erstaunen bemerkte, welches die sichtliche Verwirrung der Mayeux bei Adriennen verursachte, sagte er zu dieser, indem er lächelte und mit einem Zeichen des Einverständnisses auf die Mayeux deutete:

— Hm! sehen Sie, mein liebes Fräulein, wie diese liebe Kleine erröthet, ... wenn man von der innigen

Anhänglichkeit dieses wackeren Handwerkers für sie spricht? ...

Vor Verlegenheit außer sich, senkte die Mayeux den Kopf.

Nach einer Pause von einer Secunde, während welcher Rodin schwieg, um dem grausamen Pfeile die Zeit zu lassen, recht in das Herz der Unglücklichen zu dringen, begann der Peiniger wieder:

— Aber sehen Sie doch dieses liebe Kind, wie verwirrt es wird!

Als er hierauf nach einem abermaligen kurzen Schweigen gewahr wurde, daß die Purpurröthe der Mayeux sich in Todtenbläſſe verwandelte und sie an allen Gliedern zitterte, fürchtete der Jesuit zu weit gegangen zu sein, denn Adrienne sagte theilnehmend zu der Mayeux:

— Warum werden Sie denn so verwirrt, mein liebes Kind?

— Ei! das ist ganz natürlich, — erwiederte Rodin mit einer vollkommenen Einfalt, denn, da er wußte, was er wissen wollte, so lag ihm daran, daß er nichts zu ahnen schiene, ei! das ist ganz natürlich; dieses liebe Kind hat die Bescheidenheit einer guten und zärtlichen Schwester für ihren Bruder. Dadurch, daß sie ihn liebt, ... dadurch, daß sie sich ihm gleich achtet, meint sie, daß, wenn man ihn lobt, man sie selbst lobe ...

— Und da sie eben so bescheiden als vortrefflich ist, — fügte Adrienne hinzu, indem sie die Hände der Mayeux

ergriff, — so verwirrt sie das geringste Lob, möge es nun ihrem Adoptiv-Bruder, oder ihr selbst gespendet werden, in dem Grade, wie wir es sehen, ... das ist ein wahres kindisches Benehmen, über das ich sie recht schelten will ...

Fräulein von Cardoville sprach aus Ueberzeugung, indem ihr die von Rodin gegebene Erklärung sehr wahrscheinlich schien und es in der That auch war.

So wie alle diejenigen, welche mit jedem Augenblicke ihr schmerzliches Geheimniß durchschaut zu sehen fürchten, sich eben so schnell wieder beruhigen, als sie erschrecken: überredete sich die Mayeux ... hatte nöthig sich zu überreden, um nicht vor Scham zu sterben, ... daß die letzten Worte Rodins aufrichtig wären, und daß er die Liebe nicht ahnete, welche sie für Agricol empfand. Nun nahm ihre Bangigkeit ab, und sie fand einige Worte für Fräulein von Cardoville.

— Entschuldigen Sie mich, Fräulein, — sagte sie auf eine schüchterne Weise, — ich bin so wenig an ein Wohlwollen gleich dem gewöhnt, mit welchem Sie mich überhäufen, daß ich Ihre Güte für mich sehr schlecht erwiedere.

— Meine Güte? armes Kind, — sagte Adrienne, — ich habe noch nichts für Sie gethan. Aber, Gott sei Dank, von heute an werde ich mein Versprechen halten, Ihre großmüthige Aufopferung für mich, wie Ihre muthvolle Ergebung, Ihre heilige Liebe für die Arbeit und Ihre muthige Würde, von der Sie so viele Beweise inmitten

der grausamsten Qualen abgelegt haben, belohnen zu können; mit einem Worte, von heute an werden wir uns nicht mehr verlassen, wenn Ihnen das zusagt.

— Das ist zu viel Güte, Fräulein, — sagte die Mayeux mit einer zitternden Stimme, — aber ich ...

— Ach! beruhigen Sie sich, — sagte Adrienne, indem sie ihr in die Rede fiel und sie errieth, — wenn Sie es annehmen, so werde ich, mit meinem ein wenig selbstsüchtigen Wunsche, Sie bei mir zu haben, die Unabhängigkeit Ihres Charakters, Ihre Gewohnheiten der Arbeit, Ihren Geschmack für die Eingezogenheit und Ihr Bedürfniß sich alle dem zu widmen, was Mitleiden verdient, zu vereinigen wissen, und, ich verhehle es Ihnen nicht, ich rechne sogar darauf, Sie dadurch zu verführen und bei mir zu fesseln, daß ich Ihnen vor Allem die Mittel zur Befriedigung dieser edlen Neigungen biete.

— Aber, was habe ich denn gethan, Fräulein? — sagte die Mayeux auf eine treuherzige Weise, — um so viel Erkenntlichkeit von Ihrer Seite zu verdienen? Sind Sie es nicht im Gegentheil, welche angefangen hat, sich so großmüthig gegen meinen Adoptiv-Bruder zu zeigen?

— O! ich spreche nicht von Dankbarkeit, — sagte Adrienne, — wir sind ausgeglichen; ... sondern ich rede Ihnen von Liebe, von aufrichtiger Freundschaft, welche ich Ihnen antrage.

— Freundschaft ... mir ... Fräulein?

— Gehen Sie! gehen Sie! — sagte Adrienne mit einem reizenden Lächeln zu ihr, — sein Sie nicht stolz, weil Sie den Vortheil der Stellung haben; und dann habe ich mir in den Kopf gesetzt, daß Sie meine Freundin werden ... und Sie werden sehen, das wird geschehen; ... aber, da fällt mir jetzt ein ... und es ist ein wenig spät ... welcher glückliche Zufall führt Sie hierher?

— Heute Morgen hat Herr Dagobert einen Brief empfangen, in welchem man ihn bat, sich hierher zu begeben, wo er, wie man sagte, gute Nachrichten über das finden würde, was ihn am meisten auf der Welt interessire ... In der Meinung, daß es sich um die Fräuleins Simon handele, hat er zu mir gesagt: »Sie haben so viel Antheil an dem genommen, was diese lieben Kinder angeht, Mayeux, daß Sie mit mir gehen müssen; Sie werden meine Freude sehen, wenn ich sie wiederfinde; das wird Ihre Belohnung sein ...«

Adrienne blickte Rodin an. Dieser machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe und sagte:

— Ja, ja, liebes Fräulein, ich habe diesem wackeren Soldaten geschrieben ... aber ohne zu unterzeichnen und ohne mich näher zu erklären; Sie werden erfahren, warum.

— Wie sind Sie dann allein gekommen, mein liebes Kind? — sagte Adrienne.

— Ach! mein Fräulein, ich bin bei meiner Ankunft so gerührt über Ihren Empfang gewesen, daß ich

Ihnen meine Befürchtungen nicht habe aussprechen können.

— Welche Befürchtungen? — fragte Robin.

— Da ich wußte, daß Sie hier wohnten, Fräulein, so habe ich vermuthet, daß Sie Herrn Dagobert diesen Brief hätten zukommen lassen; ich habe es zu ihm gesagt, und er war derselben Meinung, wie ich. Hier angelangt, war seine Ungeduld so groß, daß er gleich an der Thür gefragt hat, ob sich die Waisen in diesem Hause befänden, und er hat sie beschrieben. Man hat ihm mit Nein geantwortet. Da hat er, trotz meiner Bitten, nach dem Kloster gehen wollen, um sich nach ihnen zu erkundigen.

— Welche Unvorsichtigkeit! . . . — rief Adrienne aus.

— Nach dem, was neulich Nachts vorgefallen ist? — fügte Robin, die Achseln zuckend, hinzu.

— Ich habe ihm vergebens bemerklich gemacht, — begann die Mayeux wieder, — daß der Brief nicht bestimmt melde, daß man ihm die Waisen übergeben würde . . . sondern, daß man ihm ohne Zweifel Auskunft über dieselben geben wolle; er hat nicht auf mich hören wollen und nur gesagt: »Wenn ich nichts erfahre . . . werde ich wieder zu Ihnen kommen . . . aber sie waren vorgestern im Kloster; jetzt ist Alles entdeckt, man kann sie mir nicht verweigern.«

— Und mit einem solchen Eigensinne, — sagte Robin lächelnd, — ist keine Verständigung möglich . . .

— Mein Gott! wenn er nur nicht erkannt ist! — sagte Adrienne, indem sie an die Drohungen des Herrn Baleinier dachte.

— Das ist nicht zu vermuthen, — erwiederte Rodin, — man wird ihm den Eintritt verweigern ... Das wird hoffentlich der größte Verdruß sein, der seiner wartet; übrigens muß der Untersuchungsrichter bald mit diesen jungen Mädchen zurückkehren ... Ich bin hier nicht mehr nöthig ... andere Sorgen rufen mich. Ich muß mich nach dem Prinzen Djalma erkundigen; wollen Sie mir demnach auch gefälligst sagen, mein liebes Fräulein, wann und wo ich Sie werde sehen können, um Sie von meinen Nachforschungen in Kenntniß zu setzen ... und Alles das zu verabreden, was den jungen Prinzen betrifft, wenn diese Nachforschungen, wie ich hoffe, einen guten Erfolg haben.

— Sie werden mich immer zu Hause in meiner neuen Wohnung finden, in welche ich mich von hier aus begebe, Straße d'Anjou, das frühere Hotel Beaulieu ... Aber, da fällt mir ein, — sagte Adrienne plötzlich nach einigen Momenten der Ueberlegung, — es scheint mir weder passend, noch aus mehreren Gründen klug, den Prinzen Djalma den Pavillon beziehen zu lassen, den er im Hotel Saint-Dizier bewohnte. Ich habe vor Kurzem ein allerliebstes, ganz meublirtes und ganz eingerichtetes kleines Haus gesehen; einige in vierundzwanzig Stunden ausführbare Verschönerungen werden

es zu einem sehr hübschen Aufenthaltsorte machen ... Ja, das wird tausend Mal vorzuziehen sein, — fügte Fräulein von Cardoville nach einem neuen Schweigen hinzu; — und dann werde ich auf diese Weise weit sicherer das strengste Incognito behalten können.

— Wie! — rief Rodin aus, dessen Pläne durch diesen neuen Beschluß des jungen Mädchens auf eine gefährliche Weise gestört wurden, — Sie wollen, daß er nicht wissen soll ...

— Ich will, daß der Prinz Djalma durchaus nicht weiß, wer der unbekannte Freund ist, welcher ihm zu Hülfe kommt; ich wünsche, daß mein Name ihm nicht ausgesprochen wird, und daß er nicht einmal weiß, daß ich auf der Welt bin ... zum Mindesten für jetzt ... Späterhin ... in einem Monate vielleicht ... werde ich sehen, die Umstände werden mich leiten.

— Aber wird dieses Incognito nicht schwer zu bewahren sein? — sagte Rodin, indem er seine sehr getäuschte Hoffnung verbarg.

— Wenn der Prinz meinen Pavillon bewohnt hätte, so bin ich Ihrer Ansicht; die Nachbarschaft meiner Tante hätte ihn aufklären können, und diese Besorgniß ist einer der Gründe, welche mich auf meinen ersten Plan verzichten lassen ... Aber der Prinz wird ein ziemlich entferntes Quartier bewohnen ... in der Straße Blanche. Wer sollte ihn von dem in Kenntniß setzen, was er nicht wissen soll? Einer meiner alten Freunde,

Herr Norval, Sie, mein Herr, und dieses würdige Kind, — sie zeigte auf die Mayeux, — auf deren Verschwiegenheit ich wie auf die Ihrige rechnen kann, sie allein kennen mein Geheimniß . . . es wird demnach vollkommen bewahrt sein . . . Uebrigens werden wir uns morgen ausführlicher über diesen Gegenstand unterhalten; zuvörderst muß es Ihnen gelingen, diesen unglücklichen jungen Prinzen wieder aufzufinden.

Obgleich heftig erzürnt über den plötzlichen Beschluß Adriennens in Bezug auf Djalma, beherrschte sich Rodin doch und antwortete:

— Ihre Absichten werden gewissenhaft befolgt werden, mein liebes Fräulein, und, wenn Sie mir erlauben, werde ich Ihnen morgen gute Rechenschaft über das ablegen . . . was Sie so eben meine providentielle Sendung zu nennen geruhten.

— Auf morgen also . . . und ich werde Sie mit Ungeduld erwarten, — sagte Adrienne auf eine freundschaftliche Weise zu Rodin. — Erlauben Sie mir immer, auf Sie zu rechnen, wie Sie von dem heutigen Tage an auf mich rechnen können. Sie werden nachsichtig gegen mich sein müssen, mein Herr, denn ich sehe voraus, daß ich Sie um noch gar manchen Rath, um noch gar manchen Dienst zu bitten haben werde . . . ich . . . die Ihnen bereits so viel verdankt . . .

— Sie werden mir niemals genug verdanken, mein liebes Fräulein, niemals genung, — sagte Rodin, indem

er bescheiden auf die Thür zuschritt, nachdem er sich vor Adriennen verneigt hatte.

In dem Augenblicke, als er hinausgehen wollte, befand er sich Dagobert gegenüber.

— Ha! ... endlich habe ich Einen ... — rief der Soldat aus, indem er den Jesuiten mit kräftiger Hand beim Kragen packte.

---

## X.

## Die Entschuldigungen.

Als Fräulein von Cardoville sah, wie Dagobert auf eine so derbe Weise Rodin beim Kragen packte, hatte sie vor Entsetzen ausgerufen, indem sie einige Schritte auf den Soldaten zuschritt:

— In des Himmels Namen! mein Herr ... was machen Sie?

— Was ich mache! — antwortete der Soldat auf eine barsche Weise, ohne Rodin loszulassen und indem er den Kopf nach der Seite Adriennens wandte, die er nicht kannte, — ich benutze die Gelegenheit, um einem der Elenden von der Bande des Renegaten die Kehle zuzuschnüren, bis er mir sagt, wo meine armen Kinder sind ...

— Sie erdrosseln mich ... — sagte der Jesuit mit stockender Stimme, indem er dem Soldaten zu entrinnen versuchte.

— Wo sind die Waisen, da sie nicht hier sind, und man mir das Klosterthor verschlossen hat, ohne mir

antworten zu wollen! — rief Dagobert mit donnernder Stimme aus.

— Zu Hülfe! — murmelte Robin.

— Ha! das ist abscheulich! — sagte Adrienne.

Und bleich, zitternd und mit gefalteten Händen wandte sie sich an Dagobert:

— Ich bitte, mein Herr!... hören Sie mich an... hören Sie ihn an...

— Herr Dagobert! — rief die Mayeux aus, indem sie mit ihren schwachen Händen Dagoberts Arm zu ergreifen eilte, und ihm Adrienne zeigte, — das ist Fräulein von Cardoville... welche Gewaltthätigkeit in ihrer Gegenwart!... und dann, Sie irren sich ohne Zweifel.

Bei dem Namen des Fräuleins von Cardoville, der Wohlthäterin seines Sohnes, wandte sich der Soldat rasch um und ließ Robin los; dieser, durch den Zorn und das Zudrücken der Kehle carmoisinroth geworden, beeilte sich, seinen Kragen und seine Halsbinde wieder in Ordnung zu bringen.

— Verzeihung, Fräulein... — sagte Dagobert, indem er auf Adriennen zuschritt, die noch bleich vor Schrecken war, — ich wußte nicht, wer Sie wären;... aber die erste Aufwallung hat mich unwillkürlich fortgerissen...

— Aber, mein Gott! was haben Sie gegen den Herrn? — sagte Adrienne. — Wenn Sie mich angehört hätten, so würden Sie wissen!...

— Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie unterbreche, Fräulein, — sagte der Soldat mit gemäßigter Stimme. Indem er sich hierauf an Rodin wandte, der seine Kaltblütigkeit wieder angenommen hatte, rief er aus: — Danken Sie dem Fräulein, und packen Sie sich! ... wenn Sie hier bleiben ... stehe ich nicht für mich ...

— Nur ein Wort, mein lieber Herr, — sagte Rodin, — ich ...

— Ich sage Ihnen, daß ich nicht für mich einstehe, wenn Sie hier bleiben! — rief Dagobert mit dem Fuße stampfend aus.

— Aber in des Himmels Namen sagen Sie mir zum Mindesten die Ursache dieses Zornes ... — begann Adrienne wieder, und vertrauen Sie vor Allem nicht dem Scheine; beruhigen Sie sich und hören Sie uns an ...

— Ich soll mich beruhigen, Fräulein! — rief Dagobert verzweifelt aus. — Aber ich denke nur an eines ... Fräulein! ... an die Ankunft des Marschalls Simon; er wird heute oder morgen in Paris sein ...

— Wäre es möglich! — sagte Adrienne.

Rodin machte eine Bewegung der Ueberraschung und der Freude.

— Gestern Abend, — begann Dagobert wieder, — habe ich einen Brief von dem Marschall erhalten; er ist in Havre gelandet; seit drei Tagen habe ich Schritte über Schritte in der Hoffnung gethan, daß die Waisen

mir zurückgegeben würden, da die Umtriebe dieser Elenden gescheitert waren (und er zeigte mit einer neuen Geberde des Zornes auf Rodin). — Nun denn! mit nichten ... Sie zetteln wieder irgend eine Schändlichkeit an. Ich erwarte Alles ...

— Aber, mein Herr, — sagte Rodin, indem er vortrat, — erlauben Sie mir, Ihnen ...

— Hinaus! — rief Dagobert ihm zu, dessen Gereiztheit und Angst sich bei dem Gedanken erhöhete, daß der Marschall Simon von einem Augenblicke zum andern in Paris ankommen könnte, — hinaus, ... denn ohne das Fräulein, ... würde ich mich zum Mindesten an Jemandem gerächt haben ...

Rodin gab Adriennen, der er sich vorsichtiger Weise genähert hatte, ein Zeichen des Einverständnisses, indem er mit einer Geberde rührenden Mitleids auf Dagobert deutete, und zu dem Letzteren sagte:

— Ich werde also gehen, mein Herr, und ... das um so lieber, als ich dieses Zimmer in dem Augenblicke verließ, als Sie in dasselbe eingetreten sind.

Indem er sich hierauf dem Fräulein von Cardoville gänzlich näherte, sagte der Jesuit mit leiser Stimme zu ihr:

— Der arme Soldat! ... der Schmerz leitet ihn irre; er würde nicht im Stande sein, mich zu verstehen. Erklären Sie ihm Alles, mein liebes Fräulein; er wird bald gefangen sein, — fügte er mit einer schlauen Miene hinzu; — aber einstweilen, — begann Rodin wieder,

indem er in der Seitentasche seines Oberrockes suchte, und aus ihr ein kleines Packet zog, — bitte ich Sie, ihm dieses zu übergeben, mein liebes Fräulein; . . . das ist meine Rache, . . . sie wird gut sein.

Und da Adrienne, nachdem sie das kleine Packet in der Hand hielt, den Jesuiten mit Verwunderung anblickte, legte dieser den Zeigefinger auf seine Lippen, als wollte er dem jungen Mädchen Schweigen anempfehlen, erreichte die Thür, indem er auf den Fußzehen rückwärts ging, und verließ das Zimmer nicht, bevor er nochmals mit einer Geberde des Mitleids auf Dagobert gedeutet hatte, der in einer finsteren Niedergeschlagenheit, mit gesenktem Haupte und mit über die Brust gekreuzten Armen, bei den eifrigen Tröstungen der Mayeux stumm blieb.

Als Rodin das Zimmer verlassen hatte, sagte Adrienne, indem sie auf den Soldaten zuschritt, mit ihrer sanften Stimme und mit dem Ausdrucke einer unendlichen Theilnahme zu ihm:

— Ihr so ungestümer Eintritt hat mich verhindert, eine für mich sehr interessante Frage an Sie zu richten . . . Wie stehts mit Ihrer Wunde?

— Ich danke Ihnen, Fräulein! — sagte Dagobert, der aus seinem Tiefsinn erwachte, — ich danke Ihnen! damit hat es nicht viel zu bedeuten, und ich habe keine Zeit daran zu denken . . . Es ist mir leid, so ungeschliffen in Ihrer Gegenwart gewesen zu sein, diesen Elenden fortgejagt zu haben! . . . aber das ist stärker

als ich; bei dem Anblicke dieser Leute da ... kocht mein Blut.

— Und doch, glauben Sie mir, sind Sie zu rasch mit Ihrem Urtheile über die Person gewesen, welche so eben hier war ...

— Zu rasch ... Fräulein ... aber ich kenne ihn ja nicht von heute her ... Er war mit diesem Renegaten, dem Abbé d'Aigrigny ...

— Ganz Recht ... was ihn aber nicht abhält ein rechtschaffener und vortrefflicher Mensch zu sein ...

— Er! ... — rief Dagobert aus.

— Ja ... und er ist in diesem Augenblicke selbst nur mit einer Sache beschäftigt .. nämlich Ihnen Ihre lieben Kinder zurückgeben zu lassen.

— Er! ... — erwiederte Dagobert, indem er Adriennen anblickte, als ob er an das nicht glauben könnte, was er hörte, — er ... mir meine Kinder wiedergeben!

— Ja ... eher, als Sie vielleicht meinen.

— Fräulein, — sagte Dagobert plötzlich, — er betrügt Sie ... Sie lassen sich von diesem alten Schurken da betrügen.

— Nein, — sagte Adrienne, indem sie lächelnd den Kopf schüttelte, — ich habe Beweise von seiner Redlichkeit; zuvörderst ist er es, der mir die Mittel verschafft hat, dieses Haus zu verlassen.

— Wäre es wahr? — sagte Dagobert verwirrt.

— Sehr wahr, und was noch mehr ist, hier ist

Etwas, das Sie vielleicht mit ihm aussöhnen wird, — sagte Adrienne, indem sie Dagobert das kleine Packet übergab, das ihr Rodin in dem Augenblicke seines Fortgehens eingehändigt hatte; — da er sie durch seine Gegenwart nicht noch mehr erbittern wollte, so hat er zu mir gesagt: Uebergeben Sie dieses jenem wackern Soldaten, Fräulein, das wird meine Rache sein.

Dagobert blickte Fräulein von Cardoville erstaunt an, indem er maschinenmäßig das kleine Packet öffnete. Als er es aufgewickelt, und als er sein durch die Jahre geschwärztes silbernes Kreuz und das alte, rothe und verbleichte Band erkannt, das man ihm in dem Wirthshause zum weißen Falken mit seinen Papieren gestohlen hatte, rief er mit stockender Stimme und klopfendem Herzen aus:

— Mein Kreuz! ... mein Kreuz! ... Das ist mein Kreuz!!

Und in der Begeisterung seiner Freude drückte er den silbernen Stern an seinen grauen Schnurrbart.

Adrienne und die Mayeux fühlten sich tief ergriffen von der Rührung des Soldaten, welcher, indem er auf die Thür zueilte, durch welche Rodin so eben das Zimmer verlassen hatte, ausrief:

— Nach einem, dem Marschall Simon, meiner Frau oder meinem Sohne erwiesenen Dienste ... konnte man mir keinen größern erweisen ... Und Sie bürgen für diesen wackern Mann, mein Fräulein? und ich habe ihn in Ihrer Gegenwart beschimpft ... mißhandelt ... Er

hat ein Recht auf Genugthuung ... er soll sie haben. Ei! er soll sie haben.

Indem er dieses sagte, verließ er eilig das Zimmer, durchschritt im Laufe zwei Vorzimmer, erreichte die Treppe, stürzte dieselbe hinab, und holte Rodin auf der letzten Stufe ein.

— Mein Herr, — sagte der Soldat mit bewegter Stimme zu ihm, indem er ihn am Arme ergriff, — Sie müssen auf der Stelle wieder mit mir hinaufgehn!

— Es wäre indessen gut, daß Sie sich für irgend etwas entschieden, mein lieber Herr; — sagte Rodin, indem er gutmüthig stehen blieb: — vor einem Augenblicke befahlen Sie mir zu gehen, jetzt handelt es sich darum, zurückzukehren. Wobei bleiben wir stehen?

— So eben, mein Herr, hatte ich Unrecht, und wenn ich Unrecht gehabt habe, so mache ich es wieder gut. Ich habe Sie in Gegenwart von Zeugen beleidigt, mißhandelt ... Ich werde Sie in Gegenwart von Zeugen um Verzeihung bitten.

— Aber, mein lieber Herr ... ich erlasse es Ihnen ... ich habe Eile ...

— Was geht das mich an, ob Sie Eile haben ... ich sage Ihnen, daß Sie sogleich wieder mit hinaufgehen ... wo nicht ... wo nicht, — erwiederte Dagobert, indem er die Hand des Jesuiten ergriff, und sie mit eben so vieler Herzlichkeit als Rührung drückte, — wo nicht, so wird das Glück, welches Sie mir durch

die Zurückgabe meines Kreuzes veranlassen, nicht vollständig sein.

— Daran soll es dann nicht fehlen, mein guter Freund; gehen wir wieder hinauf . . . gehen wir wieder hinauf . . .

— Und Sie haben mir nicht allein mein Kreuz wiedergegeben . . . das ich . . . nun denn! ja! das ich beweint habe, ohne es Jemandem zu sagen, — rief Dagobert gerührt aus; — sondern dieses Fräulein hat mir auch noch gesagt, daß durch Sie . . . diese armen Kinder? Lassen Sie hören . . . keine falsche Freude . . . Ist es gewiß wahr? mein Gott! ist es gewiß wahr?

— Ei! ei! sehe man den Neugierigen, — sagte Rodin, indem er mit Schlauheit lächelte. Dann fügte er hinzu — nun, nun, sein Sie unbesorgt, . . . man wird Ihnen Ihre beiden Engel zurückgeben . . . alter Teufelskerl.

Und der Jesuit ging die Treppe wieder hinauf.

— Man wird sie mir zurückgeben . . . heute? . . . rief Dagobert aus.

Und in dem Augenblicke, als Rodin die Stufen hinaufschritt, hielt er ihn plötzlich am Aermel zurück.

— Aber, guter Freund, — sagte der Jesuit, — kommen wir zu einem Beschluß: bleiben wir? gehen wir hinauf? gehen wir hinab? Ohne Vorwurf, aber Sie lassen mich wie ein Joujou gehen.

— Das ist richtig . . . dort oben werden wir uns

besser erklären. Kommen Sie ... so kommen Sie denn geschwind ... sagte Dagobert.

Indem er hierauf Robin unter den Arm nahm, ließ er ihn den Schritt beschleunigen, und brachte ihn triumphirend in das Zimmer zurück, in welchem Adrienne und die Mayeux, sehr überrascht über das plötzliche Verschwinden des Soldaten, geblieben waren.

— Da ist er ... da ist er, — rief Dagobert im Eintreten aus. — Glücklicher Weise habe ich ihn noch an der Treppe wieder erwischt.

— Und Sie haben mich mit gewaltigen Schritten hinaufgehen lassen! — fügte Robin ziemlich athemlos hinzu.

— Jetzt, mein Herr, — sagte Dagobert mit einer ernsten Stimme, — erkläre ich in des Fräuleins Gegenwart, daß ich Unrecht gehabt habe grob gegen Sie zu sein, Sie zu beleidigen; ich bitte Sie deshalb um Entschuldigung, und erkenne mit Freuden, ... daß ich Ihnen viel verschulde ... o! ... ja, viel ... und ich versichere Sie ... wenn ich schuldig bin ... so bezahle ich.

Und Dagobert reichte ihm noch seine biedere Hand hin, die Robin auf eine sehr herablassende Weise drückte, indem er hinzufügte:

— Ei! mein gütiger Gott! um was handelt es sich denn? Worin besteht denn der große Dienst, von dem Sie reden?

— Hierin! — sagte Dagobert, indem er sein Kreuz

vor Robins Augen leuchten ließ. — Aber Sie wissen ja nicht, was dieses Kreuz für mich ist?

— Im Gegentheile, voraussetzend, daß Sie darauf halten müßten, gedachte ich das Vergnügen zu haben, es Ihnen selbst zu übergeben. Ich hatte es zu diesem Zwecke mitgebracht ... Aber, unter uns ... Sie haben mich von Ihrer Ankunft an so ... auf eine so familiäre Weise empfangen ... daß ich nicht die Zeit gehabt habe, es ...

— Mein Herr, — sagte Dagobert verwirrt, — ich versichere Ihnen, daß ich tief und innig das bereue, was ich gethan habe.

— Ich weiß es ... mein lieber Freund ... sprechen wir nicht mehr davon ... Ah so! Sie hielten also viel auf dieses Kreuz?

— Ob ich darauf hielt, mein Herr! — rief Dagobert aus; — dieses Kreuz, — und er küßte es nochmals, — ist meine Reliquie ... Derjenige, von dem ich es erhalten, war mein Heiliger ... mein Gott ... und er hatte es berührt ...

— Wie, — sagte Robin, indem er that, als ob er das Kreuz mit eben so vieler Neugierde als ehrfurchtsvoller Bewunderung betrachte, — wie! Napoleon ... hätte der große Napoleon mit seiner eigenen Hand ... mit seiner siegreichen Hand ... diesen edlen Stern der Ehre berührt?

— Ja, mein Herr, mit seiner Hand; er hatte es als Verband für meine fünfte Wunde auf meine blu-

kende Brust geheftet ... Demnach auch, sehen Sie, glaube ich, daß ich in dem Augenblicke, wo ich bei der Wahl zwischen Brot und meinem Kreuze vor Hunger sterben müßte ... ich nicht schwanken würde ... es sterbend auf dem Herzen zu haben ... Aber genug ... genug ... Sprechen wir von etwas Anderem ... Es ist albern, ein alter Soldat, nicht wahr? — fügte Dagobert hinzu, indem er mit der Hand über seine Augen fuhr; dann, als ob er sich schämte, das zu leugnen, was er empfand, begann er wieder, indem er rasch den Kopf erhob, und eine Thräne nicht zu verbergen suchte, welche über seine Wange rollte! — Nun denn! ja, ja, ich weine vor Freude, mein Kreuz wieder gefunden zu haben ... mein Kreuz, das mir der Kaiser ... mit seiner siegreichen Hand, wie dieser wackere Mann sagt ... gegeben hatte.

— So sei denn meine arme alte Hand gesegnet, Ihnen diesen ruhmwürdigen Schatz wiedergegeben zu haben, — sagte Rodin gerührt. — Und er fügte hinzu: — meiner Treue! der Tag wird für Jedermann gut sein; ich meldete Ihnen demnach auch heute Morgen in meinem Briefe ...

— Dieser Brief ... ohne Unterschrift, — fragte der Soldat immer mehr erstaunt, — war von Ihnen?

— Ich war es, der Ihnen schrieb. Nur habe ich mich in der Furcht vor irgend einer neuen Falle des Abbé d'Aigrigny, Sie verstehen wohl, nicht deutlicher erklären wollen.

— Also ... meine Waisen ... ich werde sie, werde sie wieder sehen?

Rodin machte ein bejahendes Zeichen voller Gutmüthigkeit mit dem Kopfe.

— Ja, sogleich, in einem Augenblicke vielleicht... — sagte Adrienne lächelnd. — Nun! hatte ich Recht, Ihnen zu sagen, daß Sie den Herrn falsch beurtheilt hätten?

— Ei warum sagte er mir das nicht, als ich eintrat? — rief Dagobert trunken vor Freude aus.

— Dem stand ein Hinderniß entgegen, mein lieber Freund, — sagte Rodin, — nämlich, daß Sie gleich bei Ihrem Eintritte unternommen haben mich zu erdrosseln.

— Das ist wahr... ich bin zu rasch gewesen; noch ein Mal, verzeihen Sie mir; aber was soll ich Ihnen sagen? Ich habe Sie immer mit dem Pater d'Aigrigny gegen uns gesehn, und in dem ersten Augenblicke...

— Fräulein, — sagte Rodin, indem er sich vor Adriennen verneigte, — dieses liebe Fräulein wird Ihnen sagen, daß ich, ohne es zu wissen, der Mitschuldige gar vieler Schändlichkeiten war; aber, sobald ich in dieser Finsterniß deutlich zu sehen vermocht ... habe ich den bösen Weg verlassen, auf welchem ich wider meinen Willen wandelte, um den einzuschlagen, welcher ehrbar, rechtschaffen und gerecht war.

Adrienne gab Dagobert, welcher sie mit dem Blicke

zu befragen schien, ein bestätigendes Zeichen mit dem Kopfe.

— Wenn ich den Ihnen geschriebenen Brief nicht unterzeichnet habe, mein lieber Freund, so ist es in der Besorgniß geschehen, daß Ihnen mein Name einen falschen Verdacht einflößen möchte; wenn ich Sie endlich gebeten habe, sich hierher und nicht nach dem Kloster zu begeben ... so geschah es, weil ich, wie dieses liebe Fräulein, befürchtete, daß Sie durch den Pförtner oder durch den Gärtner erkannt würden, und daß Ihr toller Streich von neulich Nacht dieses Erkennen gefährlich machen könnte ...

— Aber, da fällt mir jetzt ein, Herr Baleinier ist von Allem unterrichtet, — sagte Adrienne mit Besorgniß; — er hat mir gedrohet, Herrn Dagobert und seinen Sohn anzugeben, wenn ich Klage führen würde.

— Sein Sie unbesorgt, mein liebes Fräulein, Sie werden jetzt die Bedingungen vorschreiben ... — antwortete Rodin. — Vertrauen Sie mir; was Sie anbetrifft, mein lieber Freund ... Ihre Sorgen sind beendigt.

— Ja, — sagte Adrienne, — ein Untersuchungsrichter, voll Rechtschaffenheit und Wohlwollen, ist nach dem Kloster gegangen, um die Töchter des Marschalls Simon zu holen; er wird sie hierher führen; aber, wie ich, hat er gemeint, daß es passender sein würde, wenn sie bei mir wohnten ... Ich kann indessen darüber nicht

ohne Ihre Zustimmung entscheiden ... : denn Ihnen sind diese Waisen von ihrer Mutter anvertraut worden.

— Sie wollen ihre Stelle bei ihnen vertreten, Fräulein, — erwiederte Dagobert; — ich kann Ihnen dafür nur von Herzen für mich und für diese Kinder danken ... Nur muß ich Sie bitten, da die Lehre hart gewesen ist, weder bei Tage noch bei Nacht die Thür ihres Zimmers verlassen zu dürfen. Wenn sie mit Ihnen ausgehen, so werden Sie mir erlauben, Ihnen in der Entfernung von einigen Schritten zu folgen, ohne sie aus den Augen zu verlieren, gerade so, wie es Rabat-Joie machen würde, der sich als ein besserer Wächter, als ich, gezeigt hat. Sobald der Marschall angekommen ist, und das wird von einem Tage zum andern geschehen, hört das wieder auf ... Gott gebe, daß er bald anlangt!

— Ja, — erwiederte Robin mit einer festen Stimme, — Gott gebe, daß er bald anlangt; denn er wird eine schreckliche Rechenschaft über die Verfolgungen seiner Töchter von dem Abbé d'Aigrigny zu fordern haben, und dennoch weiß der Herr Marschall noch nicht einmal Alles ...

— Und Sie zittern nicht vor dem Renegaten? — erwiederte Dagobert, indem er dachte, daß sich der Marquis vielleicht bald dem Marschall gegenüber befinden würde.

— Ich zittere weder vor den Niederträchtigen, noch vor den Verräthern, — antwortete Robin, — und so-

bald der Herr Marschall Simon zurückgekehrt sein wird ...

Dann, nach einem absichtlichen Schweigen von einigen Minuten, fuhr er fort:

— Möge der Herr Marschall mir die Ehre erweisen, mich anzuhören, und er wird über das Verfahren des Abbé d'Aigrigny erbaut sein. Der Herr Marschall wird erfahren, daß seine theuersten Freunde eben so sehr, als er selbst, dem Hasse dieses so gefährlichen Menschen ausgesetzt sind.

— Wie denn das? — sagte Dagobert.

— Ei! mein Gott! Sie selbst, — sagte Rodin, — sind ein Beispiel von dem, was ich behaupte.

— Ich! ...

— Glauben Sie, daß der Zufall allein den Auftritt in dem Wirthshause zum weißen Falken bei Leipzig herbeigeführt hat?

— Wer hat Ihnen von diesem Auftritte gesprochen? — sagte Dagobert, auf das Höchste erstaunt.

— Entweder nahmen Sie die Herausforderung Moroks an, — fuhr der Jesuit, ohne Dagobert zu antworten, fort, — und Sie fielen in eine Falle ... oder Sie schlugen sie aus, und dann wurden Sie aus Mangel an Papieren verhaftet, wie es Ihnen begegnet ist, und als Landstreicher mit diesen armen Waisen in's Gefängniß geworfen ... Wissen Sie jetzt, was der Zweck dieser Gewaltthätigkeit war? ... Sie zu verhindern, am 13. Februar hier zu sein.

— Aber je mehr ich Sie höre, mein Herr, — sagte Adrienne, — desto mehr bin ich über die Verwegenheit des Abbé d'Aigrigny, und über die Ausdehnung der Mittel, über welche er verfügt, entsetzt ... Wahrlich, — begann sie mit einem hohen Erstaunen wieder, — wenn Ihre Worte nicht allen Glauben verdienten ...

— So würden Sie daran zweifeln, nicht wahr, Fräulein? — sagte Dagobert; — es geht Ihnen wie mir, ich kann nicht glauben, daß, so boshaft er auch sein möge, dieser Renegat Einverständnisse mitten in Sachsen gehabt hätte; und dann, wie hätte er wissen können, daß ich und die Kinder über Leipzig kommen würden? Das ist unmöglich, mein wackerer Mann.

— In der That, mein Herr, — begann Adrienne wieder, — ich befürchte, daß Ihr, außerdem sehr rechtmäßiger Widerwille gegen den Abbé d'Aigrigny Sie irre leitet, und daß Sie ihm eine Gewalt und eine Ausdehnung der Verbindungen beilegen, die beinahe fabelhaft ist.

Nach einem Momente des Schweigens, während dessen Rodin der Reihe nach Adrienne und Dagobert mit einer Art von Mitleiden anblickte, fragte er den Soldaten:

— Und wie hätte der Abbé d'Aigrigny ohne seine Verbindungen mit Morok Ihr Kreuz in seinem Besitz gehabt?

— Aber in der That, mein Herr, — sagte Dagobert, — die Freude hat mich verhindert, darüber nach-

zudenken; wie kommt es, daß sich mein Kreuz in Ihren Händen befindet?

— Gerade weil der Abbé in Leipzig die Verbindungen hatte, an denen Sie und dieses liebe Fräulein zu zweifeln scheinen.

— Aber, wie haben Sie mein Kreuz in Paris erhalten?

— Sagen Sie mir, Sie sind wegen Mangel an Papieren in Leipzig verhaftet worden, nicht wahr?

— Ja ... aber ich habe niemals begreifen können, auf welche Weise meine Papiere und mein Geld aus meinem Tornister verschwunden waren ... Ich glaubte das Unglück gehabt zu haben, sie zu verlieren.

Rodin zuckte die Achseln und erwiederte:

— Sie sind Ihnen im Wirthshause zum weißen Falken von Goliath, einem der Vertrauten Moroks, gestohlen worden, und dieser hat die Papiere und das Kreuz dem Abbé d'Aigrigny übersandt, um ihm zu beweisen, daß es ihm gelungen sei, die Aufträge auszuführen, welche die Waisen und Sie selbst betrafen. Vorgestern habe ich den Schlüssel zu diesen im Finstern schleichenden Ränken erhalten: das Kreuz und die Papiere befanden sich in den Archiven des Abbé d'Aigrigny; die Papiere bildeten ein zu beträchtliches Packet, man wäre ihre Unterschlagung gewahr geworden; aber, indem ich nach meinem Briefe Sie heute Morgen zu sehen hoffte, und wußte, wie viel ein Soldat des Kaisers auf sein Kreuz hält, eine geheiligte Reliquie,

wie Sie sagen, mein lieber Freund, ... da, meiner Treue! habe ich nicht geschwankt: ich habe die Reliquie in meine Tasche gesteckt. Am Ende, habe ich mir gesagt, ist es nur eine Zurückerstattung, und mein Zartgefühl übertreibt vielleicht die Größe dieses Mißbrauches von Vertrauen.

— Sie konnten keine bessere That vollziehen, — sagte Adrienne, — und in Bezug auf die Theilnahme, welche ich für Herrn Dagobert hege, bin ich Ihnen meiner Seits persönlich dankbar dafür. — Dann, nach einem Momente des Schweigens, begann sie mit Bangigkeit wieder: — Aber, mein Herr, über welche entsetzliche Macht verfügt denn Herr von Aigrigny ... um in fremden Ländern so ausgedehnte und so furchtbare Verbindungen zu haben?

— Still! — rief Rodin mit leiser Stimme aus, indem er mit einer entsetzten Miene um sich blickte, — still ... still ... im Namen des Himmels, befragen Sie mich darüber nicht!!! ....

# XI.

## Offenbarungen.

Fräulein von Cardoville, sehr erstaunt über Robins Entsetzen, als sie ihn um einige Erklärung über die so furchtbare und ausgedehnte Gewalt gebeten hatte, über welche der Abbé d'Aigrigny verfügte, sagte zu ihm:

— Aber, mein Herr, was liegt denn so Seltsames in der Frage, die ich so eben an Sie gerichtet habe?

Nach einem Augenblicke des Schweigens blickte Robin mit einer vollkommen gespielten Besorgniß um sich, und antwortete mit leiser Stimme:

— Noch ein Mal, Fräulein, befragen Sie mich nicht über einen so furchtbaren Gegenstand; die Mauern dieses Hauses haben Ohren, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt.

Adrienne und Dagobert blickten sich mit einem zunehmenden Erstaunen an.

Durch einen Instinct, der gar nicht weichen wollte, beharrte die Mayeux allein fortwährend bei einem Gefühl unüberwindlichen Mißtrauens gegen Robin. Zuweilen blickte sie ihn lange Zeit verstohlen an, indem

sie unter der Larve dieses Mannes zu lesen versuchte, der sie in Furcht setzte. In einem dieser Augenblicke begegnete der Jesuit dem beharrlich auf ihn gehefteten, besorgten Blicke der Mayeux; er machte ihr sogleich ein kleines Zeichen voller Freundlichkeit mit dem Kopfe; erschreckt, sich überrascht zu sehen, wandte das junge Mädchen erbebend die Augen ab.

— Nein, nein, mein liebes Fräulein, — begann Rodin mit einem Seufzer wieder, als er sah, daß Fräulein von Cardoville sich über sein Schweigen wunderte, — befragen Sie mich nicht über die Macht des Abbé d'Aigrigny.

— Aber, noch ein Mal, mein Herr, warum dieses Zögern mir zu antworten? Was fürchten Sie?

— Ach! mein liebes Fräulein, — sagte Rodin schaudernd, — diese Leute da sind so mächtig; ... ihre Feindschaft ist so schrecklich!

— Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich verdanke Ihnen zu viel, als daß meine Unterstützung Ihnen jemals fehlen wird.

— Ei! mein liebes Fräulein, — rief Rodin fast verletzt aus, — ich bitte Sie, beurtheilen Sie mich besser. Fürchte ich denn etwa für mich? ... Nein, nein, ich bin zu gering, zu wenig gefährlich; aber Sie, der Marschall Simon und die anderen Glieder Ihrer Familie haben Alles zu fürchten... Ja! sehen Sie, mein liebes Fräulein, noch ein Mal, befragen

Sie mich nicht: es giebt Geheimnisse, die denjenigen Verderben bringen, welche sie besitzen...

— Aber ist es am Ende nicht besser, mein Herr, die Gefahren zu kennen, mit denen man bedroht ist?

— Wenn man das Manöver seines Feindes kennt, so kann man sich zum Mindesten vertheidigen, — sagte Dagobert, — ein Angriff am hellen Tage ist besser, als ein Hinterhalt.

— Dann versichere ich Ihnen, — begann Adrienne wieder, — die wenigen Worte, welche Sie mir darüber gesagt haben, flößen mir eine unbestimmte Besorgniß ein.

— Nun denn, weil es sein muß... mein liebes Fräulein, erwiederte der Jesuit, indem er that, als ob es ihm schwer würde, — da Sie nicht mit wenig Worten verstehen... so will ich ausführlicher sein;... aber erinnern Sie sich, — fügte er mit einem ernsten Tone hinzu, — erinnern Sie sich, daß Ihr Daraufbestehen mich gezwungen hat, Ihnen das mitzutheilen, was vielleicht besser wäre, wenn Sie es nicht wüßten.

— Reden Sie, ich bitte Sie, mein Herr, reden Sie, — sagte Adrienne.

Adrienne, Dagobert und die Mayeux um sich herum versammelnd, sagte Rodin mit leiser Stimme und geheimnißvoller Miene zu ihnen:

— Haben Sie denn niemals von einer mächtigen Verbindung sprechen hören, welche ihr Netz über die ganze Erde verbreitet, welche Brüder, Trabanten und Fanatiker unter allen Ständen der menschlichen Gesell-

schaft zählt ... welche freien Zutritt bei den Königen und bei den Großen gehabt und oft noch hat... eine allmächtige Verbindung, die mit einem Worte ihre Geschöpfe zu den höchsten Stellungen erhebt, und sie mit einem Worte wieder in das Nichts zurückwirft, aus dem sie allein diese hat ziehen können?

— Mein Gott, mein Herr, — sagte Adrienne, — was ist denn das für eine furchtbare Verbindung? Bis hierhin habe ich niemals von ihr sprechen hören.

— Ich glaube Ihnen, und dennoch verwundert mich Ihre Unwissenheit in dieser Beziehung im höchsten Grade.

— Und weshalb diese Verwunderung?

— Weil Sie lange Zeit mit Ihrer Frau Tante gelebt, und den Abbé d'Aigrigny oft gesehen haben.

— Ich habe bei Frau von Saint-Dizier, aber nicht mit ihr gelebt, denn aus tausend Gründen flößte sie mir eine gerechte Abneigung ein.

— Aber in der That, mein liebes Fräulein, meine Bemerkung war nicht richtig; dort mehr als irgend wo, und besonders gegen Sie, mußte man über diese Verbindung schweigen, indessen hat gerade durch sie Frau von Saint-Dizier unter der vorigen Regierung in der hohen Welt einen so furchtbaren Einfluß genossen... Nun? so erfahren Sie es denn! Das Zusammenwirken dieser Verbindung ist es, welche den Abbé d'Aigrigny zu einem so gefährlichen Menschen macht; durch sie hat er verschiedene Glieder Ihrer Familie, diese da in Sibirien, jene in der Tiefe Indiens, andere endlich

mitten in den Gebirgen Amerika's beaufsichtigen, verfolgen und erreichen können, denn, wie ich Ihnen gesagt, bin ich vorgestern durch Zufall beim Durchsuchen der Papiere des Abbé d'Aigrigny auf die Spur gebracht und dann von seiner Aufnahme in diese Gesellschaft überzeugt worden, deren thätigstes und fähigstes Haupt er ist.

— Aber, mein Herr, — der Name... der Name dieser Gesellschaft? — sagte Adrienne.

— Nun denn! ... es ist ... — und Rodin unterbrach sich.

— Es ist, ... — begann Adrienne, eben so interessirt als Dagobert und die Mayeux wieder, — es ist ...

Rodin blickte um sich, führte durch einen Wink die anderen Theilnehmer dieses Auftrittes noch näher zu sich, und sagte mit leiser Stimme, indem er langsam seine Worte betonte:

— Es ist ... die Gesellschaft Jesu.

Und er erbebte.

— Die Jesuiten, — rief Adrienne aus, indem sie ein schallendes und um so offenherzigeres Gelächter nicht unterdrücken konnte, als sie nach den geheimnißvollen rednerischen Vorsichtsmaßregeln Rodins eine nach ihrer Meinung bei weitem schrecklichere Offenbarung erwartete, — die Jesuiten! — begann sie immer lachend wieder; aber sie bestehen ja nur in Büchern; das sind historische, sehr entsetzliche Personen, ich glaube es; aber wozu Frau von Saint-Dizier und Herrn von Aigrigny so

vermummen? Rechtfertigen sie nicht so, wie sie sind, hinlänglich meinen Widerwillen und meine Verachtung?

Nachdem er Fräulein von Cardoville schweigend angehört hatte, nahm Rodin wieder mit einer ernsten und ergriffenen Stimme das Wort:

— Ihre Verblendung entsetzt mich, mein liebes Fräulein; das Vorgefallene hätte Sie für die Zukunft fürchten lassen müssen, denn mehr als Jemand haben Sie bereits die unglückbringende Wirkung dieser Gesellschaft erduldet, deren Bestehen Sie als einen Traum betrachten.

— Ich? mein Herr, — sagte Adrienne lächelnd, obgleich ein wenig überrascht.

— Sie ...

— Und bei welcher Veranlassung?

— Sie fragen mich das, mein liebes Fräulein, Sie fragen mich das? ... und Sie sind hier als wahnsinnig eingesperrt worden? Sagt Ihnen denn das nicht, daß der Herr dieses Hauses einer der ergebensten Laienbrüder dieser Gesellschaft, und als solcher das blinde Werkzeug des Abbé d'Aigrigny ist?

— Demnach also, — sagte Adrienne, dieses Mal ohne zu lächeln, — Herr Baleinier? ...

— Gehorchte dem Abbé d'Aigrigny, dem furchtbarsten Haupte dieser furchtbaren Gesellschaft ... er verwendet sein Genie für das Böse; aber man muß gestehn, er ist ein Genie, ... sobald Sie von hier fort sind, müssen Sie und die Ihrigen demnach auch alle Ihre Wachsamkeit, allen Ihren Argwohn auf ihn richten;

denn, glauben Sie mir, ich kenne ihn, er betrachtet die Partie nicht als verloren; ... Sie müssen auf neue Angriffe gefaßt sein, ohne Zweifel von einer andern Art, aber gerade dadurch vielleicht noch weit gefährlicher ...

— Glücklicher Weise ... warnen Sie uns, mein Wackerer, — sagte Dagobert, und Sie werden mit uns sein.

— Ich vermag sehr wenig, mein lieber Freund; aber dieses Wenige steht zu den Diensten rechtschaffener Leute, — sagte Rodin.

— Jetzt, — sagte Adrienne, durch Rodins Miene voller Ueberzeugung gänzlich überredet, mit einer tiefsinnigen Miene, — erkläre ich mir den unbegreiflichen Einfluß, den meine Tante auf die vornehme Welt ausübte; ich schrieb ihn blos ihren Verbindungen mit mächtigen Leuten zu; ich glaubte wohl, daß sie, wie der Abbé d'Aigrigny, die Verbündete im Dunkeln schleichender Ränke wäre, von denen die Religion der Deckmantel sei, aber ich war weit davon entfernt, an das zu glauben, was Sie mir da mittheilen.

— Und wie Vieles wissen Sie noch nicht! — erwiederte Rodin. — Wenn Sie wüßten, mein liebes Fräulein, mit welcher Kunst diese Leute da Sie ohne Ihr Wissen mit Agenten umgeben, die ihnen ergeben sind! Wenn sie ein Interesse dabei haben, davon unterrichtet zu werden, so entgeht ihnen keiner Ihrer Schritte. Dann, allmälig, wirken sie langsam, vorsichtig und im

Finstern; sie überlisten Sie durch alle möglichen Mittel, von der Schmeichelei bis zum Schrecken... sie verführen oder erschrecken Sie, um Sie nachher zu beherrschen, ohne daß Sie das Bewußtsein ihrer Herrschaft haben; das ist ihr Zweck, und, man muß es gestehen, sie erreichen ihn oft mit einer abscheulichen Gewandtheit.

Rodins Rede trug so sehr den Charakter der Aufrichtigkeit, daß Adrienne erbebte; indem sie sich hierauf Vorwürfe über diese Furcht machte, erwiederte sie:

Und dennoch, nein... nein, niemals werde ich an eine so höllische Gewalt glauben können; noch ein Mal, die Gewalt dieser ehrgeizigen Priester gehört einem anderen Zeitalter an... Gott sei gelobt! sie sind für immer verschwunden.

— Ja, gewiß, sie sind verschwunden, denn sie verstehen es, sich unter gewissen Umständen zu zerstreuen und zu verschwinden; aber dann besonders sind sie gerade am gefährlichsten, denn das Mißtrauen, welches sie einflößten, verschwindet, und sie wachen immer im Finstern. Ach! mein liebes Fräulein, wenn Sie ihre entsetzliche Gewandtheit kennten!... In meinem Hasse gegen Alles, was unterdrückend, niederträchtig und heuchlerisch ist, hatte ich die Geschichte dieser schrecklichen Gesellschaft studirt, bevor ich wußte, daß der Abbé d'Aigrigny ihr angehörte. Ha!! das ist zum Entsetzen... Wenn Sie wüßten, welche Mittel sie anwenden!... Wenn ich Ihnen sagte, daß durch ihre teuflische List das reinste, treueste Aeußere oft die abscheulichsten Fallen ver-

birgt ... — Und Rodins Blicke schienen zufällig auf der Mayeux zu verweilen; als er aber sah, daß Adrienne diese Einflüsterung nicht gewahr wurde, so begann der Jesuit wieder: — Mit einem Worte, wenn Sie das Ziel ihrer Verfolgungen sind, wenn sie ein Interesse haben, Sie zu überlisten? o! von diesem Augenblicke an mißtrauen Sie Allem, was Sie umgiebt, beargwöhnen Sie die edelste Anhänglichkeit, die zärtlichste Freundschaft, denn diesen Ungeheuern gelingt es zuweilen, unsere besten Freunde zu gewinnen, und sich aus ihnen um so schrecklichere Bundesgenossen gegen uns zu machen, je mehr unser Vertrauen verblendet ist.

— Ha! das ist unmöglich, — rief Adrienne empört aus, — Sie übertreiben ... Nein, nein, die Hölle würde nichts Abscheulicheres ersonnen haben, als einen solchen Verrath ...

— Leider! ... mein liebes Fräulein ... ist einer Ihrer Verwandten ... Herr Hardy ... das biederste, edelste Herz auf diese Weise das Opfer eines schändlichen Verrathes gewesen ... Wissen Sie endlich, was das Vorlesen des Testamentes Ihres Vorfahren uns gelehrt hat? Daß er als Opfer des Hasses dieser Leute da gestorben ist, und daß in diesem Augenblicke, nach einem Zwischenraume von hundert und funfzig Jahren, seine Nachkommen nochmals dem Hasse dieser unzerstörbaren Gesellschaft ausgesetzt sind.

— Ha! mein Herr ... das ist zum Entsetzen, — sagte Adrienne, indem sie ihr Herz beklommen fühlte.

— Aber es giebt also keine Waffen gegen solche Angriffe? ...

— Die Vorsicht, mein liebes Fräulein, die aufmerksamste Behutsamkeit, das unaufhörlich mißtrauische Studium aller derer, welche sich Ihnen nahen.

— Aber ein solches Leben ist abscheulich, mein Herr! das ist eine Marter, so unaufhörlichem Argwohne, Zweifeln und Befürchtungen hingegeben zu sein!

— Ei! gewiß! ... sie wissen es wohl, die Elenden ... Das ist es, was sie stark macht; ... oft triumphiren sie gerade durch die übertriebenen Vorsichtsmaßregeln, welche man gegen sie trifft. Demnach auch, mein liebes Fräulein, und Sie, würdiger und wackerer Soldat, im Namen dessen, was Ihnen theuer ist, sein Sie auf Ihrer Hut, wagen Sie nicht leichtsinnig Ihr Vertrauen; nehmen Sie sich wohl in Acht, Sie sind beinahe das Opfer dieser Leute da gewesen; Sie werden sie immer zu unversöhnlichen Feinden haben ... Und auch Sie, armes und interessantes Kind, — fügte der Jesuit hinzu, indem er sich an die Mayeux wandte, — befolgen Sie meinen Rath ... fürchten Sie dieselben ... schlafen Sie nur mit einem Auge, wie das Sprichwort sagt.

— Ich, mein Herr, — sagte die Mayeux; — was habe ich gethan? was habe ich zu fürchten?

— Was Sie gethan haben? Ei! mein Gott ... Lieben Sie nicht dieses liebe Fräulein, Ihre Gönnerin, innig? Haben Sie nicht versucht, ihr zu Hülfe zu kom-

men? Sind Sie nicht die Adoptiv-Schwester vom Sohne dieses kühnen Soldaten, des wackeren Agricol? Armes Kind!... sind das nicht leider, trotz Ihrer Niedrigkeit, Gründe genug für ihren Haß? Ach! mein liebes Fräulein! glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Ueberlegen Sie... überlegen Sie... Denken Sie an das, woran ich so eben den getreuen Waffengefährten des Marschalls Simon in Bezug auf seine Verhaftung in Leipzig erinnert habe; denken Sie an das, was Ihnen selbst begegnet ist, die man, mit Hintansetzung aller Gesetze und aller Gerechtigkeit, hierher zu bringen gewagt hat? Und dann werden Sie sehen, daß nichts Uebertriebenes in dieser Schilderung der geheimen Gewalt dieser Gesellschaft liegt... Sein Sie immer auf Ihrer Hut, und vor Allem, mein liebes Fräulein, fürchten Sie nicht, sich in allen zweifelhaften Fällen an mich zu wenden. In drei Tagen habe ich durch meine eigene Erfahrung genug über ihre Art und Weise zu handeln erfahren, um Ihnen eine Falle, eine List, eine Gefahr anzudeuten, und Sie davor schützen zu können.

— Würde in Ermangelung von Dankbarkeit, mein Herr, — antwortete Fräulein von Cardoville, — mein Interesse Sie nicht in einem solchen Falle als meinen besten Rathgeber bezeichnen?

Nach der gewöhnlichen Taktik der Söhne Loyola's, die bald selbst ihr eignes Dasein leugnen, um ihren Gegnern zu entschlüpfen; bald im Gegentheile kühn die dauernde Gewalt ihres Bestrebens verkünden, um die

Schwachen einzuschüchtern, hatte Rodin dem Verwalter des Gutes Cardoville ins Gesicht gelacht, als dieser ihm von dem Bestehen der Jesuiten gesprochen hatte, während er in diesem Augenblicke, indem er so ihre Mittel zu handeln schilderte, in den Geist des Fräuleins von Cardoville einige Keime des Entsetzens auszustreuen versuchte (und es war ihm gelungen), die sich allmälig durch das Nachdenken entwickeln und späterhin den unglücksschwangeren Plänen, über denen er brütete, dienen sollten.

Die Mayeux empfand immerfort eine große Furcht in Bezug auf Rodin; indessen, seitdem sie ihn die unheilbringende Gewalt des Ordens, den er so furchtbar nannte, Adriennen hatte entschleiern hören, wußte ihm die junge Nähterin, weit davon entfernt, den Jesuiten zu beargwöhnen, daß er die Frechheit gehabt hätte, so von einem Orden zu sprechen, dem er selbst angehörte, fast wider ihren Willen Dank wegen der wichtigen Rathschläge, die er so eben dem Fräulein von Cardoville gegeben hatte.

Der neue Blick, den sie verstohlen auf ihn warf (und den Rodin auch auffing, denn er beobachtete das junge Mädchen mit einer beständigen Aufmerksamkeit), trug den Ausdruck einer so zu sagen erstaunten Dankbarkeit.

Indem er diesen Eindruck errieth, und ihn noch verbessern, die unangenehme Eingenommenheit der Mayeux zu zerstören suchen und vor Allem einer Ent-

deckung zuvorkommen wollte, die früh oder später gemacht werden mußte, stellte sich der Jesuit, als ob er irgend etwas sehr Wichtiges vergessen habe, und indem er sich vor die Stirn schlug, rief er aus:

— Woran dachte ich denn? — Sich hierauf an die Mayeur wendend, sagte er:

— Wissen Sie, mein liebes Kind, wo Ihre Schwester ist?

Eben so verwirrt als betrübt über diese unerwartete Frage, antwortete die Mayeur, indem sie sehr erröthete, denn sie erinnerte sich ihrer letzten Unterredung mit der glänzenden Bacchanten-Königin:

— Es ist einige Tage her, daß ich meine Schwester nicht gesehen habe, mein Herr.

— Nun denn! mein liebes Kind, es geht ihr nicht gut, — sagte Rodin, — ich habe einer ihrer Freundinnen versprochen, ihr eine kleine Unterstützung zu senden; ich habe mich an eine mildthätige Person gewandt; hier ist das, was sie mir für sie übergeben hat ... — Und er zog eine versiegelte Rolle aus seiner Tasche, welche er der eben so überraschten, als gerührten Mayeur übergab.

— Sie haben eine unglückliche Schwester, . . . und ich weiß nichts davon, — sagte Adrienne hastig zu der Nähterin; — ah! mein Kind, das ist nicht recht!

— Tadeln Sie sie nicht . . . — sagte Rodin. — Zuvörderst wußte sie nicht, daß ihre Schwester unglück-

lich war, und dann konnte sie von Ihnen, mein liebes Fräulein, nicht verlangen, sich für sie zu interessiren.

Und da Fräulein von Cardoville ihn mit Verwunderung anblickte, so fügte Rodin hinzu, indem er sich an die Mayeux wandte:

— Ist es nicht wahr, mein liebes Kind?

— Ja, mein Herr, — sagte die Nähterin, indem sie von Neuem erröthend die Augen niederschlug; dann fügte sie rasch und mit Bangigkeit hinzu:

— Aber wo, mein Herr, wo haben Sie meine Schwester gesehen? wo ist sie? wie kommt es, daß sie unglücklich ist?

— Es wäre zu weitläufig, Ihnen alles das zu erzählen, mein liebes Kind, gehen Sie so bald als möglich in die Straße Clovis, das Haus der Gemüsehändlerin, verlangen Sie im Namen des Herrn Charlemagne oder des Herrn Rodin, wie Sie wollen, mit Ihrer Schwester zu sprechen, denn ich bin in diesem Absteigequartiere gleicher Weise unter meinem Taufnamen, wie unter meinem Familiennamen bekannt, und Sie werden das Uebrige erfahren ... Nur sagen Sie Ihrer Schwester, daß, wenn sie folgsam sei und in ihren guten Vorsätzen beharre, man sich fernerhin um sie bekümmern würde.

Immer mehr erstaunt stand die Mayeux im Begriffe, Rodin zu antworten, als die Thür aufging und Herr von Gernande wieder eintrat.

Das Gesicht des Untersuchungsrichters war ernst und traurig.

— Und die Töchter des Marschalls Simon! — rief Fräulein von Cardoville aus.

— Unglücklicher Weise ... bringe ich sie Ihnen nicht mit, — antwortete der Richter.

— Und wo sind sie, mein Herr? was hat man mit ihnen gemacht? Vorgestern waren sie noch in dem Kloster! — rief Dagobert bestürzt über diese gänzliche Vernichtung seiner Hoffnungen aus.

Kaum hatte der Soldat diese Worte ausgesprochen, als Rodin, die Bewegung benutzend, welche die Handelnden dieses Auftrittes sich um den Untersuchungsrichter herumstellen ließ, um einige Schritte zurückwich, heimlich die Thür erreichte und verschwand, ohne daß Jemand seine Abwesenheit gewahr worden wäre.

Während der Soldat, so in seine tiefste Verzweiflung zurückgeworfen, Herrn von Gernande anblickte, indem er mit Bangigkeit seine Antwort erwartete, sagte Adrienne zu dem Untersuchungsrichter:

— Aber, mein Gott! mein Herr, was hat Ihnen denn die Superiorin in Bezug auf die beiden jungen Mädchen geantwortet, als Sie in das Kloster kamen?

— Die Superiorin hat sich geweigert, eine Erklärung zu geben, Fräulein. — Sie behaupten, mein Herr, — sagte sie zu mir, — daß die jungen Personen, von denen Sie reden, hier wider ihren Willen zurück-

gehalten werden; ... da das Gesetz Ihnen dieses Mal das Recht giebt, in dieses Haus zu dringen, so durchsuchen Sie es ... — Aber, Madame, wollen Sie mir gefälligst auf eine bestimmte Weise antworten, — sagte ich zu der Superiorin, — behaupten Sie, der Einsperrung der jungen Mädchen, die ich zurückzufordern komme, gänzlich fremd zu sein? — Ich habe in dieser Beziehung nichts zu sagen, mein Herr. Sie sagen, daß Sie bevollmächtigt seien, Nachforschungen anzustellen; thun Sie es. — Da ich keine andere Erklärung erlangen konnte, — fügte der Untersuchungsrichter hinzu, — so habe ich das Kloster in allen seinen Theilen untersucht, habe mir alle Zimmer öffnen lassen; ... aber unglücklicher Weise habe ich keine Spur von diesen jungen Mädchen gefunden ...

— Sie werden sie nach einem andern Orte geschickt haben, — rief Dagobert aus, — und wer weiß? ... sehr krank vielleicht ... Sie werden sie tödten, mein Gott! sie werden sie tödten! ... — rief er mit einem herzzerreißenden Tone aus.

— Was ist nach einer solchen Weigerung zu thun, mein Gott! welcher Entschluß zu fassen? Ach! ich bitte Sie, erleuchten Sie uns, mein Herr, Sie, unser Rath, Sie, unsere Vorsehung! ... — sagte Adrienne, indem sie sich umwandte, um Rodin anzureden, welchen sie hinter sich glaubte. — Was wäre Ihre ...

Als sie hierauf bemerkte, daß der Jesuit plötzlich

Das Gesicht des Untersuchungsrichters war ernst und traurig.

— Und die Töchter des Marschalls Simon! — rief Fräulein von Cardoville aus.

— Unglücklicher Weise ... bringe ich sie Ihnen nicht mit, — antwortete der Richter.

— Und wo sind sie, mein Herr? was hat man mit ihnen gemacht? Vorgestern waren sie noch in dem Kloster! — rief Dagobert bestürzt über diese gänzliche Vernichtung seiner Hoffnungen aus.

Kaum hatte der Soldat diese Worte ausgesprochen, als Rodin, die Bewegung benutzend, welche die Handelnden dieses Auftrittes sich um den Untersuchungsrichter herumstellen ließ, um einige Schritte zurückwich, heimlich die Thür erreichte und verschwand, ohne daß Jemand seine Abwesenheit gewahr worden wäre.

Während der Soldat, so in seine tiefste Verzweiflung zurückgeworfen, Herrn von Gernande anblickte, indem er mit Bangigkeit seine Antwort erwartete, sagte Adrienne zu dem Untersuchungsrichter:

— Aber, mein Gott! mein Herr, was hat Ihnen denn die Superiorin in Bezug auf die beiden jungen Mädchen geantwortet, als Sie in das Kloster kamen?

— Die Superiorin hat sich geweigert, eine Erklärung zu geben, Fräulein. — Sie behaupten, mein Herr, — sagte sie zu mir, — daß die jungen Personen, von denen Sie reden, hier wider ihren Willen zurück-

gehalten werden; ... da das Gesetz Ihnen dieses Mal das Recht giebt, in dieses Haus zu dringen, so durchsuchen Sie es ... — Aber, Madame, wollen Sie mir gefälligst auf eine bestimmte Weise antworten, — sagte ich zu der Superiorin, — behaupten Sie, der Einsperrung der jungen Mädchen, die ich zurückzufordern komme, gänzlich fremd zu sein? — Ich habe in dieser Beziehung nichts zu sagen, mein Herr. Sie sagen, daß Sie bevollmächtigt seien, Nachforschungen anzustellen; thun Sie es. — Da ich keine andere Erklärung erlangen konnte, — fügte der Untersuchungsrichter hinzu, — so habe ich das Kloster in allen seinen Theilen untersucht, habe mir alle Zimmer öffnen lassen; ... aber unglücklicher Weise habe ich keine Spur von diesen jungen Mädchen gefunden ...

— Sie werden sie nach einem andern Orte geschickt haben, — rief Dagobert aus, — und wer weiß? ... sehr krank vielleicht ... Sie werden sie tödten, mein Gott! sie werden sie tödten! ... — rief er mit einem herzzerreißenden Tone aus.

— Was ist nach einer solchen Weigerung zu thun, mein Gott! welcher Entschluß zu fassen? Ach! ich bitte Sie, erleuchten Sie uns, mein Herr, Sie, unser Rath, Sie, unsere Vorsehung! ... — sagte Adrienne, indem sie sich umwandte, um Rodin anzureden, welchen sie hinter sich glaubte. — Was wäre Ihre ...

Als sie hierauf bemerkte, daß der Jesuit plötzlich

verschwunden war, sagte sie mit Besorgniß zu der Mayeux:

— Und Herr Rodin, wo ist er denn?

— Ich weiß es nicht, Fräulein, — antwortete die Mayeux, indem sie sich umsah, — er ist nicht mehr da.

— Das ist sonderbar, — sagte Adrienne, — so plötzlich zu verschwinden! . . .

— Sagte ich Ihnen nicht, daß er ein Verräther wäre! — rief Dagobert aus, indem er wüthend mit dem Fuße stampfte, — sie halten es Alle mit einander . . .

— Nein, nein, — sagte Fräulein von Cardoville, — glauben Sie das nicht; aber die Abwesenheit des Herrn Rodin ist nichts desto weniger sehr zu bedauern, denn durch die Stellung, welche Herr Rodin bei dem Herrn von Aigrigny eingenommen hat, hätte er uns bei diesem mißlichen Umstande vielleicht nützliche Auskünfte geben können.

— Ich muß Ihnen gestehen, Fräulein, daß ich fast darauf rechnete, — sagte Herr von Gernande, — und ich bin in gleicher Absicht, um Ihnen den betrübten Erfolg meiner Nachforschungen mitzutheilen, hierher gekommen, als auch um diesen wackeren und rechtschaffenen Mann, der auf eine so muthige Weise abscheuliche Umtriebe entschleiert hat, zu bitten, uns durch seinen Rath bei diesem Umstande zu erleuchten.

Wie seltsam! seit einigen Augenblicken achtete Dagobert, gänzlich in seine Gedanken vertieft, durchaus

nicht mehr auf die für ihn so wichtigen Worte des Untersuchungsrichters. Er wurde nicht einmal das Fortgehen des Herrn von Gernande gewahr, der sich entfernte, nachdem er Adriennen versprochen hatte, nichts zu versäumen, um dazu zu gelangen, die Wahrheit in Bezug auf das Verschwinden der Waisen zu erfahren.

Besorgt über dieses Schweigen, und indem sie augenblicklich dieses Haus verlassen und Dagobert auffordern wollte, sie zu begleiten, schritt Adrienne, nach einem mit der Mayeux ausgewechselten Blicke des Einverständnisses, auf den Soldaten zu, als man außerhalb des Zimmers eilige Schritte und eine männliche und hell klingende Stimme mit Ungeduld ausrufen hörte:

— Wo ist er? wo ist er?

Bei dieser Stimme schien Dagobert plötzlich zu erwachen, that einen Sprung, stieß einen Schrei aus, und stürzte auf die Thür zu.

Sie ging auf . . .

Der Marschall Simon erschien in ihr.

## XII.

## Peter Simon.

Der Marschall Peter Simon, Herzog von Ligny, war von hohem Wuchse, einfach in einen blauen Ueberrock gekleidet, der bis zum letzten Knopfloche hinauf zugeknöpft, und in welches ein Endchen rothes Band geschlungen war.

Es konnte kein Gesicht geben, das biederer, offenherziger und von einem ritterlicheren Ausdrucke war, als das des Marschalls; er hatte eine breite Stirn, eine Adlernase, ein stark hervortretendes Kinn und eine von der Sonne Indiens verbrannte Gesichtsfarbe. Seine sehr kurz geschnittenen Haare fingen an, an den Schläfen grau zu werden, aber seine Augenbrauen waren noch eben so schwarz, als sein starker herabfallender Schnurrbart; sein ungezwungener, kühner Gang, seine entschlossenen Bewegungen zeugten von seinem militairischen Ungestüm; ein Mann des Volkes, ein Mann des Krieges und des Aufstrebens forderte die warme Herzlichkeit

seiner Sprache zum Wohlwollen und zum Mitgefühle auf; eben so aufgeklärt, als unerschrocken, eben so großmüthig, als aufrichtig, bemerkte man besonders einen männlichen plebejischen Stolz an ihm; in demselben Grade also, wie Andere stolz auf eine hohe Geburt sind, war er stolz auf seine niedrige Herkunft, weil sie durch den erhabenen Charakter seines Vaters, eines strengen Republikaners, eines verständigen und arbeitsamen Handwerkers, seit vierzig Jahren die Ehre, das Vorbild und die Verherrlichung der Arbeiterclasse, geadelt war.

Indem er dankbar den aristokratischen Titel annahm, mit dem ihn der Kaiser ausgezeichnet, hatte Peter Simon im Sinne jener zartfühlenden Leute gehandelt, die mit einer liebreichen Freundschaft ein ihnen vollkommen nutzloses Geschenk zu Gunsten der Hand dankbar entgegennehmen, die es ihnen anbietet.

Peter Simons innige Verehrung des Kaisers war niemals blind gewesen; und wenn seine Hingebung, seine feurige Liebe für seinen Abgott instinctmäßig und so zu sagen Bestimmung des Schicksals waren . . . so war seine Bewunderung desto ernster und begründeter. Weit davon entfernt, jenen Haudegen zu gleichen, welche die Schlacht nur wegen der Schlacht lieben, bewunderte der Marschall Simon seinen Helden nicht allein als den größten Feldherrn der Welt, sondern er bewunderte ihn vor Allem, weil er wußte, daß der Kaiser den Krieg

nur in der Hoffnung geführt oder angenommen hatte, um der Welt eines Tages den Frieden zu geben.

Als Sohn des Handwerkers bewunderte Peter Simon den Kaiser ferner, weil dieser kaiserliche Emporkömmling immer auf eine edle Weise verstanden hatte, den Volksgeist zu erregen, und weil er, sich des Volkes erinnernd, aus dem er entsprungen war, es brüderlich eingeladen hatte, allen Prunk der Aristokratie und des Königthumes zu genießen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Als der Marschall Simon in das Zimmer trat, waren seine Züge aufgeregt; bei Dagoberts Anblicke erleuchtete ein Strahl der Freude sein Gesicht, er stürzte auf den Soldaten zu, indem er ihm die Arme entgegenstreckte und ausrief:

— Mein Freund!! mein alter Freund! . . .

Dagobert antwortete mit einer stummen Rührung auf diese liebreiche Umarmung, und der Marschall, nachdem er sich aus dessen Armen losmachte und seine feuchten Augen auf ihn heftete, sagte mit einer so von Gemüthserschütterung stockenden Stimme, daß seine Lippen zitterten, zu ihm:

— Nun! Du bist zu rechter Zeit für den 13. Februar angekommen?

— Ja, mein General . . . Aber Alles ist um vier Monate verschoben . . .

— Und . . . meine Frau, mein Kind? . . .

Bei dieser Frage erbebte Dagobert, senkte das Haupt und blieb stumm ...

— Sie sind also nicht hier? — fragte Peter Simon mit mehr Erstaunen als Besorgniß. — Man hat mir in Deiner Wohnung gesagt, daß weder meine Frau, noch mein Kind dort wären, aber daß ich Dich ... in diesem Hause finden würde; — ich bin hergeeilt ... sie sind also nicht hier?

— Mein General ... — sagte Dagobert, indem er unendlich bleich wurde, — mein General ...

Sich hierauf die Tropfen kalten Schweißes abtrocknend, welche auf seiner Stirn perlten, vermochte er kein Wort mehr auszusprechen, seine Stimme blieb in seiner ausgetrockneten Kehle stecken.

— Du machst mir bange! — rief Peter Simon aus, indem er bleich wie der Soldat wurde, und ihn bei dem Arme ergriff.

In diesem Augenblicke trat Adrienne vor, ihre Züge trugen das Gepräge von Betrübniß und Rührung; als sie Dagoberts große Verlegenheit sah, wollte sie ihm zu Hülfe kommen, und sagte mit einer sanften und bewegten Stimme zu Peter Simon:

— Herr Marschall ... ich bin Fräulein von Cardoville ... eine Verwandte ... Ihrer theuren Kinder ...

Peter Simon wandte sich rasch um, eben so betroffen über die blendende Schönheit Adriennens als

die von ihr ausgesprochenen Worte ... Er stammelte in seiner Ueberraschung:

— Sie, Fräulein, ... Verwandte ... meiner Kinder ...

Und er betonte diese Worte, indem er Dagobert bestürzt anblickte.

— Ja, Herr Marschall ... Ihre Kinder ... — beeilte sich Adrienne zu sagen, — und die Liebe dieser beiden reizenden Zwillings-Schwestern ....

— Zwillings-Schwestern! rief Peter Simon aus, indem er Fräulein von Cardoville mit einem Ausbruche unmöglich wiederzugebender Freude unterbrach. — Zwei Töchter statt einer. Ach! wie glücklich muß ihre Mutter sein ... — Dann fügte er hinzu, indem er sich an Adriennen wandte:

— Verzeihen Sie mir, Fräulein, daß ich so wenig höflich bin, daß ich Ihnen so schlecht für das danke, was Sie mir mittheilen; ... aber Sie begreifen, ich habe meine Frau seit siebenzehn Jahren nicht gesehen ... Ich komme an ... und anstatt zwei geliebte Wesen zu finden ... finde ich deren drei ... Ich bitte, Fräulein, ich wünschte die ganze Dankbarkeit zu kennen, die ich Ihnen verschulde. Sie sind unsere Verwandte; ich bin ohne Zweifel hier in Ihrer Wohnung ... Meine Frau, meine Kinder sind da ... nicht wahr? ... Fürchten Sie, daß mein plötzliches Erscheinen ihnen schädlich sein möchte? Ich will warten; ... aber sehen Sie, Fräulein,

ich bin überzeugt, Sie sind eben so gütig als schön... Haben Sie Mitleid mit meiner Ungeduld... Bereiten Sie alle Drei recht schnell vor... mich wieder zu sehen.

Immer mehr außer Fassung, vermied Dagobert die Blicke des Marschalls, und zitterte wie Laub.

Adrienne schlug die Augen nieder, ohne zu antworten; ihr Herz brach bei dem Gedanken, dem Marschall Simon einen so schrecklichen Schlag versetzen zu müssen.

Dieser verwunderte sich bald über dieses Schweigen; indem er abwechselnd Adrienne und den Soldaten, anfangs mit beunruhigter und bald mit erschreckter Miene anblickte, rief er aus:

— Dagobert,... Du verheimlichst mir irgend etwas...

— Mein General... — antwortete er stammelnd, — ich versichere Ihnen... ich... ich...

— Fräulein, — rief Peter Simon aus, — aus Barmherzigkeit, ich beschwöre Sie, reden Sie offenherzig zu mir, meine Angst ist schrecklich... Meine ersten Befürchtungen kehren mir wieder... Was giebt es... Meine Töchter... Meine Frau... sind sie krank? sind sie in Gefahr? O! reden Sie! reden Sie!

— Ihre Töchter, Herr Marschall, — sagte Adrienne, — sind in Folge ihrer langen Reise... ein wenig leidend gewesen;... aber ihr Zustand hat nichts Beunruhigendes.

— Mein Gott!... dann... ist es meine Frau... meine Frau, die in Gefahr ist.

— Muth, mein Herr, — sagte Fräulein von Cardoville auf eine traurige Weise. — Leider müssen Sie Trost in der Liebe der beiden Engel suchen, die Ihnen übrig geblieben sind.

— Mein General, — sagte Dagobert mit einer festen und ernsten Stimme, — ich bin aus Sibirien ... allein ... mit Ihren beiden Töchtern gekommen.

— Und ihre Mutter! ihre Mutter! — rief Peter Simon mit einer herzzerreißenden Stimme aus.

— Am Tage nach ihrem Tode habe ich mich mit den beiden Waisen auf den Weg gemacht, — antwortete der Soldat.

— Todt! ... — rief Peter Simon niedergeschlagen aus, — todt ... — Ein trauriges Schweigen antwortete ihm.

Bei diesem unerwarteten Schlage wankte der Marschall, stützte sich auf die Lehne eines Stuhles und sank darauf, indem er sein Gesicht in seine Hände verbarg.

Während einiger Minuten hörte man nur ersticktes Schluchzen, denn Peter Simon liebte nicht allein seine Frau aus alle den Gründen, welche wir zu Anfang dieser Geschichte angeführt haben, zum Vergöttern; sondern vermöge jenes sonderbaren Vergleichs, welchen der lange und grausam heimgesuchte Mensch so zu sagen mit dem Schicksale schließt, hatte Peter Simon, ein Fatalist, wie alle zarten Herzen, indem er sich berechtigt glaubte, nach so vielen Jahren der Leiden auf

Glück rechnen zu können, keinen Augenblick daran gezweifelt, daß er seine Frau und sein Kind wiederfinden würde, ein zwiefacher Trost, den ihm das Schicksal nach so vielen Widerwärtigkeiten schuldig sei.

Im Gegensatze von gewissen Leuten, welche die Gewohnheit des Mißgeschickes minder anspruchsvoll macht, hatte Peter Simon auf ein eben so vollständiges Glück gerechnet, als sein Unglück vollständig gewesen war... Seine Frau und sein Kind, das waren die einzigen, unerläßlichen Bedingungen der Glückseligkeit, welche er erwartete; hätte seine Frau seine Töchter überlebt, so hätte für ihn sie dieselben nicht mehr ersetzt, als diese in seinen Augen ihre Mutter ersetzen konnten; Schwäche oder Habsucht des Herzens, dem war so; wir verweilen bei dieser Seltsamkeit, weil die Folgen dieses unaufhörlichen und schmerzlichen Kummers einen großen Einfluß auf die Zukunft des Marschalls Simon ausübten.

Adrienne und Dagobert hatten den drückenden Schmerz des unglücklichen Mannes geachtet. Als er seinen Thränen freien Lauf gelassen, richtete er sein männliches, jetzt marmorblasses Gesicht wieder auf, fuhr mit der Hand über seine gerötheten Augen, stand auf und sagte zu Adriennen:

— Verzeihen Sie mir, Fräulein, ... ich habe meine erste Empfindung nicht überwinden können... Erlauben Sie mir, mich zu entfernen... Ich habe den würdigen

Freund, der meine Frau erst in ihrem letzten Momente verlassen hat, um schmerzliche Umstände zu befragen ... Wollen Sie die Güte haben, mich zu meinen Kindern ... zu meinen armen Waisen führen zu lassen ...

Und die Stimme des Marschalls stockte von Neuem.

— Herr Marschall, — sagte Fräulein von Cardoville, — soeben noch erwarteten wir Ihre lieben Kinder hier ... unglücklicher Weise sind unsere Hoffnungen getäuscht worden ...

Peter Simon blickte zuerst Adrienne an, ohne ihr zu antworten, und gleich als ob er sie nicht gehört oder verstanden hätte.

— Aber beruhigen Sie sich, — begann das junge Mädchen wieder, — man darf noch nicht verzweifeln ...

— Verzweifeln? — wiederholte der Marschall maschinenmäßig, indem er abwechselnd Fräulein von Cardoville und Dagobert anblickte, — verzweifeln! und über was? mein Gott!

— Ihre Kinder wiederzusehen, Herr Marschall, — sagte Adrienne, — Ihre, ihres Vaters, Anwesenheit ... wird die Nachforschungen wirksamer machen.

— Die Nachforschungen! ... — rief Peter Simon aus. — Meine Töchter sind also nicht hier?

— Nein, mein Herr, — sagte Adrienne endlich, — man hat sie der zärtlichen Sorgfalt dieses vortrefflichen Mannes geraubt, der sie aus der Tiefe Rußlands hergeführt hatte, und sie in ein Kloster gebracht ...

— Unglückseliger! — rief Peter Simon aus, indem er drohend und schrecklich auf Dagobert zuschritt; — Du wirst mir für Alles stehen ...

— Ah! mein Herr! beschuldigen Sie ihn nicht! — rief Fräulein von Cardoville aus.

— Mein General, — sagte Dagobert mit einer trockenen, aber schmerzlich ergebenen Stimme, — ich verdiene Ihren Zorn ... es ist meine Schuld; genöthigt mich von Paris zu entfernen, habe ich die Kinder meiner Frau anvertraut; ihr Beichtvater hat ihr den Kopf verdreht, hat sie überredet, daß Ihre Töchter besser in einem Kloster, als bei uns wären; sie hat ihm geglaubt, sie hat sie ins Kloster führen lassen; jetzt sagt man im Kloster, daß man nicht wisse, wo sie sind; da haben Sie die Wahrheit ... machen Sie mit mir, was Sie wollen ... ich habe nur zu schweigen und zu dulden.

— Aber das ist schändlich! ... — rief Peter Simon aus, indem er mit einer Geberde verzweifelter Empörung auf Dagobert deutete; — aber wem dann vertrauen ... wenn dieser da mich betrogen hat ... mein Gott!

— Ah! Herr Marschall, beschuldigen Sie ihn nicht, — rief Fräulein von Cardoville aus, — glauben Sie ihm nicht: er hat sein Leben, seine Ehre auf das Spiel gesetzt, um Ihre Kinder diesem Kloster zu entreißen ... und er ist nicht der Einzige, der bei diesem Versuche gescheitert ist; so eben noch ist ein Untersuchungsrichter, ... trotz des Amtes, trotz der Gewalt, mit der er be-

kleidet ist, nicht glücklicher gewesen. Seine Festigkeit gegen die Superiorin, seine umständlichen Nachforschungen in dem Kloster sind vergeblich gewesen; bis jetzt war es unmöglich, diese unglücklichen Kinder wieder zu finden.

— Aber dieses Kloster, — rief der Marschall Simon aus, indem er sich mit bleichem, durch den Schmerz und Zorn entstelltem Gesichte wieder aufrichtete, — wo ist dieses Kloster? diese Leute da wissen also nicht, was ein Vater ist, dem man seine Kinder raubt?

In dem Augenblicke, wo der Marschall Simon, gegen Dagobert gewandt, diese Worte aussprach, erschien Rodin, Rosa und Blanca bei der Hand haltend, unter der offen gelassenen Thür. Als er den Ausruf des Marschalls hörte, erbebte er vor Ueberraschung; ein Strahl von teuflischer Freude erheiterte sein widriges Gesicht, denn er erwartete nicht, Peter Simon so zu gelegener Zeit zu begegnen.

Fräulein von Cardoville war die Erste, welche Rodins Anwesenheit bemerkte. Auf ihn zueilend rief sie aus:

— Ha! ich irrte mich nicht, ... unsere Vorsehung, immer, ... immer ...

— Meine armen Kleinen, — sagte Rodin leise zu den jungen Mädchen, indem er ihnen Peter Simon zeigte: — das ist Euer Vater.

— Mein Herr! — rief Adrienne hinter Rosa und Blanca hereilend aus, — Ihre Kinder! ... da sind sie! ...

In dem Augenblicke, als Peter Simon sich rasch umwandte, warfen sich seine beiden Töchter in seine Arme; es entstand eine feierliche Stille, und man hörte nur noch ein von Küssen und mit Ausrufungen der Freude unterbrochenes Schluchzen.

— Aber kommen Sie doch, zum Mindesten das Gute zu genießen, was Sie gethan haben! — sagte Fräulein von Cardoville, indem sie ihre Augen abtrocknete und zu Rodin zurückkehrte, der, in der Vertiefung der Thür, an welche er sich lehnte, geblieben, diesem Auftritte mit einer unendlichen Rührung zuzusehen schien.

Bei dem Anblicke des die Kinder zurückführenden Rodins hatte Dagobert, anfangs auf das Höchste erstaunt, nicht eine Bewegung machen können; als er aber die Worte Adriennens hörte, warf er sich, von einer so zu sagen sinnlosen Dankbarkeit hingerissen, vor dem Jesuiten auf beide Kniee, und seine Hände faltend, als ob er gebetet hätte, rief er mit schluchzender Stimme aus:

— Indem Sie diese Kinder zurückführen, haben Sie mich gerettet ...

— Ach! mein Herr, sein Sie gesegnet ... — sagte die Mayeux, von dem allgemeinen Gefühle fortgerissen.

— Das ist zu viel, meine lieben Freunde, — sagte Rodin, als ob so viel Gemüthserschütterung über seine Kräfte gewesen wäre; — das ist in Wahrheit zu viel für mich; entschuldigen Sie mich bei dem Marschall ...

kleidet ist, nicht glücklicher gewesen. Seine Festigkeit gegen die Superiorin, seine umständlichen Nachforschungen in dem Kloster sind vergeblich gewesen; bis jetzt war es unmöglich, diese unglücklichen Kinder wieder zu finden.

— Aber dieses Kloster, — rief der Marschall Simon aus, indem er sich mit bleichem, durch den Schmerz und Zorn entstelltem Gesichte wieder aufrichtete, — wo ist dieses Kloster? diese Leute da wissen also nicht, was ein Vater ist, dem man seine Kinder raubt?

In dem Augenblicke, wo der Marschall Simon, gegen Dagobert gewandt, diese Worte aussprach, erschien Rodin, Rosa und Blanca bei der Hand haltend, unter der offen gelassenen Thür. Als er den Ausruf des Marschalls hörte, erbebte er vor Ueberraschung; ein Strahl von teuflischer Freude erheiterte sein widriges Gesicht, denn er erwartete nicht, Peter Simon so zu gelegener Zeit zu begegnen.

Fräulein von Cardoville war die Erste, welche Rodins Anwesenheit bemerkte. Auf ihn zueilend rief sie aus:

— Ha! ich irrte mich nicht,.... unsere Vorsehung, immer,... immer...

— Meine armen Kleinen, — sagte Rodin leise zu den jungen Mädchen, indem er ihnen Peter Simon zeigte: — das ist Euer Vater.

— Mein Herr! — rief Adrienne hinter Rosa und Blanca hereilend aus, — Ihre Kinder!... da sind sie!...

In dem Augenblicke, als Peter Simon sich rasch umwandte, warfen sich seine beiden Töchter in seine Arme; es entstand eine feierliche Stille, und man hörte nur noch ein von Küssen und mit Ausrufungen der Freude unterbrochenes Schluchzen.

— Aber kommen Sie doch, zum Mindesten das Gute zu genießen, was Sie gethan haben! — sagte Fräulein von Cardoville, indem sie ihre Augen abtrocknete und zu Rodin zurückkehrte, der, in der Vertiefung der Thür, an welche er sich lehnte, geblieben, diesem Auftritte mit einer unendlichen Rührung zuzusehen schien.

Bei dem Anblicke des die Kinder zurückführenden Rodins hatte Dagobert, anfangs auf das Höchste erstaunt, nicht eine Bewegung machen können; als er aber die Worte Adriennens hörte, warf er sich, von einer so zu sagen sinnlosen Dankbarkeit hingerissen, vor dem Jesuiten auf beide Kniee, und seine Hände faltend, als ob er gebetet hätte, rief er mit schluchzender Stimme aus:

— Indem Sie diese Kinder zurückführen, haben Sie mich gerettet ...

— Ach! mein Herr, sein Sie gesegnet ... — sagte die Mayeux, von dem allgemeinen Gefühle fortgerissen.

— Das ist zu viel, meine lieben Freunde, — sagte Rodin, als ob so viel Gemüthserschütterung über seine Kräfte gewesen wäre; — das ist in Wahrheit zu viel für mich; entschuldigen Sie mich bei dem Marschall ...

und sagen Sie ihm, daß ich durch den Anblick seines Glückes genug belohnt bin.

— Mein Herr ... ich bitte ... — sagte Adrienne, — lassen Sie den Marschall Ihre Bekanntschaft machen, lassen Sie ihn zum Mindesten Sie sehen ...

— O! bleiben Sie ... Sie, der uns Alles rettet, — rief Dagobert aus, indem auch er Rodin zurückzuhalten versuchte.

— Die Vorsehung, mein liebes Fräulein, bekümmert sich nicht mehr um das Gute, was gethan ist, sondern um das Gute, was noch zu thun übrig ist ... — sagte Rodin mit einem Ausdrucke voller Schlauheit und Güte ... — Muß ich jetzt nicht an den Prinzen Djalma denken? Mein Werk ist noch nicht beendigt, und die Augenblicke sind kostbar.

— Ja doch, — fügte er hinzu, indem er sich sanft von Dagoberts Umschlingungen losmachte, — ja doch, der Tag ist so gut gewesen, als ich hoffte: der Abbé d'Aigrigny ist entlarvt, Sie sind frei, mein liebes Fräulein; Sie haben Ihr Kreuz wiedergefunden, mein wackerer Soldat; der Mayeux ist eine Beschützerin gesichert, und der Herr Marschall umarmt seine Kinder ... Ich bin ein wenig bei allen diesen Freuden betheiligt ... mein Theil ist schön ... mein Herz zufrieden ... Auf Wiedersehen, meine Freunde, auf Wiedersehen.

Indem er dieses sagte, machte Rodin mit der Hand Adriennen, der Mayeux und Dagobert einen freund-

schaftlichen Gruß und verschwand, nachdem er ihnen mit einem entzückten Blicke den Marschall Simon gezeigt hatte, welcher, auf einem Stuhle sitzend und seine beiden Töchter mit Thränen und mit Küssen bedeckend, sie eng umarmt hielt, und dem, was um ihn herum vorging, fremd blieb.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Eine Stunde nach diesem Auftritte hatten Fräulein von Cardoville und die Mayeur, der Marschall Simon, seine beiden Töchter und Dagobert das Haus des Doctors Baleinier verlassen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Indem wir diese Zwischenhandlung schließen, noch einige Worte der Moralität in Bezug auf Irrenhäuser und Klöster.

Wir haben gesagt und wir wiederholen es, die Gesetze, welche in Bezug auf die Aufsicht der Irrenhäuser bestehen, scheinen uns ungenügend.

Kürzlich den Gerichten vorgelegte Fälle, andere Fälle von einer großen Bedenklichkeit, welche uns anvertraut worden sind, scheinen uns klar diese Unzulänglichkeit zu beweisen.

Gewiß ist den Gerichtsbeamten alle Macht bewilligt, um die Irrenhäuser zu besuchen; dieser Besuch ist ihnen sogar anempfohlen; aber wir wissen aus sicherer Quelle, daß die zahlreichen und unaufhörlichen Beschäftigungen der Gerichtsbeamten, deren Personal au-

ßerdem sehr oft nicht in dem Verhältnisse mit den Arbeiten steht, mit denen sie überladen sind, diese Inspectionen so selten vornehmen, daß sie so zu sagen illusorisch sind.

Es würde uns demnach nützlich scheinen, zum Mindesten wöchentlich Inspectionen, insbesondere für die Beaufsichtigung der Irrenhäuser zu errichten, welche aus einem Arzte und aus einem Gerichtsbeamten bestehen, damit die Reclamationen einer contradictorischen Prüfung unterworfen wären.

Gewiß verfehlt die Gerechtigkeit niemals, zu Hülfe zu kommen, wenn sie hinlänglich unterrichtet ist; aber, wie viele Förmlichkeiten, wie viele Schwierigkeiten sind zu überwinden, damit sie es werde, und besonders, wenn der Unglückliche, der ihren Beistand anzuflehen nöthig hat, sich in einem Zustande von Verdacht, von Absonderung und von gewaltsamer Einsperrung befindend, außerhalb keinen Freund hat, um seine Vertheidigung zu übernehmen und bei der Behörde in seinem Namen Klage zu führen!

Kommt es denn nicht der Civilbehörde zu, diesen Reclamationen durch eine periodische, energisch durchgeführte Beaufsichtigung zuvorzukommen?

Und das, was wir von den Irrenanstalten sagen, ist vielleicht auf eine noch weit dringendere Weise auf die Nonnenklöster, die Seminarien und auf die von Congregationen bewohnten Häuser anwendbar.

Erst kürzlich vorgefallene, sehr in's Auge springende Thatsachen, welche in ganz Frankreich Aufsehen gemacht, haben unglücklicher Weise bewiesen, daß die Gewaltthätigkeiten, Einsperrungen, barbarische Behandlung, Verführung von Minderjährigen, ungesetzmäßige, mit Martern begleitete Einkerkerungen, wenn nicht häufige, doch zum Mindesten mögliche Thatsachen in den Klöstern waren.

Es hat seltsamer Zufälle, frecher und cynischer Rohheiten bedurft, um diese abscheulichen Handlungen zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu lassen. Wie viele andere Opfer mögen in diesen großen, schweigsamen Häusern begraben gewesen oder vielleicht noch begraben sein, in diesen Häusern, in welche kein profaner Blick dringt, und die, durch die Vorrechte der Geistlichkeit, der Aufsicht der bürgerlichen Behörde entgehen!

Ist es nicht bedauernswerth, daß diese Wohnungen nicht auch einer periodischen Inspection unterworfen sind, welche, wenn man will, aus einem Almosenier, einem obrigkeitlichen Beamten oder irgend einem Abgeordneten der Municipalbehörde bestehen könnte?

Wenn sich nichts als Erlaubtes, Menschliches, Mildthätiges in diesen Anstalten zuträgt, welche alle den Charakter öffentlicher Anstalten haben, und dem zufolge aller Verantwortlichkeit derselben unterworfen sein sollten, warum dann diese Empörung, warum dann dieser zornige Unwille der Priesterpartei,

wenn es sich darum handelt, an das zu tasten, was sie ihre Freiheiten nennt?

Es giebt Etwas, das über den in Rom berathenen und feierlich erlassenen Anordnungen steht, — nämlich: das französische Gesetz, das Allen gemeinschaftliche Gesetz, welches Allen Schutz gewährt, aber auch als Gegenbedingung Achtung und Gehorsam von Allen fordert.

Ende des fünften Bandes.

---

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

